Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

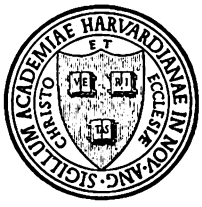
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Widener Library
3 2044 098 824 386
HD WID

Digitized by Google



P Germ 1471

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

MRS. ANNE E. P. SEVER

OF BOSTON

WIDOW OF COL. JAMES WARREN SEVER

(Class of 1817)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Vierzigster Jahrgang. Dritter Band
Juli bis September 1915

Stuttgart und Leipzig 1915 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

Pilgrim 147.1

Digitized by Google

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XL

(Juli bis September 1915)

Seite

Reinliche Scheidung 1

Dr. **Freiherr v. Jettel**: Italiens „heiliger Krieg" 2

Prof. Dr. **Siegm. Günther** (München): Englands Aufstieg und Niedergang 9

Archivrat Dr. **Lulvès** (Hannover): Die Wechselbeziehungen zwischen Italien und Rußland in der Geschichte II. 25

A. v. Kirchenheim: Der Seekodex der Ozeanokraten. Dritter völkerrechtlicher Brief 36

Prof. **Lammasch**: Erinnerungen an die Haager Friedenskonferenzen (Schluß) 40

Generalleutnant z. D. v. **Görtz**: Der fünftägige Feldzug in Belgien vor hundert Jahren 46

Geh. Sanitätsrat Prof. J. **Schwalbe** (Berlin): Zur Organisation der weiblichen Kriegskrankenpflege 63

Oberhofprediger D. **Ernst Dryander**: Die Stellung Jesu zum Kriege . 66

Freiherr **v. Hengelmüller**: Graf Alois Károlyi. Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie (Fortsetzung) 76

Prof. Dr. **Eugen Oberhummer** (Wien): Amerikanische und europäische Städte (Schluß) 85

Paul v. Ebart (Coburg): Jugendbriefe des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha aus Bonn (Schluß) 93

Geh. Bergrat Dr. **Branca**, Universitätsprofessor für Geologie und Paläontologie in Berlin: Der Krieg in seinen Folgen für die Internationalität der Wissenschaft 102

Dr. jur. **Kurt Ed. Imberg**: Englands Reue über Japan 108

Woran erinnert die deutsche Front in Ost und West? 121

Europa und die Zeitungsdemagogie 126

Dr. **H. v. Langermann**: Ueber Abrüstung und Völkerfriedenskongreß 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. 134

Universitätsprofessor Dr. **Hatschek** (Göttingen): Die Wandlungen der Monroedoktrin 142

Wilhelm Biernatzki-Voorde: Friedrich v. Martin 149

K. Th. Zingeler (Sigmaringen): Fürst Karl Anton von Hohenzollern in seiner Politik. Aus Briefen an ihn und von ihm . . 158. 301

Ueber die russische Armee im Jahre 1850. Nach Aufzeichnungen des Majors v. Schlegell, bearbeitet von M. Conrad 168

Dr. **Wolfgang Windelband** (Heidelberg): Habsburg und Hohenzollern . 176

Digitized by Google

Seite

Prof. Dr. **Hugo Ribbert** (Bonn): Anpassung und Krankheit 189
Prof. Dr. **Budde** (Hannover): Neuidealismus und Pädagogik 197
Theodor v. Sosnosky: Aus vergangenen Tagen. Kriegsbriefe aus dem Jahre 1859 204
Strobl v. Ravelsberg (Wien): Gablenz vor Gevensee. In Briefen aus dem Jahre 1864 212
F. v. Wantoch-Rekowski: Italienische Erinnerungen. Friedrich Krupp . 225
Brief eines Gewesenen. Von einem früheren Minister 228
Dr. Freiherr v. **Jettel**: Albanien 241
Scheich Abdul-Asis Tschawisch: Der Islam und Deutschland. Wie soll man sich die Zukunft des Islams denken? 249
W. Reiche (Wiesbaden): Der französische General Champion, ein Anhänger Kaiser Wilhelms I. 253
Prof. Dr. **H. Guthe** (Leipzig): Französische und englische Pläne im vorderen Orient 258
Dr. phil. **W. Koester** (Münster): E. M. Arndt über die deutsche Einigung. Ungedruckte Briefe Arndts 267
Prof. Dr. **Bernhard Fehr**: Der englische Machtbegriff 282
Professor **Karl B. Hofmann** (Graz): Die sakrale Rolle des Wassers . 287
Karl Mollenhauer: Dorpat-Jurjew. Erinnerungen aus der Studienzeit 311
Dr. **Max B. Weinstein**: Die Zusammenhangslosigkeit und Verbindung in der Welt 318
Robert Albert (Klein-Zschachwitz bei Dresden): Einer der letzten Frühdeutschen 324
Dr. **Heinr. Schierbaum** (Burgsteinfurt): Lenaus Geistesumnachtung. Sein Aufenthalt in Winnenthal. Mit unveröffentlichten Briefen des Hofrats Dr. med. Zeller 328
Dr. **Maximilian Lewels**: Buchara 340

Berichte aus allen Wissenschaften

Geschichte. **Raimund Friedrich Kaindl** (Czernowitz-Wien): Deutsches Leben in Galizien und in der Bukowina 114
Geschichte. **Ernst Lennhoff**: Ein Fürstenbundplan des Freiherrn Hans v. Gagern aus dem Jahre 1794 230
Geschichte. **Raimund Friedrich Kaindl** (Wien): Die Deutschen in Ungarn 350

Kleine Revuen

Literarische Berichte 117. 234. 353
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 120. 239. 356

Digitized by Google

Vierzigster Jahrgang — Juli 1915 — Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Reinliche Scheidung 1
Dr. Freiherr v. Jettel: Italiens „heiliger Krieg" 2
Prof. Dr. Siegm. Günther (München): Englands Aufstieg und Niedergang . . 9
Archivrat Dr. Lulvès (Hannover): Die Wechselbeziehungen zwischen Italien und Rußland in der Geschichte II. 25
A. v. Kirchenheim: Der Seekodex der Ozeanokraten. Dritter völkerrechtlicher Brief 36
Professor Lammasch: Erinnerungen an die Haager Friedenskonferenzen (Schluß) 40
Generalleutnant z. D. v. Görtz: Der fünftägige Feldzug in Belgien vor hundert Jahren 46
Geh. Sanitätsrat Prof. J. Schwalbe (Berlin): Zur Organisation der weiblichen Kriegskrankenpflege 63
Oberhofprediger D. Ernst Dryander: Die Stellung Jesu zum Kriege 66
Freiherr v. Hengelmüller: Graf Alois Károlyi. Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie (Fortsetzung) 76
Prof. Dr. Eugen Oberhummer (Wien): Amerikanische und europäische Städte (Schluß) 85
Paul v. Ebart (Coburg): Jugendbriefe des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha aus Bonn (Schluß) 93
Geh. Bergrat Dr. Branca, Universitätsprofessor für Geologie und Paläontologie in Berlin: Der Krieg in seinen Folgen für die Internationalität der Wissenschaft 102
Dr. jur. Kurt Ed. Imberg: Englands Reue über Japan 108
Berichte aus allen Wissenschaften.
Dr. Raimund Friedrich Kaindl (Czernowitz-Wien):
Geschichte: Deutsches Leben in Galizien und in der Bukowina . . 114
Literarische Berichte 117
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 120

Stuttgart — Deutsche Verlags-Anstalt — Leipzig
1915
Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig.

Anzeigen

Bei größeren Aufträgen angemessener Rabatt. Prospektbeilagen nach Tarif.

Inseratannahme bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, u. sämtl. Annoncenexpeditionen des In- u. Auslandes.

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
In 1915 trotz dem Kriege gleiche Steigerung der Dividenden für die Versicherten wie in den letzten Jahren.
— Mitversicherung der Kriegsgefahr. —

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Wildbad

württ. Schwarzwald, 430 m ü. d. M. :: **20,000 Kurgäste.**

Warme Heilquellen

(31—37° C.)

mit natürlicher der menschlichen Blutwärme angemessener Temperatur und großer Radioaktivität. **Vorzügliche Heilerfolge** bei **Nervenleiden, Gicht, Rheumatismus, Ischias, Neurasthenie, Verwundungen und Lähmungen und allen Folgeerscheinungen des Krieges.** — Alle erforderlichen Kurmittel wie Mediko-mechanisches Institut, Radium-Emanatorium, Elektrotherapie. — Für Kriegsteilnehmer weitgehende Vergünstigungen. **Luftkuren, Sommerfrische.** Neues Kurhaus. **Drahtseilbahn** auf den Sommerberg, 730 m ü. d. M. Berghôtel. Prospekt gratis durch den **Kurverein.**

In 18. Auflage ist erschienen:

Oeflers Geschäftshandbuch
(Die kaufmännische Praxis).

Dieses Buch enthält in klarer, leichtverständlicher Darstellung: Einfache, doppelte und amerikanische Buchführung (einschließlich Abschluß); Kaufmännisches Rechnen; Kaufmännischen Briefwechsel (Handelskorrespondenz); Kontorarbeiten (geschäftliche Formulare); Kaufmännische Propaganda (Reklamewesen); Geld-, Bank- und Börsenwesen; Wechsel- und Scheckkunde; Versicherungswesen; Steuern und Zölle; Güterverkehr der Eisenbahn; Post-, Telegraphen- und Fernsprechverkehr; Kaufmännische und gewerbliche Rechtskunde; Gerichtswesen; Übersichten und Tabellen; Erklärung kaufmännischer Fremdwörter und Abkürzungen; Alphabetisches Sachregister.

In wenigen Jahren über **170000 Exemplare verkauft!**

Tausende glänzender Anerkennungen. Herr Kaufmann Aug. Ramdor, Lehrer am Büsch-Institut in Hamburg, schreibt: „Es ist das beste Handbuch für kaufmännische Praxis unter all den Dutzenden Werken ähnlichen Inhalts, die ich beruflich zu prüfen hatte." — Das 384 Seiten starke, schön gebundene Buch wird franko geliefert gegen Einsendung von nur 3,20 Mk. oder unter Nachnahme von 3,40 Mk. **Richard Oefler, Verlag, Berlin SW 29.**

Digitized by Google

Reinliche Scheidung

„Wo das Wasser salzig schmeckt, da ist Englands Reich," so hieß es im vorigen Jahrhundert. Heute will auch das deutsche Volk Salzwasser schmecken. Das ist der Grund des Krieges, nichts andres, alles übrige ist Beiwerk und Gerede.

Auf dem Lande hat England gegen zivilisierte Völker nie allein gefochten, es mußte Verbündete haben. Das lehrt die Geschichte seit der Königin Elisabeth. Heute kämpft es um seine Existenz, es sucht seine Verbündeten da, wo man Deutschland haßt, und da, wo man Geld nimmt.

Zu dieser Zeit tritt die reinliche Scheidung der Völker ein, derer, welche vornehm und anständig denken, und derer, welche hassen, Geld nehmen oder nach gebrochenem Bündnis Verrat üben. Belgien spielte doppelt, Frankreich haßte, Rußland tat beides und nimmt Geld; am verächtlichsten ist Italien, das mit Geld gespickt dem Verbündeten vom Rücken her den Dolch in den Körper stößt.

Ein Völkerrecht gibt es nicht mehr, aber es gibt ein Urteil und eine Verurteilung in der Weltgeschichte.

Eine Partei, welche Lüge und gemeinen Haß auf ihre Fahne schreibt, ist eines Fortschreitens in der Kultur nicht würdig. — Gewiß sind bei Beginn des Krieges in Belgien und im nordöstlichen Frankreich schwere Strafen an Zivilpersonen verübt worden. Aber wer hieß diese in Belgien und in der Umgegend von Longwy die Waffen hinterrücks ergreifen? Wer drückte selbst dem Pfarrer die Waffen in die Hand? Wer lehrte die Einwohner, den Sieger am Abend freundlich empfangen, um ihn am nächsten Morgen verräterisch niederzuschießen? Es war die gemeine Gesinnung der feindlichen Zivil- und Militärbehörden, denen jedes Mittel, Falschheit und Verrat recht war, um uns, den Deutschen, zu schaden.

England leidet unter dem Unterseebootkrieg. Sofort heißt es, das ist Piraterie. Wie konnte die mit Kriegsmunition gefüllte „Lusitania" Frauen und Kinder als Passagiere mitnehmen? Das ist Gemeinheit und Heuchelei. Des schnöden Gewinnes wegen hat der Kapitän unschuldige Menschen ins Unglück gelockt. Wenn Amerika das nicht einsieht, ist es blind.

Italien konnte alles bekommen, was ihm irgendwie zukam. Es benutzt die Notlage eines ehemaligen Freundes, um sich, wenn es geht, zu bereichern.

Wenn es ein Weltgericht gibt, steht England mit seinen Verbündeten, dem mit blinden Haß erfüllten Frankreich, dem undankbaren Rußland, dem König-

Copyright 1915 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

mordenden Serbien und dem treulosen Italien, aller Moral bar und jeder Sympathie anständiger Menschen entblößt da. Japan mag man verzeihen, denn es kennt keine sittlichen Grundsätze. Amerika wird aufwachen und allmählich erkennen, wo Kultur und wahrhaft vornehme Gesinnung sich befindet.

Die reinliche Scheidung zwischen Germanen, im Bunde mit den wieder erwachten Osmanen, kam vielleicht früher, als es wünschenswert und geplant war.

Aber ein Gottesgericht wird entscheiden, und die Deutschen können versichert sein, daß, wenn auch Feinde ringsum, ihnen der Sieg bleiben wird.

Italiens „heiliger Krieg"

Von

Dr. Freiherr v. Jettel

Eure Rede sei: Ja, ja, nein, nein;
Was darüber ist, das ist von Uebel.
Matth. 5, 45.

Gerade vor hundert Jahren, am 9. Juni 1815, hat man in Wien die Schlußakte des Kongresses unterzeichnet, durch die das alte, von Napoleon über den Haufen geworfene Europa wieder auf die Füße gestellt wurde. Es war die Periode der Restaurationen. Auch für Italien sollte die „gute alte Zeit" wieder aufleben. Die Sekundo- und Tertiogenituren der früheren Rivalen auf der apenninischen Halbinsel, der Häuser Habsburg und Bourbon, kehrten in ihre Residenzen zurück und Lombardo-Venetien kam wieder an Oesterreich, dem es durch den Frieden von Campoformio zugefallen war. Sie alle sollten sich nicht lange ihres Besitzes erfreuen. Eine revolutionäre Bewegung, geleitet von geheimen Gesellschaften, den Carbonari, später der „Giovine Italia" Mazzinis, ließ schon in den zwanziger und dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts ganz Italien in seinen Grundfesten erzittern. Schutz und Hort fand sie bei der einzigen nationalen Dynastie im damaligen Italien, den Königen von Sardinien, die selbst erst durch den Wiener Kongreß wieder auf ihren angestammten Thron gelangt waren. In weitaus kürzerer Zeit, als man sich je wohl träumen ließ, sah sich das Königreich Sardinien, unterstützt von Napoleon, dem Schutzpatron aller unterdrückten Nationen, und begünstigt durch die allgemeine internationale Konstellation als Herrn von ganz Italien, als Großmacht, die in allen Fragen der europäischen Politik ein Wort mitzusprechen hatte. Statt aber mit diesem Erfolge zufrieden zu sein und die Geschichte der Vergangenheit abzuschließen, lebt Italien, was sein Verhältnis zu Oesterreich anbelangt, vielfach auch heute noch in dem Gedankenkreise eines Silvio Pellico und glüht dort heute noch der ewige Haß des Dieners gegen den Herrn.

Digitized by Google

Das Schlagwort von der „Befreiung der unerlösten Provinzen" ist für die Entschließungen der italienischen Regierung bis heute mitbestimmend geblieben, wie erst neulich Sonnino auf dem Kapitol verkündete. Die Irredenta ist ein Schmerzenskind der österreichisch-italienischen Beziehungen. Man will in Rom nicht begreifen, daß das Herumtragen von Fahnen unter dem Rufe: „Evviva Trento e Trieste", die Erhebung eines österreichischen Unteroffiziers, der seinem Kaiser und obersten Kriegsherrn nach dem Leben trachtet, zum italienischen Nationalhelden und ähnliche Dinge in Oesterreich reizen müssen. Sie führen zu Repressionen, die oft über das nötige Maß hinausgehen und dann wieder in Italien als Beweise der Unterdrückung der Italiener in Oesterreich ins Treffen geführt werden. So bewegt man sich in einem Circulus vitiosus. Es ist übrigens sehr fraglich, ob eine volle Befriedigung der nationalen Wünsche der österreichischen Italiener in Italien selbst erwünscht wäre. Es gäbe dann keine „Schmerzensschreie" mehr, die für die italienische Befreiungsaktion ein unentbehrliches Requisit sind. Einsichtige italienische Staatsmänner haben selbst das Unsinnige dieses Schlagwortes von den unerlösten Provinzen eingesehen. So sagte einmal Mancini in einer Kammerrede: „Darum, weil einige Gebietsteile Oesterreichs italienisch sind, sollen wir sie von Oesterreich verlangen! Dann müßten wir in Frankreich und England wegen Nizza, Korsika und Malta dasselbe tun. Deutschland müßte von Oesterreich und Rußland deren deutsche Provinzen fordern und ganz Europa würde in einen entsetzlichen Krieg hineingerissen. Was die Bannerträger der Irredenta fordern, ist nicht Trient oder Triest, sondern der Untergang von Oesterreich-Ungarn." Hier sei noch ein offenes Bekenntnis des Generals La Marmora erwähnt, gewiß eines unverdächtigen Zeugen. In seinem Buche „Un pò più di luce sugli eventi politici e militari dell' anno 1866" heißt es: „Il giogo dell' Austria non era così ferreo, crudele, come tutti, più o meno esagerando, abbiamo affermato, ma era pur sempre un giogo e per ciò solo insopportabile." (Das österreichische Joch war keineswegs so eisern, so grausam als wir alle mit mehr oder weniger Uebertreibung behaupteten; allein es war immerhin ein Joch und deshalb unerträglich.)

Die „Einheit" Italiens blieb also und bleibt bis zum heutigen Tage ein Glaubensartikel, auf den jeder anständige Italiener eingeschworen sein muß. Was alles zu Italien gehöre, darüber war man nicht immer derselben Ansicht. Der große italienische Dichter nennt sein Vaterland „il bel paese che il mar circonda e le Alpi". Danach würden also Istrien und Dalmatien nicht zu Italien gehören. Vom Fürsten Metternich stammt das Wort, Italien sei nur ein geographischer Begriff. Trifft dies auch heute nicht mehr zu, wird man doch nicht leugnen können, daß Italien auch ein geographischer Begriff sei. Kein Schuljunge wird im Zweifel sein, wohin er auf der Karte von Europa zu zeigen hat, wenn er gefragt wird, wo Italien liegt. Die Bestrebungen zur Herstellung der Einheit Italiens, d. h. zur Erwerbung jener Gebiete, die von einer Italienisch sprechenden Bevölkerung bewohnt sind, aber noch nicht zum Königreiche Italien gehören, ziehen sich wie ein roter Faden durch die neuere Geschichte des Landes.

Digitized by Google

Es war eine Enttäuschung für die königliche Regierung, daß der Krieg von 1859 ihr nur die Lombardei und nicht auch Venetien einbrachte. Schon das Jahr darauf drohte der Ausbruch eines neuen Krieges zwischen Oesterreich und Italien. Schleinitz schrieb damals an Bismarck nach Petersburg: „Daß Deutschland bei der Erhaltung dieses österreichisch-italienischen Besitztumes (Venedig) nicht bloß aus Gründen der militärischen Sicherheit, sondern auch wegen der unausbleiblichen Folgen der Lostrennung wesentlich beteiligt ist, darüber bin ich mir immer weniger zweifelhaft ... Durch die Lostrennung von Venetien wird die Revolution nicht geschlossen werden, sondern einen neuen und gefährlichen Durchbruch erhalten ... Ihre Erwartungen von dem künftigen einheitlichen Italien vermag ich nicht zu teilen. Ich will zugeben, daß es unter Umständen wohl einmal unser Alliierter werden könne, glaube aber, daß wir es viel konstanter in den Reihen unsrer Gegner, namentlich im Gefolge Frankreichs, erblicken werden."

Fürwahr, ein prophetischer Geist! Die italienische Regierung wollte vorerst versuchen, mit friedlichen Mitteln an ihr Ziel zu gelangen. La Marmora schickte im Jahre 1865 einen Vertrauensmann nach Wien, um wegen einer freiwilligen Abtretung Venetiens zu verhandeln. Er schreibt darüber, unter den italienischen Besitzungen Oesterreichs habe er nie etwas andres als den rein italienischen Teil Tirols verstanden. An Triest habe er nie gedacht, da es seine Handelsinteressen auf Deutschland weise. Zudem sei die Stadt von einer slawischen und deutschen Bevölkerung umgeben, die von den Triestinern nichts wissen wolle. Der Versuch blieb ohne Erfolg, es kam zum Krieg, Italien wurde zu Land und zur See geschlagen, aber — es erhielt Venetien. Damit war es aber keineswegs zufrieden, einerseits, wie La Marmora an Nigra schreibt: „Recevoir la Vénétie en cadeau de la France est humiliant pour nous", und dann, weil es nicht bloß Venetien in jenen administrativen Grenzen haben wollte, die es unter der österreichischen Herrschaft besessen hatte, sondern mit Inbegriff der Provinz Alto Adige des Napoleonischen Königreiches. Diesen Wunsch hatte die italienische Regierung bereits während der Verhandlungen über das Bündnis mit Preußen geäußert, war aber bei Bismarck auf Widerspruch gestoßen. Es liegt der Text einer Denkschrift Moltkes über diesen Gegenstand vom 5. März 1866 vor, worin es heißt, Preußen könne der endgültigen Abtretung eines zum Deutschen Bunde gehörigen Territoriums nicht zustimmen. In diesem Sinne sprach sich dann Bismarck wenige Tage später auch dem italienischen Gesandten in Berlin, Barral, gegenüber aus, und am 26. Juli berichtete General Govone an La Marmora auf Grund einer Unterredung mit Bismarck, nach den von Oesterreich und Preußen im Prinzip angenommenen Friedensvorschlägen Frankreichs könne das italienische Verlangen nach Tirol und noch weniger jenes nach andern österreichischen Provinzen unmöglich unterstützt werden. Noch während der Friedensverhandlungen beauftragte Visconti-Venosta den Gesandten Nigra, er möge der französischen Regierung gegenüber geltend machen, daß der wichtigste Gegenstand die Berichtigung der Grenzen Venetiens sei, dieses

Digitized by Google

müsse bis zum Isonzo und bis zu einer Linie reichen, die das Etschtal südlich von Bozen und nördlich von Trient zu durchschneiden hätte. Napoleon war für die Sache nicht zu gewinnen, und auch die Bemühungen Menabreas, diese Forderung in Wien durchzusetzen, blieben erfolglos.

In Italien ließ man aber die Hoffnung, doch noch seine Wünsche erfüllt zu sehen, nicht sinken. Im Jahre 1868 schickte König Viktor Emanuel den General Türr nach Wien, um wegen eines gegen Preußen gerichteten Bündnisses zwischen Frankreich, Oesterreich und Italien zu verhandeln. Als Angabe verlangte Italien das Trentino. Nach dem unglücklichen Ausgange des Deutsch-Französischen Krieges machte man in Frankreich den Heißhunger Italiens nach einer Gebietserweiterung für den Mißerfolg des Bündnisgedankens verantwortlich. Italien hatte nämlich Rom, Nizza und ganz Tirol verlangt, erst auf die Weigerung Frankreichs und Oesterreichs, auf diese Bedingungen einzugehen, wollte es sich mit dem Trentino begnügen.

Einige Jahre waren ruhig hingegangen. Der Deutsch-Französische Krieg hatte die Luft gereinigt. Da ließ sich ein neuer Schmerzensschrei aus Italien vernehmen. Unter dem Vorwande einer Mission, um mit den Großmächten über die Gleichstellung der beiderseitigen Staatsangehörigen zu verhandeln, begab sich der damalige Präsident der italienischen Kammer, Francesco Crispi, im Herbst 1877 auf eine Rundreise durch die Hauptstädte Europas. Das Verhältnis zwischen Oesterreich und Italien war zu jener Zeit sehr gespannt. Die italienische Regierung hatte allerlei auffallende militärische Maßregeln getroffen. Der Irredentismus machte sich lebhafter geltend, man bereitete eine Expedition italienischer Freiwilliger nach Dalmatien vor. Die österreichische Regierung ergriff Gegenmaßregeln. Anderseits hatte man in Rom wohl von den Abmachungen Oesterreichs mit Rußland über die Balkanfragen gehört und wollte nicht „uninteressiert“ bleiben. In der Instruktion des Ministerpräsidenten Depretis wird als Hauptzweck der Mission bezeichnet die Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen Deutschland und Italien zum Schutze gemeinsamer Interessen. Die italienischen Interessen, heißt es dann, können nicht allein durch die Vorherrschaft der ultramontanen Partei (in Frankreich) verletzt werden, sondern auch durch die Vergrößerung Oesterreichs infolge der Annexion einiger ottomanischer Provinzen. Am 17. September 1877 hatte Crispi in Gastein eine Unterredung mit Bismarck. Er schüttete ihm sein Herz aus. „Wenn Rußland, um sich die Freundschaft Oesterreichs zu sichern, diesem Bosnien anbietet, kann Italien dies nicht zugeben ... Sie wissen, im Jahre 1866 blieb Italien ohne Grenzen nach den Ostalpen zu. Wenn Oesterreich neue Provinzen erhielte, die es im Adriatischen Meere verstärkten, bliebe unser Land, so oft es dem Nachbarreiche gefiele, einer Invasion ausgesetzt.“ Ohne auf die Grenzfrage einzugehen, antwortete Bismarck: „Bosnien und die ganze Orientfrage berührt deutsche Interessen nicht. Es würde uns leid tun, wenn zwei Freunde sich bekämpften. Wenn sich Oesterreich Bosnien nimmt, mag sich Italien Albanien oder ein andres türkisches Gebiet am Adriatischen Meere nehmen.“

Digitized by Google

Im übrigen wies ihn Bismarck an Andrássy. In Wien hatte man wohl Kenntnis von dieser Unterredung und nahm zu den italienischen Wünschen sofort Stellung. In einem Artikel des offiziösen „Fremdenblatt" hieß es, wenn Crispi Bismarck von Trient und Triest gesprochen hat, wird dieser ihm gewiß keine Hoffnung auf Unterstützung Deutschlands zur Verwirklichung dieser Wünsche gemacht haben. Am 16. Oktober sah Crispi den Sektionschef im Auswärtigen Amte, v. Orczy. Die Antwort, die er erhielt, läßt sich dahin zusammenfassen, daß die rückhaltlose Anerkennung dessen, was Oesterreich gegenwärtig sein nennt, die unerläßliche Vorbedingung einer österreichisch-italienischen Allianz sei. Folgenden Tages erschien im „Fremdenblatt" ein Artikel, in dem es hieß, von einer Ausdehnung der italienischen Grenzen auf Kosten unsrer Monarchie, unter was immer für einem Vorwande, könne absolut keine Rede sein. Es sollte verhütet werden, daß jenseits der Alpen der Wahn Platz greife, Oesterreich werde auf friedlichem Wege seine Zustimmung zu weiteren Gebietsabtretungen an Italien erteilen. Am 20. Oktober war Crispi bei Andrássy, der ihm auf seine Ausführungen über „nationale Aspirationen" erwiderte, die Sprache sei nicht die einzige Norm für die Feststellung der Nationalität, es kämen auch andre Momente in Betracht; mit der Grammatik mache man keine Politik. „Nehmen Sie zum Beispiel Triest, wenn wir es Ihnen auch geben wollten, Sie würden nicht einen Tag dort bleiben können, Sie würden verwünscht." — Nun brachte Crispi das Gespräch auf Fiume. Es sei eine lächerliche Bezichtigung, daß Italien nach dessen Besitz strebe. Häfen seien für den Handel notwendige Tore, wer sie hat, müsse auch das Gebiet besitzen, aus dem die zu verschiffenden Produkte kommen.

Crispis Reise und die dadurch gewonnene politische Orientierung blieben ohne praktische Folgen. Es kam das franzosenfreundliche Ministerium Cairoli, und damit schwand für den Augenblick jede Hoffnung auf ein intimeres Verhältnis zwischen den drei Mächten. Die Umstände, welche Italien schließlich doch veranlaßten, sich an das deutsch-österreichische Bündnis anzuschließen, sind allgemein bekannt. Es galt damals als selbstverständlich, daß Italien dadurch implizite auf die Verwirklichung seiner Träume bezüglich der italienisch sprechenden Grenzländer verzichtete. In der „Nuova Antologia" vom 1. September 1881 veröffentlichte ein Exdiplomat einen Artikel „Le alleanze dell'Italia", in dem in überzeugender Weise dargelegt war, daß die Aufrechterhaltung der nationalen Aspiration Italiens mit dem eingegangenen Bundesverhältnis unvereinbar wäre. Man konnte sich, heißt es, wohl ein Italien nicht ohne Venedig und Rom denken, man könne es sich aber wohl denken ohne Trient und Istrien. Indessen dauerte die Ruhe nicht lange. Mit der von Oesterreich-Ungarn und Rußland eingeleiteten mazedonischen Reformaktion kam in die österreichisch-italienischen Beziehungen ein neues störendes Element: das Mißtrauen, daß sich die Donaumonarchie auf dem Balkan „au delà de Mitrowitza" ausdehnen könnte. Dieses schon zur Zeit Crispis angeschlagene Motiv, das dann wieder auftauchte, als die Annäherung greifbare Formen annahm, beherrschte in den nächsten Zeiten das Verhältnis zwischen den beiden nunmehr verbündeten Nachbarstaaten. Gelegentlich der ersten Er-

Digitized by Google

neuerung des Bündnisses 1887 wurde die Erklärung Oesterreich-Ungarns, über die Grenzen Bosniens nicht hinausgehen zu wollen, mit Bürgschaften umgeben, die geeignet gewesen wären, den Beängstigungen Italiens ein für allemal ein Ende zu machen. Im Artikel 7 des neuen Vertrages wurde festgesetzt, daß für den Fall, als eine der beiden Mächte genötigt wäre, den Statusquo auf dem Balkan durch eine zeitweilige oder dauernde Besetzung zu ändern, der andre Teil Anspruch auf eine Kompensation haben solle. Worin diese Kompensation bestünde, wurde nie gesagt. Einen Fingerzeig gab aber schon die früher erwähnte Antwort Bismarcks, Italien könne sich ein Stück der Türkei nehmen. Man lese ferner die Reden Guicciardinis und Tittonis aus jener Zeit nach. Von einer Kompensation durch österreichische Gebietsteile war nie die Rede. Wohl hat der irredentistische Abgeordnete Barzilai einmal in einer Kammerrede die Behauptung aufgestellt, zur Zeit des Abschlusses des Bündnisses habe zwischen dem damaligen österreichisch-ungarischen Botschafter Grafen Wimpffen und dem Unterstaatssekretär Maffei ein Briefwechsel stattgefunden, in dem sich Oesterreich-Ungarn verpflichtete, Italien als Kompensation für die Annexion Bosniens das Trentino abzutreten. Tittoni leugnete aber die Existenz einer solchen Korrespondenz in aller Form ab und wies ebenso die Behauptung zurück, daß der Dreibund eine Bestimmung über Trient enthalte. Ungeachtet dieser Ergänzung des Bündnisvertrages und obwohl die hinsichtlich eines beiderseitigen Desinteressements bezüglich Albaniens getroffenen besonderen Verabredungen Italien vor den Gefahren eines Handstreiches Oesterreichs in jenen Gegenden schützte, verfolgte man in Rom voll Mißtrauen jeden Schritt Oesterreich-Ungarns auf dem Balkan. Wie empört war man über das Projekt der Sandschakbahn und gar, als bald darauf Oesterreich-Ungarn die Annexion Bosniens aussprach. Damals soll das Verlangen nach der bewußten „Grenzregulierung" neuerdings aufgetaucht sein, ohne aber in Wien auf Verständnis zu stoßen. Italien näherte sich so immer mehr der Politik Rußlands, wozu auch manche persönliche Momente beigetragen haben mögen. Die Königin Elena, die Tochter des „einzigen Freundes" des Zaren, war in St. Petersburg erzogen worden, und an dem dortigen Hofe hatte der König nach der Thronbesteigung seinen ersten Antrittsbesuch gemacht. Schon in den 70er Jahren war, wie Crispi erzählt, in Wien der Verdacht aufgetaucht, zwischen Ignatiew und Robilant wären Abmachungen über den Balkan getroffen worden. Seit der Zusammenkunft des Zaren mit dem König von Italien in Racconigi 1908 zeigte sich ein zunehmender Parallelismus ihrer politischen Ziele. Beiden ist darum zu tun, Oesterreich-Ungarn an einer weiteren Ausdehnung seiner Macht- und Einflußsphären auf dem Balkan zu hindern, wenn auch aus verschiedenen Motiven. Italien möchte sich an den östlichen Küsten der Adria, des Mare nostro, in Albanien und Dalmatien festsetzen und sieht deshalb das Hinterland nicht gerne in Oesterreichs Händen. Rußland aber hat dieselben Gebiete seinen Schutzbefohlenen, den Serben, zugedacht. Es hat wenigstens den Anschein, als ob sich daraus gewisse Dissonanzen ergeben sollten. Die italienische Presse spricht sich einstimmig gegen

Digitized by Google

eine Festsetzung der Serben an der Adria aus und Rußland scheint für Italien optiert zu haben, dessen es im Augenblicke dringender bedarf als Serbiens. Der neue russische Botschafter, Giers, soll auch erklärt haben, Serbien möge sich keinen unrealisierbaren Hoffnungen hingeben, Italien habe in der Adria alte Traditionen zu schützen. Allerdings sagte er das in Rom.

Dieser kurze historische Rückblick läßt erkennen, daß Italiens Politik seit langem durch unersättliche Ländergier, vor allem durch das Verlangen nach den letzten Resten italienischer Gebiete die sich im Besitze Oesterreichs befinden, diktiert ist. Was Italien am 10. April verlangt hat, setzt freilich allen seinen bisherigen Anmaßungen die Krone auf und war wohl darauf berechnet, zum Bruch zu führen. Damit hat Italien die Maske abgeworfen und einem Verhältnisse ein Ende gemacht, das schon längst an innerer Verlogenheit hätte zugrunde gehen müssen. Diesen eigentlichen Beweggrund seines Handelns, den „sacro egoismo", ließ Salandra in seiner Rede am Kapitol nur zum Teil durchleuchten, wenn er sagte, Italien müsse seine militärischen Grenzen sichern und eine minder gefährliche strategische Lage in der Adria erzielen. Das ist die Logik eines Banditen, Oesterreich-Ungarn soll auf jene natürlichen Vorteile, die ihm seine geographische Lage bietet, freiwillig verzichten und sie Italien ausliefern, um dann selbst in jene „gefährliche strategische Lage" zu gelangen, über die sich Italien heute beschwert! Daß diese egoistischen Motive bei der italienischen Regierung von Anfang an überwiegend waren, unterliegt wohl keinem Zweifel, wenn auch das Telegramm des Königs an Kaiser Franz Joseph die Versicherung enthielt, Italien werde seinem Verbündeten gegenüber eine herzlich freundschaftliche Haltung bewahren, entsprechend dem Dreibundvertrage, seinen aufrichtigen Gefühlen und — den großen Interessen, die es wahren muß. So klang ja auch das Communiqué über den Beschluß des italienischen Ministerrates vom 1. August aus: „Italien müsse sich die Entschließung vorbehalten, wie es die italienischen Interessen am besten vertritt, ohne zugleich seine freundliche Haltung gegen seinen Verbündeten aufzugeben." Man sieht, zwei Seelen wohnen, ach, in seiner Brust, und die Interessen haben die Gefühle totgeschlagen.

So war die Haltung Italiens schon von Anfang an doppelzüngig, zweideutig, um schließlich nur mehr eine Deutung zuzulassen. Daß für Italiens Erklärung, es betrachte den Casus foederis nicht für gegeben, Frankreich ihm zu großem Danke verpflichtet war und bleibt, liegt auf der Hand. Selbst der „Temps" sagte erst unlängst, diese Haltung kam für Frankreich einem Siege gleich, sie machte Armeen frei, deren Frankreich dringend bedurfte. Daß man in Paris begierig war zu erfahren, was Italien tun würde, ist begreiflich. Als Barrère am 27. Juli anfragte, ob es wahr sei, was einige Blätter behaupten, Italien billige die österreichische Aktion und werde seine Bündnispflichten erfüllen, beruhigte ihn San Giuliano mit der Versicherung, dies sei keineswegs der Fall, Italien sei nicht gefragt worden, es habe also in Wien keinerlei Mitteilung zu machen (französisches Gelbbuch Nr. 72). Erst in einem späteren Zeitpunkte scheint man in Rom zu der Einsicht gelangt zu sein, daß Italien als Großmacht sich auf die eine oder

Digitized by Google

andre Seite schlagen müsse, um nicht zwischen zwei Stühlen auf der Erde zu sitzen. Aus einer allgemeinen europäischen Konflagration durfte es nicht mit leeren Händen hervorgehen. Der Ausgang des Berliner Kongresses hatte in Rom kaum geringeren Groll zurückgelassen als in St. Petersburg. Auch fürchtete man wohl in Rom die Rache Oesterreichs für die italienische Treulosigkeit. Schließlich mögen klingende Argumente, zur rechten Zeit und am rechten Orte angebracht, dazu beigetragen haben, zunächst die Straße und mit ihr die Regierung und den König für ein offenes Abschwenken zum Dreiverband zu gewinnen. Wie weit die Verhandlungen mit diesem zeitlich zurückreichen und welche Verpflichtungen der Vertrag den einzelnen Teilnehmern auferlegt, ist, wenigstens vorläufig, ein tiefes Geheimnis; keine der seither veröffentlichten Sammlungen diplomatischer Aktenstücke verrät davon ein Sterbenswörtchen. Und doch wären die Peripetien dieses Handels von großem Interesse. Daß aber Italien gleichzeitig mit seinen damaligen Verbündeten und mit ihren Feinden verhandelt hat, charakterisiert die italienische Politik zur Genüge. Ob es nicht auf das falsche Pferd gewettet hat, als es sich dem Dreiverband in die Arme warf, wird der Ausgang des Krieges erweisen.

Englands Aufstieg und Niedergang

Von

Prof. Dr. Siegm. Günther (München)

Es hat für viele Deutsche, zu denen auch der Schreiber dieser Zeilen gehört, einiger Ueberwindung bedurft, die Rolle, welche Großbritannien bei der Heraufbeschwörung des uns in seinem Banne haltenden Frivolitätskrieges gespielt hat, richtig zu verstehen und zu würdigen. Denn mochte man auch noch so häufig unerfreuliche Züge in der Politik und im ganzen Verhalten des Inselstaates wahrnehmen, mochte man noch so sehr davon überzeugt sein, daß König Eduards VII. Streben danach ging, dem Deutschen Reiche Schwierigkeiten zu bereiten, so hegte man vielfach doch ehrliche Achtung gegen ein Land, dessen Entwicklung recht eigentlich allen konstitutionell regierten Ländern des Erdkreises die Bahn vorgezeichnet hatte, dessen Bürger dem Fremden, von gewissen Aeußerlichkeiten abgesehen, immerhin in respektablem Lichte erschienen. Zwar hat bereits der kluge alte Kant gemeint, die trefflichen Eigenschaften des einzelnen Briten verwandelten sich in ihr Gegenteil, wenn man es mit dem ganzen Volk zu tun habe, und Schillers Wort von den „Polypenarmen“, die „das ganze Reich der Amphitrite“ umklammern, hat in den mehr als hundert Jahren, die inzwischen verflossen sind, gewiß keine Abschwächung erfahren. Allein man war doch vielfach der Ansicht, jene Annäherungsversuche, die von schätzbarer englischer Seite in Szene gesetzt wurden und auf der unsrigen einen nur allzu bereitwilligen

Digitized by Google

Widerhall fanden, müßten wahr und ernst gemeint sein, und als im vergangenen Sommer die englische Kriegsflotte „zu freundlichem Besuche“ in Kiel eintraf, hielt es schwer, zu glauben, daß höchst unlautere Beweggründe — nunmehr kennen wir sie ja — diese Episode veranlaßt haben sollten. Und sollten sich wirklich unsre Staatsmänner durch diese gleißnerische Freundlichkeit haben täuschen lassen, so würden wir ihnen daraus keinen Vorwurf machen. Es ist nun einmal deutsche Art, dieselbe Ehrlichkeit der Gesinnung, in deren Besitz man sich selber weiß, auch bei andern vorauszusetzen. Ueberdies, so fragen wir, hätte ein stärkeres Mißtrauen den Gang der Ereignisse verändern, aufhalten können? Das wird sich schwerlich behaupten lassen, und nur dann wäre ein Tadel am Platze, wenn irgendeine militärische oder maritime Vorsichtsmaßregel versäumt worden wäre, und daß dies nicht der Fall, das dürfte durch den bisherigen Verlauf des Weltkrieges zur Genüge dargetan worden sein.

Gewisse unerfreuliche Merkmale des englischen Verhaltens gegen andre Völker treten selbstverständlich auch in der älteren Geschichte der Nation hervor, aber es steht ihnen als Gegengewicht fast immer eine Reihe von sozusagen positiven Tatsachen gegenüber, die versöhnend wirken können. Die Gegenwart weiß von solchen nichts mehr zu berichten. So ist es denn jedenfalls von Wert, einen Blick auf die Geschichte zu werfen und einen Werdegang zu erörtern, der von schwachen Anfängen zu einer gewaltigen Höhe hinaufführte und jetzt bereits wieder in der entschiedensten Weise rückläufig geworden ist. Natürlich können wir diese Betrachtung erst da ihren Anfang nehmen lassen, wo sich Beziehungen nicht ausschließlich kriegerischer Art zwischen der Insel und dem Festlande anzubahnen beginnen, denn unter den Plantagenets war ja das von Wilhelm dem Eroberer gegründete Königreich zuerst in stete Fehden mit der halben Welt verwickelt, bei denen jedoch, sehr im Gegensatze zur Jetztzeit, wirtschaftliche Interessen gar nicht oder nur in untergeordnetem Maße sich geltend machten. Eduard I., Eduard III., Heinrich IV. und Heinrich V. verschwendeten die Volkskraft ihres Landes in den Bemühungen, Frankreich zu erobern, aber man bemerkt doch auch schon ein Gefühl für die Notwendigkeit, den Handel staatlich zu regeln, wie das ja auch schon dem Unterhause in seiner ältesten, noch sehr rudimentären Gestalt zugestanden war. Gewiß tragen diese ersten Versuche noch oft ein recht sonderbares, ja täppisches Gepräge, und der Erfolg war denn auch kein großer, zumal wenn die neuen Maßregeln auf den mittel- oder unmittelbaren Widerstand der Kaufleute stießen, auf die ein noch so wenig handelskräftiges Volk angewiesen war. Zunächst kamen hier die Vertreter der deutschen Hansa in Betracht, und diese kümmerten sich so wenig um die Ausfuhrzölle, daß in ihren Kreisen der Spruch entstand: „Wir kaufen vom Engländer den Fuchsbalg um einen Groschen und verkaufen ihm wieder den Fuchsschwanz um einen Gulden.“ Als dann freilich England auch kommerziell erstarkt war, nahm es seine Rache, und Königin Elisabeth nahm, als die Gefahr der „Armada“ vorüber war, der Hansa ihr Londoner Kontor, den berühmten „Stahlhof“. Der später so einschneidend gewordene Grundsatz, fremden Handel

Digitized by Google

möglichst auszuschalten, war übrigens schon zuvor im Kopfe des ebenso klugen wie rücksichtslosen Heinrich VII. entstanden, der nach seinem Siege über Richard III. eine Verfügung erließ, daß die beiden wichtigsten Artikel, die man aus Frankreich bezog, nämlich Wein und Farbwaren, ausschließlich auf englischen Schiffen eingeführt werden dürften.

Das war die erste Andeutung der berüchtigten Navigationsakte, mittels deren der Protektor Oliver Cromwell die Handelsmacht der allein konkurrenzfähigen Niederlande zu brechen hoffte und teilweise auch wirklich brach. Dadurch wurde erstmalig die Devise in Kraft gesetzt, daß Britannien die unumschränkte Seeherrschaft zukomme. Unter den beiden erbärmlichen Stuart-Königen, die dem genialen Diktator folgten, nahm freilich diese Beherrschung der Wogen ein rasches Ende, und London konnte, als De Ruyter mit eisernem Besen den Kanal fegte, zum ersten Male den Donner feindlicher Kanonen vernehmen, wozu ihm aufs neue erst wieder im Spätherbst 1914 Gelegenheit gegeben ward. Die Not hat dann aber später, unter König Wilhelm III. und Königin Anna, England und Holland wieder zusammengeführt, als es galt, der Tyrannei Ludwigs XIV. Widerstand zu leisten. Und nun bildet sich, ohne daß jenes ältere Prinzip verlassen worden wäre, eine neue Auffassung der Dinge heraus, dieselbe, als deren kümmerlichen Anwalt wir jetzt Herrn Grey auftreten sehen: England habe die Pflicht, für das staatliche Gleichgewicht auf dem Festlande einzutreten und das Aufkommen eines einzigen, an Machtfülle alle Nachbarn überragenden Staatswesens zu verhindern.

Allein weit mehr denn hundert Jahre lang hat es, indem es diesen an sich gewiß sehr egoistischen Satz verteidigte, der Welt große Dienste geleistet. Es schob, so wenig Nutzen auch dem schwachen Deutschen Reiche daraus erwuchs, der Eroberungsgier des Sonnenkönigs einen Riegel vor, und es trug wesentlich dazu bei, Napoleon I. von seinem Throne zu stürzen. Das waren zweifellos Verdienste, mochten die dazu führenden Beweggründe wie immer beschaffen sein, und es ist immerhin merkwürdig, daß sie erworben wurden in einer Zeit, welche vier ungewöhnlich schlechte Herrscher am Ruder sah, die vier George, deren jeder ein so wenig gutes Andenken in der Geschichte zurückließ, daß man fast den Mut des gegenwärtigen Herrschers bewundern muß, sich als Georg V. zu bezeichnen. Es war Englands Glück, daß es in diesem Zeitraum tatkräftige Minister wie Walpole, die beiden Pitt und Fox besaß, die ja in der inneren Politik gelegentlich eine zweideutige Rolle spielten, wie denn gerade im achtzehnten Jahrhundert die parlamentarische Korruption zur stehenden Einrichtung erhoben wurde. Dem angenommenen System diente auch die leider recht unzureichende Unterstützung, die man dem mit sechs Feinden im Kampfe liegenden Friedrich II. zuteil werden ließ. Auch die Hilfe, welche Preußen während der Befreiungskriege jenseits des Kanales fand, war nichts weniger als großzügig und großherzig; das gelieferte Uniformtuch war schlecht, die herübergesandten Gewehre gingen großenteils nicht los, was aber insofern weniger schadete, weil der Landwehrmann an sich nicht viel aufs Schießen hielt und lieber die Flinte

Digitized by Google

— „es flutscht so besser" — als Keule verwendete. Mag auch mancher preußische Patriot damals ungehalten darüber gewesen sein, daß es nicht ohne diese zweifelhaften Freunde ging, so mußte man sich eben doch an sie wenden, wenn man nicht wollte, daß das erste Glied des neugebildeten Fußvolkes auf die Dauer mit Lanzen den Kerntruppen Napoleons gegenüberstand. Wie der wahre Sinn solcher Bundesgenossen war, das ließ am deutlichsten die Schlacht von Waterloo hervortreten, die ohne Blüchers Eingreifen eine furchtbare Niederlage der Engländer geworden wäre; wie jedoch der wahre Sachverhalt gewesen, das hat man drüben eigentlich nie erfahren. Ja, es war für Deutschland gewiß sehr unerfreulich, daß es auf den Beistand eines Marlborough, dieses ebenso schlechten Menschen wie genialen Feldherrn, und eines Wellington, dieses kieselherzigen Hochtorys, angewiesen war, allein das Schicksal hat es so gewollt, und besser als französische Zwingherrschaft war doch unter allen Umständen das Zusammengehen mit einem lauen Bundesgenossen, der sich zunächst noch nicht in einen grimmigen Feind verwandeln konnte.

Auch das nächste Jahrhundert änderte nicht viel an dem hergebrachten Zustande. Deutschland fühlte sehr wohl, welche Gefühle das Inselreich jedem Entwicklungsfortschritte des festländischen Nachbars entgegenbrachte; man war eingedenk des Wortes von Lord Palmerston, er werde gegen die im Jahre 1849 sich schüchtern hervorwagenden deutschen Farben Schwarz-Rot-Gold seine Schiffe als gegen eine „Piratenflagge" einschreiten lassen. Allein wieder brachten es die Umstände mit sich, daß man in einem Lande, das nach der Revolution vielen Verbannten eine Freistätte bot, eine Art von Vorkämpfer für die Völkerfreiheit anerkennen mußte. Zar Nikolaus I. fühlte sich als Despot Europas, seitdem er nach der Kapitulation von Vilagos die Nachricht erhalten hatte, „Ungarn liegt zu Eurer Majestät Füßen", ungemein behaglich, und der Deutsche Bund tat, da dazumal Preußen noch sehr von dem Glauben an „russische Erbfreundschaft" befangen war, wahrlich nichts, um dem Beherrscher Halbasiens die Zirkel zu stören. Da taten denn England und Frankreich tatsächlich ein gutes Werk, als sie im Krimkriege 1854/55 den Nachweis führten, Rußland sei in Wirklichkeit nichts als ein Koloß auf tönernen Füßen. Widerwillig war diese Zurückführung zarischer Suprematie auf ein erträglicheres Maß als ein Nutzen für Gesamteuropa zuzugestehen. Und so kam Großbritannien dahin, sich nach und nach als den Schiedsrichter nicht nur des Erdteiles, sondern der ganzen bewohnten Erde zu betrachten und — betrachten zu lassen. Es mußte sich unangenehm berührt fühlen durch das Aufsteigen eines neuen Gestirnes, das man bisher nur als einen ziemlich untergeordneten Planeten hatte gelten lassen wollen, und das sich plötzlich als Fixstern erster Größe darstellte. Vom Jahre 1871 datiert die Eifersucht auf das neue Deutsche Reich, das sich erlaubt hatte, ohne Befragung der Londoner Zentralinstanz in die Welt zu treten. Wir wissen jetzt, weshalb Bismarck damals auf Belfort verzichtete; nicht wegen der schönen Augen Jules Favres, auch nicht aus zarter Rücksicht auf den besiegten Feind, der solcher nicht würdig gewesen wäre, sondern einzig und allein aus gegrün-

Digitized by Google

deter Besorgnis, es könnten Rußlands und vor allem Englands Einreden dem Abschlusse des Frankfurter Friedens gefährlich werden. Letzterem „Neutralen" danken wir es folglich in erster Linie, daß jener Pfahl im elsässischen Fleische stecken blieb und nach 44 Jahren recht unangenehme Krankheitserscheinungen verursachte.

Vor einem Halbjahrhundert war indessen auch Englands Bedeutung und Weltstellung eine andre als heute. Was es auf dem Gebiete der Wissenschaft bis dahin geleistet, wird allezeit als hervorragend dastehen, und allein der Name Newton genügt, um in der Erinnerung des Sachkenners zusammen mit den Namen Galilei, Copernicus und Kepler die theoretische Naturwissenschaft erstehen zu lassen. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war die Chemie, unbeschadet der gewaltigen Verdienste eines Scheele und Lavoisier, durch Black, Priestley und Cavendish wesentlich eine britische Wissenschaft geworden, während Deutschland bescheiden zurückstand. Aerzte von der überragenden Größe eines Harvey und Sydenham besaß etwas früher das übrige Europa nicht. Besonders glänzend aber stand England, dem wir hier das ernste und vielfach selbständige Schottland zurechnen, durch zwei Jahrhunderte da als die hohe Schule der Ingenieurtechnik, die jeder Weiterstrebende aufzusuchen gehalten war. Hier erfand Arkwight die Baumwollspinnmaschine; hier brachte Wedgwood die Tonwarenfabrikation zu ungeahnter Höhe; von hier gingen alle Verbesserungen der schon lange in den Bergwerken verwendeten Dampfmaschine aus, bis James Watt die letzte Hand daran legte. Und im ersten Halbscheid des neunzehnten Säkulums blieb dieser Vorrang voll erhalten. Stephenson brachte die erste ihren Namen mit Recht tragende Lokomotive zustande, und sein Freund Brunel schuf in den Röhrenbrücken und im Themsetunnel Neuerungen, die das gerechte Staunen aller Fachmänner hervorriefen. Allein auch im Bereiche der biologischen Wissenschaften mußte ein Land an der Spitze bleiben, das einem Darwin das Leben gab, einem Manne, der nach dem übereinstimmenden Urteile begeisterter Anhänger und entschiedener Gegner der Lehre vom tierischen Leben einen durch unermeßliche Zeiträume nachwirkenden Anstoß erteilte. Und gleichzeitig schufen geistesgewaltige Geologen an der Hand der im eignen Vaterlande gesammelten Erfahrungen einen selbständigen neuen Wissenszweig, der die Lebewesen grauester Vergangenheit erforschen ließ. Die Dichtung hat ja wohl keinen ganz ebenbürtigen Nachfolger William Shakespeares mehr erlebt, aber doch, wie der einzige Byron beweisen mag, Nacheiferer vom ersten Range.

Das alles ist seit sechzig, siebzig Jahren langsam anders geworden. Die Behauptung wäre ja lächerlich, es fehle jetzt England an führenden Geistern, aber man möchte allerdings Zweifel hegen, ob den Männern der Gegenwart noch jene schöne Unbefangenheit eignet, die früheren Generationen unbedingt zuzubilligen war. Ein Michael Faraday, dieser bescheidene und ehrliche „Großmeister der Experimentalphysik", hätte es gewiß abgelehnt, ein die deutsche Nation in den Schmutz ziehendes Schriftstück zu unterzeichnen, wie dies leider die großen

Digitized by Google

Physiker Lodge und Ramsay nicht unter ihrer Würde hielten. Als Spezialforscher werden die Engländer zu allen Zeiten Namhaftes leisten, allein schon ihre nationale Engherzigkeit,[1]) ihre Unlust, fremde Sprache und Eigenart kennen zu lernen, werden sie mehr und mehr dazu verurteilen, von vielen geistigen Bewegungen ausgeschlossen zu bleiben. Zwar bleibt nach dem Kriege vielleicht auch noch ein geistiges Bündnis mit Frankreich und Rußland bestehen, aber auf wie lange? Sehen die höheren Schichten beider Länder erst ein, was den unteren gefühlsmäßig längst klar geworden, daß nämlich ihre Heere nur die Rolle von Landsknechten und Kanonenfutter zugunsten eines seine Menschen vorsichtig sparenden Dritten zu übernehmen hatten, so wird sich die Freundschaft bald abkühlen. Wahrscheinlich bemerkt dann auch der geschichtskundige Franzose, daß Calais wieder das werden soll, was es zu Eduards I. Zeiten gewesen war.

Den gewaltigen Rückgang der britischen Technik, dieses Wort im weitesten Sinne genommen, haben auch unvoreingenommene Volksgenossen so deutlich wahrgenommen, daß sie auch die Ursachen zu prüfen unternahmen, welche an einer für das stolze Old England so unerfreulichen Erscheinung die Schuld tragen. Man ist auch hier und da hinter das Geheimnis gekommen, ohne doch Mittel zur Abhilfe vorschlagen zu können. Zwei Momente sind da vor allem von Einfluß: England entbehrt der Lehranstalten, in denen Techniker herangebildet werden, und ein anderes Volk hat seinen Wettbewerb angemeldet, das über solche Schulen in höchster Vollkommenheit verfügt. Vor Zeiten waren dieselben minder notwendig; ein Genie setzte sich auch ohne große wissenschaftliche Vorbildung von selbst durch. Das trifft auch jetzt noch bis zu einem gewissen Grade zu, allein die Fälle, in denen das geschieht, nehmen doch mehr und mehr ab, und an die Stelle der Geistesblitze, die der geschichtlichen Untersuchung zufolge auch mit zahlreichen Fehlgriffen abwechseln, ist die strenge methodische Schulung getreten, durch welche sich der Einfluß des Zufalls auf seinen kleinsten Wert herabdrücken läßt. Ueberhaupt hat britisches Unterrichtswesen nicht mehr jener Wertschätzung sich zu erfreuen, die ihm vor Jahrzehnten allgemein zuteil ward. Man fragt, was denn der Student in Oxford und Cambridge, in Edinburgh und Aberdeen eigentlich lernt, und wundert sich, wenn man hört, welche Unsumme von Allotria dort die Zeit tötet. Gewiß, auch der deutsche Student ist im großen und ganzen kein Muster-

[1]) Eines ganz besonders treffenden Einzelbeispieles entsinnt sich Schreiber dieser Zeilen aus dem Jahre 1899. Es war der Internationale Geographische Kongreß in Berlin zusammengetreten, und in einer der Abteilungen unterhielt man sich darüber, wie wünschenswert es doch wäre, klimatologische Angaben nach einer einheitlichen Skala ausgedrückt zu erhalten, um sofort an Vergleichungen herantreten zu können und des mühsamen Umrechnens überhoben zu sein. Selbstredend konnte nur das von der ganzen Welt, Großbritannien ausgenommen, angenommene hundertteilige Celsiusthermometer in Betracht kommen. Mit reizender Naivität meinte dagegen ein englischer Vertreter, die ganze Schwierigkeit sei ja sofort aus der Welt geschafft, wenn man sich über die Fahrenheitskala einige — eine nach heutigen Begriffen vollkommen sinnlose Thermometerteilung, deren Beliebtheit jenseits des Kanals um so auffälliger ist, weil Fahrenheit ein Germane (Danziger) war.

Digitized by Google

knabe, und Gott wolle uns davor behüten, daß auf unseren altbewährten Hochschulen eine Zucht jugendlicher Mustermenschen eingerichtet werde. Der Unterschied ist nur der, daß Bruder Studio dies bei uns auf eigene Rechnung tut, keineswegs aber unter wohlwollender Zustimmung der akademischen Behörden, wogegen in den „Colleges" die Geistesarbeit eine Art Nebensache werden zu wollen scheint. Den Mangel technischer Bildungsmöglichkeiten hat man neuerdings zu empfinden angefangen, und es sind in London, Manchester, Liverpool Unterrichtsanstalten entstanden, welche sich einigermaßen dem deutschen Beispiel anschließen; vorläufig ist gleichwohl deren Einwirkung noch gering. Und es fehlt auch allenthalben am Unterbau. Von der Real- und Oberrealschule und dem Realgymnasium kann der deutsche Jüngling, wenn er höchsten Zielen zustrebt, auf eine der Technischen Hochschulen oder der stets mehr zu Ansehen gelangenden Handelshochschulen übergehen, aber auch wenn er rascher in die Praxis eintreten will, findet er sicherlich ein seinen Wünschen und Ansprüchen entsprechendes „Technikum", das ihm ein recht stattliches Quantum von Wissen und Können vermittelt. War es noch in den Jugendjahren des Verfassers keine Seltenheit, daß Fabrikbetriebe und Eisenbahndirektionen sich Ingenieure und Mechaniker aus der Heimat der technischen Vollkommenheit herüberkommen ließen, weil es hier ihresgleichen nicht zu geben schien, so ist das nunmehr ganz anders geworden; jetzt können wir den „Vettern" mit Kräften aller Art reichlich aushelfen. Das tritt gleicherweise zutage auf dem nahe verwandten Gebiete der technischen Chemie, auf dem die überlieferte Vorzugsstellung des Briten allgemach zur Sage wird. Ist man doch so gänzlich außerstande, gewisse der Heilkunde unentbehrliche Präparate der organischen Chemie selbst herzustellen, daß man großmütig genug war, deren Einfuhr aus dem „belagerten" Deutschland gestatten zu wollen; nur schade, daß das freundliche Anerbieten auf der andern Seite so gar keine Gegenliebe findet!

Die hier kurz angedeutete Veränderung wird wohl als eine gewisse Degeneration hingenommen werden müssen. Der Engländer der Vergangenheit war zu allererst ein fleißiger Arbeiter, und das ist der Engländer der Gegenwart nicht mehr. Mannigfache ehrenvolle Ausnahmen bestätigen die Regel. Was ist auf der meerumschlungenen Insel z. B. auf dem parlamentarischen Boden schöpferisch geleistet worden, als es galt, um mit Dahlmann zu sprechen, den von der Königsfamilie der Tudor „aufgehäuften Schutt" zu entfernen und Gesetze zu schaffen, deren Ausführung zwar mitunter viel zu wünschen übrig ließ, die uns aber in ihrer schönen Sprache und echt menschlichen Würde — man denke nur an die „Bitte um Recht" — als Vorbilder konstitutioneller Volksbetätigung erscheinen müssen. Wie tief ist solchen Vorfahren gegenüber das gegenwärtige Unterhaus gesunken, vom Oberhause gar nicht zu reden, dem unlängst der Vizekönig von Indien wegen seiner Verzopftheit und Philisterhaftigkeit ein so wenig schmeichelhaftes Zeugnis ausgestellt hat! Mit Gladstone sank die gute Tradition ins Grab. Er war es auch, der aus innerster, ehrlicher Ueberzeugung sich für die Rechte der geknech-

Digitized by Google

teten Irländer einsetzte, die, seitdem Cromwell sie — nur „zur Ehre Gottes“ — in unmenschlichster Weise auszurotten begonnen hatte, stets nur als die „Holzfäller und Wasserträger“ der „Sassenach“, der verhaßten „Sachsen“, angesehen worden waren. Wenn Asquith und Genossen Irland ein freundlicheres Gesicht zeigten, so wissen wir genau, daß man lediglich Parteirücksichten walten ließ, weil man das — Gott sei's geklagt, „liberale“ — Regiment ohne die irischen Stimmen nicht aufrecht zu erhalten vermochte. Welches die wahren Gefühle gewesen, die auch die angeblich freiheitlichen Engländer beseelen, wenn von der Grünen Insel und den Menschenrechten ihrer Bevölkerung die Rede ist, das hat der „Fall Casement“ wohl zur Genüge dargetan. Nicht wenige huldigen auch der Ansicht, die hibernische Frage habe unter den Motiven, die den Weltbrand entzündeten, keine ganz geringfügige Rolle gespielt. Asquith und Grey sahen, als sich Ulster und die katholische Mehrheit mit Waffen offen zu bekämpfen anschickten, kein anderes Mittel mehr zur Hintanhaltung des Bürgerkrieges vor sich, als die Ablenkung des Gesamtvolkes nach außen. Geradeso wie jene Vabanquespieler, die Napoleon III. seine Minister nannte, nur noch in einer Fehde mit Preußen ein Mittel zur Stützung ihrer schwankenden Stellung erblickten, so hofften auch die englischen Staatsmänner, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, durch die Einigung der Herren Redmond und Carson im Deutschenhasse um eine augenblickliche Schwierigkeit herumzukommen. Niemand wird dafürhalten, daß ohne Irland das Geschick sich nicht erfüllt haben würde, das uns drohte, aber eine angenehme Nebenwirkung war es für das „liberale“ Ministerium doch, eine momentane Gefahr vermeiden zu können. Und wer kümmert sich, wenn es gegen die „damned Germans“ geht, um die Tatsache, daß jene einstweilen auf die lange Bank geschobene Rechnung später doch zur Zahlung eingereicht werden wird?

Eine Hauptursache war nach Urteil aller Kenner auch die Zurückdrängung des allbritischen Handels, desjenigen des Mutterlandes und desjenigen der Dominions, durch die unbequeme deutsche Konkurrenz. In allen möglichen Richtungen übte sie ihren Einfluß aus, namentlich auch hinsichtlich der Kräfte, mit denen der wohlhabende Kaufmann zu rechnen gezwungen war. Der deutsche „Clerk“ war billiger als der englische; er ging keiner Arbeit aus dem Wege; er machte nicht die üblichen langen Feiertagspausen; er verstand es endlich weit besser, die geschäftliche Korrespondenz in fremden Sprachen zu führen, zu deren Erlernung der richtige Engländer sich nur selten hingezogen fühlte. So wurden die großen Industriestädte durch junge deutsche Hilfskräfte überschwemmt, und selbst in der City faßten sie immer fester Fuß. Man grollte über die „deutsche Invasion“, sah sich aber nicht imstande, sich ihrer zu erwehren, wenn nicht die Arbeit und der aus ihr entspringende Gewinn eine Schädigung erfahren sollten. Auch in andern Erwerbszweigen stand es nicht besser; Friseure, Kellner und alle, die etwas leisten zu können vermeinten, schmälerten den einheimischen Kollegen das Brot. Das einzige Gegenmittel, das Abhilfe versprochen hätte, ließ sich nicht anwenden, denn das bestand eben in

Digitized by Google

einer gründlichen Umgestaltung der herrschenden Sitten und Gewohnheiten, und das war zuviel verlangt. Ein tiefgründiger Haß fraß sich schon zu einer Zeit ein, als die Spionenfurcht noch nicht jenen schaudererregenden Umfang angenommen hatte, der die letzten Friedensjahre kennzeichnete.

Und nicht bloß die über den Kanal gekommenen Deutschen gaben ein Aergernis, sondern auch die deutsche Arbeit als solche konnte nur mit Sorge und Mißtrauen ins Auge gefaßt werden. Eine große Anzahl von Manufakturwaren und Industrieprodukten wurde besser geliefert, als man es selbst fertigbrachte, und sogar in manchen Zweigen, die dereinst einmal insulares Monopol gewesen waren, mußte die Durchbrechung des angestammten Vorrechtes hingenommen werden. Es ist schon eine Reihe von Jahren her, da hatte sich der Kriegsminister vor der Volksvertretung zu verantworten, weil er eine Lieferung Bajonette nicht in der altberühmten Eisenstadt Birmingham, sondern in Deutschland bestellt hatte; es war freilich fatal, daß er darauf verweisen konnte, die autochthonen Mordwerkzeuge hätten immer die Eigentümlichkeit gehabt, sich leicht zu verbiegen, und das sei doch in solchem Falle am wenigsten wünschenswert. Dagegen war nun kaum etwas zu sagen, denn verbogene Bajonette sind nicht mehr wert als krumme Flintenläufe. Immerhin verlangte ganz allgemein der Genius des britischen Volkes eine Sühne für die Gleichgültigkeit, mit der man bislang fremde Erzeugnisse ins Land hereingelassen hatte, und so verfiel man auf den ruhmreichen Gedanken, allen aus Deutschland bezogenen Waren durch die drei Buchstaben M. i. G. („Made in Germany“) einen Makel anzuheften, der, so hoffte man, die nationalstolzen Volksgenossen abhalten würde, solches Zeug zu kaufen. „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“; eine treffendere Bekräftigung dieses Sprichwortes ist selten erlebt worden. Denn der, dem man die fremde Ware zu verekeln gedachte, ist nicht bloß stolz, sondern auch praktisch — and business is business. So wurde der schlaue Plan in sein Gegenteil verkehrt, und das geheimnisvolle Sigill M. i. G. galt bald als Empfehlung. Zudem gibt's viele Gegenstände, die man in England den deutschen Fabrikanten überhaupt nicht nachmachen kann. Wie froh wäre man dort, wenn man gewisse Arzneimittel, darunter das trotz der hohen Sittlichkeit der frommen Briten so wünschenswerte Salvarsan, in den eigenen Laboratorien herzustellen in der Lage wäre, allein das hat leider nicht glücken wollen! Als „isolierter Wirtschaftsstaat“ scheint sich eben Deutschland doch besser als sein Nachbar und Nebenbuhler durch die schlimmste Verkettung von Umständen hindurchretten zu können.

So stand vor dem Blicke denkender Engländer immer ein Menetekel: Deutschland hat uns bereits auf manchen Gebieten im Weltverkehr überholt, und es steht zu befürchten, daß dieser Prozeß in unaufhaltsamem Fortschreiten begriffen ist. Auch da ist es lehrreich, die Zustände aus der Zeit der großen Vergangenheit mit denen der Gegenwart in Parallele zu stellen, und zwar sei London als Typus gewählt. Man lese in Macaulays glänzendem Geschichtswerke nach, wie vor zwei- und dreihundert Jahren der wohlhabende Kaufmann

Digitized by Google

die City als seine wahre Heimat betrachtete, wie er dort in seinem Schaffen aufging und mit äußerster Tatkraft sein Arbeitsziel verfolgte. Daß er heute weit draußen in der Vorstadt oder gar auf dem Lande wohnt, ist am Ende natürlich, denn die ausgezeichneten Verkehrsmittel gewähren die Möglichkeit, rasch in die Schreibstube, ins Magazin den Weg zu machen. Das geschieht auch, jedoch in Wirklichkeit nur an fünf Tagen, die sich recht oft auf viereinhalb zusammenziehen. Denn „Week End", dieses Schlagwort des modernen Engländers, verlangt gebieterisch, daß spätestens am Samstag um die Mittagszeit vom Geschäft Abschied genommen wird, und erst ziemlich spät am Montag nimmt die Tätigkeit wieder die richtige Gestalt an. Der Sonntag muß teilweise nach den bekannten puritanischen, auch von der anglikanischen Kirche angenommenen Vorschriften gefeiert werden, und neben der Frömmigkeit macht der Sport sein Recht geltend, worüber noch besonders zu handeln sein wird. Auch ist diese lange Arbeitsunterbrechung nicht etwa ein Vorrecht exklusiver höherer Kreise, sondern auch die minder hochgestellten Schichten stehen auf dem Standpunkte, daß nicht zu viel geschafft werden soll. Wir erleben es ja jetzt, wie sich Kitchener und Lloyd George die äußerste Mühe geben, die arbeitende Klasse zu regelrechter Einhaltung der vorgeschriebenen Zeiten anzuhalten, und man scheut sich nicht, vor dem befreundeten, neutralen und feindlichen Auslande das eigne Volk als eine Horde von Trunkenbolden hinzustellen, was in dieser Allgemeinheit wahrscheinlich stark übertrieben ist. Würde „oben" ein besseres Beispiel gegeben, so würde auch „unten" ein regerer Arbeitsgeist herrschen. Auf alle Fälle steht so viel fest, daß das Engländertum in jenem rastlosen Eifer, der die lange Periode seines Aufstiegs kennzeichnete, ganz beträchtlich nachgelassen hat und infolgedessen vom Deutschtum seit einer Reihe von Dezennien überflügelt worden ist.

Der Sport ist an sich gewiß eine schöne Sache, allein man pflegt ihn mit einer maßlosen Uebertreibung, die sicher den Spott jenes „merry old England" erregen würde, das es einmal gegeben hat und gegenwärtig nicht mehr gibt. Von der feinen Lady bis zum Schusterjungen hat sich jedermann, in dessen Adern britisches Blut rollt, dafür zu interessieren, ob die dunkelblauen Oxforder oder die hellblauen Cambridger beim großen Universitätswettrudern gewinnen — eine Sache, die doch bei näherem Zusehen so gleichgültig wie nur irgend möglich ist. Daß jeder Derbytag eine nationale Feier darstellt, versteht sich ganz von selbst, und neuerdings hat auch wieder der Wettkampf von Preisboxern Boden gewonnen. Der Jüngling aber hat für seine Studien weder so viel Zeit noch so viel Neigung, daß er um ihretwillen die geliebten Sportfreuden zurücksetzen dürfte. Den guten und berechtigten Kern einer Unterhaltung, welche dem „sana mens in corpore sano" zu dienen bestimmt ist, hat man auch in Deutschland nicht unbeachtet gelassen, wo ja wenigstens der Student durch seine Turn- und Fechtübungen von jeher auch die Ausbildung der Körperkräfte hoch zu schätzen gewohnt war, indessen gewann man in neuerer Zeit den Eindruck, als beginne man bei uns allzu sklavisch das angelsächsische Beispiel nachzuahmen und allen

Digitized by Google

den Spielen, die in ihrer Gewaltsamkeit ganz gewiß vor einer deutschen Schlägermensur nichts voraus haben, eine Wichtigkeit beizulegen, die innerlich gar keine Berechtigung beanspruchen kann. Wir sind der Meinung, daß jene ungesunde Ueberschätzung gewisser körperlicher Fertigkeiten, die sich jenseits des Kanales eingebürgert hat, einen besonders starken Beitrag zum Zurückgehen der englischen Leistungsfähigkeit im friedlichen Konkurrenzkampfe der Nationen wesentlich geliefert hat, und freuen uns, daß der furchtbare Ernst des Krieges die deutsche Männerwelt endgültig verhindert, in den gleichen Fehler zu verfallen.

Eine Summe von Einzelvorgängen hat es bewirkt, daß England seines Niederganges nicht mehr Herr zu werden vermocht hat, und so war die Mißstimmung gegen das glücklichere Deutschland als vollzogene Tatsache zu betrachten. Den Rat seines hervorragendsten Blattes zu befolgen, fehlte es den Briten an Gleichmut. „Die Germans," so war in den „Times" vor nicht allzulanger Zeit zu lesen, „haben für uns immer etwas Lächerliches gehabt, und so wollen wir versuchen, auch über ihre Anstrengungen, uns zu schaden, mit Lachen hinwegzukommen." Gut, hätte man das getan, so wäre es nicht zum Kriege gekommen, denn das Lächeln der Inselbewohner würde uns schwerlich abgehalten haben, ihnen immer von neuem zu zeigen, daß man für reelle Geschäfte den Deutschen eben doch besser brauchen kann. Den Industriellen und Kaufleuten war aber längst das Lachen vergangen, und finsterer Neid flößte ihnen den Wunsch ein, sich dieses Wettbewerbes um jeden Preis zu entschlagen. Das konnte, so hat kürzlich Großadmiral v. Tirpitz überaus zutreffend bemerkt, in zweifacher Weise geschehen; entweder man spannte alle Kräfte an, um im friedlichen Ringen obzusiegen, oder man warf den unangenehmen Gegner im Kriege nieder. Der erstbezeichnete Weg war mühsam, vielleicht nicht einmal hoffnungsvoll, während der andre schneller zum Endziele zu führen schien. Wäre mit einem Schlage, so orakelte schon vor mehreren Jahren ein angesehenes Organ, die deutsche Flotte beseitigt, so wäre jeder einzelne Engländer um soundso viel reicher. Weshalb soll man ihm diese Bereicherungschance vorenthalten?

So bohrte sich der Plan, einen Krieg aus Geschäftsrücksichten vom Zaune zu brechen, in das Gehirn vieler tausend Engländer als unausrottbare fixe Idee ein. Und da man bekanntlich die eignen schlimmen Neigungen auch beim Nebenmenschen voraussetzt, so brach sich auch die Ueberzeugung Bahn, Deutschland sinne Tag und Nacht darauf, das ihm feindlich gesinnte Inselreich heimtückisch zu überfallen und zu zertrümmern. Eine böse Seuche brach drüben aus, die Spionitis, die Furcht, jeder Deutsche, er möge sich so harmlos wie immer geben, sei im Grunde nichts als ein Kundschafter, der darauf aus sei, Lage und Zahl der Küstenbatterien zu ergründen und Oertlichkeiten auszumitteln, die zur Aufstellung schwerer Geschütze geeignet wären. Spuren dieser Krankheit lassen sich durch Jahrhunderte zurückverfolgen. Im Juli 1914 beging man in Schottland feierlich das Jubiläum des berühmten Napier of Merchiston, der dreihundert Jahre vorher das wertvollste aller Rechnungshilfsmittel, die Logarithmen, der gelehrten Welt übergeben hatte, und bei dieser Gelegenheit stellte sich heraus,

Digitized by Google

daß dieser wirklich bahnbrechende Forscher einen namhaften Teil seiner Muße darauf verwendet hatte, Mechanismen zu ersinnen, durch die ein landender Feind von der Verfolgung seiner bösen Absichten abgeschreckt werden sollte. Seit etwa zehn Jahren vergiftete die Spionenfurcht die Beziehungen zwischen England und Deutschland in unheilvollster Weise. Sie ist als einer der gewichtigsten Faktoren bei der Vorbereitung des von unsern Gegnern gewollten Weltkrieges in Rechnung zu stellen.

Warum jedoch, so reiht sich die nächste Frage an, wähnte man den Erfolg der deutschen Minierarbeit für möglich halten zu müssen? Daß den Deutschen alles Schlechte zuzutrauen sei, war nun einmal nicht zu bezweifeln, das stand dogmatisch fest, aber wo sollte denn die Kraft herkommen, um das zur Tat werden zu lassen, was man an gefährlichen Plänen im Schilde führte? Das lehrte, so behaupteten die Weisen, das Bestreben des Nachbarvolkes, Kolonien zu erwerben und eine Flotte zu bauen. Beides war nach der übereinstimmenden Anschauung der englischen Staats- und Marinefachmänner durchaus überflüssig, und wenn es doch geschah, so konnte nur böser Wille die Triebfeder sein. War es nicht genug, daß man den berüchtigten „deutschen Militarismus" duldete, mußte man nun auch noch die Seeherrschaft mit einer neu aufstrebenden Macht teilen? Das war zu viel. Jetzt mußte wieder die Theorie vom europäischen Gleichgewicht aushelfen. Man übersah nur, daß das aufstrebende England diese Lehre bisher nur gegen Mächte verfochten hatte, die nicht nur vermeintliche, sondern in furchtbarer Realität wahre Feinde gewesen waren, vorab gegen das Frankreich von 1670 bis 1815; war doch auch in der Zwischenzeit, unter Ludwig XV., das Verhältnis der beiden Kanaluferstaaten ein sehr gespanntes gewesen. Sogar Cromwells tyrannisches Vorgehen gegen die Niederlande wird entschuldbarer, wenn man bedenkt, daß dieser Staat — es sei nur an die Jagdgründe auf Spitzbergen erinnert — zum öfteren mit Großbritannien in die schärfsten Mißhelligkeiten geraten war. Nichts von alledem traf für das Deutsche Reich zu, einen Hort des Friedens seit dreiundvierzig Jahren und immer, vielleicht allzu sehr, geneigt, sich mit dem „germanischen Vetter", der so wenig verwandtschaftliche Empfindungen bekundete, auf freundschaftlichen Fuß zu stellen. Ehedem hatte man Rußland als den Störer des idealen Gleichgewichtszustandes bezeichnet, und wohl auch mit Recht, da die schrankenlose Ländergier dieses asiatischen Staates eine furchtbare Gefahr für den gesamten Westen darstellte. Jetzt reichte man ihm die Bruderhand, und Deutschland mußte den Platz ausfüllen, der durch den neuen Bund leer geworden war.

Natürlich glaubte in England selbst kein denkender Mensch an die vorgeschützten Gründe; wohl aber war es auch einfachen Leuten klarzumachen, daß ein aufstrebendes Nachbarland die britische See- und Weltgeltung bedrohe, und daß die Zerschmetterung des deutschen Handels die angenehmsten Folgen für den Wohlstand des Ganzen und jedes Einzelnen nach sich ziehen müsse. Damit war die Grundlage für die gelegentlich verhüllte, seit Jahren jedoch um sich greifende Kriegsstimmung geschaffen, deren eifrigster Schürer und Förderer

Digitized by Google

bekanntlich Eduard VII. gewesen ist — ein Fürst, der seiner Abstammung nach weit mehr ein Deutscher als ein Engländer war. Ein sehr bekannter und im allgemeinen gut unterrichteter Schriftsteller äußerte jüngst die Vermutung, gewisse persönliche Verstimmungen hätten den König zu allererst geleitet, als er sich zum Commis voyageur der antideutschen Liga ernannte, und nach allem, was man von dem Charakter dieses merkwürdigen Monarchen weiß, dünkt wohl manchem diese Annahme nicht unwahrscheinlich. Daß er seine Aufgabe gut gelöst und Drachenzähne in überreicher Zahl ausgesäet hat, ist der Welt bekannt genug, aber er würde ein grausames Fiasko gemacht haben, hätte er noch über das England einer besseren Vorzeit und nicht über das herabgekommene der Gegenwart geherrscht. Vormals hätte es sich schon das Parlament sehr entschieden verbeten, daß ohne sein Vor- und Mitwissen die gesamte äußere Politik des Vereinigten Königreiches in eine bestimmte Richtung gelenkt werde. Diesmal durfte der König es wagen, weil er wußte, daß der Haß gegen Kaiser und Reich, der sein ganzes Tun und Treiben bestimmte, nicht nur ihn, sondern traurigerweise einen Großteil seines Volkes durchdrang. Als er vorzeitig starb, war gleichwohl das Netz bereits gesponnen, und britischer Geschäftsneid, französische Rachgier und russische Vergrößerungssucht hatten sich glücklich zusammengefunden. Daß gerade Serbien den Anstoß zum Auffliegen der Mine geben und damit die Aufnahme in den Bund ertrotzen würde, hat Eduard wohl nicht geahnt, denn von seiner Mutter her, die noch etwas auf das „fair play“ Altenglands hielt, hatte er den Boykott gegen König Peter und die berufsmäßigen Fürstenmörder als Erbschaft überkommen. Diesem Ehrenmanne den Bruderkuß zu geben, möchte ihm vielleicht schwer gefallen sein, aber wir dürfen das Vertrauen hegen: er hätte es fertiggebracht. Denn es ging ja nicht nur wider das Deutsche Reich, sondern noch mehr wider Oesterreich-Ungarn, und gegen die Donaumonarchie hegte er bittersten Groll im Herzen, nachdem er sich auf einer seiner dorthin unternommenen Badereisen eine so gründliche Abfuhr geholt hatte. Kaiser Franz Joseph war in seiner Treue gegen den Bundesgenossen nicht wankend zu machen — gut, so sollten Oesterreich und Ungarn das Los desselben teilen. England brach mit einer zweihundertjährigen Ueberlieferung, denn in sämtlichen Kontinentalkriegen hatten seine Fahnen auf derselben Seite wie das Banner des Kaiserstaates geweht.

Und so kam der Krieg. England hat ihn bisher mit seinem Hauptinstrument, der Flotte, nur lau geführt, aber es hat ein verhältnismäßig stattliches Heer nach Frankreich geschickt, und dieses hat sich mit der zähen Tapferkeit geschlagen, die man von Waterloo und Balaklawa her an ihm gewöhnt ist. Die Nobility und Gentry werden später die Lücken verspüren, welche die geradezu ungeheuerlichen Offiziersverluste in ihre Reihen gerissen haben. Doch schien ehrlicher Kampf, wenn man die beliebte Verwendung verpönter Gewehrgeschosse noch als ehrlich bezeichnen kann, für die hohen Zwecke, denen es galt, noch nicht auszureichen, und so mobilisierte man zwei Bundesgenossen, die immer bereit

Digitized by Google

standen, nicht viel kosteten und wenigstens im Anfang ihre Schuldigkeit getan haben. Man rief die Lüge und die Prahlerei auf den Plan.

Herr v. Tirpitz hat einem deutsch-amerikanischen Berichterstatter sein Erstaunen darüber zu erkennen gegeben, daß es möglich sei, die Unwahrheit in so großartiger Weise zu organisieren, wie es jenseits des Kanals gelungen ist. Und wir alle, die wir die dummen deutschen Moralbegriffe nicht losbekommen können, ohne aus unsrer Haut zu schlüpfen, teilen vollauf diese Verwunderung. Das Reuterbureau, das die Regierung in Sold genommen, versieht die ganze Welt mit den Produkten einer großzügigen Lügenfabrik; erfuhr man doch zu Anfang April, daß Rußland noch nicht über 5 Prozent seines neuen Rekrutenmaterials an die Front gebracht habe! Was die offizielle Mache als Stamm hinstellt, versieht die Zeitungswelt, an der Spitze die „gelbe Presse" des sog. Lords Northcliffe, mit den erforderlichen Arabesken. Nur wenige Blätter machen den Lügenfeldzug, der einem der Hauptorgane sogar im eignen Lande den Ehrennamen „Daily Liar" eingetragen hat, unwillig oder gar nicht mit; „Daily News", „Manchester Guardian", „Labour Leader" suchen noch einen Rest der Erinnerung an eine Zeit zu wahren, da Wahrhaftigkeit für eine britische Tugend gegolten hat. Ihre Einwirkung auf das Volksbewußtsein ist freilich gering. Und da man noch am Tage der Kriegserklärung, wozu selbstredend die Vorbereitungen längst getroffen waren, alle Kabel zerstörte, die Deutschland mit der überseeischen Welt verbinden, so konnte man ohne Scheu vor Widerlegung zumal Amerika mit Tatarennachrichten der schlimmsten Art überschwemmen. Heute werden sie auch in den blutsverwandten Neuenglandstaaten nicht mehr so unbedingt geglaubt, denn selbst der unwissendste Amerikaner versteht nicht recht, weshalb die Rückeroberung Belgiens so oft erst als bevorstehend angekündigt wird, da doch das deutsche Heer so viele und furchtbare Niederlagen erlitten habe. Die englischen Lügen haben verhältnismäßig lange Beine, aber im Laufe der Zeiten erweisen sich jene doch nicht lange genug im Wettlaufe mit der Wahrheit. Selbst die oberste und wichtigste aller Täuschungen, die man dem Publikum vorsetzte, hielt nicht auf die Dauer vor. Wer hält es noch für wahr, daß man lediglich zum Schutze der „edlen, geknechteten" belgischen Nation die Waffen ergriffen habe; einer Nation beiläufig, die man in den letzten Jahren, als man mit ihr wegen des Kongostaates unzufrieden war, mit den derbsten Schimpfworten überhäuft hatte? Die „Times" haben es ausgeplaudert, daß es doch zum Waffengange gekommen wäre, auch wenn wir nicht den uns aufgezwungenen Einmarsch in Belgien vollzogen hätten, und Lord Haldane hat es bestätigt. Dieses Kabinettsmitglied, wohl die unerfreulichste Erscheinung unter unsern Gegnern, weil es sich mit Vorliebe als Deutschenfreund hatte feiern lassen, erklärte ausdrücklich, England habe den Angriff auf Frankreich auch dann nicht dulden können, wenn er nicht den Weg durch Belgien genommen hätte. Als wenn dieser Angriff von Deutschland ausgegangen wäre, dessen Herrscher sich um dieselbe Zeit ahnungslos auf seiner üblichen Nordlandreise befand, da Poincaré und der Zar in traulichem Tete-a-Tete zu Peterhof die letzten Abmachungen zu raschem Losschlagen getroffen hatten!

Digitized by Google

Der Miles gloriosus ist eine uralte Kriegsfigur, und wenn gelegentlich der Mund etwas voll genommen wird, so braucht man darin zunächst noch keine Unsittlichkeit zu erblicken. Napoleons I. berühmte „Bulletins" geben uns ein klassisches Beispiel von der Möglichkeit, die eignen Taten ohne allzu erkennbare Konflikte mit den tatsächlichen Hergängen herauszustreichen, und an die knappen, rein sachlichen Tagesberichte unsrer Obersten Heeresleitung muß sich vorzugsweise das Ausland erst allmählich gewöhnen, weil sie vom hergebrachten Stile der „Agence Havas" gar zu sehr abweichen. Doch, wie bemerkt, eine gewisse Renommisterei braucht man noch nicht allzu herb zu nehmen. Was aber soll man von verantwortlichen Staatsmännern sagen, die es mit ihrer senatorischen Würde für vereinbar halten, Aussprüche zu tun, die ihnen in späteren Stadien der Entwicklung als aller Scham widersprechend auf der Seele brennen müssen! Lloyd George, den man dereinst auch in Deutschland achtete, will uns „mit silbernen Kugeln" erschießen; Lord Curzon, der beste Kenner Asiens, hofft den Tag zu erleben, an dem „bengalische Lanzenreiter und dunkelhäutige Gurkhas" sich mit den Kosaken ein Stelldichein in den Parks von Potsdam geben; der Ministerpräsident endlich, der Jurist Asquith, spricht sein Verlangen aus, Deutschland von der Karte Europas verschwinden zu sehen. Die unwürdige Manier Churchills, der die „deutschen Ratten" ausgraben lassen wollte, zurzeit aber seine Schiffe ängstlich in ihren Schlupfwinkeln verborgen hält, wird kaum im eignen Lande, das doch so viel verträgt, noch ernstlich als Kampfmittel gewertet. Und mit all diesen Unglaublichkeiten vergleiche man, was von deutschen, österreichischen und ungarischen Ministern und Heerführern, vor allem von unserm Kaiser selbst, in die Oeffentlichkeit gedrungen ist! Ein Volk jedoch, dessen leitende Persönlichkeiten mit solch schamlosen Redewendungen um sich werfen, hat es verscherzt, als ein auf der Höhe stehendes betrachtet zu werden; es ist dem Verfalle geweiht.

Einen „Staatsmann" hat unsre Auslese zunächst noch nicht berücksichtigt, und das mit Fug, denn er hat zwar auch gewiß viele typische Eigenschaften, aber er ist doch auch ein echtes Individuum, eine vollkräftige Ausprägung jenes Geistes, der sein Volk langsam, aber sicher von der früher eingenommenen Höhe herabführt. Sir Edward Grey hat die Leitung der auswärtigen Politik in Händen, und damit verträgt es sich offenbar ganz gut, daß er keine fremde Sprache spricht und seine Ministerlaufbahn nur einmal, im Gefolge seines Königs, für eine Woche durch einen Aufenthalt in Paris unterbrochen hat. Wenn es also richtig ist, daß er im Parlament beteuert habe, er wolle bei ungünstigem Kriegsausgang entweder sterben oder nie mehr auf den Kontinent gehen, so kann ihm dieser Verzicht keine allzu große Selbstüberwindung kosten. Es gefällt ihm daheim viel besser, denn er ist ein echter Angelsachse, und seine berühmte Schrift „Fischen mit der Fliege" wird ihm vielleicht bei seinen Landsleuten ein dauernderes Andenken sichern, als dies seine diplomatischen Leistungen zuwege bringen. Denn diese zeichnen sich doch nur durch gewundene Sprache

Digitized by Google

und Abneigung gegen ehrliche Darlegung des eignen Standpunktes aus. Aber auch durch einen seltenen Mangel an Sinn für Gerechtigkeit.

Und damit ist wohl das Wesen des niedergehenden Staates England am deutlichsten gekennzeichnet; alle übrigen Fehler entspringen letzten Endes aus dem Grundirrtum, daß es kein objektives Recht gäbe. Right or Wrong, my Country; dieser teuflische Grundsatz rechtfertigt alles; er deckte die Niederträchtigkeiten, die sich ein Warren Hastings in Indien zu schulden kommen ließ; er entschuldigte, daß in den Konzentrationslagern des großen Schlächters Kitchener 26000 Burenfrauen und Burenkinder ihren Tod fanden. Vorhanden war die Maxime also immer, aber sie wurde nicht so allgemein als selbstverständlich hingenommen wie gegenwärtig, denn ein Burke und Gladstone sind leuchtende Beispiele dafür, daß es ehemals auch gerechte Engländer gab. Wie schwer es selbst wohlmeinenden Menschen wird, in solcher Umgebung sich ein unbefangenes Urteil zu erhalten, das trat uns mit voller Klarheit entgegen, als der Direktor der Etonschule, Littleton, seinen Volksgenossen ins Gewissen redete und sie aufforderte, auch den Nichtbriten gewisse Menschenrechte zuzugestehen. Und wie begründete er seinen Appell? Wenn der Nordostseekanal „internationalisiert" werden solle, so könne ein gleiches auch von der Meerenge von Gibraltar verlangt werden, und dem hätten eifrige Engländer widersprochen, weil es den Interessen des Weltreiches zuwiderlaufe. Nun beachte man diesen Vergleich! Die erwähnte Straße ist ausschließlich durch das Recht der Eroberung englisch geworden, und den Kaiser-Wilhelm-Kanal hat Deutschland auf eignem Gebiete mit eigner Geldaufwendung von Deutschen herstellen lassen. Kann man sich einen schrofferen Gegensatz vorstellen? Vom Suezkanal war wohlweislich nicht die Rede.

Auch das aufsteigende England hat den nationalen Egoismus wohl gekannt, allein indem es gegen weit gefährlichere, weit mehr das Unrecht liebende Kräfte im Felde lag, konnten ihm auch die nicht unrecht geben, die an und für sich ganz andern Gefühlen und Ansichten huldigten. Ludwig XIV., Napoleon I., Nikolaus I. waren Widersacher, die niederzuwerfen eine heilige Pflicht aller Freunde wahrer Völkerfreiheit war. Erstmalig jetzt suchte sich England, getrieben von jenem unseligen Geiste, den die alten Griechen als dämonische Hybris wirksam dachten, willkürlich einen Feind, der ihm nichts zu leide getan hatte, auch niemals etwas zu leide tun wollte. Der Frivolitätskrieg Greys, Delcassés, Iswolskis ließ das Erdenrund in Flammen entbrennen. Doch hielten die Hellenen auch dafür, daß die Hybris eine das Gegengewicht bildende Gottheit, die Nemesis, zur Tätigkeit veranlaßte, und eben diese Ueberzeugung beseelt gleichmäßig Deutsche, Oesterreicher, Ungarn und Türken. Die Verwerflichkeit der von England angewandten Methoden würde die Zukunft sogar dann nach Verdienst würdigen, wenn ihm der Erfolg zufiele. Allein es wird nicht siegen.

Digitized by Google

Die Wechselbeziehungen zwischen Italien und Rußland in der Geschichte

Von
Archivrat Dr. Lulvès (Hannover)

II

Den Grundsätzen seines Bruders Alexander I. gegenüber Italien, dem eignen Verhalten, das er bei der Thronbesteigung Karl Alberts von Sardinien gezeigt hatte,[1]) blieb Zar Nikolaus I. auch weiterhin treu. Er fand mehrfach Gelegenheit, seine für die Bestrebungen der Italiener nach Einheit und Unabhängigkeit verständnislose Gesinnung zu beweisen! Vor allem anläßlich der freiheitlichen Bewegungen, die ganz Italien durchzogen und in Piemont dann zum Erlaß einer Konstitution führten, mit welcher dieser Staat Fundament und Ausgang für Italiens Risorgimento werden sollte.

Der 1846 gewählte Papst Pius IX. hatte sein Pontifikat mit liberalen Maßregeln und Reformen eingeleitet. Als er sich weigerte, der Aufforderung Metternichs zur Zurücknahme nachzukommen, ließ der Staatskanzler der habsburgischen Monarchie plötzlich im August 1847 die Stadt Ferrara besetzen. Hier hatte bis dahin nur eine kleine österreichische Besatzung gestanden. Diese provozierende Maßregel erregte, wie überall in Italien, so auch in Piemont Erbitterung. Dem Papste ließ König Karl Albert Hilfsbereitschaft, im Notfall Gastfreundschaft anbieten. Ein Schreiben von ihm an den Grafen Castagnetto mit dem Gelöbnis: „Wenn Gott uns jemals die Gnade verleiht, einen Unabhängigkeitskrieg zu unternehmen, so werde ich allein das Heer befehligen, und ich bin entschlossen, für die guelfische Sache dasselbe zu leisten wie Schamyl[2]) im Kampf mit dem ungeheuren russischen Reich," ward bekannt und erregte überall großen Jubel.

Aber gleichzeitig ward Metternichs Vorgehen in Ferrara, dessen Uebereinstimmung mit den Bestimmungen des Wiener Kongresses dieser in einem Rundschreiben für die vier andern Großmächte nachzuweisen sich bemüht hatte, u. a. von Rußland vollständig gebilligt. Jedoch ließ sich Metternich bald zu einem Ausgleich in der Angelegenheit bewegen.

Für die Weiterentwicklung der freiheitlichen Bewegungen gegen die Vorherrschaft des Absolutismus in Italien war das aber ohne Bedeutung. Metternich mußte sich damit trösten, daß er den alten Verbündeten aus der einstigen Heiligen Allianz auf seiner Seite hatte.

Die Gunst des russischen Herrschers war stets unentbehrlich für den Fall neuer revolutionärer Ausbrüche in Italien und neuer Gefahren eines allgemeinen Krieges.[3])

---

[1]) Vgl. Preußische Jahrbücher, II, S. 279.

[2]) Tscherkesse und Haupt der Sufiten (1797—1871), berühmt durch seine kühnen Kämpfe gegen die Russen.

[3]) So hatte am 7. April 1834 eine russische Note starke vorbeugende Maßregeln gegen die damaligen Unruhen in Italien sowie die Auflösung der Komitees revolutionärer Propaganda verlangt. Vgl. A. Stern, Geschichte Europas 1815—1871, Bd. IV, S. 387, 397.

Digitized by Google

Energisch wenigstens in Worten und Noten zeigte sich auch jetzt Zar Nikolaus I. Er ließ König Karl Albert bedeuten, daß er eine Bedrohung der Lombardei durch die Waffen als Kriegsfall betrachten müsse. Das Londoner Kabinett verschonte er nicht mit Vorwürfen, weil „Sizilianer und Lombarden durch Englands Haltung in ihren Unabhängigkeitsträumen ermutigt würden", weil England „überall für das konstitutionelle System auf dem Festland Propaganda mache". Würde etwa „eine fremde Macht" Angreifer Oesterreichs unterstützen, so werde der Zar mit seiner ganzen verfügbaren Streitkraft Oesterreich verteidigen.

Der Anspruch des Zaren auf das Protektorat über alle griechischen Christen des Osmanischen Reiches, mit dem er seine Eroberungspläne gegen dieses zu verwirklichen beginnen wollte, war im Mai 1853 abgelehnt worden. Im November darauf brach der Krieg zwischen Rußland und der Türkei aus. Er gab die Veranlassung zur Vereinbarung eines Bündnisses zwischen Frankreich und England mit der Türkei (12. März 1854), demzufolge die Westmächte den Krieg an Rußland erklärten. Am 10. April schlossen sie dann eine Konvention zu gegenseitigem Schutz und Trutz miteinander ab.

Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit war die Frage, welche Stellung Sardinien, die von Camillo Cavour geleitete Regierung Viktor Emanuels II. zu diesen Ereignissen einnehmen würde. Während im Dezember 1853, gelegentlich der sondierenden Anfrage eines französischen Diplomaten in Turin, König und Regierung sich vorläufig noch vorsichtiger Zurückhaltung befleißigt hatten, gewann der Plan einer Beteiligung an dem Kriege in den nächsten Monaten bei König und Ministerpräsident immer mehr Form.

Die Bemühungen Englands, gleich nach Abschluß jener Konvention Sardinien zum Beitritt zu bewegen, hatten vorerst keinen Erfolg; der Versuch, auf diese Weise sardinische Soldaten als Hilfstruppen in Sold zu nehmen, mißglückte.

Im Verlaufe des Krieges, dessen Hauptschauplatz die Krim war, stellte sich nun heraus, daß die beiden Westmächte ihren russischen Gegner unterschätzt hatten, daß ihre eignen Machtmittel ungenügend waren. Zudem griff Oesterreich nicht in den Kampf ein, und Preußen bewahrte Neutralität.

Als dann von den verbündeten Mächten im Dezember die Aufforderung zum Anschluß wiederholt worden war, kam auf Grund eingehender Verhandlungen am 26. Januar 1855 ein Vertrag zustande, nach welchem Sardinien dem Bündnis beitrat und sich zur Mithilfe mit 15000 Mann verpflichtete. Dafür wurde die Unverletzlichkeit des Staates garantiert und ihm eine Anleihe von einer Million Pfund in England bewilligt.

„Cavour rechnete damit, daß Napoleons Sympathien für die Sache Italiens unendlich wichtig waren, während das ferne Rußland der heißersehnten Einheit der Halbinsel nicht gefährlich werden konnte." [1])

---

[1]) H. Friedjung, Der Krimkrieg und die österreichische Politik (1911), S. 134.

Digitized by Google

Sardinien sollte nun, nach des genialen Staatsmanns kühner Idee, seine Lebenskraft, seine Befähigung erweisen, sich an die Spitze der italienischen Sache stellen zu können, um sie zur Einheit zu führen. Sardinien trat jetzt in die Reihe der europäischen Großmächte, welche das sog. europäische Konzert bildeten.

Piemontesen und Russen, erstere 9100 Mann stark, mit 36 Kanonen, standen einander am Flusse Tschernaïa gegenüber. In der Schlacht vom 16. Juli 1855 hatten die Italiener neben Türken und englischer Kavallerie einen so heftigen Angriff der Russen auszuhalten, daß sie zuerst zurückweichen mußten. Als sich aber dann auf der Seite, wo die Franzosen standen, das Schlachtenglück gewendet hatte, konnten sie an ihrer siegreichen Beendigung in hervorragender Weise teilnehmen. Der General Montevecchio fiel gegen die Russen.

Der Krimkrieg ward abgeschlossen durch den Pariser Kongreß; an diesem nahm, als anerkannte selbständige Macht, auch Sardinien teil, vertreten durch Cavour. Daß sein Plan, Parma und Modena zu annektieren und deren Souveräne durch die Donaufürstentümer zu entschädigen, die dadurch Ausläufer von Oesterreich geworden wären, mißglückte, war für Italiens Zukunft von geringer Bedeutung.

Viel wichtiger mußte es dagegen sein, daß es dem gewandten Staatsmann gelang, mit Zustimmung und Hilfe Kaiser Napoleons III. sowie im Einvernehmen mit dem Kongreßvorsitzenden Grafen Walewski und dem Vertreter Englands, Lord Clarendon, die Mißstände in Neapel, im Kirchenstaat und in den österreichischen Staaten Italiens zur Sprache zu bringen. Das geschah in der Sitzung vom 8. April 1856, nachdem er bereits im Februar durch eine eingehende Denkschrift die Regierungen Frankreichs und Englands für seine Zwecke vorbereitet hatte.

Es waren bittere Anklagen, die Cavour als Sprecher Italiens vorbrachte, in denen er auch der von Rußland gebilligten, nunmehr sieben Jahre währenden Okkupation des Kirchenstaates gedachte. Die großen Hoffnungen, welche er hinsichtlich eines zukünftigen Beistandes aus den Ausführungen Clarendons schöpfte, sollten sich sehr bald als trügerisch erweisen. Oesterreichs Vertreter, Buol und Baron v. Hübner, suchten nach Möglichkeit die Maßnahmen ihrer Regierung zu verteidigen.

Charakteristisch war das Benehmen des russischen Bevollmächtigten Grafen Orlow. Für das beargwöhnte Oesterreich wollte er keine Lanze brechen. Wohl hatte das Königreich Neapel seinem Vaterlande während des Krieges alle seine Sympathien zugewandt. Aber die Anklagen gegen seine Mißwirtschaft konnte er nicht entkräften. Für Piemonts Pläne und Absichten einzutreten, war ihm unmöglich. Also — beteiligte er sich nicht an der Diskussion und schwieg. Eine Politik des offenkundigen Egoismus!

Hatte Rußland in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts auf das italienische Volk einen schweren Druck zugunsten der zumeist nicht nationalen Monarchen, die der Wiener Kongreß eingesetzt bzw. bestätigt hatte, sehr häufig

Digitized by Google

ausgeübt, so bewies es, seitdem die italienischen Einheitsbestrebungen sich zu verwirklichen begannen, eine unverhohlene Abneigung, wenn nicht einen unzweideutigen Widerstand gegen diese.

Für Rußland bezeichnete der Pariser Kongreß und der auf ihm vereinbarte Friedensvertrag vom 30. März 1856 eine der tiefsten Demütigungen in dem laufenden Jahrhundert. Daß der Krimkrieg für Rußland ungünstig abgelaufen war, hatte nicht zuletzt der Beitritt Piemonts zu der Zahl der Gegner verschuldet.

Rußlands Erfolge gegen die Türken waren dort zunichte gemacht worden. Es verlor das Protektorat über die Donaufürstentümer. Unter türkischer Hoheit verblieben Moldau und Walachei, vermehrt um Beßarabien, das seit 1812 Rußland gehört hatte, sowie Serbien.

Die seit 1841 bestehende Dardanellensperre wurde aufrechterhalten, das Schwarze Meer neutralisiert, die Anlage von Seearsenalen verboten. Die Türkei, deren Integrität von allen Souveränen garantiert ward, wurde in das europäische Konzert aufgenommen. Die Zahl der Kriegsschiffe durfte bei jedem der beiden Staaten nur sechs Dampfer von je 800 Tonnen und vier Dampfer von je 200 Tonnen betragen. Dadurch war Rußland der Ausbau einer Mittelmeerflotte unterbunden. Der russischen Eroberungspolitik, welche seit dem Wiener Kongreß Europa bedroht und in Atem gehalten hatte, ward nach dieser Richtung von den Westmächten ein Riegel vorgeschoben. Rußland mußte von nun an darauf verzichten, einzelne Gebietsstücke der Türkei zu annektieren; es begann jetzt, solche als selbständige Staaten der türkischen Oberhoheit zu entziehen und sie unter die eigne Abhängigkeit zu bringen.

Die Bildung derartiger von Rußland beeinflußter und beaufsichtigter, aus dem Türkenreich herausgeschnittener Vasallenreiche durfte, sobald sie an das Mittelmeer, vornehmlich an das Adriatische Meer, reichten, König Viktor Emanuels II. Staat nicht mehr gleichgültig sein; er gestaltete sich nach dem lombardischen Kriege und den darauf folgenden Annexionen in der Mitte und im Süden der Apenninhalbinsel zum geeinten Königreich Italien (1861) aus.

Italien war eine Hauptmacht an dem Adriatischen Meere geworden, dessen eine Küstenhälfte ihm von 1866 an vollständig zugehören sollte. Bei einer Aufteilung der Türkei konnte es sich zu Hoffnungen auf weitere Gebietserwerbungen berechtigt glauben. Daß da seine Interessen mit denen Rußlands einmal zusammenstoßen könnten, war leicht möglich!

Der sich nunmehr nach und nach vollziehenden Bildung von slawischen Einzelstaaten auf dem Balkan mußte Italien seine volle Aufmerksamkeit zuwenden.

Wie die Großmächte, hatte auch Sardinien seinen Vertreter in der europäischen Kommission für die Donaufürstentümer; für deren Einigung trat es entschieden ein. In Rücksicht auf die schwankende Stellung Englands betonte Cavour in einer Depesche an den sardinischen Geschäftsträger in London, Grafen Corti, vom 4. September 1856: „Die rumänische Nationalität ist ein Gegengewicht, welches sich zum Nutzen der Pforte, zum Nutzen Europas der gefährlichen Entwicklung des Panslawismus entgegenstellt. Man werfe einen Blick auf

Digitized by Google

die Karte und man wird sich überzeugen, daß die slawische Rasse sich vom Ural und der Nordsee, ohne andre Unterbrechung, als die von der rumänischen Rasse bewohnten Länder, bis zum Adriatischen Meere ausdehnt. Da nun der Panslawismus nicht bloß für die Türkei, sondern auch für den ganzen Westen eine Gefahr ausmacht, ist es da nicht von höchstem Interesse, inmitten der slawischen Länder eine Nationalität einzurichten, welche ausschließlich mit dem Westen sympathisiert und welche der Vereinigung der Völker, die einen so mächtigen Zug zur Einheit haben, daß sie vielleicht den Rest der zivilisierten Welt unterjochen werden, ein ernstes Hindernis bereitet?"

Das waren Worte, die gegen Rußland und seine Aspirationen auf den Balkan und auf die Adria gerichtet waren. Die zu Paris tagenden Konferenzen bereiteten die Vereinigung der Fürstentümer Moldau und Walachei unter der Oberhoheit des Sultans vor; sie ward am 19. August 1858 zu Paris proklamiert. Aus den Wahlen ging der Oberst Alexander Cuza als Prätendent für beide Fürstentümer hervor. Die Wahl wurde an den Höfen zu Paris und Turin günstig aufgenommen. Davon konnte sich der zu weiteren Verhandlungen von Cuza dorthin entsandte Minister Alecsandri überzeugen; sie erhielt in einer Pariser Konferenz am 6. September 1859 ihre Bestätigung.

Dem Grolle entsprechend, den Rußland gegen Sardinien-Piemont seit dem Krimkrieg noch nicht verwunden hatte, verhielt es sich gegenüber dessen Annexionsplänen über die Lombardei, Toskana und die Legationen hinaus im Herbste 1860 vollständig ablehnend und mißbilligend. Die damals befürchtete Unterstützung Napoleons III. für Sardinien bei einer Eroberung Venetiens, bei der Erfüllung seines noch nicht ausgeführten Versprechens, „Italien frei bis zur Adria", wollte es auf keinen Fall zulassen. In erster Linie waren es Rücksichten auf seine Interessen im Adriatischen Meere, welche Rußland geboten, der weiteren Ausbildung und Vollendung der Einheit Italiens hemmend entgegenzutreten.

Der im September 1860 erfolgte Einmarsch der Piemontesen in den Kirchenstaat und in Neapel, die Drohung Garibaldis, nach der vollständigen Eroberung Neapels auf Rom und Venedig loszugehen, führte zu einer Annäherung zwischen den Höfen von Petersburg und Wien, die ihren Ausdruck in der Warschauer Zusammenkunft (vom 22. bis 26. Oktober 1860) fand, an der außer dem Zaren Alexander II. und Kaiser Franz Joseph auch der Prinzregent Wilhelm von Preußen teilnahm. Sie hatte, in Uebereinstimmung mit den Wünschen Englands, vor allem das Ergebnis, daß Napoleon die kategorische Erklärung abgeben mußte, Piemont keinen Beistand zu leisten, falls es Oesterreich und Venetien angreifen würde. Die Idee eines Kongresses zur Regelung der italienischen Angelegenheiten scheiterte an Napoleons Widerstand.

In Erinnerung an diese Vorgänge mußte Italien gegenüber den Absichten Rußlands mißtrauisch sein, als es sich sechs Jahre später wieder um die Erwerbung Venetiens handelte, diesmal mit Unterstützung preußischer Waffenerfolge. Nach der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz war von Alexander II. dem

Digitized by Google

Kaiser Napoleon, welchem Oesterreich Venetien abgetreten hatte und die Friedensvermittlung überlassen wollte, der Vorschlag einer Verständigung der drei neutralen Großmächte „zur Regelung der schwebenden Fragen" gemacht worden. Auf diesen Vorschlag war der französische Minister des Aeußern Drouyn de Lhuys, weil er einer Drohung gleiche, nicht eingegangen.

Immer stärkere Bedenken und Befürchtungen mußte Rußlands wiederholt und stets energischer vorgetragene Plan einer europäischen Konferenz erregen, ohne welche der Zar die beabsichtigten Gebietsveränderungen, besonders die preußischen, nicht anerkennen würde. Dadurch ward nicht bloß der Abschluß der Nikolsburger Präliminarfriedens-Verhandlungen, sondern auch der Beitritt des anfangs noch mißtrauischen und zögernden Italien zu diesen beschleunigt (30. Juli 1866).

Bereits am 25. Juli hatte Visconti-Venosta zugeben müssen, daß die Haltung Rußlands zur Nachgiebigkeit zwinge. Italien mußte auf die Vermittlung Napoleons eingehen, sonst blieb nur die Rußlands übrig, von der für Italien nicht viel Gutes zu erhoffen war.

Dem russischen Plane eines europäischen Kongresses war diesmal, trotz seiner sonstigen Vorliebe für einen solchen, auch Napoleon abgeneigt; er meinte, durch direkte Verhandlungen mit Preußen bessere Ergebnisse für seine Kompensationsabsichten gewinnen zu können. Eine Hoffnung, in der er sich schließlich sehr täuschen sollte!

War 1866 eine Einmischung Rußlands zu eignen Gunsten in die politischen Verhältnisse, wie sie sich nach den preußischen Siegen ergaben, mißglückt, so gelang hingegen eine solche während des Deutsch-Französischen Krieges.

Die Macht Frankreichs, welche in erster Linie der russischen Diplomatie 1856 den Pariser Frieden aufgezwungen hatte, war für das erste gebrochen, das Kaisertum gestürzt. Jetzt nahm der leitende Minister des Zaren, Fürst Gortschakow, die Gelegenheit wahr, die demütigendsten Bestimmungen jenes Vertrages zu beseitigen. Mit Bismarcks Unterstützung glückte es ihm auf der von jenem angeregten Konferenz in London, durch Artikel 1 des sog. Pontusvertrages vom 13. März 1871 die Aufhebung der Artikel 11, 13 und 14 des Pariser Vertrages und des Artikels 14 der russisch-türkischen Konvention von 1856 durchzusetzen. Damit war die Neutralität des Schwarzen Meeres, das Verbot der Anlage von Militärarsenalen an den Küsten und die Beschränkung auf sechs Kriegsschiffe aufgehoben. Rußland hatte nunmehr, neben gewissen Erleichterungen für die Friedenszeit, freiere Hand nach dem Balkan bekommen. Sewastopol ward zu einem Kriegshafen ersten Ranges ausgebaut.

Noch stärker wollte Rußland seinen Einfluß nach dieser Seite hin ausdehnen durch den Vorfrieden von St. Stefano (3. März 1878); er schloß den Russisch-Türkischen Krieg ab, den Zar Alexander II. unternommen hatte zur „Befreiung der slawischen Brüder", nicht wie einst sein Vater zur „Befreiung der Christen".

Digitized by Google

Dem Friedensvertrage gemäß sollte sich das bislang von russischem Einfluß beherrschte Bulgarien als selbständiges Reich im Westen bis zur Schwarzen Drin, also fast bis zur Küste der Adria, im Süden bis zur Küste des Aegäischen Meeres, unter Ausschluß der Halbinsel Chalcidice, erstrecken. Rußlands Einflußsphäre hätte dadurch, seinen alten Aspirationen gemäß, bis zum Mittelmeere, bis weit in Albanien hinein gereicht, also bis fast an die Küste des Adriatischen Meeres.

Das konnte, wie den Engländern und Oesterreichern, so auch den Italienern nicht gleichgültig sein, die sich bereits mehr und mehr für die gegenüberliegende Küste der Adria zu interessieren begannen. Es kam zu einer gründlichen Revidierung des vielseitig angefochtenen Friedensvertrages durch einen Kongreß der Mächte des Pariser Vertrages unter Fürst Bismarcks Vorsitz in Berlin zum Zwecke der Aufrechterhaltung der Integrität des Osmanischen Reiches (13. Juni bis 13. Juli 1878) mit folgenden hier in Betracht kommenden Ergebnissen:

Zwischen Rußland und dem Mittelmeer blieb im Süden türkisches Gebiet, im Westen ein Teil unter österreichischer Verwaltung: Bosnien und Herzegowina. Montenegro, das mit dem Hafen von Antivari den Zugang zum Adriatischen Meere erhielt, Serbien und Rumänien wurden unabhängig; das, gegenüber dem Frieden von St. Stefano, besonders nach der Adriarichtung hin stark geschmälerte Bulgarien ward selbständig unter gewisser formeller Souveränität der Pforte.

Somit war Rußland vom Mittelmeer hinweggedrängt, diese auch Italiens Interessen bedrohende Gefahr vorläufig beseitigt. Der größere Teil der bisherigen europäischen Türkei wurde vom Sultan unabhängig. Rußlands Bestreben, die autonom gewordenen slawischen Balkanstaaten von sich abhängig zu erhalten bzw. erst zu machen, ein Prinzip, das es bereits nach dem Pariser Frieden von 1856 in den Vordergrund seiner Politik gerückt hatte, sollte von nun an in noch verschärfterer Form zur Geltung kommen.

Dieses Bestreben Rußlands zeitigte eine stark anschwellende slawische Bewegung. Wider eine Einigung der slawischen Welt unter russischem Zepter hatten sich indirekt die Beschlüsse des Berliner Kongresses gewandt.

Gegen dieselbe Bewegung war der Zweibundsvertrag vom 7. Oktober 1879 zwischen Oesterreich und Deutschland gerichtet; gerade damals drohte Rußland durch starke Rüstungen, ohne selbst bedroht zu sein. Gegen die gleiche panslawistische bzw. altrussische Bewegung sollte dann später auch Italien, das, wenigstens grundsätzlich, die Adria von russischem Einflusse freigehalten wissen wollte, gewissermaßen Stellung nehmen — durch seinen unten zu erwähnenden Anschluß an den Zweibund.

Daß Albanien nun ungeschmälert der Türkei verblieb, lag in den Wünschen der italienischen Politik. Um es dem russischen Einflusse zu entziehen, hatte sie das Zustandekommen des Vertrags von Prizrend begünstigt; durch diesen verständigten sich am 5. Juni 1878 die türkischen und christlichen Beis Albaniens dahin, daß sie keine andre Regierung über sich dulden wollten, als die der Hohen Pforte. Dem entsprach dann auch eine Bestimmung des Berliner Ver-

Digitized by Google

trages; sie war, wie gegen Bulgarien und Montenegro, so auch gegen Oesterreich gerichtet.

Als der Ausbruch jenes Russisch-Türkischen Krieges drohte, hatte Crispi im Herbst 1877 eine Rundreise durch Mitteleuropa gemacht; ihr Zweck war, die Stimmung der Kabinette zu erkunden hinsichtlich der Frage nach Kompensationen für Italien, falls das Ergebnis des Krieges zu Besitzveränderungen am Adriatischen Meere führen würde.

Im Verlauf dieser übrigens ergebnislosen Rundreise soll bei den diplomatischen Besprechungen angeblich auch Albanien im Hinblick auf Italien erwähnt worden sein.[1])

Mittlerweile hatte zwischen Rußland und Italien eine gewisse Annäherung stattgefunden. Trotz allen Gegenversicherungen der italienischen Regierung trat damals immer wieder das Gerücht auf, daß hinsichtlich Albaniens Italien bestimmte Absichten habe, daß ein Spezialübereinkommen zwischen Rußland und Italien bestehe.

In einer 1878 gegen den österreichischen Ministerpräsidenten Grafen Andrássy erschienenen Flugschrift[2]) wurde ihm vorgehalten, er habe davon Kenntnis gehabt, „daß Italien seine aktive Freundschaft gegen einen Kaufpreis dem Zarenreiche förmlich aufdrängte".

An Unruhen, die in Albanien entstanden, ward Italien, wie auch an späteren, die Schuld gegeben. Die gleichzeitige Agitation der Irredenta in Südtirol und Triest führte zu einer Spannung zwischen Oesterreich und Italien, trotz allen entgegenkommenden Erklärungen der Regierung des letzteren.

Aber schon begannen bald darauf im Jahre 1880 die ersten anfangs noch ergebnislosen Annäherungen Italiens an die Zentralmächte; die erschütternde Enttäuschung, welche es von seinen bisherigen, nur scheinbar so selbstlosen Gönnern, den Franzosen, durch deren heimtückische Besetzung von Tunis erdulden mußte,[3]) der Sturz des allzu franzosenfreundlichen Ministerpräsidenten Benedetto Cairoli führten Italien endgültig zum Anschluß an die bereits verbündeten Mächte Deutschland und Oesterreich, zur Stiftung des Dreibundes (20. Mai 1882). Italien suchte Ersatz für Tunis in Aegypten und Abessinien.

Der Mißerfolg des abessinischen Feldzugs, in welchem der Negus Menelik außer durch englische und französische Unterstützung auch durch russische[4]) gefördert worden war, ließ den Italienern nur noch eine Möglichkeit zur Festsetzung an der afrikanischen Küste des Mittelmeeres: Tripolis. Erst nachdem

[1]) Wenigstens nach dem unkontrollierbaren Berichte Crispis. Gegen Wiedergabe und Wert seines Gesprächs mit Bismarck in diesem Zusammenhange hat bereits wenig später R. Bonghi schwerwiegende Bedenken erhoben.

[2]) „Graf Andrássy auf der Anklagebank der Delegationen", S. 18.

[3]) Vgl. darüber meinen Aufsatz: „Auf welche Weise machte sich Frankreich zum Herrn von Tunis?" in der „Deutschen Revue", Februar 1915.

[4]) Crispi hatte sich als Ministerpräsident 1889 der Entsendung einer russisch-orthodoxen Mission nach Abessinien sehr feindselig gezeigt, weil er von ihr politische Nachteile für Italiens Interessen befürchtete.

Digitized by Google

sie sich wirtschaftlich wieder erholt hatten, konnten sie daran denken, sich zu dieser Eroberung langsam zu rüsten.

Inzwischen bereitete sich eine andre Orientierung der italienischen Politik vor. Mit dem Herrschergeschlechte eines der Balkanstaaten, über die Rußland seinen Einfluß ausgedehnt hatte, und zwar des Staates, der wenigstens mit einer kurzen Strecke an das Adriatische Meer grenzte, ging das italienische Königshaus eine Familienverbindung ein: Am 24. Oktober 1896 vermählte sich der Kronprinz Italiens, Viktor Emanuel, mit der Prinzessin Helene, der Tochter König Nikolaus' I. von Montenegro.

Inwieweit und ob überhaupt politische Beweggründe bei dieser Verbindung mitspielten, die zuerst nicht den vollen Beifall König Humberts und Crispis gefunden hatte, ist natürlich unbekannt. Eine Verstärkung der politischen Verbindung Italiens mit den Zentralmächten konnte von ihr jedenfalls nicht erwartet werden. Daß sie hingegen eines Tages die italienische Politik im Sinne Rußlands entscheidend beeinflussen könnte — die Möglichkeit war nicht ausgeschlossen.

Tatsächlich ist wenigstens unter Viktor Emanuel III., der im Jahre 1900 seinem ermordeten Vater gefolgt war, Italien immer stärker zu einer intensiveren Adria-Politik gedrängt worden, und zwar vornehmlich durch die Franzosen und Engländer, um seine Absichten von Tripolis, seine Aspirationen vom südlichen Mittelmeere überhaupt abzulenken.

Der eine Zweck wurde allerdings dabei nicht erreicht. Die Italiener haben sich von Tripolis nicht abbringen lassen, und die Annexion ist im Herbst und Winter 1912 vorerst wenigstens glücklich ausgeführt worden.

Aber gleichzeitig war auch Albanien immer stärker in den Vordergrund des politischen Interesses für Italien gerückt — wie hier, ohne ein Eingehen auf die Details der neuesten Ereignisse, kurz dargelegt sei. Für diese Richtung der italienischen Politik bildete nunmehr Montenegro, das inzwischen in mehrfacher Hinsicht auch von Italien wirtschaftlich abhängig geworden ist, einen wertvollen Stützpunkt.

Nur 75 Kilometer vom italienischen Otranto ist Albaniens Küste entfernt, ihre Häfen würden den Italienern einen wertvollen Ersatz für die versandenden der Westküste bieten.

Die Erinnerung, daß jene Küste einst, allerdings mit starken Unterbrechungen, der Herrschaft Venedigs untertan gewesen, daß die Adria von alters her für ein spezifisch italienisches Meer gegolten hat, daß sie mit zahlreichen blühenden Hafenstädten, auch an der im Kerne slawischen Küste Istriens und Dalmatiens, ehemals zu den belebtesten und wichtigsten Seestraßen gehört hatte, zeitweilig sogar Mittelpunkt des Weltverkehrs gewesen war — in der lebhaften Phantasie der Südländer mit einem glänzenden Scheine umstrahlte, aber nicht ganz exakte Traditionen —, dazu die Beziehungen zu jenem Gebiete durch starke albanesische Ansiedlungen in Süditalien[1]) — das alles soll künstlich eine Berechti-

[1]) Einer solchen entstammte z. B. der Staatsmann Francesco Crispi.

Digitized by Google

gung[1]) der sehr realen Wünsche der Italiener nach dem Besitz von Albanien, den sie durch Verbreitung der italienischen Sprache und italienischer Schulen, Verwaltungs- und Verkehrseinrichtungen seit Jahren systematisch vorbereiten, nach der damit angestrebten Alleinherrschaft über die Adria erweisen, zu der Albanien für sie gewissermaßen den Schlüssel bildet. Gehören die beiden sich gegenüberliegenden Küsten, markiert durch die Städte Otranto und Valona, Italien, so könnte es einmal die Adria zu einem italienischen See zusammenschließen unter Verdrängung von Oesterreich.

Die Interessen beider Staaten kollidieren hier. Einer solchen Kollisionsgefahr sollten die Verträge und Sonderabkommen entgegenwirken, die zwischen ihnen 1894 zu Monza abgeschlossen und 1899 erneuert wurden; sie bestimmten die gegenseitig zugestandene Nichteinmischung in die Angelegenheiten Albaniens, den Verzicht auf jegliche Besetzung des Landes im Falle der Störung des Statusquo, d. h. des gegenwärtigen Besitzstandes der Türkei.

Der Antagonismus gegen Oesterreich nimmt die Aufmerksamkeit der Italiener so stark in Anspruch, daß sie die wohl zeitweilig erkannte und berücksichtigte Gefahr,[2]) die von einer andern Seite droht, zumeist zu gering achten.

Auf Albanien, mindestens auf Teile des Landes, erhebt außerdem noch Serbien Ansprüche; dessen Machtträume gehen ja auf die Wiederherstellung eines großserbischen Reiches, das vom Panslawismus getragen werden würde. Hinter diesem Vorposten, der energisch der Adria zustrebt, stände — Rußland!

Einer Verständigung mit Rußland, einer freundschaftlichen Annäherung an den Zarenhof hat die italienische Politik bereits deshalb Rechnung getragen, noch ehe die Verbindung des Hauses Savoyen mit der Familie Nikolais' von Montenegro zustande kam, den Zar Alexander III. einst als seinen „einzigen Freund" bezeichnete.

Rußlands Mittelmeeraspirationen kommen immer wieder zum Vorschein, so gelegentlich des russischen Flottenbesuchs in Toulon (Herbst 1893), als es hieß, Rußland wolle sich einen festen Stützpunkt im mittelländischen Becken schaffen, etwa in einem Hafen des verbündeten Frankreich, etwa Philippeville in Algerien oder vielleicht durch Ankauf der griechischen Insel Poros an der nordöstlichen Ecke des Peloponnes.[3])

[1]) Wollen die Italiener als Erben der Republik Venedigs alles beanspruchen, was diese früher im Adriatischen Meer besessen hat, dann liegt es nahe, daß sie auch auf Venedigs einstige sonstige Besitzungen übergehen und ebenso auf die andrer italienischer Handelsstädte wie Genua, Pisa und Amalfi usw.

Das ergäbe einen Panitalianismus, für dessen Ausbau, weit über das Bereich des Mittelmeeres hinaus, die Kräfte Italiens in keiner Weise ausreichen, und der es mit mehr als Halbeuropa in die gefährlichsten Konflikte bringen würde.

Mit bei weitem größeren Rechte müßte dann Italien Nizza, Savoyen, Korsika und Malta für sich beanspruchen und seine früheren Ansprüche auf Tunis zur Geltung bringen (vgl. meine Ausführungen in der „Deutschen Revue" Dezember 1914, Februar u. März 1915).

[2]) So vom späteren Minister Marchese di San Giuliano, der bereits 1902 auf eine Freundschaft mit den Griechen, Rumänen, Albaniern und Magyaren hinwies, die den Italienern „einmal als Wehr gegen das auf die Balkanhalbinsel eindringende Slawentum dienen" könnte.

[3]) Dehn, Weltwirtschaftliche Neubildungen, S. 177.

Digitized by Google

So sucht es auch in der Adria den lange ersehnten Flottenstützpunkt zu gewinnen, wenn nicht anders, dann durch Serbien als abhängige Vermittlung.

Anfang 1887 ward es bekannt, daß der Dreibundsvertrag Italien im Falle eines russischen Angriffs auf Oesterreich zu keiner Hilfeleistung verpflichte.[1])

Dem dabei vermutlich zugrunde liegenden Rückversicherungsvertrage Italiens mit Rußland muß 1891 ein zwischen Giers und Rudini vereinbartes Abkommen gefolgt sein, das sich gegen Oesterreich-Ungarns Expansionsgelüste auf dem Balkan richtete.

Hingegen hatte Crispi 1889 eine Militärkonvention zwischen Rumänien, Bulgarien und Serbien anzuregen gesucht, um den auf den Balkan gerichteten Absichten Rußlands hemmenden Widerstand entgegenzusetzen. —

Bald nach seiner Thronbesteigung machte der Schwiegersohn Nikolaus' von Montenegro dem Zarenhofe seinen Antrittsbesuch (1902). Politisch wichtiger war sicher die Zusammenkunft zu Racconigi im Oktober 1909 zwischen Viktor Emanuel und Zar Nikolaus II.; auf der Reise hatte letzterer ostentativ den Weg durch Oesterreich-Ungarn vermieden.

Die Annektierung Bosniens und der Herzegowina durch diesen Staat hatte im Jahr zuvor (September 1908) so heftige Angriffe in der Presse Rußlands und in der Italiens gezeitigt, daß ein politisches Einvernehmen zwischen ihren Regierungen gegenüber dem habsburgischen Kaiserstaate angenommen werden mußte, den in der Balkanpolitik scharfe Interessengegensätze von Rußland trennten.

Noch steht Italien in freundschaftlichem Verhältnis zu Rußland. Sollte es diesem aber gelingen, mit seiner serbischen Vorhut bis zur Adria durchzudringen, dann hätte Italien mit einem ganz andern Gegner zu tun.

Ein Vorrücken bis in Albanien hinein, durch Vermittlung des ihm damals gehorsamen Bulgarien, hatte Rußland, wie erwähnt, bereits 1878 durch den Vertrag von St. Stefano durchsetzen wollen.

Gewänne Rußland, nach einer Zurückdrängung Oesterreich-Ungarns, das jenes bislang von der Adria ferngehalten hat, die Vorherrschaft auf dem Balkan, so würde eine Interessenkollision mit Italien unvermeidlich werden, die bis jetzt nur ängstlich vermieden bzw. verhüllt worden ist.

Zudem ist Italien teilweise von Rußland wirtschaftlich abhängig: Fast 90 Prozent seiner Getreideeinfuhr pflegt es aus dem russischen Reiche und aus Rumänien über die Häfen des Schwarzen Meeres zu beziehen.

Daß Rußland seit den Tagen Peters des Großen und Katharinas II. unentwegt nach dem Mittelmeer gestrebt, für die Wünsche und Interessen der Italiener *nie selbstloses Verständnis, geschweige denn Sympathien* gezeigt hat, das wird, wie ein klares, bis auf unsre Tage *unentwegt beobachtetes politisches Prinzip*, durch die Geschichte der Wechselbeziehungen zwischen beiden Ländern bewiesen.

---

[1]) „Kölnische Zeitung" vom 27. Februar 1887.

Digitized by Google

Rußlands Hauptziel ist und bleibt die Oeffnung der Dardanellen, die ihm seit dem Londoner Meerengenvertrag von 1841 und besonders seit dem Krimkriege, vornehmlich auf Englands Betreiben, trotz wiederholter diplomatischer Bemühungen (hauptsächlich in den Jahren 1876, 1878, 1910) verschlossen sind. Für Italien würde die Erreichung jenes Ziels durch Rußland einen schweren Schlag bedeuten. Denn die Einrichtung zum mindesten eines Hafens an der montenegrinisch-albanesischen Küste für die russische Kriegsflotte dürfte sehr bald folgen.

Das hatte bereits zu Beginn jenes Krimkrieges erkannt und mit noch heute zutreffender Richtigkeit ausgedrückt Camillo Cavour. Auf Angriffe wegen der, vielen seiner Landsleute unverständlichen, Teilnahme der sardinischen Armee am Kriege erwiderte er seinen Gegnern im Parlament am 6. Februar 1855 u. a. folgendes: „Nehmen wir an, daß der gegenwärtige Krieg für Rußland erfolgreich wäre und die siegreichen Adler des Zaren nach Konstantinopel führen würde. Es ist klar, daß Rußland dadurch die absolute Vorherrschaft über das Mittelländische Meer und ein unwiderstehliches Uebergewicht im Rate Europas erlangen würde. Dies würde zu ganz fatalen Folgen für die Interessen Piemonts und Italiens führen. In der Tat, nimmt Rußland Konstantinopel, so wird es der Beherrscher des Mittelländischen Meeres und des bedeutendsten Binnenmeeres der Erde, des Schwarzen Meeres ...

Man wird uns entgegnen: Was geht uns die Vorherrschaft auf dem Mittelländischen Meere an? Diese Vorherrschaft gehört ja doch nicht Italien, gehört nicht Sardinien; sie ist heute zwischen England und Frankreich geteilt; an Stelle zweier Herren wird das Mittelländische Meer drei haben. Ich glaube nicht, daß ähnliche Gedanken in dieser Kammer einen Widerhall finden werden, denn das hieße auf all unsre zukünftigen Aspirationen verzichten!“

Der Seekodex der Ozeanokraten

Dritter völkerrechtlicher Brief

Von

A. v. Kirchenheim

Ueber das englische Seerecht wollte ich Ihnen einiges schreiben. Da entdecke ich bei meinen Studien in einer alten Zeitschrift eine Abhandlung über „Handelssystem und Seekodex der Ozeanokraten“, die so viel Lehrreiches für die Gegenwart enthält, daß man sie am liebsten ganz zum Neudruck brächte. Aber das wäre vielleicht manchem zuviel, und so soll heute statt einer brieflichen Auseinandersetzung eine Mitteilung der Hauptstelle jenes Aufsatzes hier folgen, die manchen in Erstaunen setzen, allen aber zu denken geben wird. Der Aufsatz des ungenannten Verfassers erschien 1813 (III. Vierteljahr, S. 52—94) in den

Digitized by Google

von dem 1804 verstorbenen Historiker Posselt begründeten „Europäischen Annalen", die Cotta in Tübingen verlegte, einer Zeitschrift, die in mancher Beziehung die Stelle einnahm wie etwa gegenwärtig die „Deutsche Revue".

Wir wollen ohne Kommentierung[1]) die Zusammenfassung des Verfassers, der jedenfalls ein großer Kenner der britischen Seerechtspraxis war, der Vergessenheit entreißen und nur alle diejenigen, die so gern mit ungleichem Maß messen, wenn es sich um englische und deutsche Seemaßregeln handelt, an die Worte Napoleons I. aus seinem Erlaß über die Kontinentalsperre (d. d. Berlin, 21. November 1806, unter Nr. 8) erinnern, wo es heißt: „In Erwägung, daß es im Naturrecht liegt, die Waffen zu gebrauchen, die der Feind gebraucht, und gegen ihn auf gleiche Weise wie er zu streiten, wenn er alle Grundsätze und Gefühle der Gerechtigkeit und des gebildeten Zustands der menschlichen Gesellschaft verleugnet, ist beschlossen, es sollen gegen England die Maßregeln ergriffen werden, die es in seinem Seerecht angenommen."

Diese Grundzüge sind nach dem Kennzeichner des „Seekodex der Ozeanokraten" folgende:

„Wenn man den Sinn der sämtlichen englischen Orders durchgeht und damit die Gewaltstreiche zusammenhält, die England sich ohne vorläufige Orders erlaubte, so wird man daraus beiläufig folgende Hauptgrundsätze des englischen Seerechts abziehen können:

1. Sobald England es seinem Vorteil gemäß findet, eine Nation mit Krieg zu überziehen, so kann es die Schiffe und Kolonien dieser Nation ohne vorläufige Kriegserklärung wegnehmen oder doch wenigstens in dem Augenblicke, wo die Erklärung in Downingstreet statthat.

2. Es kann, ohne nötig zu haben, Kreuzer aufzustellen, durch einen Federzug so viel Küstenlandes in Blockadestand erklären, als ihm gutdünkt; dieser Erklärung rückwirkende Kraft von dem Tage der Bekanntmachung in England an erteilen; endlich, statt die Häfen der feindlichen Macht zu blockieren, kann es die Reeden und Häfen der Neutralen blockieren, wenn dies leichter und einträglicher als jenes ist (so gegen Amerika nach dem Bericht des amerikanischen Ausschusses vom 1. Juni 1812).

3. Das Eigentum der Untertanen feindlicher Mächte ist es befugt, nicht nur unter feindlicher, sondern selbst unter neutraler Flagge wegzunehmen; die feindlichen Untertanen auf genommenen Schiffen sind Kriegsgefangene, sie mögen zum Kriegsstande gehören oder nicht; ob auf feindlichen oder neutralen Schiffen gefunden, gilt gleich.

4. In Seekriegen wird England keine Neutralität in dem Sinne des Utrechter Friedens oder des nordischen Vertrags von 1780 anerkennen; da es aber gleichwohl der Neutralen zur Ausleerung seiner überfüllten Warenmagazine bedarf,

---

[1]) Näheres in Peez und Dehn, Englands Vorherrschaft (1912), der auch obiges mitteilt und vor allem das englische Seerecht der früheren Zeit kennzeichnet, und für die Gegenwart: Schultze, E., England als Seeräuberstaat. Stuttgart, Enke, 1915.

Digitized by Google

so will es ihnen gestatten, als Englands Mäkler sich einigen Frachtlohn zu verdienen, wenn sie folgenden Bedingnissen sich unterziehen:

a) Sie werden alle Häfen, Küsten und Kolonien als streng blockiert ansehen, die England ihnen schriftlich als blockiert notifiziert, sollte gleich kein englisches Segel sich vor ihnen befinden.

b) Das Wort Konterbande werden die Neutralen in dem Sinne nehmen, in dem es England jedesmal genommen haben will, und also darunter nach Umständen bald alle Lebensmittel überhaupt, bald Salpeter, bald auch Chinarinde und Pfeffer begreifen.

c) Keine Erzeugnisse feindlicher Kolonien, wären sie gleich durch Verkauf neutrales Eigentum geworden, dürfen die Neutralen dem Feinde zuführen, es sei denn, daß jene Produkte auf englischen Märkten gekauft worden wären.

d) Benötigen die Neutralen europäische Waren, so werden sie selbe nur von England kaufen, wollen sie sich des Ueberflusses ihrer rohen Landesprodukte entladen, so dürfen sie selbe nur an England verkaufen. Fände England aber, um die Transportkosten zu ersparen, geratener, in den Wäldern der Neutralen selbst das nötige Schiffsbauholz zu fällen, auf den Werften der Neutralen selbst seine Kriegsschiffe zu erbauen (siehe § 6 des Vertrags mit Brasilien vom 19. Februar 1810), so dürfen sich die Neutralen einem so billigen Ansinnen nicht widersetzen.

e) Da es geschehen könnte, daß die Neutralen Landeserzeugnisse zu verkaufen hätten, von denen England keinen Gebrauch machen könnte oder wollte, so sei ihnen gestattet, selbe zu verkaufen an wen sie wollten, nur nicht an den Feind und seine Bundesgenossen; auch nicht an Länder, die unter seinem Einflusse ständen; endlich überhaupt nicht an Völker, die, wären sie gleich neutral, doch dem englischen Handel irgend Beschränkungen gesetzt hätten.

f) Sollte es den Neutralen beifallen, daß sie gleiche Rechte mit England auf die große Heerstraße der Völker hätten, so mögen sie der Ausübung derselben sich erfreuen, wenn sie bei jedesmaliger Ausfahrt vorläufig in einen englischen Hafen sich verfügen, daselbst ihre Ladung nach dem Vorteil des englischen Handels ganz oder teilweise gegen englische austauschen und die Erlaubnis, ihre Fahrt fortzusetzen, durch Erlegung einer gewissen Abgabe erkaufen. Sollte dies Verfahren mit der Zeit England nicht mehr vorteilhaft scheinen, so werden die Neutralen doch nimmer die Meere mit Sicherheit befahren können, wenn sie nicht vorläufig englische Lizenzen zu diesem Behufe werden gelöst haben.

5. Um über Befolgung dieser Vorschriften zu wachen und den Völkern Zeichen seiner Oberherrlichkeit über die Meere zu geben, wird England alle

Digitized by Google

neutralen Schiffe, sie mögen unter dem Schutz von Kriegsschiffen segeln oder nicht, durch Abfeuerung einer Kugel zwingen, vor seiner Flagge die ihrige zu streichen; es wird mit gewaffneter Hand sie betreten und die Vorzeigung ihrer Papiere heischen; ihre Ladungen selbst im Angesichte ihrer Häfen und Küsten durchsuchen; Schiff und Ladung wegnehmen, wenn der geringste Verdacht obwaltet, daß sie die Bedingungen nicht erfüllten, unter denen England den Neutralen zu handeln gestattet; endlich von ihren Matrosen diejenigen pressen, die es als seine Untertanen ansehen will, wenn sie gleich seit langen Jahren in neutralen Staaten nationalisiert worden sind.

6. Jede Auflehnung gegen diese Anordnungen, jeden Versuch der Neutralen, ihren Handel auszudehnen, ihre Flotte aufzurichten, ihre angeborenen Rechte auf das Weltmeer zu revindizieren, wird England als eine Kriegserklärung ansehen und als einen Angriff auf seine Seeherrschaft ohne vorläufige Kriegserklärung bestrafen, entweder durch die Wegnahme ihrer Schiffe und Kolonien oder durch Verbrennung ihrer Werfte oder durch Bombardierung ihrer Hauptstädte oder auf jede andre ihm gefällige Weise.

7. Wenn England im Bunde mit andern Völkern gegen mehrere verbündete Völker Krieg führt, so werden diese bei Auswechselung der Kriegsgefangenen gehalten sein, zuerst die Gefangenen, die sie über England gemacht haben, zur Auswechselung zu stellen; die kriegsgefangenen Verbündeten Großbritanniens mögen dann an die Reihe kommen, wenn England anders noch für gut findet, die Auswechselung fortdauern zu lassen."

Das sind die Hauptgrundsätze des neuen englischen Seevölkerrechts! Der Verfasser stellt ihnen dann die ehrenhafteren des französischen Seerechts gegenüber und schließt seine Ausführungen etwa wie folgt: Eine Idee hob England auf den Gipfel der Macht und des Reichtums, eine Idee wird sie davon herabstürzen. Die Idee der politischen Freiheit Europas brachte alle Völker für England in Waffen — dieselbe Idee, nur zur Idee der Freiheit der Meere erhöht, wird die Fahnen der Völker gegen dasselbe vereinigen. Was man auch sagen mag, von der Idee geht der Impuls aus, der die Masse bewegt: Mens agitat molem!

Auch heute — nach 102 Jahren — braucht man wohl nichts hinzuzufügen.

Digitized by Google

Erinnerungen an die Haager Friedenskonferenzen

Von

Professor Lammasch

(Schluß)

II. Konferenz

15. Juni bis 18. Oktober 1907

Während die erste Friedenskonferenz sich im großen und ganzen in aufsteigender Linie entwickelte, kann das gleiche leider nicht von ihrer Nachfolgerin gesagt werden. Zu ihrer Entschuldigung mag vor allem gelten, daß sie berufen wurde, jene Probleme zu lösen, an die sich die erste gar nicht gewagt hatte oder deren Lösung ihr nicht gelungen war, daß ihr also von vornherein eine weit schwierigere Aufgabe gestellt gewesen. Die größere Zahl der beteiligten Staaten — 45 statt 26 — und die fast verdoppelte Zahl der Delegierten, über 200, von denen allerdings kaum die Hälfte an den Debatten teilnahm, erleichterte ihr nicht die Erfüllung ihrer Mission. Von den bewährten Kräften der ersten Konferenz fehlten vor allem Staal, Pauncefote, Nigra, die bereits dahingegangen waren; Martens war nicht mehr von der Frische und Elastizität des Geistes wie vor acht Jahren und trug vielleicht schon den Keim der Krankheit in sich, der er bald nachher erlag; Beernaert war bei seinem König wegen dessen unglücklichen Familienverhältnissen in Ungnade und konnte deshalb für das obligatorische Schiedsgericht nicht eintreten, während er dem Gedanken eines wirklich ständigen Schiedsgerichtshofes abhold war, Descamps war nicht mehr Professor in Löwen, sondern war Minister geworden und deshalb abwesend; Zorn wurde von jeder wirklichen Tätigkeit ferngehalten, zum Leidwesen aller, die nicht der deutschen Delegation angehörten und wohl auch einiger Mitglieder dieser selbst. Admiral Siegel kannte ihn und seine Verdienste von der ersten Konferenz her, und General Gündell schätzte ihn ebenfalls sehr hoch.

Von den Mitgliedern des schiedsgerichtlichen Komitees der ersten Konferenz waren nur Bourgeois, d'Estournelles, Asser, Martens und der Verfasser dieses Berichtes wieder in ihm tätig. Ein großer Gewinn für die Konferenz war es, daß Renault diesmal mehr in den Vordergrund trat als 1899. Auf ihn und auf die beiden Bevollmächtigten des Deutschen Reiches, den Botschafter in Konstantinopel, Freiherrn von Marschall-Bieberstein, und den Geheimrat Kriege, war vor allem die Aufmerksamkeit gelenkt. Namentlich Marschall war im Anfang wegen seines liebenswürdigen Gehabens und wegen der Hoffnungen, die er in der fortwährenden Betonung seiner „prinzipiellen" Zuneigung zum schiedsgerichtlichen Verfahren zu erwecken verstand, der allgemeine Liebling, während Kriege in seinem eckigen, mitunter etwas rauhen Wesen viel weniger Freunde zählte. Im Verlauf der Konferenz hat sich dies allerdings gründlich geändert. Kriege gewann zunächst durch die

Digitized by Google

trotz einem schweren Augenleiden aufopfernde Hingabe für seine Mission, durch seine große, wenn auch einseitige juristische Begabung und durch die dialektische Gewandtheit, mit der er trotz einiger Schwierigkeit in der Beherrschung des Französischen die ihm gewordene Aufgabe erfüllte, die allgemeine Achtung, dazu aber bald auch das Vertrauen in die unbedingte Verläßlichkeit seines Wortes, da er nie etwas in Aussicht stellte, das er nicht zu halten gewillt und imstande war. Trotz ihrem häufig entgegengesetzten Standpunkte arbeiteten Renault und Kriege, die von den Konferenzen über internationales Privatrecht her befreundet waren, oft zusammen, und war Renault seinem Kollegen mitunter in der französischen Formulierung seiner Anträge behilflich. Marschall, der anfangs nicht bloß durch seine herkulische Bismarckgestalt in der Konferenz dominiert hatte, trat allmählich hinter Kriege und auch hinter dem Chef der österreichisch-ungarischen Mission, v. Mérey, zurück. Schon auf der ersten Konferenz hatte Mérey als einer der schärfsten Beobachter und klarsten und sichersten, freilich mitunter etwas schwarzseherischen Beurteiler von Menschen und Verhältnissen großen Einfluß, zunächst hinter den Kulissen, gewonnen. Jetzt trat er, unterstützt von Baron Macchio, in die Reihe der Protagonisten und wurde gegen den Schluß der Konferenz geradezu der allgemein anerkannte Wortführer der deutsch-österreichischen Gruppe.

Von neuen Mitgliedern der Schiedsgerichtskommission sind ferner außer einigen später noch zu Erwähnenden zunächst noch hervorzuheben die Amerikaner Choate und J. Brown Scott, der Schwede Hammarskjöld (jetzt Minister des Aeußern), die Norweger Hagerup und Lange, der seither verstorbene Italiener Fusinato und der ebenfalls verstorbene Serbe Milovanovitch, der Schweizer Professor Max Huber, die Engländer Lord Reay, Eyre Crowe und Cecil Hurst, der Portugiese Oliveira, der Grieche Streit (später Minister des Aeußern), der Niederländer Loeff, der Belgier van den Heuvel. Den sehr eingehenden, zuverlässigen und übersichtlichen Bericht erstattete für die Frage des permanenten Schiedsgerichtes J. Brown Scott, für alle übrigen Fragen der Belgier Guillaume. Ich selbst war durch Umstände, deren öffentliche Darstellung noch verfrüht wäre, veranlaßt, in den letzten Wochen mich der Tätigkeit im Komitee und in dieser Kommission zu enthalten.

Präsident der Konferenz war der russische Botschafter in Paris, Nelidoff. War er vielleicht auch an Begabung und jedenfalls an Gewandtheit im Sprechen seinem Vorgänger Staal überlegen, so war er doch wegen seines nervösen, fahrigen Wesens, das ihn in seinen Entschlüssen wankelmütig machte und ihn hier und da veranlaßte, sich sogar in derselben Rede zu widersprechen, kaum der richtige Mann für diese schwierige Aufgabe.

Der einzige Staat, der, abgesehen von den Militärs, durch dieselben Personen vertreten war wie das erstemal, war Frankreich. Bessere Kräfte als Bourgeois, Renault und d'Estournelles hätte man ja für diesen Zweck in der Tat nicht finden können; sie erhielten noch eine wertvolle Ergänzung

Digitized by Google

durch Fromageot. Das Deutsche Reich war, wie gesagt, durch Marschall und Kriege sowohl für das, was es erreichen, als für das, was es verhindern wollte, in der zweckdienlichsten Weise repräsentiert. Trotz ihrer höheren juristischen Bildung und hohen Begabung waren doch weder der italienische Botschafter Tornielli noch Sir Edward Fry ein voller Ersatz für Nigra oder für Lord Pauncefote. Hingegen war der amerikanische Botschafter in London, Choate, ein würdiger, vollwertiger Nachfolger Whites, allerdings mit dem großen Nachteil, daß er den Verhandlungen nicht unmittelbar folgen konnte, da er nicht Französisch verstand. Ihm zur Seite stand außer J. Brown Scott der Gesandte im Haag, nachherige Botschafter in Berlin, D. Jayne Hill, der ausgezeichnete Geschichtschreiber der modernen Diplomatie. Die Niederlande waren außer durch Asser und Loeff in hervorragender Weise durch den früheren Minister des Aeußern Beaufort vertreten. Der portugiesische Botschafter in London, Marquis Soveral, wurde nicht bloß wegen seiner bekannten Freundschaft mit König Edward, sondern bald auch wegen seiner Gewandtheit in der Debatte viel beachtet und umworben.

Das Gesamtbild der zweiten Konferenz wurde dadurch mitbestimmt, daß in ihr sämtliche 18 Staaten des lateinischen Amerika, mit einziger Ausnahme Kostarikas, vertreten waren, und daß deren Delegierte sich sehr lebhaft an den Verhandlungen beteiligten. Anfangs begegneten die europäischen Diplomaten ihren Kollegen aus Südamerika und Zentralamerika mit einer gewissen ostensiblen Herablassung. Binnen kurzem aber gelang es zunächst dem Brasilianer Ruy Barbosa, und bald auch einer stattlichen Anzahl andrer, sich die Anerkennung der Gleichwertigkeit zu erringen. Mit wenigen Ausnahmen waren sie alle mit hohem oratorischem Schwung begabt; allerdings sprachen manche nach europäischem Geschmacke zu rhetorisch und pathetisch, einige aber auch durchaus sachlich. Am öftesten und am längsten unter allen Konferenzmitgliedern sprach wohl Barbosa; wenn er auch dadurch den starken Eindruck seiner ersten Reden abschwächte, so konnte ihm doch niemand Sachkenntnis, juristische Bildung und dialektische Gewandtheit abstreiten. Der Argentinier Drago hatte vor andern den Vorzug, daß sein Name durch seine geräuschvolle, wenn auch kurze Tätigkeit als Minister des Aeußern der diplomatischen Welt geläufig war. Den Mitgliedern des Institut de droit international war der treffliche Völkerrechtslehrer der Universität Habana, Bustamante, bereits vorteilhaft bekannt. Ihm stand als Kollege der jetzige Gesandte in Berlin, Quesada, ebenbürtig zur Seite. Als feuriger Redner tat sich der hochgebildete, als Schriftsteller bedeutende Perez Triana aus Kolumbia hervor. Auch der Argentinier Laretta und die Mexikaner La Barra und Esteva trugen dazu bei, daß die intellektuelle Bedeutung des lateinischen Amerika, man kann sagen, auf dieser Konferenz entdeckt wurde.

Wenden wir uns nun der Frage zu, was das Zusammenwirken all dieser hervorragenden Kräfte in den Fragen der friedlichen Schlichtung völkerrechtlicher Differenzen leistete. Wenn wir uns erinnern, mit welchem Widerstreben und

Digitized by Google

unter welchen Bedingungen das Deutsche Reich 1899 der Errichtung eines dem Namen nach ständigen Schiedsgerichtshofes zugestimmt hatte, so mag es zunächst überraschen, daß Freiherr v. Marschall den amerikanischen Plan der Errichtung eines tatsächlich permanenten Schiedsgerichtshofes sofort mit Freude begrüßte, „mit aller Kraft" zu fördern sich bereit erklärte und auch wirklich in allen Stadien der darauf bezüglichen Verhandlungen unterstützte. Noch mehr Aufsehen erregte es, daß die deutsche Delegation ebenso wie die englische, von der man dies am allerwenigsten erwartet hätte, die Einsetzung eines internationalen Oberprisengerichtes vorschlug, das im Wesen auf ein obligatorisches Schiedsgericht für diese allerdings begrenzte Materie hinauslief, von der man aber am ehesten hätte sagen können, daß sie unter Umständen die nationale Ehre berühre. Was die Frage der Verpflichtung zur schiedsgerichtlichen Austragung völkerrechtlicher Differenzen im allgemeinen betraf, so blieb die Haltung des Deutschen Reiches in diesem Betreff infolge der verschiedenen, zwischen ihnen gewiß vereinbarten Taktik Marschalls und Krieges längere Zeit in ein gewisses clair-obscur gehüllt. Allmählich aber trat die entschiedene Ablehnung aller dahin zielenden Projekte zutage. Offenbar sollten dafür der permanente Schiedsgerichtshof und das Oberprisengericht die Kompensation bieten. Ob die deutsche Politik dabei die Schwierigkeiten, die diesen bisher auf dem Papier verbliebenen Reformen entgegenstanden, richtig einschätzte, mag dahingestellt bleiben. Die Haltung des Deutschen Reiches konnte natürlich nicht ganz ohne Rückwirkung auf seine Verbündeten bleiben.

Außerdem waren einige Staaten von vornherein gegen jede Fortbildung und Erweiterung des schiedsgerichtlichen Gedankens. So wurde dies gleich anfangs von Japan behauptet und damit begründet, daß es 1905 im Prozesse wegen der Hauszinssteuer der dort angesiedelten Europäer vor dem Schiedsgerichtshof sachfällig geworden. Keiroku Tsudzuki erklärt sich zwar später als prinzipieller Freund des Schiedsgerichtes, enthielt sich aber jedes Eingehens in die Verhandlungen und in den meisten Fällen auch der Abstimmung. Leider war der tüchtige Jurist Nagao Ariga diesmal nicht, wie 1899, Mitglied der Konferenz. Auch König Leopold von Belgien war wegen einzelner Grenzfragen, die den Kongostaat betrafen, ein Gegner; ebenso Rumänien, vielleicht mit Rücksicht auf die Millionenerbschaft nach dem in Rumänien reich begüterten Griechen Zappa. Sir Edward Fry war lange Zeit völlig verschlossen und, wie es schien, nicht ganz entschieden; erst nach einer Reise Soverals zu seinem königlichen Freunde wurden ihm bestimmtere, dem Schiedsgericht günstige Instruktionen zuteil. Sein eignes Interesse war vorwiegend auf die doch von vornherein aussichtslose Abrüstungsfrage gerichtet. Nelidoff entfernte sich immer mehr von Martens und näherte sich dem „Politiker" Tscharykoff. Beernaert, der nach seiner großen Rede vom 3. August gegen einen wirklich ständigen Schiedsgerichtshof bei Mérey — nicht so bei Marschall — persona gratissima geworden, mußte wegen seines Dissenses von der königlichen Politik den Haag vorübergehend verlassen. So verschlimmerten sich die Aussichten auf

Digitized by Google

eine Weiterentwicklung des vor acht Jahren geschaffenen Werkes von Woche zu Woche.

Nur ein Staat änderte seine Haltung zum Vorteil des Schiedsgerichtes: China. Nachdem ein von England hartnäckig verteidigter Antrag auf Ausschaltung der die Exterritorialität betreffenden Streitfragen von der Schiedsgerichtspflicht nahezu einstimmig abgelehnt worden war, erklärte Lu-Tseng-Tsiang, der schon auf der ersten Konferenz durch eine glänzende Rede Aufsehen erregt hatte, seine Zustimmung. Im übrigen hatte sich China wie Japan sehr reserviert verhalten, wahrscheinlich weil seine autochthonen Delegierten mit dem ihnen beigegebenen ehemaligen amerikanischen Staatssekretär Foster nicht völlig übereinstimmten, so daß diese gerade auf dem Gebiete der Schiedsgerichtsbarkeit bewährte Kraft leider bald den Haag verließ. Im Gegensatz zu diesen beiden ostasiatischen Staaten stimmten das durch den Schweizer Corragioni d'Orelli repräsentierte Siam und Persien, dessen Missionschef Samad Khan sowie sein Vorgänger Mirza-Rhiza Khan, der „schönste Mann" der ersten Konferenz, ganz unter dem persönlichen Einfluß des Zaren stand, für das obligatorische Schiedsgericht, wie es durch einen kombinierten amerikanisch-portugiesisch-englischen Entwurf beantragt wurde, für den außer den Delegierten dieser Mächte insbesondere Martens, Bourgeois, Renault, Hammarskjöld, Fusinato, Asser, Milovanovitch eintraten, während Max Huber sehr beachtenswerte Vermittlungsvorschläge machte. Obwohl dieser Entwurf in der Kommission von 32 Staaten gegen 9 angenommen worden, fehlte ihm doch jene „Quasiunanimität", die man für einen Konferenzbeschluß als nötig erachtete.

Außer den Gegensätzen in der grundsätzlichen Auffassung des Völkerrechts und den Bedenken gegen manche Details jenes Entwurfes standen seiner ruhigen und sachlichen Erwägung und seiner Annahme mancherlei äußere Schwierigkeiten und Hindernisse im Wege. Zwischen den Führern verschiedener Delegationen war es zu persönlichen Verstimmungen gekommen, aber auch innere Unstimmigkeiten lähmten die Tätigkeit mancher Delegation; bekannt waren die Zerwürfnisse zwischen Nelidoff und Martens, Beernaert und Guillaume, die Eifersucht zwischen Tornielli und Fusinato, zwischen Drago und Saenz Peña, die Rivalität zwischen Brasilien (Barbosa) und Argentinien (Drago).

Geradezu als Sprengmittel für die Konferenz wirkte der unglückliche Gedanke, in den geplanten, wirklich ständigen Schiedsgerichtshof zwar alle Staaten zu berufen, ihnen aber nur eine ungleiche Vertretung in ihm zu gewähren, statt, völlig absehend von der Staatszugehörigkeit, die ihren Fähigkeiten nach geeignetsten Persönlichkeiten zu wählen, ein Vorschlag, den Choate erst machte, nachdem schon alles verfahren war.

Auch die gleichzeitige Behandlung so vieler miteinander innerlich nicht zusammenhängender Materien war nachteilig. Interessengegensätze, die sich in den Fragen des Seekriegsrechts ergeben hatten, wurden dadurch höchst unnötigerweise auf das Gebiet des Schiedsgerichts übertragen. Der Gegensatz einzelner Staaten gegen Frankreich wurde dadurch verschärft, daß Bourgeois, zwar

Digitized by Google

nicht wider eine formelle Abrede, aber wider Erwarten in der Plenarsitzung vom 17. August ein paar Worte für den Resolutionsantrag Sir Edward Frys sprach, der das neuerliche Studium der Abrüstungsfrage betraf, während jenen Staaten alles daran gelegen war, daß diese Resolution so lautlos als möglich verschwinde.

Eine Unzukömmlichkeit war das Ablesen vieler, langer Reden, zwar nicht in den Komitees, wohl aber in den Kommissionen. Allerdings konnte man denjenigen, die der französischen Sprache minder mächtig waren, das Lesen nicht untersagen; aber die Zeitgrenze von 10 Minuten, die Nelidoff gleich zu Anfang der Konferenz aufgestellt hatte, hätte auch wirklich eingehalten werden sollen. Denn die langen Reden und Exposés verschuldeten die mehr als viermonatliche Dauer der Konferenz, die Abspannung und Ungeduld der in den Komitees vielbeschäftigten Mitglieder und waren dadurch einer der Faktoren, die jene nervöse Reizbarkeit verursachten, als deren Folge man in den letzten Wochen geradezu eine Explosion besorgen konnte. Ein weiterer Unfug war das immer häufiger werdende Applaudieren nach Reden, die entweder der Sache oder der Form oder auch nur der Person des Sprechers wegen Aufsehen erregten, wodurch ein gewisses Haschen nach dem Effekt, eine unsachliche Behandlung in der Kommission — im Gegensatz zu den Beratungen in den kleineren Komitees — gefördert wurde. Der Uebelstand wurde dadurch noch ärger, daß der Applaus völlig parteimäßig gespendet wurde, so zwar, daß man es demjenigen übelnahm, der nicht oder auf der unrechten Seite mittat. Das „Weltparlament", von dem manche träumten, warf eben seine Schatten voraus.

Die Hauptursache davon, daß in der Schiedsgerichtssache eigentlich nichts, und auch in anderen Materien nicht viel erreicht wurde, war aber jener Geist der Subtilität und Spitzfindigkeit, der namentlich durch ein juristisch hervorragend begabtes Mitglied in die Konferenz hereingetragen wurde, jener Geist der „Ziviljurisprudenz", den Zorn in seinen kritischen Erörterungen wiederholt beklagt hat. Darüber verlor man leider die großen Gesichtspunkte aus dem Auge.

Der Gegensatz der politischen Bündnisse, den manche unter den Hindernissen für die Tätigkeit der zweiten Konferenz anführen, war meines Erachtens nicht von sehr großem Einflusse, vor allem nicht auf die militärischen und maritimen Fragen, in denen jede Macht den Weg ging, der ihren Interessen am entsprechendsten schien. In den Schiedsgerichtsfragen war er insofern allerdings von negativer Einwirkung, als er manche Regierung hinderte, sich frei nach ihrer eigenen Ueberzeugung, vielleicht für das bedingte Obligatorium und gegen das permanente Tribunal oder umgekehrt zu entscheiden. So wurde, wie bereits gesagt, z. B. Japan, das von vornherein dem Schiedsgericht wenig geneigt war, dadurch bewogen, sich der Abstimmung über die Anträge seines englischen Bundesgenossen zu enthalten.

Vom Uebel waren auch die zahllosen Festlichkeiten, in denen sich die einzelnen Staaten an Luxus zu überbieten suchten. Abgesehen von dem üblen Eindruck,

Digitized by Google

den sie in der Oeffentlichkeit machten, nahmen sie Zeit und Kraft jener Minderzahl der Delegierten, auf denen die eigentliche Arbeitslast ruhte, allzusehr in Anspruch; Festlichkeiten, bei denen nicht immer Geist und Witz so die Herrschaft führten, wie bei dem von Beldiman veranstalteten dîner de récidivistes, d. h. jener Mitglieder, die schon an der ersten Konferenz teilgenommen hatten, denen Bourgeois zurief: „Ne soyez pas seulement récidivistes, soyez incorrigibles!", unverbesserlich, unermüdlich in der Arbeit für den Frieden, zum Wohle der Menschheit. Hat er selbst und haben wir alle, denen diese Mahnung galt, sie stets in unseren Handlungen und Unterlassungen beherzigt?

Der fünftägige Feldzug in Belgien vor hundert Jahren

Von

Generalleutnant z. D. v. Görtz

Die Operationen in Belgien Mitte Juni 1815 berührten ein Gelände in südnördlicher Richtung, in welchem sich die Ereignisse vom August 1914 zum großen Teil abspielten. Lüttich—Namur—Charleroy—Brüssel bezeichnen den Raum.

Am 14. Juni 1815 nachmittags erteilte Napoleon aus seinem Hauptquartier Beaumont, das östlich Maubeuge liegt und damals noch zu Frankreich gehörte, den Befehl zum Vormarsch in drei Kolonnen in der allgemeinen Richtung auf Charleroy, also gegen die Sambre. Die linke Kolonne (Korps Reille, dann Korps Erlon) hatte auf Marchienne-au-Pont zu marschieren. Die mittlere Kolonne bestand aus der Kavalleriedivision Domon, dem I. Kavalleriekorps Pajol von der Kavalleriereserve, dem Korps Vandamme, den Garden, dem Korps Lobau. Diese Heeresteile benützten die große Straße Beaumont—Charleroy. Den andern zugehörigen drei Korps der Kavalleriereserve Grouchy waren Seitenwege zugewiesen. Als rechte Kolonne folgte dem Korps Gérard die Kavalleriedivision Delort, bei Charleroy hatte letztere zum IV. Kavalleriekorps Milhaud, also unter Grouchy zu treten. Es war für Napoleon wünschenswert, am 15. die Straße Namur—Nivelles, also die Hauptverbindungslinie der verbündeten Heere, zu erreichen.

Der Kaiser kannte die Aufstellung des preußischen I. Korps (Zieten) nördlich und südlich der Sambre. Der erste Zusammenstoß der Kolonne Vandamme mit den Vorposten der Brigade Pirch II überraschte also nicht, bereitete aber Aufenthalt. Einen weiteren solchen bewirkte die Besatzung von Charleroy dem Kavalleriekorps Pajol. Wie noch 1870 war die Bewaffnung der Kavallerie nicht für das Feuergefecht so eingerichtet, wie sie es heute ist. Man mußte also bei bevorstehendem Ortsgefecht erst das Eintreffen eigner Infanterie ab-

Digitized by Google

warten. Nach Einnahme von Charleroy wurde Vandamme auf Gilly weitergeschickt, wohin die rechte Kolonne Gérard direkt zu marschieren hatte. Beide Korps wurden dem Marschall Grouchy unterstellt. Dem überlegenen Angriff (6 Uhr abends) wich General v. Pirch II aus und ging über Fleurus nach Ligny zurück, wo er aufgenommen wurde. Rechts, westlich der Brigade Pirch, stand die Brigade Steinmetz, gleichfalls vom I. Korps, auf Vorposten bei Lobbes. Das Zurückgehen der Brigade Pirch veranlaßte auch die Brigade Steinmetz, und zwar auf Gosselies, zurückzumarschieren, wo sie gleichfalls Aufnahme fand. Auch sie wich nachmittags 5 Uhr dem überlegenen Angriff aus, mit dem das Korps Reille sie bedrohte, und ging nach St. Amand nördlich Fleury zurück. Dort vereinigten sich beide Vorpostenbrigaden (Pirch und Steinmetz) mit den Brigaden Jagow und Henckel und den andern Teilen des I. Korps.

Vom Korps Reille war eine Division der Brigade Steinmetz östlich gefolgt, die gesamte übrige linke französische Kolonne, deren Befehl Marschall Ney übernommen hatte, ging auf der Straße Charleroy—Brüssel weiter, und die am Anfang befindliche Kavalleriedivision Piré stieß auf ein Bataillon der Nassauer von Wellingtons Armee, welches Frasnes besetzt hatte. Auch hier gelang es, ähnlich wie bei Charleroy, erst nach Eintreffen der Division Bachelu vom Korps Reille das Bataillon zu vertreiben, das bei Quatre-Bras am Wegekreuz Namur—Nivelles mit Charleroy—Brüssel von der niederländischen Brigade Prinz Weimar aufgenommen wurde.

Die französische Armee ruhte vom 15. zum 16. mit der linken Kolonne an ihrer Vormarschstraße zwischen dem Straßenkreuz mit der Römerstraße südlich bis über die Sambre bei Thuin. Die mittlere Kolonne rastete zwischen Fleurus und dem südlichen Sambreufer bei Charleroy, und die rechte Kolonne (Gérard) stand mit den Hauptkräften noch gänzlich auf dem rechten Sambreufer bei Châtelet.

Auf preußischer Seite befanden sich am 15. abends die Korps Pirch I und Thielmann (II. und III.) noch auf dem Marsche von Namur und nördlich bzw. von Ciney—Dinant zum Armeesammelplatz Sombreffe. Das Korps Bülow war infolge gewisser Mißverständnisse, auf welche ich nicht näher eingehe, am 15. in seinem Unterbringungsraum nordwestlich Lüttich verblieben. Erst für den 16. war die Versammlung an der Römerstraße bei Hannut angeordnet.

Die Armee Wellingtons stand am 15. Juni weit verstreut. Ich erwähnte schon im Märzheft, daß der Herzog auf eine Offensive Napoleons über Braine le Comte (Straße Maubeuge—Brüssel) rechnete. Für diesen Fall hatte er seine Heeresteile untergebracht. Sie standen mit der Hauptmacht um Brüssel, im übrigen in der Tiefe von der vorderen Linie Mons—Quatre-Bras bis zur Schelde bei Gent und in der Breite von der Straße Charleroy—Quatre-Bras—Brüssel bis aufs linke Scheldeufer auf 6400 Quadratkilometer verteilt. Die Auffassung in Wellingtons Armee äußerte sich auch darin, daß der Erbprinz von Oranien, dessen Korps westlich des Korps Zieten in vorderer Linie stand (das oben erwähnte Bataillon Nassau gehörte zu ihm) am 15. zum Mittagessen bei Wellington in Brüssel war. Dort erhielt der Erbprinz 3 Uhr nachmittags

Digitized by Google

von seinem Generalstabschef Oberst Constant-Rebeque die Meldung von den Vorgängen an der Sambre, die ich schilderte. Durch den Erbprinzen erfuhr auch Wellington, was sich zugetragen hatte. Er hielt das alles für Scheinmanöver zur Verschleierung der Absicht des Kaisers, weiter westlich vorzustoßen. Erst zwischen 5 und 6 Uhr ging Zietens Meldung vom feindlichen Vormarsche gegen die Sambre ein. An diese Verspätung knüpft sich eine echt englische Geschichtsherrichtung. In dem von mir schon im Märzhefte erwähnten Buche „Waterloo" des englischen Generals Robinson werden zwei Fälle verunglückter Nachrichtenübermittlung erwähnt. Von dem einen heißt es dort: „Eine frühzeitig (am 15. Juni) von Zieten abgeschickte Dragonerstafette, welche Wellington den Beginn der Feindseligkeiten melden sollte, verirrte sich ... Zieten selber war nach Absendung der Mitteilung durch den Kampf so in Anspruch genommen, daß er völlig vergaß, das englische Hauptquartier von der weiteren Entwicklung der Dinge zu unterrichten. Was wäre geschehen, wenn die Dragoner sich nicht verirrt hätten? Wäre Ney nicht am folgenden Tage bei Quatre-Bras durch Wellington vernichtet worden, der sich sicherlich zwölf Stunden früher in dieser Richtung in Marsch gesetzt hätte?" General Robinson „vergißt" ganz, daß man im britischen Hauptquartier in der vorgefaßten Meinung vom zu erwartenden Vormarsche des Kaisers über Braine le Comte befangen war, daß man bei dieser falschen Erwartung nach der Meldung des Obersten Constant blieb, daß auch nach Eingang von Zietens Mitteilung erst zwischen $6^1/_2$ und $7^1/_2$ Uhr nachmittags lediglich Befehle zur Versammlung der „verkleckerten" Divisionen in sich gegeben wurden. Ich meine, die einfache Tatsache, daß Wellington nach verspätetem Eingange der Zietenschen Meldung nur dies befahl, genügt, um zu schließen, daß er keine größere Bereitschaft angeordnet, keinen Vormarschbefehl auf Quatre-Bras gegeben haben würde, wenn jene Zietensche Meldung früher in seine Hand gekommen wäre. Die Wendung des Generals Robinson von den „zwölf Stunden" ist natürlich ganz unzutreffend, denn dann hätte die Mitteilung von des Kaisers Vormarsch früher beim Herzog von Wellington gewesen sein müssen, als jener überhaupt sich in Marsch gesetzt hatte. So leichtfertig schreibt man Geschichte! Der Gipfel bei dieser Sache ist, daß Herzog und Erbprinz trotz dieser Nachrichten sich am Abend noch zu einem Ballfest bei der Herzogin von Richmond begaben. Doch das ist ja natürlich lediglich ein Beweis für die ruhige Kaltblütigkeit des „eisernen Herzogs". Ich komme bei Schilderung der Vorgänge des 16. hierauf noch zurück.

Der Kaiser, der den Eindruck hatte, durch Art und Richtung des Vorgehens am 15. seine Gegner in auseinandergehende (divergierende) Richtungen gedrängt zu haben (Lüttich bzw. Brüssel), glaubte sich am 16. nicht sonderlich beeilen zu brauchen und befahl zunächst nur Grouchy, sich am Morgen in Besitz von Sombreffe zu setzen, während Ney (linke Kolonne) Stellung vorwärts Quatre-Bras nehmen sollte. Dem Marschall Grouchy unterstand — wie ich schon früher sagte — die rechte und mittlere Kolonne. Eine Aenderung in der Heeresgliederung (gegen den 15.) bestand nur in Ueberweisung des Korps Keller-

Digitized by Google

mann aus dem Gros der Kavalleriereserve von der mittleren Kolonne zur linken und in Zurückverweisung der Gardekavalleriebrigade Lefèbvre, die im Laufe des 15. zur linken Kolonne gekommen war, ans Gardekorps. Die Garden und das Korps Lobau ferner bildeten des Kaisers Reserven zur Verwendung an der Straße nach Fleurus oder bei der linken Kolonne. Daß Napoleon bestimmt auf baldige Einnahme Brüssels rechnete, erhellt daraus, daß in seinem Reisewagen außer den bekannten Kostbarkeiten Proklamationen an die Belgier vorgefunden sind, die aus Schloß Laeken nördlich Brüssel vom 17. Juni datiert waren. In bezug auf die Lage an der Brüsseler Straße täuschte sich der Kaiser, und auch bei Sombreffe dachte Blücher trotz Bülows Ausbleiben an keinen Rückzug. Das I. Korps hatte der Verbindung mit Wellington wegen St. Amand, Ligny, Bussy (Windmühlenberg) besetzt. Das III. Korps besetzte die Gegend von Sombreffe bis Balâtre, das II. stand hinter dem I. Die fast rechtwinklige Front war die Folge der Berücksichtigung des erwarteten Eingreifens Wellingtons bzw. Bülows, denen man den Anmarsch erleichtern wollte.

Auf jenem Ballfeste der Herzogin von Richmond erhielt der Prinz von Oranien nachts 1 Uhr die Meldung seines Generalstabschefs, daß die Franzosen schon vor Quatre-Bras stünden. Solche Nachricht brachte die hohen Herren noch nicht in Gang. Der Herzog erteilte zwar Befehl zum Marsche der noch westlich der Straße Brüssel—Mons stehenden Heeresteile an diese heran. Für Festhaltung von Quatre-Bras aber tat er nichts, blieb auch mit dem Erbprinzen bis nachts zwischen 2 und 3 Uhr auf dem Feste. Letzterer hatte am Abend vorher schon die Versammlung seiner Division Perponcher bei Nivelles, also an der Straße Brüssel—Bavay, befohlen. 6 Uhr morgens erreichte er Quatre-Bras. Dort erfuhr er, daß der Divisionskommandeur Perponcher zum Glück nicht dem Befehle vom vorhergegangenen Abende gehorcht, sondern im Einverständnis mit dem nachgeordneten Brigadekommandeur Prinz Weimar die Truppen bei Quatre-Bras anstatt bei Nivelles versammelt hatte; poussant jusqu'au bout la logique de son intelligente désobéissance (Charras). So waren 7800 Mann mit 16 Geschützen am Morgen des 16. bei Quatre-Bras versammelt. Am Abend vorher waren es noch weniger gewesen, und so ist es nicht Verdienst Wellingtons oder des Erbprinzen, daß Ney am 15. abends nicht schon in Quatre-Bras gewesen ist. Am 16., 10 Uhr vormittags, traf der Herzog in Quatre-Bras ein, die von ihm inzwischen getroffenen Anordnungen ermöglichten bis 4 Uhr nachmittags der Division Picton, dem braunschweigischen Korps und der Division Alten das Eintreffen bei Quatre-Bras. Einem Angriffe Neys mit der linken Kolonne am Vormittage oder auch noch später, bis gegen 4 Uhr, hätten die 7800 Mann der Division Perponcher auf die Dauer nicht standhalten können. Zum Glück begann der Angriff der Divisionen Bachelu und Jérôme Bonaparte vom Korps Reille erst um 2 Uhr nachmittags und glückte auch, bis am späteren Nachmittag das Eintreffen der englischen Heeresteile die Schlacht so wiederherstellte, daß Quatre-Bras in den Händen der Engländer blieb. Die Stellungen der Gegner waren am Abend des 16. dieselben wie am 15.

Digitized by Google

Wir wissen, daß Blücher Wellingtons Hilfe für den 16. erwartete, daher — wie ich schon sagte — die Ausdehnung des rechten preußischen Flügels bis zur Römerstraße. Es lag in des Herzogs dringendem Interesse, dem Fürsten Blücher diese Hoffnung nicht zu rauben, ihn zum Aushalten bei Sombreffe zu veranlassen. General v. Lettow weist in seinem Werke „Napoleons Untergang" genauer die Gründe nach, die Wellington veranlaßt haben, dem Feldmarschall Blücher „bewußt falsche Angaben" über sein beabsichtigtes Eingreifen in einen Kampf der Preußen zu machen. Das hat er zweimal getan. Einmal in einem Schreiben (nach seiner Ankunft bei Quatre-Bras) „auf den Höhen hinter Frasnes, 16. Juni 1815, $10^1/_2$ Uhr", in welchem er falsche Angaben über die Aufstellung seiner Truppen macht, und ein zweites Mal gelegentlich des Zusammentreffens der Heerführer an der Mühle von Bussy, von wo der Herzog mit den Worten sich verabschiedete: „Um 4 Uhr werde ich hier sein." Er wußte aber schon damals, wie wir es heute wissen, daß die Anfänge seines Gros zu dieser Zeit erst Quatre-Bras zu erreichen vermochten, dessen Verteidigung die Truppen Perponchers allein gegen die französische Uebermacht nicht führen konnten. Der Zweck dieser Schauspielerei war lediglich der, „die gemachten eignen Versäumnisse zu verdecken und Blücher zum Stehenbleiben (am 16.) zu veranlassen".

Während dieses Kampfes entbrannte die Schlacht von Ligny. Das Korps Vandamme, die abgezweigte Division Girard vom Korps Reille der linken Kolonne und die Korps Pajol und Exelmans von der Kavalleriereserve wandten sich gegen St. Amand und Wagnelée, die rechte Kolonne (Korps Gérard) gegen die Südostfront von Ligny und gegen Tongrenelle, also zwischen Vandamme und den Kavalleriekorps Exelmans und Pajol. Vandamme stieß — wie wir wissen — aufs I., Gérard aufs III. preußische Korps. Den Verlauf der Schlacht von Ligny kann ich hier nicht eingehend schildern. Die Dörfer St. Amand, Wagnelée, Ligny wechselten wiederholt den Besitzer. Sombreffe wurde von Teilen des Korps Thielmann gehalten. Auf dem preußischen linken Flügel wurden die Orte Boignée und Balâtre von den Franzosen dem Korps Thielmann (III.) abgenommen.

Napoleon hatte der linken Kolonne (Ney) befohlen, nach Erledigung des Gegners bei Quatre-Bras gegen den rechten preußischen Flügel einzuschwenken und diesen zu umfassen. Infolge des Widerstandes der Nassauer und des Eintreffens der andern Heeresteile von Wellingtons Heer kam Ney hierzu nicht. Der Kaiser beauftragte infolge des Ausbleibens von Ney, dessen Korps Erlon mit diesem Manöver. „Begeben Sie sich sofort mit allen Ihren Kräften auf die Höhen von St. Amand und stürzen Sie sich auf Ligny; Sie werden Frankreich retten und sich mit Ruhm bedecken." Im Zusammenhange mit dieser umfassend angesetzten Bewegung Erlons leitete der Kaiser den Angriff auf Ligny mit den Garden ein. Da kam die Meldung Vandammes, eine feindliche Kolonne aller Waffen umgehe von Villers Perwin her seine linke Flanke. Die Kolonne war eben das Korps Erlon! Sie verschwand bald wieder, denn Ney rief sie

Digitized by Google

zur linken Kolonne zurück. Ihm war nichts mitgeteilt worden. Nur die Division Durutte und die Kavalleriedivision Jacquinot blieben in der Richtung auf Fleurus. So rächte sich die Unterlassung der Mitteilung von der Verfügung über das Korps Erlon an Ney durch den Kaiser. Es pendelte in einer Zeit, in welcher es bei Sombreffe wie Quatre-Bras nötig und nützlich gewesen wäre, hin und her.

Infolge des bekannten Unfalles Blüchers gelegentlich der Kavallerieattacke von Ligny, nach welcher er zunächst nicht zu finden war, gab Gneisenau die Befehle für den Rückzug der in der Mitte durchbrochenen, aber ihren „heroischen Akt waffenbrüderlicher Bündnistreue" durchfechtenden preußischen Armee! Um sich mit Wellington vereinigen zu können, ordnete er den Rückzug nicht auf Lüttich, sondern in nördlicher Richtung an. Dieser in seinen Folgen so folgenreiche und glückliche Entschluß war um so schwerer, ist um so bewundernswerter, als über den Ausgang des Kampfes bei Quatre-Bras noch jede Nachricht fehlte. Dieser Entschluß aber kostete Napoleon die Krone, wie General v. Friederich richtig bemerkt. Die Straße nach Lüttich wurde durch Offiziere gesperrt, welche die dort Zurückgehenden auf Lauzelle südlich Wavre wiesen. Schon in Mellery traf Gneisenau mit Blücher zusammen. Durch Leitung des IV. Korps (Bülow) auf Dion le Mont (für Gembloux) war die Vereinigung der Armee am 17. angebahnt.

Wellington entschloß sich, trotz seiner Behauptung bei Quatre-Bras am 16., um 10 Uhr am 17. nach der Hochfläche von Mont St. Jean zurückzugehen. Als daher an diesem Tage etwa um 1 Uhr mittags Napoleon und Ney gegen Quatre-Bras anrückten, fanden sie die Stellung von den Engländern geräumt. Man folgte bei strömendem Regen. Um $7^1/_2$ Uhr abends erreichte Napoleon mit der Kavallerie die Höhen am Gasthause von La Belle Alliance. Auf den Höhen von Mont St. Jean glaubte der Kaiser die englische Armee zu erkennen. Man hat Napoleon den Vorwurf gemacht, er habe am 17. zu lange auf den Lorbeeren von Ligny geruht, habe nicht energisch Blücher verfolgt. „Dadurch schenkte Napoleon den Preußen die erste Hälfte des 17., Grouchy — zu spät mit der Verfolgung beauftragt — konnte ihnen die zweite Hälfte nicht streitig machen. Er begab sich nicht auf die Verfolgung der, sondern auf die Suche nach den Preußen, was nicht ganz dasselbe ist." (Charras.)

Zu dieser „Suche" standen Grouchy die Korps Vandamme und Gérard, die Division Teste vom VI. Korps (Lobau), die Kavalleriekorps Pajol und Exelmans — im ganzen 33000 Mann — zur Verfügung. Die Teile waren aus den drei Kolonnen des vorhergegangenen Tages entnommen. Solchen Wechsel in der Truppeneinteilung ließ der Kaiser leicht und oft eintreten. Man konnte das unter den damaligen einfachen Verhältnissen tun. Heute sind derartige Schiebungen schon der „Impedimente" (Trains, Kolonnen, Fuhrparkkolonnen, Feldlazarette) wegen schwieriger. Die Infanterie kam am 17. abends nur bis Gembloux, hatte bei sehr schlechtem Wetter 6 Stunden für 8 Kilometer gebraucht. Die Kavallerie gelangte nach Mazy—Baudeset, also an die Straßen

Digitized by Google

auf Namur bzw. Maastricht. Auf letzterer war am 16. das Korps Bülow anmarschiert, aber — wie ich früher sagte — von Baudeset auf Dion le Mont abgebogen, während von Gembloux das Korps Pirch am frühen Nachmittag abgerückt war. Die französischen Anordnungen lassen so recht das „Suchen nach den Preußen" im Gegensatze zu deren Verfolgung erkennen.

Die Preußen erreichten am 17. mit dem I. und II. Korps unbehelligt Wavre a. Dyle, mit dem III. La Bavette nördlich davon und mit dem IV. Dion le Mont. Auf Befragen teilte Blücher am 17. Wellington mit, daß er am 18. „mit allem" bei Mont St. Jean helfen werde. Er vergalt Böses mit Gutem. Zu dem Ende befahl er für den 18., daß das noch südlich der Dyle befindliche Korps Bülow, mit Tagesanbruch von Dion aufbrechend, sich durch Wavre hindurchziehend nach Chapelle St. Lambert marschieren solle, das Korps Pirch schloß sich an. Die Korps Zieten (Bierges) und Thielmann (Bavette) hatten sich bereitzuhalten, gleichfalls zu folgen. Von $11^1/_2$ Uhr vormittags war Kanonendonner aus Westen hörbar. Das IV. Korps erhielt Befehl, das westlich vorliegende „Bois de Paris" zu besetzen, das II. dem IV. zu folgen, das I. über Froidemont auf Ohain zu marschieren, also links, d. h. südlich des IV. Dem III. Korps ward die Aufgabe, einem etwaigen Nachdrängen des gegenüber befindlichen Gegners (Grouchy) entgegenzutreten oder als Reserve gleichfalls zu folgen, falls kein Angriff erfolge.

Grouchy, dessen Marschziel für den 18. tatsächlich Wavre war, vernahm den Kanonendonner natürlich auch. Der Kommandierende Gérard, machte den Vorschlag, mit der ganzen Kolonne auf den Kanonendonner zu marschieren oder ihm allein das zu gestatten. Er wurde unter Hinweis auf des Kaisers Befehl, die Preußen nicht aus den Augen zu verlieren, abgewiesen. Ich komme damit auf Grouchys Verhalten am 18., das oft bemängelt und oft verteidigt worden ist. Zu dieser Angelegenheit sagt General Robinson in seinem schon erwähnten „Waterloo": „Er (Grouchy) wäre wahrscheinlich rechtzeitig auf dem Schlachtfelde von Waterloo erschienen, wenn der Befehl, den Napoleon um 1 Uhr an ihn sandte, nicht 5 bis 6 Stunden gebraucht hätte, um den Marschall zu erreichen. Und wenn Grouchy rechtzeitig eingetroffen wäre, dann wäre Waterloo kein „Waterloo" geworden, wie in einer ganz anderen Weise Marengo kein „Marengo" gewesen wäre, wenn nämlich Desaix dem Schlachtfelde ferngeblieben wäre." Ohne auf Marengo einzugehen, bemerke ich nur, daß auch hier — wie im vorher erwähnten Falle Wellington oder Oranien-Ney — der englische General „irrt". Er stellt die Bedeutung des unverhältnismäßigen Zeitaufwandes, dessen des Kaisers Befehl in Wirklichkeit bedurft hat, um den Empfänger Grouchy zu erreichen, falsch dar. Grouchys Korps Vandamme kämpfte bei Wavre von 4 Uhr nachmittags an gegen Thielmann (III. preußisches Korps). Dort erhielt Grouchy den von General Robinson angezogenen Befehl Napoleons von 1 Uhr, welcher lautete: „Verlieren Sie keinen Augenblick, sich uns zu nähern und sich mit uns zu vereinigen, um Bülow zu vernichten, den Sie auf frischer Tat antreffen werden." Da Grouchy bei Eingang des Befehls vor

Digitized by Google

Wavre 13 Kilometer von La Belle-Alliance entfernt war, wäre er zu spät gekommen, denn dort begann der Schlußakt um $7^1/_2$ Uhr abends. Aber auch wenn der Befehl von 1 Uhr ihn um 4 Uhr erreicht hätte, wäre das nicht am Kampfe von Wavre beteiligte Korps Gérard zu spät gekommen, denn es befand sich erst zwischen 6 und 7 Uhr bei La Baraque, also 5 Kilometer südlich Wavre und der Dyle, mithin in der Luftlinie gleichfalls 13 Kilometer vom westlichen Schlachtfeld entfernt. Das Korps Vandamme aber hatte sich im Kampfe gegen Thielmann seit 4 Uhr festgelegt. Es ist eben nicht wegzuleugnen, daß Grouchys Armeeteil am 18. sich nach zu spätem Aufbruche infolge von Ungewißheit über den Gegner und wegen schlechten Wetters außerordentlich verspätet hat. Daran ändert auch Herrn Robinsons Geschichtsschreibung nichts.

Auch bei Napoleons Heeresflügel machten sich am 18. Aufenthalte geltend. Der Aufmarsch zur Schlacht verzögerte sich durch die Entfernung, welche diejenigen Truppen (44000 Mann, 168 Geschütze) zunächst zurückzulegen hatten, die am 17. abends zwischen Caillou und Genappes zurückgelassen waren, während nur 22200 Mann und 86 Geschütze am Schlachtfeld sich befanden. Eines solchen Aufmarsches bedurfte man aber schon vor hundert Jahren, wie heute, dem in Stellung befindlichen Gegner gegenüber. Lettow berechnet in „Napoleons Untergang 1815" die Marschtiefenzeit für jene 44000 Mann und 168 Geschütze auf $4^1/_2$ Stunden, rechnet für Zurücklegen der Entfernung von deren Lagerplätzen bis in die vorgeschriebene Aufstellung Frichermont — La Belle-Alliance — südlich Hougoumont bis Chaussee nach Nivelles weitere $1^1/_2$ bis 2 Stunden. Napoleon hatte seinen Aufmarschbefehl $3^1/_2$ Uhr morgens aus dem Hauptquartier Le Caillou abgeschickt. Hinsichtlich des im Befehl vorgeschriebenen Abkochens rechnet Lettow bis zum Aufbruch der Truppen aus den Biwaks $2^1/_2$ Stunden. Wenn man sich 6 Uhr morgens in Bewegung setzte, wurde es also $12^1/_2$ Uhr nachmittags, bis der Aufmarsch beendet war. Deshalb beginnt Napoleons Angriffsbefehl von 11 Uhr vormittags mit den Worten: „A peu près une heure après midi l'attaque commencera." Zur Zeit des Angriffsbeginnes erst erging der oben erwähnte Befehl an Grouchy.

Auch von den Kämpfen am Nachmittag des 18. kann ich im Rahmen dieses Aufsatzes keine eingehende Darstellung liefern. Wellingtons Heer stand, 68000 Mann, 184 Geschütze stark, in etwa 5 Kilometer breiter Front größtenteils auf dem Höhenrücken, welcher von der Chausseegabel bei Mont St. Jean (Nivelles bzw. Quatre-Bras) nach La Haye führt. Die Hauptlinie der Verteidigung bildete der auf dem Höhenrücken führende Weg Braine l'Alleud—Ohain—Wavre. Als vorgeschobene Stellungen waren Schloß Hougoumont, der Pachthof La Haye-Sainte mit Papelotte und Frichermont besetzt. Für deren Verteidigungseinrichtung war nur wenig geschehen. Den rechten Flügel westlich der Straße Mont St. Jean—Nivelles bildeten Niederländer und Engländer, die Mitte wurde von der englisch-hannoverschen Division Alten, von einer Brigade der Division Cole, gleicher Zusammensetzung, den Nassauern unter General Kruse und den Braunschweigern des Obersten Olfermann zwischen den Chausseen nach Nivelles und

Digitized by Google

Quatre-Bras ausgefüllt. Der linke Flügel östlich letzterer bestand aus Engländern, Hannoveranern und Niederländern. Den rechten Flügel befehligte Lord Hill, die Mitte der Erbprinz von Oranien, den linken Flügel Generalleutnant Picton. Zwei Gardebrigaden bildeten Wellingtons Reserve hinter dem rechten Flügel der Mitte, östlich der Chaussee nach Nivelles, und endlich stand das Kavalleriekorps Uxbridge im Winkel beider Chausseen, während die braunschweigische Reiterei westlich derjenigen nach Nivelles aufgestellt war. Die Hälfte der Armee bestand aus Deutschen, die andre aus Engländern und Holländern bzw. Belgiern.

Der Kaiser hatte seinen Angriff dahin geordnet, daß nach beendetem Aufmarsch (etwa 1 Uhr) ein Artilleriebukett von 80 Geschützen aus den Korps Reille und Erlon (II. und I.) die vorbereitende Beschießung der feindlichen Mitte bei Mont St. Jean beginnen sollte, General Reille hatte sich des Schlosses Hougoumont zu bemächtigen (Division Jérôme). Das II. Korps kämpfte mit dem linken Flügel an der Chaussee nach Nivelles südlich Hougoumont, also westlich, das I. östlich der Chaussee nach Quatre-Bras, mit dem rechten Flügel südlich La Haye-Papelotte. Die Flanken waren durch die den Korps zugehörigen Kavalleriedivisionen gedeckt. Hinter der Mitte jener beiden Korps erster Linie standen das Korps Lobau (VI.) westlich, die Kavalleriedivisionen Domon (vom III. Korps) und Subervie (I. Kavalleriekorps) östlich der Chaussee bereit. Noch östlicher als Subervie, hinter der Mitte des I. Korps, stand das IV. Kavalleriekorps (Milhaud), hinter ihm die Gardekavallerie. Westlich des Korps Lobau befand sich das III. Kavalleriekorps (Kellermann), also hinter dem Korps Reille, und fünf Regimenter Gardekavallerie. Noch weiter rückwärts, also südlicher, in Höhe von Plancenoit, stand die Garde in Reserve. 73000 Mann und 254 Geschütze hatte Napoleon zur Stelle, war also etwas stärker als die Verteidiger.

Die französische Schlachtordnung wurde geändert, als bald nach 1 Uhr das Auftreten Bülows, von dem ich berichtete, bemerkt wurde. Das Korps Lobau und die Kavalleriedivisionen Domon und Subervie wurden zu seiner Abwehr nach der rechten Flanke beordert. Gegen 2 Uhr befahl der Kaiser Ney, mit dem Korps Erlon Mont St. Jean zu nehmen. Nachdem der Angriff bis an die Hauptstellung des rechten englischen Flügels geführt hatte, wurde er in einem Vorstoß im Bajonettkampf unter des Generalleutnants Picton persönlicher Führung abgewiesen. Das Kavalleriekorps Uxbridge griff ein, gelangte in ungestümem Vorwärts bis in die französische Artillerie, wurde dann aber von dem Kavalleriekorps Milhaud, das, wie ich sagte, hinter dem Korps Erlon gestanden hatte, zurückgenötigt. Die rechte Flügeldivision des Korps Erlon hatte inzwischen Papelotte und La Haye genommen, gab es aber infolge des Mißerfolges der linken Nachbarn wieder auf.

Auch der Angriff auf Schloß Hougoumont, den auf dem entgegengesetzten Flügel die Division Jérôme vom II. Korps unternahm, scheiterte. „Man wollte die Oertlichkeit nehmen, ohne den Weg durch Artillerie bahnen zu lassen." Der Kampf um Hougoumont ist in der Kriegsgeschichte fünfzig Jahre lang ein Schulbeispiel dafür gewesen, wie man eine solche Oertlichkeit nicht angreifen soll. Der

Digitized by Google

Kampf um diejenige des „Geisberg" (4. September 1870) lieferte dann ein modernes Beispiel ähnlicher Art.

Der erste Angriff der Franzosen war von dem deutsch-englischen Heere Wellingtons abgewiesen. Es trat eine Pause zum Vorbereiten weiteren Kampfes ein, die beiderseitiges Artilleriefeuer ausfüllte. Lange durfte der Kaiser mit Rücksicht auf das Erscheinen der Preußen in der rechten Flanke nicht zögern. Entweder konnte er sich noch dem Kampfe durch Zurückgehen entziehen oder es mußte ein baldiger Erfolg gegen die Engländer gesucht werden. Das geschah $3^1/_2$ Uhr schon. Die Versuche gegen Hougoumont und La Haye-Sainte wurden erneuert, die große Geschützlinie verstärkt, auch gegen den englischen linken Flügel erneut vorgegangen. Ney, der den Angriff wiederum befehligte, hatte Bewegungen in der englischen Stellung für solche eines Rückzuges des Verteidigers gehalten und wollte ihn mit der Kavallerie des rechten Flügels (Milhaud und Garde) beschleunigen. Ney führte persönlich die französische Attacke, welche bis in die englische Hauptstellung führt, schließlich aber an der Haltung der in Karrees hinter dem Höhenkamm aufgestellten englisch-deutschen Infanterie scheitert. Wiederum erfaßt Lord Uxbridge den richtigen Moment und wirft zwei deutsche und zwei englische Kavalleriebrigaden auf die ermattenden Reiter Milhauds, welche weichen müssen. Doch wurden sie von der Gardekavallerie aufgenommen. Die Franzosen machen Front, werfen die englischen Reiterbrigaden und stürzen sich erneut auf die englische Infanterie. Schließlich aber muß Neys Angriff zurück. Er wird vom englischen Kartätschfeuer verfolgt. Weder Hougoumont noch La Haye-Sainte haben die Franzosen nehmen können. Der an sich heldenmütige Angriff bewies, daß frontaler, keineswegs überraschender Kavallerieangriff gegen nicht erschütterte Infanterie schon vor hundert Jahren an deren Feuer scheiterte.

Ein dritter französischer Angriff erfolgte zwischen 5 und 6 Uhr nachmittags. Ney kommandierte ihn wieder. Er richtete sich gegen die englische Mitte, also in den Raum zwischen den beiden oftgenannten Chausseen. Länger als eine Stunde haben sich, nach General v. Friederich, Neys Reiterangriffe wiederholt. Er selbst ritt das vierte Pferd. Drei waren ihm unter dem Leibe erschossen. Alle Aufopferung scheitert an der Haltung der deutsch-englischen Infanterie. Inzwischen war in der französischen rechten Flanke das preußische IV. Korps (Bülow) durch das Bois de Paris bei Frichermont in den Kampf getreten. Der Kaiser erkannte, daß es die höchste Zeit war, mit Wellington fertig zu werden. Er ließ deshalb während Neys Angriffes noch einmal vorgehen, was an Infanterie der eigentlichen Kampffront gefechtsfähig war. La Haye-Sainte, Papelotte, La Haye werden von den Franzosen genommen. Nördlich La Haye-Sainte wird in die Hauptstellung eingebrochen. Es fehlen aber die Reserven zur Ausnutzung des Erfolges, und unter persönlicher Führung Wellingtons werfen einige deutsche Bataillone Kielmannsegge die Franzosen in der Richtung auf La Haye-Sainte zurück, ohne dieses aber nehmen zu können.

Des Kaisers Aufmerksamkeit war zu dieser Zeit durch die Vorgänge in seiner rechten Flanke in Anspruch genommen. Dort befahl Blücher um $4^1/_2$ Uhr

Digitized by Google

nachmittags, „um den Engländern Luft zu machen", dem General Bülow, anzugreifen, obgleich erst die Hälfte des IV. Korps zur Stelle war. Marschrichtungspunkt war das rote Dach der „Belle-Alliance", des Gehöftes an der Straße Mont St. Jean—Quatre-Bras. Die früher erwähnten Kavalleriedivisionen Domon vom III. Korps, Subervie (I. Kavalleriekorps) und das Korps Lobau (VI.) standen gegenüber. Plancenoit mußte genommen werden. Die Brigade Hiller vom IV. Korps tat dies. Im Kasino des Kaiser-Alexander-Regiments hängt General Hillers Degen in einem Kasten. Ein Zettel des verstorbenen Prinzen Friedrich Karl von Preußen enthält die Begleitzeile seines Geschenkes: „Dieser Degen hat Plancenoit genommen." Zehn Bataillone von Napoleons Reserve (Garde) nahmen das Dorf wieder. Rechts von Bülow greift nun auch Zieten mit seinem I. Korps ein. Die Brigade Steinmetz nimmt La Haye und Papelotte.

Der Kaiser hatte von seinen 23 Gardebataillonen noch 13 zur Verfügung, von ihnen wies er Ney 10 zu einem vierten Angriffe zu. Er wurde gegen die englische Mitte unternommen. Wie „auf der Parade", Ney, dem ein fünftes Pferd unter dem Leibe erschossen war, an der Spitze, unter dem Feuer der französischen Batterien, wurde vorgegangen. Auch Wellington hat alle verfügbaren Truppen eingesetzt. Ihr aufgespartes wirkungsvolles Feuer macht den Angreifer stutzen. Ein Gegenangriff der englischen Garden bewirkt der Franzosen Weichen. „Die Garde geht zurück." Durch die vorher erwähnte Einnahme von La Haye und Papelotte durch das I. preußische Korps und das Weichen der Garde wird die französische Entwicklung östlich der Straße nach Quatre-Bras auf beiden Flügeln gefährdet. Alles flieht, „sauve qui peut", und der Kaiser verläßt unter dem Schutze der drei allein zurückbehaltenen Gardebataillone in Richtung auf Genappe das Schlachtfeld. Wellingtons Heeresreste folgen ihnen. Damit „war der Herzog in der Lage, seinem amtlichen Berichte die irreführende Fassung geben zu können: Die Bewegung des Generals v. Bülow auf des Feindes Flanke war höchst entscheidend, und wenn ich mich nicht selbst in dem Falle befunden hätte, einen Angriff zu machen, welcher das Endresultat herbeiführte, so würde dies den Feind gezwungen haben, sich zurückzuziehen, wenn seine Angriffe mißglückten, oder es würde ihn verhindert haben, Vorteile davon zu ziehen, wenn sie unglücklicherweise gelungen wären". Ist diese geschraubte, verklausulierte, unaufrichtige Form der Darstellung — halb wahr, halb erlogen — nicht die gleiche, deren sich englische offizielle Berichterstattung und Darstellung auch heute — hundert Jahre später — bedient?

Bei Plancenoit war inzwischen auch das II. preußische Korps (Pirch I) eingetroffen. Schnell geht auch dort der Angriff vorwärts. An der Chaussee von Quatre-Bras drängen Wellingtons und Blüchers Scharen zusammen. Ersterer kann sich an der weiteren Verfolgung nicht beteiligen. Sein Heer war hierzu nicht mehr fähig. Bei Belle-Alliance treffen die beiden Heerführer zusammen. Ihre Quartiere waren in der folgenden Nacht Waterloo (Wellington) und Genappe (Blücher). Gneisenau setzte die bekannte Treibjagd bis in die

Digitized by Google

Höhe von Mellet (halbwegs Quatre-Bras—Charleroy) fort. Der französische Verlust betrug 25 000 Tote und Verwundete, unter beiden 21 Generale, 7000 Gefangene, über 200 Geschütze. 13 000 Mann verloren die Engländer, 7000 die Preußen, von ihnen 6350 das Korps Bülow.

Gneisenaus Verfolgung ist hundert Jahre lang das Schulbeispiel für diese Aeußerung soldatischer Energie gewesen. Feldmarschall Moltke äußert sich in seiner „Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71" wie folgt:

„Nach der Theorie soll dem Siege die Verfolgung sich unmittelbar anschließen, eine Forderung, der alle, besonders auch die Laien zustimmen, und doch wird derselben in der Praxis selten entsprochen. Die Kriegsgeschichte weist wenige Beispiele auf, wie das berühmte von Belle-Alliance. Es gehört ein sehr starker, mitleidsloser Wille dazu, einer Truppe, welche zehn oder zwölf Stunden marschiert, gefochten und gehungert hat, statt der erhofften Ruhe und Sättigung aufs neue Anstrengung und Gefahren aufzuerlegen."

Soweit sich die Verhältnisse schon jetzt übersehen lassen, haben die Heerführer Kluck, Bülow, Hindenburg im gegenwärtigen Kriege diesen mitleidslosen Willen gehabt.

30 Kilometer mußten am 19. Juni 1814 die preußischen Verfolgungstruppen trotz der vorhergegangenen dreitägigen riesigen Anstrengungen marschieren. Diese Leistung hat einem Goeben wohl vorgeschwebt, als er für den 20. Januar 1871 seinen Truppen durchweg die Aufgabe stellte, in der Verfolgung fünf Meilen zu marschieren, weil er am Abend des 19. (Schlacht von St. Quentin) mangels frischer Truppen von sofortiger nächtlicher Verfolgung abgesehen hatte. Der Unterschied zwischen der Tageslänge am 19. Juni und 19. Januar hat natürlich auch mitgesprochen.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zur Darstellung zurück.

Der Kaiser erreichte auf seiner Flucht am 19. 10 Uhr vormittags Philippeville, das vor 100 Jahren noch zu Frankreich gehörte. Von dort schickte er Grouchy Befehl, über Reims nach Soissons zurückzugehen. Die Truppen im Elsaß und in der Vendée beorderte er nach Paris. Die Festungskommandanten an der Ost- und Nordgrenze wurden zur Beschleunigung bei Armierung der ihnen anvertrauten Plätze aufgefordert. An seinen Bruder Joseph in Paris schickte der Kaiser zwei Schreiben. Das eine, optimistisch und knapp gehaltene, sollte der Regentschaft mitgeteilt werden, das andre, für den Bruder bestimmte, enthielt die Wahrheit. Immerhin suchte sich Napoleon in der an ihm bekannten Art über seine Mittel selbst zu täuschen und rechnete in letzterem Briefe schon wieder mit einer demnächst zu vereinigenden Armee von 300 000 Mann. Den Marschall Soult wies er zur Sammlung der Armeetrümmer an und reiste am Nachmittag nach Laon weiter, wo er am 20. früh eintraf. Von dort ernannte er Soult zum Kommandierenden der bei Laon zu sammelnden Armee und reiste selbst nach Paris.

Gneisenaus Verfolgung wurde am 19. früh bei Frasnes (Mellet) für kurze Zeit der Ruhe unterbrochen, dann ging's mit Teilen der Reservekavallerie (jedes

Digitized by Google

der vier preußischen Korps hatte eine solche) weiter. Von der Armee hatte am 20. das I. Korps die Sambre bei Charleroy, Teile des II. bei Thuin oder Lobbes zu überschreiten und das IV. bis Fontaine l'Evêque zu gelangen.

Wellingtons Armee erreichte am 19. Nivelles und Gegend, während der Herzog an diesem Tage nach Brüssel zurückgekehrt war und von dort den schon erwähnten ausführlichen Bericht über die Schlacht nach England schickte, nach welchem seiner Armee allein das Verdienst zukommt, bei Belle-Alliance oder, wie er sagt, bei Waterloo, denn das war ja sein Hauptquartier gewesen, gesiegt zu haben. Man muß diesen Lügenbericht lesen, um den „Wert" desselben richtig zu erfassen. Der Herzog rückte am 20. mit der Armee in die Linie Mons-Binche, also in Höhe der Preußen.

Der Kampf von Wavre am 18. und 19. bleibt nachzutragen. Vor diesem Orte war am 18. nachmittags gegen 3 Uhr Grouchys Avantgarde erschienen. Das III. Armeekorps (Thielmann) hielt das linke Ufer der Dyle von Bierges bis Wavre besetzt. Vandamme griff hier an, während Limal vom I. Kavalleriekorps (Pajol) als Brückenkopf für einen Uebergang des IV. Korps (Gérard) besetzt wurde. Zu dem Entschluß, auf Limal zu gehen, bewog Grouchy der Eingang von des Kaisers Befehl (ab 1 Uhr mittags). Grouchy wie Thielmann erkannten am Schweigen des Feuers aus westlicher Richtung (9 Uhr abends), „daß die Entscheidung auch ihres Kampfes inzwischen bei Mont St. Jean ausgefochten war". Wie jene ausgefallen war, wußte noch keiner von beiden. Um ein Vorgehen Vandammes von Limal aus in den Rücken Blüchers zu hindern, stellte Thielmann in der Nacht vom 18. bis 19. zwei Infanteriebrigaden mit Front gegen Limal in die Linie Südrand des Ostzipfels vom Bois de Rixensart-Bierges, eine dritte dahinter in Reserve, die Reservekavallerie vor den rechten Flügel, die Artillerie hinter der vorderen Infanterielinie verteilt auf. Eine vierte Infanteriebrigade war irrtümlich am 18. mit den andern Korps nach Westen marschiert. Thielmann verfügte über nur 15000 Mann und 31 Geschütze gegen Grouchys 33000 Mann und 81 Geschütze. Den Franzosen gelang es, in das Bois de Rixensart am Morgen einzudringen. Um 9 Uhr erhielt Thielmann, um 11 Uhr vormittags Grouchy die Nachricht vom Ausgang der Schlacht bei Belle-Alliance. Nun ging ersterer vor der Uebermacht nach Achtenrode, Richtung auf Löwen, zurück, während letzterer auf Gembloux-Namur abzog. Jeder der Gegner hatte 2500 Mann verloren. Thielmann, zu dessen Verstärkung das II. Korps von Plancenoit heranrückte, folgte erst am 20. Um Namur kam es noch zum Kampfe, der den Preußen einen Verlust von 1646 Mann einbrachte. Grouchy marschierte in der Folge ungestört über Dinant—Givet—Rethel (bzw. Reims)—Soissons. Dort wurde Grouchy Oberbefehlshaber der Nordarmee.

Preußischerseits entschloß man sich, nicht dem noch kampffähigen Grouchy zu folgen, sondern direkt auf Paris zu marschieren. Unter Einschließung von Maubeuge, Landrecies und Philippeville durch das II. Korps und Einnahme von Avesnes durch das I., erreichte man über St. Quentin am 26. Noyon und

Digitized by Google

die Oise. Wellingtons Armee erreichte an demselben Tage die Gegend von Vermand. Es ist bemerkenswert, wie fast 100 Jahre später, im August-September 1914, der rechte Flügel des deutschen Heeres einen ähnlichen Weg nahm! Auf französischer Seite hatte Soult — wie erwähnt befehlsgemäß — um Laon 20—30000 Flüchtige gesammelt. Diese glaubten sich, wie auch 1870, verraten. Soult hielt es für besser, alsbald hinter die Aisne, unter Sicherung der linken Flanke durch Besetzung der Oiseübergänge, zurückzugehen. So wurde Ende Juni die Wiedervereinigung der seit dem 17. Juni getrennt gewesenen Armee erreicht.

Am 21. war der Kaiser in Paris eingetroffen, am 22. bereits dankte er, von der Kammer gedrängt, ab. „Ich sehe nur einen Mann zwischen uns und dem Frieden. Er gehe fort, und die Ruhe ist gesichert," hatte ein Abgeordneter gesagt. Die Abdankung wurde mit Befriedigung aufgenommen. Napoleon hatte gleichzeitig seinen Sohn zum Kaiser der Franzosen ausgerufen. Die Kammer erkannte ihn an, setzte aber keine Regentschaft, sondern eine napoleonfeindliche Regierung mit dem Chamäleon Fouché provisorisch ein. Ludwig XVIII. kehrte, von Wellington gerufen, nach Cambrai zurück (26. Juni).

Preußischerseits versuchte man, den an der Aisne befindlichen feindlichen Kräften den Weg auf Paris zu verlegen. Daher wurde das I. Korps von Noyon am 27. nach Compiègne — dorthin ging auch Blücher — und auf Crépy—Villers—Cotterets (beide Orte an der Straße Soissons—Paris) vorgeschoben, während das IV. bei Creil und Pont-St.-Maxence aufs linke Oiseufer trat. Auch das III. Korps war bei Compiègne über den Fluß gegangen und in Richtung Soissons bis Breuil vorgerückt. Das französische Korps Erlon sollte (gleichfalls am 27.) durch einen Vorstoß in die linke Flanke der Preußen über Compiègne deren Vorgehen auf dem rechten Oiseufer aufhalten, um so die Zeit für den Rückzug der andern Korps zu gewinnen. So stieß Erlon mit der Avantgarde des I. Korps bei Compiègne zusammen und wich über Gilocourt aus. Es kam noch zu einem Nachhutgefecht bei Crépy mit andern Teilen des I. Korps. Für den 28. erhielt Erlon von Grouchy Befehl, die Brücken bei Verberie und Pont-St.-Maxence zu zerstören und nach Senlis abzurücken, um den Abmarsch der andern Korps zu sichern. Dort stieß er nun aber auf das IV., wie wir wissen, in Creil eingetroffene und von dort vorgegangene Korps, von dem er abgewiesen wurde. Inzwischen hatten die Teile des I. preußischen Korps, welche auf Villers—Cotterets vorgegangen waren, nach anfänglichen Erfolgen vor sehr überlegenen französischen Kräften unter Vandamme an das Gros des I. Korps bei Nanteuil sich herangezogen. Dieses hatte bei diesem Orte ein Nachhutgefecht mit Franzosen gehabt, die auf Paris abzogen, aber bei Dammartin von Kavallerie eingeholt und auf Claye, also ins Marnetal, abgedrängt wurden. Das IV. Korps kam am 28. mit der Kavallerie schon bis Bonneuil, lag also dicht vor Paris; das III. war bis Crépy gekommen. So konnten die Reste der französischen Korps, zwar stark beschädigt, am 28. und 29. Paris erreichen. Daß es in erheblich verminderter Widerstandskraft geschah,

Digitized by Google

war Blüchers zehntägiger rastloser Verfolgung zu danken. Die Armee Wellingtons stand zwei Tagemärsche hinter dem III. preußischen Korps zurück.

Paris wurde am 28. Juni in Belagerungszustand erklärt. Verfügbar waren unter Davout 75000 Mann. Sie waren zum Teil unbewaffnet und unausgebildet, zum Teil infolge des Vorhergegangenen demoralisiert und unzuverlässig. General v. Friederich berichtet, daß 600 Geschütze nebst der nötigen Munition vorhanden gewesen seien. Zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in der Stadt waren 30000 nur zum Teil eingekleidete und bewaffnete Nationalgardisten bestimmt.

Das preußische Hauptquartier befand sich am 28. in Senlis. Am 29. sollte das IV. Korps gegen St. Denis vorgehen. Das I. sollte nach Blanc Mesnil und Aulnay vorrücken, das III. hatte bis Tremblay zu folgen. Das IV. Korps besetzte Le Bourget, mit Vorposten von St. Denis bis Drancy. Um Napoleon in Malmaison aufzuheben, wurde Major v. Colomb mit einem Detachement abgeschickt. Der Versuch mißlang. Anschließend an das IV., hatte das I. Korps seine Vorposten von Drancy bis Livry. Das III. erreichte Tremblay und Dammartin. Blüchers Hauptquartier kam nach Goneſſe. Dort wurde der Plan gefaßt, nicht die Befestigungen des rechten Seineufers anzugreifen, sondern sich gegen die völlig ungeschützte Südfront zu wenden und zu dem Ende aufs linke Seineufer überzutreten. Mit Wellington, der in Goneſſe zur Verabredung ankam, wurde vereinbart, daß dessen Armee die Einschließung auf dem rechten Ufer übernehmen sollte. Der preußische Rechtsabmarsch im Bereiche der französischen Verteidigung konnte am 30. nur von dem in zweiter Linie stehenden III. Korps ausgeführt werden. Es erreichte am 1. Juli die Gegend zwischen St. Germain und Mareil. Inzwischen hatte am 30. das IV. Korps Aubervilliers genommen. Das I. zog unter Belassen der Vorposten in der Nacht vom 30. zum 1. Juli ab, überschritt bei Maisons die Seine und ging bis Carrières-sous-Bois. Beim IV. Korps wurde am 30. ein feindlicher Angriff auf Stains und Pierrefitte abgewiesen und am 1. Juli um Aubervilliers noch einmal, schließlich mit Erfolg, gekämpft. An diesem Tage endlich trafen die Engländer zur Ablösung ein. Das IV. Korps marschierte noch bis Argenteuil. Unter wiederholten Kämpfen kam am 2. Juli das III. Korps um Châtillon und Sceaux, das I. um Moulineaux und Sèvres zu stehen, das IV. kam nach Versailles, wohin auch Blüchers Hauptquartier ging. Nach einem letzten Effort Vandammes am 3. bei Issy gegen das I. Korps wurden in St. Cloud Uebergabeverhandlungen eingeleitet.

In bezug auf den Entschluß Blüchers bzw. Gneisenaus, mit einer Art Parallelverfolgung auf dem rechten Oiseufer sich zu bewegen, also nicht unmittelbar gegen die Aisne zu folgen, bemerkt General v. Friederich, daß dieser Entschluß etwas gekünstelt gewesen sei. Er bezweckte Ueberholung der Franzosen und deren Trennung von Paris. Die Sache ist tatsächlich nicht geglückt, weil der Verfolgte schließlich meist schneller als der Verfolger ist. Eine andre interessante Frage ist diejenige, ob ein Rechtsabmarsch dicht vor der feindlichen

Digitized by Google

Front, wie er von Blüchers Armee am 30. Juni und 1. Juli ausgeführt wurde, nicht sehr bedenklich sei. Das ist gewiß der Fall. Richtige Schätzung der verminderten französischen Offensivkraft rechtfertigte das preußische Verfahren, das auf kürzestem Wege zum Angriff auf die schlecht befestigte Südfront führen und die Zufuhr aus dem Hinterlande nach Paris abschneiden mußte.

Die Uebergabeverhandlungen in St. Cloud führten am 4. Juli zum Ziele. Bis zum 6. war Paris zu räumen. Innerhalb acht Tagen hatte die französische Armee hinter die Loire zu gehen, und am 7. rückte das I. preußische Korps (Zieten) in Paris ein. Am 8. bzw. 9. folgten Thielmann (III.) bzw. Bülow (IV.), rückten aber unmittelbar darauf zur Ueberwachung der abgerückten Franzosen in südlicher Richtung wieder aus. Am 8. Juli kehrte Ludwig XVIII. nach Paris zurück.

Napoleon hatte sich am 29. Juni auf Wunsch der provisorischen Regierung nach Rochefort begeben, um von dort sich nach den Vereinigten Staaten einzuschiffen. Zwei englische Schiffe, „Bellerophon" und „Northumberland", sollten ihm zur Verfügung stehen. In einem Schreiben vom 13. Juli bat er den König von England, sich in den Vereinigten Staaten oder bei London niederlassen zu dürfen, stellte sich unter des Königs Schutz und begab sich an Bord des „Bellerophon", um nicht den Kommissaren Ludwigs XVIII. in die Hände zu fallen.

Im März-Hefte erwähnte ich, daß Schwarzenberg mit Rücksicht auf die verspätete Versammlung der Hauptarmee (Russen, Oesterreicher, preußische Garde) den Operationsbeginn auf den 27. Juni festgesetzt hatte. Als nun die Entscheidung von Belle-Alliance schon am 18. fiel, wollte man die Entscheidung des ganzen Feldzuges nicht Preußen, den Norddeutschen und Engländern überlassen. Mißgunst war die Triebfeder, welche am 22. die Sache in Gang brachte. Auf der ganzen Front von Mannheim bis Basel begann am 25. Juni der Vormarsch. Um einen solchen handelte es sich eigentlich nur, denn auf ein Hindernis durch französische Truppen war bei der riesigen Ueberlegenheit der Verbündeten eigentlich nicht zu rechnen. Am Suffelbach stieß am 28. der Kronprinz von Württemberg von der österreichischen Haupt- oder Oberrheinarmee auf des Generals Rapp Rheinarmee (23000 Mann, 60 Geschütze) vor Straßburg und nötigte die Franzosen, zu weichen. Die Einschließung der Festung übernahm sodann Prinz Hohenzollern mit Oesterreichern und Badensern, während der Kronprinz nach der obern Seine abrückte. Auch vor Belfort hatte das Korps Colloredo noch einen Kampf zu bestehen, ehe zur Einschließung geschritten werden konnte. Endlich bereitete die Alpenarmee unter Suchet der österreichischen Armee von Oberitalien unter General Frimont, bei ihr eine sardinische Division, Widerstand, in denen die Oesterreicher an Marschfähigkeit, Ausdauer und Tapferkeit „das denkbar Beste" geleistet haben. Eine royalistische, also gegen Napoleon gerichtete Bewegung in der Vendee ist nur deshalb erwähnenswert, weil auch ihr, wie den Franzosen 1870 und gegenwärtig, Waffen und Munition aus England geliefert wurden.

Digitized by Google

Ludwig XVIII. waren bereits am 10. die verbündeten Monarchen nach Paris gefolgt. Der Diplomatie war die Sache zu schnell gegangen, und man machte Blücher den Vorwurf, daß er zu sehr nach Paris gedrängt und nicht die anderen Heere abgewartet hatte. Ist es zu glauben? Nun war man in Verlegenheit und sollte sich trotz der Gegensätze der Interessen einigen! Ein Ministerrat hatte das zu besorgen. Inzwischen ging der Kampf um die Festungen weiter. Außer den schon früher genannten, die Verbindung Brüssel—Paris sichernden, wurden noch Marienburg und Givet-Charlemont an der Maas von den Preußen genommen, während von dem Korps Oranien von Wellingtons Armee Le Quesnoy beschossen wurde. Der Kommandant, ebenso wie diejenigen von Valenciennes, Lille, Douai erkannten Ludwig XVIII. an. Damit war der Fall erledigt.

In den Ministerberatungen trafen die alten Gegensätze aufeinander. Die Deutschen forderten Jura, Vogesen und anschließend das Gebiet bis zur Nordsee als Grenze. England und Rußland besorgten Frankreichs Geschäfte und waren gegen die deutsche Forderung. Eine solche vertrat auch Oesterreich nicht mehr, als zur Gegenleistung für den Anfall von Elsaß-Lothringen an Deutschland Galizien von Rußland beansprucht wurde. Ueber die großen politischen Fragen wurde erst vom 28. Juli an verhandelt. Sie bezogen sich zunächst auf Napoleon, der nach englischem Vorschlag nach St. Helena abgeschoben wurde. Dieser protestierte, er habe sich nur als Gast auf den „Bellerophon" begeben. Es half aber nichts. Am 7. August wurde er auf den „Northumberland" übergeführt, und am 10. erfolgte die Ausreise des Gefangenen der vier Großmächte, den England zu bewachen hatte.

Nachdem der „große Mann" unschädlich gemacht war, forderte Rußland im Einvernehmen mit Ludwig XVIII., daß des Königs Rückkehr und Wiedereinsetzung nicht unter Bedingungen geschehen dürften, welche den Franzosen jene als nationales Unglück erscheinen lassen könnten. Dem französischen Lande sei lediglich eine Kriegssteuer aufzuerlegen.

Humboldt und Hardenberg forderten in Denkschriften Dünkirchen, Lille, Givet für Belgien, Metz und Straßburg für Deutschland, Nizza und Savoyen für Sardinien, das Fort L'Ecluse und das Dappental für die Schweiz. Bis Mitte September dauerte das Feilschen, und das Ergebnis war die Bestätigung des ersten Pariser Friedens, Abtretung zweier fester Plätze und des Herzogtums Bouillon an Belgien, von Saarlouis und Saarbrücken an Preußen, des linken Lauterufers mit Landau an Oesterreich zum Austausch gegen Tirol an Bayern, eines Teiles von Savoyen an Sardinien, zweier Forts an die Schweiz; ferner Zahlung von 700 Millionen Franken Kriegskosten und Besetzung von 17 Grenzfestungen durch nicht mehr als 150000 Mann verbündeter Truppen. Erst am 20. November wurde der Friede unterzeichnet. Er befriedigte nirgends. Das Nachspiel des Ganzen aber war auf Kaiser Alexanders Vorschlag die Heilige Allianz, die sich als nicht sehr haltbar erwiesen hat.

Digitized by Google

Zur Organisation der weiblichen Kriegskrankenpflege

Von

Geh. Sanitätsrat Prof. J. Schwalbe (Berlin)

Seit der Veröffentlichung meines Aufsatzes über die Organisation der weiblichen Kriegskrankenpflege im März-Heft dieser Zeitschrift sind einige dort beleuchtete Mängel abgestellt worden, und ich folge deshalb gern dem Wunsche eines Mitglieds des Zentralkomitees der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz, wenn ich hierüber und über einige weitere Aenderungen, die in der Ausbildung und Verwendung der Kriegskrankenpflegerinnen getroffen sind, kurz zusammenfassend berichte.

Hinsichtlich der Helferinnen vom Roten Kreuz macht sich in den neuen „Bestimmungen" die Tendenz geltend, sie grundsätzlich zum Personal der freiwilligen Krankenpflege hinzuzurechnen. Maßgeblich für diese Entschließung war die ausdrücklich in den neuen „Bestimmungen" anerkannte Tatsache, daß die Helferin „durch ihre bisherige Betätigung im Sanitätsdienst dieses Krieges in Ausbildung und Leistungen den auf sie gesetzten Erwartungen entsprochen und sich als brauchbares Glied der weiblichen Kriegskrankenpflege des Heimatsgebietes erwiesen hat". Gemäß dieser Würdigung ist vorgesehen, daß die Helferinnen bei Mangel von Hilfsschwestern in deren Stellen einrücken. Sie erhalten dann bis zur Beförderung zu Hilfsschwestern freie Unterkunft und Beköstigung. Im übrigen haben die Helferinnen nach wie vor ihre Arbeit ohne Entgelt zu leisten. Ihr Dienst ist so zu regeln, daß sie ihre Hauptmahlzeit zu Hause einnehmen können. Indes wird ihnen grundsätzlich gestattet, sich im Lazarett gegen Bezahlung beköstigen zu lassen. In besonderen Fällen wird Helferinnen auf ihren Antrag auch freie Beköstigung und nötigenfalls freie Unterkunft gewährt, und zwar wenn sie aus dienstlichen Gründen von auswärts herangezogen werden, wenn besondere Bedürftigkeit vorliegt (z. B. Kriegsnotstand), wenn sie in Seuchenlazaretten tätig sind, endlich wenn sie wegen großer Entfernung oder ungünstiger Verkehrsverbindungen zur Einnahme der Hauptmahlzeit dem Dienste auf unverhältnismäßig lange Zeit fernbleiben müßten. Schließlich kann diese Vergünstigung vom Chefarzt auch angeordnet werden, „sofern und solange sie aus dienstlichen Gründen unerläßlich ist". Damit ist ein von mir seinerzeit besonders gerügter Mißstand beseitigt.

Bei Nachweis von Bedürftigkeit kann den Helferinnen ferner unentgeltliche militärärztliche Behandlung, freie Verband- und Arzneimittel, eventuell auch unentgeltliche Lazarettbehandlung gewährt werden. Bei Urlaubsreisen haben die Helferinnen Anspruch auf Militärfahrkarten.

Staatliche Versorgung im Invaliditätsfalle steht den Helferinnen nicht zu. Dagegen ist für sie — was ich schon in meinem früheren Aufsatz kurz erwähnen konnte — auf Kosten des Roten Kreuzes und des Vaterländischen Frauenvereins

Digitized by Google

eine Kollektivunfallversicherung abgeschlossen, die außer Unfällen auch die Erkrankung an Infektionskrankheiten umschließt (für den Todesfall 200 Mark, für bleibende Invalidität eine Rente, die unter Zugrundelegung einer Versicherungssumme von 9000 Mark sich nach dem Grade der Invalidität und dem Alter der Versicherten richtet; bei vorübergehender Arbeitsunfähigkeit täglich 3 Mark).

Daß den erweiterten Rechten auch vermehrte Anforderungen entsprechen, erscheint billig. Die Verpflichtung der Helferinnen zur Dienstleistung ist grundsätzlich auf eine Mindestdauer von sechs Monaten ausgedehnt, erstreckt sich aber in der Regel auf die ganze Kriegszeit. Als Arbeitsbereich ist von vornherein nicht nur die Krankenpflege, sondern auch die Wohlfahrtspflege anzusehen. Helferinschülerinnen, die bei der theoretischen Ausbildung nach ihrer Persönlichkeit, Charaktereigenschaften, körperlicher Brauchbarkeit, Fleiß und Auffassungsvermögen nicht volle Aussicht für erfolgreiche Verwendung im Krankenpflegedienst bieten, sind zur praktischen Unterweisung nicht erst zuzulassen. Von den so ausgeschiedenen Schülerinnen können einzelne — bei besonderer Eignung — im Verwaltungs- und Wirtschaftsdienst der freiwilligen Krankenpflege oder bei Wohlfahrtsorganisationen Verwendung finden, selbstverständlich „ohne Anspruch auf Ernennung zur Helferin".

Die Kosten für ihren Unterhalt während der — unentgeltlichen — Ausbildung tragen die Helferinnen selbst; doch werden Beihilfen im Notfall von den ausbildenden Vereinen usw. geleistet.

Die Zugehörigkeit zu einem der anerkannten Vereine ist fortan Vorbedingung für die Zulassung der Helferinnen zur Pflege in Reservelazaretten.

Der Uebergang von Helferinnen zu Hilfsschwestern vom Roten Kreuz wird dadurch erleichtert, daß zur Beschleunigung der Ausbildung von Hilfsschwestern und zur Erleichterung der Auswahl der zuzulassenden Persönlichkeiten in erster Linie auf erprobte Helferinnen zurückgegriffen werden soll. Deren Ausbildungszeit wird dann auf die Hilfsschwesternlehrzeit mit sechs Wochen angerechnet. Die Beförderung von Helferinnen zu Hilfsschwestern darf aber seit dem 1. April nur auf Grund einer Hilfsschwesternprüfung stattfinden. Die Ausbildung der Hilfsschwesternschülerinnen dauert sechs Monate. Sie ist kostenfrei. Als erwünscht wird angesehen, daß die Schülerinnen in der Ausbildungsstätte wohnen und daß ihr Unterhalt entweder kostenfrei gewährt oder doch möglichst gering berechnet wird. Als Ausbildungsstellen kommen für die Hilfsschwestern (wie für die Helferinnen) nur in Betracht: staatliche Reservelazarette, Vereinslazarette vom Roten Kreuz, geeignete staatliche und kommunale Krankenanstalten und geeignete private Krankenanstalten und Sanatorien. Das Mindestalter für Schülerinnen (Hilfsschwestern wie Helferinnen) beträgt zwanzig Jahre, das Mindestalter für die Ablegung der Hilfsschwesternprüfung einundzwanzig Jahre. Die für jedes Reservelazarett vorgesehene Stellenzahl von acht besoldungsfähigen Vollschwestern auf hundert Kranke kann bei Mangel an ersteren auch durch Hilfsschwestern eingenommen werden; in diesem Falle

Digitized by Google

stehen ihnen die Gebührnisse der Vollschwestern zu, d. h. außer freier Unterkunft und Verpflegung noch monatlich 33,30 Mark.

Werden die Vollschwestern auf dem Kriegsschauplatz und in armierten Festungen verwandt, so haben sie neben diesen Gebührnissen noch Anspruch im Erkrankungsfall auf unentgeltliche ärztliche Behandlung usw., bei Invalidität auf eine Rente nach dem Militärversorgungsgesetz. Den zum Schwesternversorgungsfonds vom Roten Kreuz zugelassenen Schwestern steht im Invaliditätsfalle noch eine Zulagerente von jährlich 200 Mark zu.

Die ethischen Anforderungen, die an alle Mitglieder der weiblichen Kriegskrankenpflege nachdrücklich immer wieder gestellt werden, finden ihre schärfste Betonung bei den Vollschwestern: der Nachweis der fachtechnischen Leistungsfähigkeit darf niemals allein zur Erlangung der Stellung als Schwester vom Roten Kreuz genügen, vielmehr kann diese nur erworben werden durch Aufnahme in eine Schwesternschaft vom Roten Kreuz, welche die volle Verantwortung für die Persönlichkeit zu übernehmen hat. Daß man nach dieser Richtung unter dem Einfluß des gesteigerten Kriegsbedarfs zeitweilig etwas weniger streng verfahren ist und demgemäß unangenehme Erfahrungen gemacht hat, scheint der Erlaß vom 6. März zu beweisen, wonach in der Genesung begriffene Verwundete (Offiziere und Mannschaften) durch weibliches Pflegepersonal bei Ausgängen nicht mehr begleitet werden dürfen. (Im Hinblick auf die in meinem früheren Artikel beleuchtete Streitfrage „Helferin — Schwester" ist es bemerkenswert, daß das Begleitverbot zuerst nur für „junge Helferinnen" ausgesprochen, später aber auf das ganze weibliche Personal ausgedehnt worden ist.) Auch sonst sind über Charakterschwächen von Pflegerinnen Klagen erhoben worden, namentlich aus dem Etappengebiet. Anderseits sind mit der weiblichen Krankenpflege in den Lazaretten so gute Erfahrungen gewonnen, daß selbst ein strenger und kritischer Beobachter wie Geheimrat Körte ihr hohes Lob zuteil werden läßt. Wie er berichtet, waren in seinem Amtsbereich zweimal sogar in Feldlazaretten, wo Pflegerinnen grundsätzlich nicht verwandt werden dürfen, Schwestern eingestellt, welche eine überaus segensreiche Tätigkeit ausübten und sich durch die Schrecken des Krieges niemals beirren ließen. Zum mindesten in den stehenden Kriegslazaretten sollte erprobtes weibliches Pflegepersonal bestimmungsgemäß Verwendung finden.

Der Prüfung wert scheint mir u. a. auch die Frage, ob der bisherige Lehrgang für die Pflegerinnen, insbesondere für die Helferinnen, beizubehalten sei. Meiner Erfahrung nach wäre es zweckmäßiger, wenn die Ausbildung der Helferinnen — zwanzig theoretische Doppelstunden und (mindestens) vierwöchige praktische Unterweisung — zugunsten der letzteren verstärkt würde, d. h. wenn die Schülerinnen mehr Zeit auf den Unterricht am Krankenbett als auf die Erlernung von theoretischem Halbwissen verwenden würden.

Eine ähnliche Auffassung finde ich in einem vortrefflichen Aufsatz, in dem der berühmte Berner Chirurg Professor Kocher über seine in deutschen Lazaretten gewonnenen Eindrücke berichtet. Nach seiner allgemeinen Beobachtung kommen die Schülerinnen „nicht selten vollgepfropft mit Theorien und theoretischen

Digitized by Google

Kenntnissen in die Krankenpflege, kommen aber in Verlegenheit, wenn sie ein Zimmer richtig in Ordnung halten oder ein Bett so machen sollen, daß ein Kranker wohlgebettet darin liegen kann, oder wenn sie einem Leidenden die richtige Nahrung zubereiten oder reichen sollen". Das bei uns Deutschen mit Recht geltende Prinzip, eine genügende theoretische Bildung zur Grundlage der praktischen Schulung zu machen, überschreitet eben in der Krankenpflege wie auch auf manchen andern Gebieten nicht selten die zulässigen Grenzen.

Die Stellung Jesu zum Kriege

Von

Oberhofprediger D. Ernst Dryander

Die Frage nach der Stellung Jesu zum Kriege ist so häufig behandelt, daß es schwer möglich ist, etwas darüber zu sagen, was nicht jeder schon einmal ausgesprochen. Indessen nach Goethe ist „alles Gescheite schon einmal gedacht worden, man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken". Dies namentlich dann, wenn es unablässig die Gemüter beschäftigt. Die Frage, schreibt mir ein Unteroffizier, bildet das unerschöpfliche Thema der Unterhaltung in den Schützengräben. Sie wird nicht nur unter den Pazifisten verhandelt. Sie bleibt auch in unzähligen frommen Menschenkindern der geheime Zwiespalt, über den ihr Denken nicht hinauskommt, und bei dem jedesmal ihr Christentum und ihr Patriotismus in Konflikt geraten. Sehr natürlich! Denn an sich kann man schwerlich herbere Gegensätze denken, als Christentum und Krieg. Das Christentum predigt die Liebe, der Krieg entfesselt den Haß. Das Christentum gebietet die Erhaltung des Lebens, der Krieg organisiert auf das Raffinierteste seine Zerstörung. Das Christentum will im Menschen das Gotteskind wecken, an dessen Dasein es glaubt, der Krieg entfaltet die Bestie in ihm. Entweder das Christentum macht restlos Front gegen den Krieg oder der Krieg wird das Christentum bis in die Wurzel vernichten.

Wäre diese landläufige Gegenüberstellung richtig, so könnte unsre Stellungnahme nicht zweifelhaft sein. Aber so einfach ist die Sache nicht. Die beiden Worte Christentum und Krieg enthalten nicht einen einfachen und unwidersprechlichen Gegensatz. Sie bieten ein überaus schwieriges Problem dar, das jedesmal aus einer gewissen theoretischen Beschaulichkeit in die volle Aktualität der erregten Geister hineintritt, wenn ein furchtbares Kriegswetter über die Völker ergeht oder im Ringen der Nationen um ihre Existenz jener Widerspruch in schroffster Gestalt in das Bewußtsein tritt. Tatsächlich hat das Christentum nicht vermocht, den Krieg auszurotten, vielmehr seinerseits die erbittertsten Kämpfe, die Religionskriege, entzündet. Das wäre unmöglich, wenn jener Gegensatz ohne

Digitized by Google

weiteres zu Recht bestände. Es wird unerläßlich sein, hierüber zu voller Klarheit zu gelangen.

Wie hat Jesus selbst, der Stifter des Christentums, das personifizierte Gewissen der Menschheit, über den Krieg gedacht?

Wir sind dabei merkwürdigerweise auf wenige Worte angewiesen. Fast könnte man zweifeln, ob die Frage des Krieges und seiner Vereinbarkeit mit seiner Lehre eingehender sein Nachdenken beschäftigt habe. Er nimmt anscheinend die Dinge, wie sie sind. Er exemplifiziert auf den König, der in den Krieg zieht. Er sieht in seinen Endreden Kriege und Kriegsgeschrei voraus. Er redet von der Zerstörung der heiligen Stadt. Aber er fordert nicht etwa, daß der römische Zenturio in Kapernaum seinen Dienst quittiere, wenn er sein Jünger werden wolle, so wenig als späterhin Petrus das dem Hauptmann Kornelius gegenüber getan hat.

Aber doch würde das schwerlich den Sinn Jesu erschöpfen. Er lebt in einem unruhigen und kriegerischen Volke; die Galiläer namentlich waren immer zum Aufstand geneigt. Als der Zwölfjährige zum ersten Male in Jerusalem, an der einen Seite des Tempelplatzes die Zinnen der römischen Zitadelle, der Arx Antonia, aufragen, mitten unter den Pilgerscharen Israels die Helme der römischen Tempelwache blitzen sieht, da werden ihm die Eltern zugeflüstert haben: Sieh da, den eigentlichen Feind unsres Volkes und unsres Glaubens — Rom! In dieser Anschauung wächst er auf. Schwerlich sind die gärenden Bewegungen im Volke, die Spannung der Pharisäer ihm verborgen geblieben. Er achtet so sorgsam auf die Zeichen der Zeit, wie einer, der aus Morgenröte und Abendröte das Wetter des kommenden Tages bestimmt. Er hat auch auf diese Zeichen geachtet. Und er hat seine Entscheidung getroffen, als die Stunde des öffentlichen Auftretens für ihn schlägt. Sie lautet: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." Er hat mit der Politik der Völker und ihren verschlungenen Irrwegen sowenig etwas zu tun wie mit der Erbteilung zwischen den Brüdern, auf deren Bitte er die Erwiderung hat: Mensch, wer hat mich zum Erbschichter zwischen euch gesetzt!? — So entzieht er sich auch der aufwallenden Begeisterung der Galiläer, die einen Usurpator in ihm sehen. Selbst die öffentliche Annahme des Messiasnamens, den er doch tatsächlich beansprucht, lehnt er bis auf ein einziges Mal ab. Und noch vor dem Richtstuhl des Pilatus läßt er keinen Zweifel, daß das Reich, von dem er redet, nicht von dieser Welt sei, so daß seine Diener darob kämpfen würden.

So finden sich denn eigentlich kaum Worte aus seinem Munde, die auf die Kriegsfrage deuten.

Wohl spricht er gelegentlich aus, daß er „nicht gekommen sei, Frieden auf Erden zu bringen, sondern das Schwert". Aber der Zusammenhang Lukas 12 zeigt, daß hier von häuslichem Zwiespalt die Rede ist, den das Bekenntnis zu ihm mit sich bringen wird — wenngleich der Gedanke nahe genug liegt, daß, was den Kreis des Hauses spaltet, auch die Kreise der Völker sprengen und ihre Herzen in die Tiefe bewegen werde.

Digitized by Google

Auch noch ein andres Wort findet sich, nach dem das Himmelreich „Gewalt leide und die Gewalttätigen", die Stürmer, „es an sich reißen" — aber es redet nicht von äußerem Kriege, sondern zeichnet nur unter dem Bilde des Kampfes die Art, wie man sich des Himmelreiches bemächtigen solle.

Jedenfalls werden diese Aussprüche weit aufgewogen durch die starken Worte, die den Herrn als den Bringer des Friedens kennzeichnen. Mit voller Klarheit, der orientalischen Art prophetischer Darstellung folgend, nimmt er bei dem Einzuge in Jerusalem die messianische Würde und den israelitischen Königsgruß im Sinne des Friedensfürsten an, der nicht auf dem Kriegsroß, sondern auf dem friedlichen Maultier als „ein Gerechter und ein Helfer" in seine Stadt einzieht.

Vor allem — schlagen wir die Magna Charta seiner Verkündigung, die Bergpredigt, auf: Zu den Alten ist gesagt — — ich aber sage euch! Schon mit dem Bruder zürnen heißt töten! Nicht Auge um Auge, Zahn um Zahn heißt sein Jus talionis, sondern: nicht dem Uebel widerstreben, die rechte Backe dem bieten, der die Linke schlägt! — Bis hinan zur höchsten Stufe der Feindesliebe —, nicht: den Nächsten lieben und den Feind hassen! sondern: „Liebt eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel!"

So stehen die Worte da, kindlich schlicht und doch unermeßlich groß. Nicht etwa als ein neues Gesetz, das seine Anhänger, wie Mosis Jünger einst, in ihre Gebetsriemen knüpfen, an ihres Hauses Pforten schreiben sollten. Wie denn in der Tat eine Reihe christlicher Sekten, Quäker, Mennoniten u. a., aus der Vereinzelung dieser Gebote der Forderung entnahmen, Eid, Kriegsdienst und Rechtsweg abzulehnen. Hat doch auch schon in der alten Kirche Tertullian in der Schrift De corona militis die Stirn des Christen nur mit der Krone des Märtyrertums, nicht mit dem Lorbeer des Kriegers geschmückt sehen wollen. Der hier redet, hat doch mehr zu bringen als schärfere Gebote. Er richtet eine neue Lebensordnung auf Erden auf und pflanzt eine neue Gesinnung in die Menschenseelen hinein. Eben die großen ethischen Grundsätze und Grundforderungen dieser Gesinnung entfaltet er an den Beispielen der Bergrede. Nicht unter dem Schutze von Drohungen, sondern von Makarismen läßt er seine Worte ausgehen, die noch heute ihr letztes Ziel nicht erreicht haben. Gewiß aber ist — in dieser Welt, aus der und für die er redet, für die er lebt, die er aufrichtet, gibt es keinen Krieg, keinen Streit. — Wo die Gesinnungsgemeinschaft heiliger Liebe waltet, hört der Krieg von selbst auf.

Aber neben diese nach innen gewandte Seite dieser Gemeinschaft tritt eine andre, nach außen gekehrte. Das Reich, das Christus stiften will, tritt mit seiner Lebensordnung auch äußerlich in die Erscheinung. Es bildet einzelne Gemeinden, die auf Geheiß und im Namen seines Stifters zusammenkommen. Sie kennen sich untereinander am Bekenntnis und an der Uebung jener Gesinnung. Aber sie müssen sich auch gegen eine arge und feindselige Welt schützen. Christus selbst gibt dazu die Anweisung in einer Stufenfolge von Zuchtmaßregeln bis zur schärfsten des Ausschlusses: „Halte ihn für einen Heiden und Zöllner"

Digitized by Google

(Matth. 18). Solange das Gottesreich die Welt nicht überwunden hat — wann wird das geschehen? —, bedarf es in dieser Welt eines Schutzes. Es muß das Recht in Anspruch nehmen, das ihm diesen Schutz gewährt.

Denn es bedarf keines Beweises, daß Jesus seine großen Worte und Forderungen nicht auch ohne weiteres auf die Glieder einer gewalttätigen Welt angewandt wissen will. „Wenn das die Meinung wäre," sagt Luther in der Auslegung der Bergpredigt, „daß man zum Schläger sagen müsse: „Siehe, hier hast du diesen Backen auch; schlage mich zum andern Male . . ., so muß man alles, zuletzt auch Haus und Hof, Weib und Kind hinnach werfen, und würde ein seltsam Wesen werden, und zuletzt kein Regiment bestehen bleiben." Wohl gab es und gibt es besondere Umstände, die dem Jünger des sanftmütigen Meisters anstatt des Widerstrebens das schweigende Dulden zur Pflicht machen. Ueberwältigender als alle Scheltworte würde ein sich selbst überwindender Petrus das zürnende Donnerskind Johannes niederzwingen. In solchem Falle kann auch noch heute die wörtliche Anwendung des Jesusspruchs zur Pflicht werden. Als Regel für alle würde er nicht nur zur Absurdität führen. Er würde auch eine neue, freilich sinnlose Rechtsforderung aufstellen und damit den Boden verlassen, auf den Jesus sich stellt. Denn seine symbolische Rede weist eben darauf hin, wie für seine Jünger das eigentlich Bestimmende nicht das äußerliche Rechtsgesetz sein soll, sondern die innerliche Gesinnung der Liebe, die noch andre Wege zur Ueberwindung des Bösen zu finden vermag als den der Wiedervergeltung. Aber selbst innerhalb dieser Liebe bleibt es dabei, daß kraft eines immanenten Gesetzes das verletzte Recht auf den Rechtsbrecher strafend oder beschämend zurückschnellt. Christus selbst deutet es an mit seinem verteidigenden Wort an den Knecht des Hohenpriesters: „Habe ich unrecht geredet, so beweise es; habe ich aber recht geredet, warum schlägst du mich?" Keine Gemeinschaft, auch kein Staat kann bestehen ohne diese Wahrung des Rechts. „Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst," sagt Paulus im Sinne seines Meisters. Gerechtigkeit und Liebe sind nicht widereinander, sondern füreinander. Auf ihrer Durchdringung ruht die Wohlfahrt der einzelnen wie der Staaten.

Bleibt aber das Recht der Verteidigung, dann bleibt es selbstredend auch da, wo die Obrigkeit mit ihrem „Schwertsamt", mit Luther zu reden, nicht in Tätigkeit treten kann. Sowenig mein Leben mir selbst gehört, sowenig jedem bösen Buben, der die Hand danach ausstreckt. So begründet sich der Begriff der Notwehr. In der Notwehr brauchen wir, mit dem Ethiker Harleß zu reden, „das Recht; um der Not willen von den geordneten Vollstreckern des Rechts Umgang zu nehmen und selbst Vollstrecker des Rechts zu sein. Geht dabei ein Menschenleben verloren, so geschieht es in Ausübung der Pflicht, sofern das Leben verloren geht, das schon von Rechts wegen verwirkt ist durch das Attentat seines Eigners auf die sittliche Ordnung der Dinge".

Allerdings ergibt sich nun bei dem Gebrauch dieses Notrechts ein wesentlicher Unterschied zwischen dem lediglich an die Autorität seines eignen Gewissens gebundenen Rechte des einzelnen und der Pflicht der Gesamtheit. Auch Jesus

Digitized by Google

hat an andrer Stelle von seinem Verteidigungsrecht keinen Gebrauch gemacht und dem Petrus das gezogene Schwert wieder in die Scheide zurückgestoßen. Nicht, um damit, wie Tertullian sagt, „alle zu entwaffnen", sondern weil ihm ein besonderer und nur ihm eigentümlicher Beruf zugewiesen ist, der nämlich des Messias Israels, ein Beruf, den er nicht mit äußeren Machtmitteln, sondern mit der innerlich überwindenden Macht seiner gekreuzigten Liebe ausrichten soll. Zu allen Zeiten sind unter gegebenen Verhältnissen als persönliche Fortsetzer seines Werkes auch seine Jünger seinem Beispiele gefolgt. Auch wo es nicht um das höchste Gut des Lebens selbst sich handelt, bleibt die Frage, inwieweit einer auf sein Recht verzichten und Unrecht leiden will, lediglich seinem Gewissen überlassen, dessen Entscheidung über der des formalen Rechts steht. „Wer beiden nicht helfen kann," sagt Luther, „der enthelfe dem Recht und helfe dem Gewissen."

Anders aber steht es auf dem Gebiet der Gemeinschaft. Ihr steht dieses Recht nicht zu. Jeder Rechtsverband hat die Pflicht, die Rechte derer zu wahren, die sich seinem Schutze anvertraut haben, und kann nicht um des Gewissens oder der Barmherzigkeit willen von der Verfolgung dieses Rechtes Umgang nehmen. Der Staat vor allem, die höchste und umfassendste Gemeinschaft zur fortschreitenden Realisierung des Rechts im umfassendsten Sinne, hat die Aufgabe, „das Recht zu schützen und das Unrecht zu kränken", wie seinerzeit der erste hohenzollernsche Markgraf sagte, wenn er nicht sich selbst aufgeben will. Mit Recht hat Johannes Müller in einer schönen Abhandlung über den „Krieg als Schicksal" ausgeführt, daß auch der Friedensstand der Staaten nur durch ein beständiges sorgsames Abwägen ihrer Rechte und Interessen und bei der dauernden und unvermeidlichen Kollision beider nur in fortwährender Spannung und Entladung aufrecht erhalten werden könne. Er stellt somit im Grunde einen latenten Kriegszustand dar, der um so schärfer sich geltend machen wird, je härter und unvereinbarer die beiderseitigen Interessen zusammenstoßen. Wir wissen von diesem latenten Kriegszustand zu reden, der nach Bismarcks bekanntem Ausspruch für ein Volk schwerer zu tragen ist als ein offener Krieg. Tritt letzterer ein, so ist er eben, nach dem viel zitierten Clausewitzschen Worte, eine Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln, das Heraustreten des latenten Prozesses an das Tageslicht der Oeffentlichkeit. Der Staat aber muß zur Aufrechterhaltung seines eigenen Wesens diesen „Völkerprozeß" mit dem Schwerte führen, weil keine andre Instanz da ist, die den Sieg des Rechts über das Unrecht verbürgt. Der Krieg ist für ihn nichts andres als die in Ermangelung eines andern Rechtssprechers ihm aufgenötigte Notwehr eines ganzen Volkes!

Die aufgenötigte Notwehr! Ein Raubzug zum Zwecke der Eroberung oder zur Befriedigung gewisser Volksinstinkte ist überhaupt nicht zu rechtfertigen und würde im Zusammenhange mit dem Gedanken der Notwehr ganz andre Vergleiche nahelegen, als sie hier gebraucht werden sollen. Wir geben dabei zu, daß unter den komplizierten Verhältnissen der Gegenwart auch der Verteidigungs-

Digitized by Google

krieg in Formen ausbrechen kann, die es dem einzelnen schwer, wenn nicht unmöglich machen, zu einem klaren sittlichen Urteil zu gelangen, und die ihn zwingen, das letzte Steinchen, das in die Wagschale geworfen wird, der furchtbaren Verantwortung der Berufenen zu überlassen. Es ist auch selbstverständlich zu scheiden, wie unzähligemal ausgeführt, zwischen den Ursachen und der Veranlassung eines Kriegs, und für letztere kann der Hieb die beste Verteidigung sein. Nicht die an sich vielleicht geringfügige Rechtsverletzung trägt den Zwang zum Kriege in sich, wohl aber die wohl vorbereitete, prinzipielle Versagung der Möglichkeiten, die einem Staate zur Entfaltung seiner Gaben, zur Lösung der ihm gestellten Aufgaben, zur Wahrung seiner Ehre, mit einem Worte Stahls zu reden, zur Ausführung seines „göttlichen Berufes" unentbehrlich sind. Immer wird es ein Krieg sein müssen, der als ein sittlich notwendiger Zwang von einem ganzen Volke empfunden wird und hierin zwar nicht eine unbedingte, aber doch starke Bürgschaft des Rechts in sich trägt — ein Krieg zudem, für dessen Führung die zum Volksheer umgewandelte Nation selbst sich erhebt, um pro aris et focis zu kämpfen. Eben diese allgemeine Wehrpflicht aller, aus der man den albernen Vorwurf des Militarismus begründet hat, ist die stärkste Sicherung gegen willkürliche Kriege. Das bezahlte Söldnerheer ist nicht nur eine politische Rückständigkeit gegenüber der modernen Staatsanschauung, sondern auch im Widerspruch mit jeder sittlichen Würdigung des Krieges und darum in sich selbst unsittlich. Zeigt doch auch Englands Geschichte deutlich genug, daß es lediglich dieser seiner Soldtruppe die Möglichkeit der Kette von Raubkriegen verdankt, mit denen es seine Weltmacht begründet und indirekt das gegenwärtige Völkerringen vorbereitet hat.

Und nun unser Krieg!? Immer wieder fassen wir uns an den Kopf, um eine Antwort auf die Frage zu finden, was denn eigentlich die ganze Welt wider uns in die Waffen ruft. Es ist hier nicht der Ort, darauf einzugehen. Aber wir dürfen nur dankbar sein, daß von einer Enthüllung zur andern, von einem Zugeständnis zum andern, mit unfreiwilliger Widerlegung ihrer eignen Aufstellungen unsre Gegner uns nicht den geringsten Zweifel darüber übrig gelassen haben, daß der uns aufgezwungene Krieg für uns die Verteidigung unsrer edelsten Güter, unsrer nationalen Existenz bedeutet. Selten wird in der Geschichte so einwandfrei sich beweisen lassen, wie Eroberungslust den Krieg wollte, die Rachsucht ihn vorbereiten half, der Konkurrenzneid die günstige Stunde zur Vernichtung des Nebenbuhlers ergriff, die Begehrlichkeit soviel als möglich zu erpressen, auch den Treubruch nicht scheute. Nicht erst die Archive der Geschichte, die Gegenwart liefert vollgültigen Beweis. Ließe er noch Lücken, so würde sie ausgefüllt durch eine Macht der Lüge, wie sie schwerlich jemals vorkam, die wie eine unheimliche Schlange mit ihren Windungen uns erstickt, durch einen Pesthauch von Verleumdung, der unsre Ehre, unsern guten Namen, unsre Kultur, kurz alles, was man zuvor an uns gelobt hat, in den Schmutz zieht. Nicht wir werden die Narben tragen. Aber unsre Feinde werden einst erfahren, daß auch von dieser Lüge Iphigenies Wort gilt:

Digitized by Google

„Sie kehrt, ein losgedrückter Pfeil, von einem Gott
Gewendet und versagend sich zurück und trifft den Schützen."

Ist aber in diesem Sinne der Krieg ein Akt der Notwehr, so ist er nicht nur sittlich *berechtigt*, sondern er ist eine *Pflicht*. Nicht nur nach innen übt der Staat pflichtmäßig seine Strafgewalt aus, sondern selbstverständlich auch nach außen. „Und diesem Kriegs- und Schwertsamt," sagt Luther, „muß man nicht mit sentimentalen, sondern mit männlichen Augen zusehen." Ich brauche nur anzudeuten, daß im Sinne Christi dieses Amt nur geführt werden kann nach den Gesetzen der Barmherzigkeit. Keiner kann schmerzlicher als wir empfinden, wenn das schmachvolle Verhalten der Gegner uns zu schweren und harten Gegenmaßregeln zwang. Sowenig dabei Ausnahmen in Abrede gestellt werden mögen — ich freue mich, daß dieser Tage wieder ein viel herumgekommener und völlig zuverlässiger Ordonnanzoffizier mir erklärt hat, er entsinne sich nicht, an der Front irgendeine Roheit unsrer Soldaten wahrgenommen zu haben. Ich deute ebenso nur an die selbstverständliche Pflicht der Schonung aller Kulturwerte, der Pflege der Verwundeten, Kranken, Gefangenen. Der Krieg selbst bleibt uns trotz alles dessen eine harte und schwere, aber dennoch eine *Pflicht* und als solche ein heiliges und erhabenes Tun, das erhabenste, dessen ein Volk als Ganzes fähig ist.

Gleichwohl aber bleibt hier noch ein ungelöster Rest, der weder in der Formel von der Notwehr im großen noch in irgendeiner andern ähnlichen völlig aufgeht, ein irrationaler Punkt, über den wir nicht zu voller Befriedigung gelangen.

Liegen sie denn nicht wie eine furchtbare, entsetzliche Anklage vor uns, diese blutgetränkten Schlachtfelder, diese von Winterschnee verhüllten Leichen, diese Lazarette voll stöhnender Menschen, das unwiederbringlich zerstörte Lebensglück, die Vernichtung unersetzlicher Seelenwerte? Mögen wir immerhin uns *vorstellen*, daß der Soldat, der Feldherr aus jenen idealen Gesichtspunkten heraus den Krieg führe mit einem Herzen voll Mitleid und voll Liebe, etwa wie der Richter in tiefstem Mitleid den Schuldigen der Strafe überliefert. Etwas von dieser Weihe lag auf den ersten Kriegswochen. Fordern wir vom Christen, der in den Krieg zieht, daß er mitten im Kampfe innerlich sich vom Haß befreie, die Barmherzigkeit übe, den Streit nicht um des Krieges, sondern um des Friedens willen führe. Halten wir ihm Luthers Wort vor, daß er „ein Gotteswerk", ja ein „Werk der Liebe" tue und „einen kleinern Unfrieden anhebe, um einem großen und unermeßlichen Unglück zu wehren". In Wirklichkeit bleibt es dabei — und unzählige Zeugnisse aus der Front bestätigen die Beobachtung —, daß das zartere Gewissen schwer über den inneren Widerspruch hinauskommt zwischen dem kategorischen Imperativ: Du sollst nicht töten! und der Tatsache: Du hast getötet, diesen ahnungslosen Menschen, getötet in den grausamen Formen des Nahkampfes! Das feinere Gewissen kommt nicht hinaus über die furchtbare Tatsache, daß die zu einem heiligen Wettstreit der Arbeit, der Kultur, der gegenseitigen Förderung und der Liebe aufeinander an-

Digitized by Google

gewiesene Menschheit in einem Hasse zertrennt ist, der zu wahrhaft diabolischer Grausamkeit, zu sinnlosester Raserei der Vernichtung, zu hirnverbrannter Verleumdung geführt hat. Und wo dieser Zwiespalt nicht empfunden wird, wie oft nur deshalb, weil unausbleiblich der Krieg ein gewisses Maß von Verwilderung entfesselt, der auch der ernste Mann sich nur unter der dauernden Zucht seines Willens entzieht, geschweige denn die braunen und schwarzen Halbbarbaren, die die christlichen Träger der Kultur in England und Frankreich wider uns bewaffnet haben und deren zynische Grausamkeit sie mit Behagen anerkennen. Ein pflichtmäßiges Tun aber, das doch mit unbedingter Notwendigkeit in solche Greuel der Sünde hineinführt, bildet eben ein im Sinne christlicher Weltanschauung noch ungelöstes Problem, das noch einer völligeren Klärung harrt.

Wie ist sie zu finden? — Fragen wir auch hier nach der Stellung Jesu, um an ihr die unsrige zu orientieren, so unterliegt es nach den großen eschatologischen Reden des Herrn bei Matthäus (Kap. 24), man mag im einzelnen über sie denken, wie man will, keinem Zweifel, daß Jesus „Krieg und Kriegsgeschrei", von dem er redet, als Anzeichen der bevorstehenden Endentscheidung und damit als ein göttliches Gericht betrachtet hat. So hat auch der Apokalyptiker (6, 8) ihn verstanden. Unter den Gottesgeißeln, deren furchtbare Schläge die Menschheit treffen, ist der vierte der Reiter auf dem gelben Pferde, „und der darauf saß, der hieß Tod, und der Höllengott folgte ihm, und es ward ihnen gegeben Macht über das Viertel der Erde zu töten mit dem Schwert und mit Hunger und Sterben". Mit genialster Künstlerkraft hat Cornelius sein Bild gezeichnet. Der Krieg ist die furchtbarste Gottesgeißel der Menschheit. Er bricht aus wie ein Naturereignis, wie Erdbeben oder Gewitter. Aus der Wolke, „groß wie eines Mannes Hand", entwickelt sich plötzlich das Unwetter, das zermalmend auf das große Völkergefilde niedersaust. Eben die ungeahnte Schnelligkeit, mit der es ausbricht, die grauenvolle Wucht, mit der es alles andre zermalmt, weckt am lebhaftesten die Empfindung, unter einer gewaltigen und unentrinnbaren überirdischen Macht zu stehen. Nicht von uns hängt es ab, ob wir den Sturm haben wollen, wir erleiden ihn. Wir können nur wie die zitternden Gräser unter seiner Macht uns beugen. Es gehört aber zu den ethischen Aufgaben dieser wunderbaren und gewaltigen Zeit, daß wir sie nicht nur als ein „elementares Naturereignis" durchleben, sondern in ihr wieder unmittelbar zu dem „religiösen Erlebnis" gelangen, kraft dessen wir das majestätische und heilige Walten eines unsichtbaren Gottes innewerden, dessen allmächtiger Fuß durch die Geschichte der Völker hindurchschreitet, wie er sonst leise durch die Welt unsres Hauses hindurchrauschte. Insofern hat Moltke recht, daß der Krieg ein Element der göttlichen Weltordnung sei. Gott nimmt auch das Furchtbare, Nichtseinsollende in seine Weltordnung auf, um dadurch seine Zwecke zu erreichen. Aus dem wüsten Getriebe menschlicher Leidenschaft dreht er die Fäden, aus denen er seine Geißel flicht, und macht in der wunderbaren Nemesis der Geschichte die Sünde, die Menschen begingen, zum Instrument, mit dem sie gestraft werden. Es ist kein schlechtes Zeichen für unser Volk, daß

Digitized by Google

diese Empfindung heute weite Kreise beherrscht. Es lassen doch merkwürdig wenig Spötter jetzt ihre Stimme laut werden.

Aber dieses Gottesgericht trifft nicht die einzelnen, sondern zunächst die Völker. Die einzelnen — wir erleben das täglich — haben leider noch recht viele Möglichkeiten, wenigstens relativ von diesem Verhängnis sich zu befreien und in der allgemeinen Not sich tunlichst behaglich einzurichten. Auch jenes ist ein klar ausgesprochener Gedanke Jesu. Er weist auf die Gewalttat des Pilatus hin, der während des Opfers im Tempel Galiläer hatte überfallen und morden lassen: „Meint ihr, daß diese Galiläer Sünder vor allen Galiläern gewesen seien, dieweil sie das erlitten haben? (Lukas 13.) Ich sage: nein, sondern so ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle also umkommen." Und er fügt dem als zweites Beispiel den Hinweis auf den bekannten Unglücksfall in Jerusalem hinzu von den Achtzehn, auf die der Turm von Siloha fiel: „So ihr euch nicht bessert, werdet ihr auch alle also umkommen." Die relative Unschuld des einzelnen wird aufgewogen durch die Gesamtschuld, an der alle teilnehmen. Wenn wir so oft unter dem schmerzvollen Eindruck stehen, daß wir die Edelsten, Reinsten, Besten opfern müssen — der Herr sieht bei der Ankündigung der Zerstörung Jerusalems die Schuld aller darin, „daß du nicht erkannt hast die Zeit darinnen du heimgesucht bist". Ohne Zweifel gehört der Glaube an die Gerechtigkeit des in der Geschichte waltenden Gottes, die unerschütterliche Ueberzeugung: Recht muß doch Recht bleiben! zu den sichersten Kennzeichen für die sittliche Gesundheit der Völker. Wir stehen auf diesem Glauben wider die Welt. Aber wir haben deshalb keinen Vorsprung im Schuldkonto Gottes vor unsern Gegnern. Wir haben auf kein mittelalterliches Gottesurteil zu rechnen. „Gottes Gerichte sind unbegreiflich," schreibt Paulus am Schlusse seiner Theodicee Römer 11. Auch für uns bleibt der Krieg eine Gottesgeißel und ein Gericht.

Aber gerade aus diesem Gesichtspunkte erwächst uns der lichte Glanz, der über die Zukunft sich breitet. Gottes Gerichte sind nie zum Tode, sondern zum Leben. Wenn der Sturm über die Tenne fegt, fliegt die leichte Spreu davon, aber das Korn bleibt. Der milde Föhnhauch, der die zerstörende Lawine löst, weckt auch den Frühling. Aus dem Schmelztiegel des Krieges soll ein geläutertes und gereinigtes Volk hervorgehen. So wird wieder und wieder der Krieg nach der göttlichen Weltordnung „zum regulierenden Faktor im Getriebe der Weltgeschichte". Und hier darf wohl noch einmal mit dem großen Schweiger darauf hingewiesen werden, wie die edelsten Tugenden Mut, Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit sich im Kriege entfalten. Es ist, auch wenn sie zunächst nur als pädagogisches Mittel angewendet wird, etwas Gewaltiges um jene eiserne Disziplin, mit der der einzelne unbedingt nur als Glied des Ganzen sich weiß und fühlt, um diese „heroische Stellung zum Leben und zum Tode, die entschlossen ist, das Leben einzusetzen, um das Leben zu gewinnen". Alle die weibischen Gestalten, deren ausgehöhltes und blasiertes Gesicht den Genuß als ihren Lebenszweck predigt, sinken zusammen vor dem stillen Heldentum im Kämpfen wie im Leiden, mit oder ohne Eisernes Kreuz, dem Heldentum der pflegenden wie der trauernden

Digitized by Google

Liebe. Wie nahe strebt das alles hinan zu dem tiefsten Gedanken des Evangeliums, zu dem Geheimnis der erlösenden Liebe, die das Jesuswort enthält: „Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren; wer es aber verliert um meinetwillen, der wird es finden!“ Wir sprechen mit Freude und Stolz es aus, daß das Kapital, das von solchen Kräften in unserm Volke vorhanden war, sich größer gezeigt hat, als irgendeiner von uns auch nur ahnte.

Ob das heimkehrende Heer, ob das im Frieden sich selbst wiederfindende Volk diese Eindrücke bewahren und vertiefen wird? So brennend wir es wünschen, wer wagt zu prophezeien? Aber der 100. Geburtstag unsers großen Reichskanzlers, der so manches gewaltige Wort des Recken uns wieder lebendig gemacht hat, mahnt uns an sein Geständnis, wie nur der unerschütterliche Glaube, daß Gott mit dem deutschen Volke noch Großes vorhabe, der Grund sei, warum er das Diplomatengewerbe nicht an den Nagel hänge, oder warum er überhaupt es übernommen habe. Er würde uns heute dieselbe Zuversicht einprägen. Es wird weniges in unserm öffentlichen Leben geben, für das wir nicht aus diesem Kriege zu lernen hätten. Mir liegt hier die Betonung des Zentralen am nächsten, daß unser Volk aus den Kräften des Evangeliums in Christo erneuert, ein neues und tieferes Verhältnis zum Christentum und damit eine sittliche Kraft finden möge, die es in allen Kämpfen der kommenden Zeit siegreich machen wird. Ob es um nationale, soziale, persönliche Aufgaben sich handelt — keine kann dieser Geistestaufe entbehren.

Einen Wunsch aber vermag ich dabei nicht zu unterdrücken: möchte dieses neu erwachende religiös-christliche Leben *kirchlicher* werden. Die Landeskirchen haben, ohne damit irgendeiner der andern Kirchengemeinschaften zu nahe treten zu wollen, sich in dieser Zeit als das Gefäß erwiesen, das wohl imstande war, die religiöse Bewegung der Zeit aufzunehmen und zu gestalten. Um so mehr bedürfen sie in dieser Zeit des festen Zusammenschlusses aller, um in lebendigem geschichtlichen Zusammenhange mit den Bewegungen, aus denen sie einst hervorgingen, und doch frei und weit im Tragen auch verschiedenartiger Anschauung, an den nationalen Aufgaben, die ihnen gestellt sind, mitzuarbeiten. So wertvolle Anregungen der vielgestaltige religiöse Individualismus der Zeit geben mag, er wird doch nur einzelne erreichen und vom Strom der Zeit verschlungen werden; die Kirche aber bleibt, und ihr Anteil an der Weihe und Heiligung, der Erziehung und Hebung des gesamten Volkslebens wird in absehbarer Zeit durch keine andre Macht des Wissens und der Bildung ersetzt werden.

Aber indem sie so zum Sauerteige des nationalen Lebens wird, muß sie zu gleicher Zeit den Weltberuf wahren, den sie in sich trägt. Die Landeskirche ist doch nur *eine* Form der Kirche aller Zeiten, auch aller Orten. Wir erwarten von ihr eine Belebung des Missionsgedankens, und alle Schmach, die namentlich England der christlichen Mission angetan hat, soll nicht verhindern, daß eine neue Periode der Missionsarbeit anhebt, die auch die Welt des Islam mit umfaßt.

Wir erwarten endlich von unsrer Kirche auch, daß sie an ihrem Teile die unermeßliche Aufgabe der Versöhnung und Wiedervereinigung der getrennten

Digitized by Google

Völker zu gemeinsamer Kulturarbeit lösen helfe. Man weist wohl darauf hin, daß das besser durch Handel und Industrie und den durch sie gegebenen Austausch der Gaben und Kräfte geschehe. Ich stelle die Bedeutung beider nicht in Abrede. Aber auch Handel und Industrie, die auf Berechnungen der Selbstsucht und der Konkurrenz sich aufbauen, bedürfen einer Macht, die sie mit tieferem Gehalte füllt. Diese Macht ist in erster Linie die Kirche als die Gemeinschaft der fortschreitenden Realisierung der Liebe, des Wohlwollens, mit einem Wort, der Erlösung. Zunächst aber ist sie berufen zu einer innerlichen Ueberwindung des Hasses, der heute die Völker scheidet. Er gehört zu dem Entsetzlichsten, was uns aus dem Kriege zurückbleiben wird. Er zerstört alle zarteren und feineren Beziehungen, die Kultur und Wissenschaft, Freundschaft und Verwandtschaft gestiftet haben. Er ist, wie der Ethiker Rothe mit Recht sagt, die Grundsünde im gegenseitigen Verhältnis der Nationen. Er vergiftet die Seelen und macht sie unfähig zu allem, was ein neues Verhältnis heraufführen kann. Hier liegt für uns eine Aufgabe vor, heroischer als die äußere Niederzwingung der Gegner. Erkennen wir neidlos die Gaben andrer an, ohne die eignen gering zu achten und treten wir an die Spitze der neuen Geschichtsperiode, die eine neue und höhere christlich geweihte Kultur anhebt. Aber tun wir es bei allem Bewußtsein des eignen Werts, der uns aufging, mit dem Entschluß, nicht nur das namenlose Leid, das uns angetan ward, sondern auch die Flut der Schande, mit der wir übergossen wurden, zu vergessen und so eines neuen Morgens zu warten.

Graf Alois Károlyi

Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie

Von

Freiherr v. Hengelmüller

(Fortsetzung)

Entschieden unfreundlich war die Haltung Englands. Dessen Spezialgesandter, Lord Wodehouse, kam Anfang Dezember auf der Reise nach Kopenhagen nach Berlin, um sich hier über die Stellung und Absichten der beiden deutschen Vormächte zu unterrichten. Ueber die ihm gegenüber zu haltende Sprache führten Bismarck und Károlyi einen regen Meinungsaustausch, dessen Resultat in einem von beiden paraphierten Memorandum niedergelegt wurde. Danach bestünden Oesterreich und Preußen auf der Ausführung der Verpflichtungen von 1851/52, so daß, abgesehen von Holsteins Bundesverhältnis, Schleswig mit Dänemark in keine engere Verbindung gebracht werden solle als Holstein. Die Novemberverfassung sei eine Verletzung jener Verpflichtungen, und die beiden Mächte verlangten daher, daß dieselbe vor Januar für Schleswig

Digitized by Google

außer Kraft gesetzt werde und Dänemark ihnen sodann Vorschläge über die Art der Ausführung seiner Verpflichtungen machen solle.

Die Sprache, die Lord Wodehouse in Berlin führte, war nicht nur dem deutschen Standpunkt überhaupt, sondern auch der sehr gemäßigten Haltung der beiden Vormächte entschieden ungünstig. Manches war hierbei wohl seinen individuellen Anschauungen zuzuschreiben, aber im wesentlichen war seine Sprache ein getreuer Reflex der öffentlichen Meinung und der Stimmung des Kabinetts in England. Wodehouse beklagte insbesondere zwei Punkte, einmal den von uns und Preußen vorangestellten Zusammenhang der 1851/52er Vereinbarungen mit dem Londoner Vertrage und dann den Nichtempfang des Kommodore von Irminghen, welcher mit der Notifikation des Thronwechsels nach Wien und Berlin geschickt worden war. Bezüglich des ersteren Punktes ging er so weit, unsre Interpretation als eine nicht im guten Glauben aufgestellte zu bezeichnen. Zu Károlyi sagte er offen, wie sein schließlicher Eindruck dahin ginge, daß Deutschland durch sein Festhalten an der seit elf Jahren bestrittenen Interpretation zu erkennen gebe, daß es den Krieg wolle. Es war daher wenig Hoffnung vorhanden, daß er in Kopenhagen mit Nachdruck auf Mäßigung und Entgegenkommen wirken werde.

Frankreich ging in seiner Parteilichkeit für Dänemark lange nicht so weit wie England, immerhin war seine Haltung unklar und geeignet, Besorgnis zu erregen. In Wien wie in Berlin rechnete man damit, daß Kaiser Napoleon III. sich mit Plänen für eine weitere Umgestaltung der europäischen Landkarte trage und die dänische Frage ihm eine Handhabe zu deren Verwirklichung bieten könnte. Bismarck hatte Károlyi einen Bericht des Grafen von der Goltz aus Paris mitgeteilt, wonach der Kaiser für das nächste Frühjahr eine größere kriegerische Aktion braue. Wo und gegen wen? erscheine noch unbestimmt, eventuell dürfte er die Hebel in Galizien oder Ungarn einsetzen.

Vorläufig schlug noch die Kongreßfrage ihre Wellen. England hatte den Vorschlag Kaiser Napoleons Ende November abgelehnt, und vierzehn Tage später hatte Oesterreich das gleiche getan. Zufälligerweise hatte sich unsre Ablehnung mit einem neuen Vorschlage des Franzosenkaisers gekreuzt, welcher nach der englischen Weigerung den Zusammentritt eines engeren Kongresses der Kontinentalmächte zum Gegenstande hatte und nun die beiden Kabinette von Wien und Berlin einigermaßen in Verlegenheit setzte. Beiderseits war man darüber einig, daß ein Kongreß ohne England untunlich sei, in Wien hegte man überdies die schwersten Bedenken gegen einen Kongreß ohne bestimmtes Programm. Anderseits wünschten Rechberg wie Bismarck die Eigenliebe Kaiser Napoleons zu schonen und die Gefahr zu vermeiden, ihn durch eine sofortige neue Ablehnung auf die Seite Englands zu drängen.

In der Sache neigte Bismarck zur Ablehnung, wünschte aber zu temporisieren und sich mit uns zu verständigen. Dieser Wunsch wurde in Wien voll geteilt. Rechberg hatte Károlyi in einem vertraulichen Erlasse über unsre Auffassung in Kenntnis gesetzt, ihm den bezüglichen Depeschenwechsel mit Metternich

Digitized by Google

mitgeteilt und zum Schlusse hervorgehoben, daß die Ablehnung des kontinentalen Kongresses nicht der einzige Punkt wäre, über welchen wir ein praktisches Einvernehmen mit Preußen wünschten. Herr Drouyn de l'Huys habe den Fürsten Metternich durchblicken lassen, wie Frankreich von uns erwarte, daß wir einem Kongreß in Paris, der speziell die deutsch-dänische Frage behandeln solle, nicht entgegen sein würden, damit es der französischen Regierung wenigstens nicht ganz an der gehofften Genugtuung fehle. Da nun der Augenblick, wo der Deutsche Bund seine Forderungen wegen Schleswig geltend zu machen und sein Verhältnis zum Londoner Vertrage festzustellen haben wird, nicht mehr ferne sei, so erscheine eine europäische Intervention, welche die deutschen Mächte, solange es sich nur um Bundesexekutionen gegen Holstein handelte, in keiner Form zulassen durften, als eine im Prinzip nicht auszuschließende Eventualität.

Diese Anregung, welche den Keim der später zustande gekommenen Londoner Konferenz enthielt, entsprach ganz dem Gedankengange Bismarcks. Er erklärte Károlyi, wie auch er der französischen Eigenliebe nach dem Fiasko des Kongreßvorschlages eine Konzession zu machen wünsche, und die dänische Frage die einzige wäre, welche sich hierzu eigne. Die definitive Zustimmung hinge jedoch von England ab, und er habe bereits in London telegraphisch anfragen lassen, ob das englische Kabinett die Hand zu gemeinschaftlichen Konferenzen in der deutsch-dänischen Frage bieten wolle. Gleichzeitig ließ er durch Werther unter nochmaliger Hervorhebung der ihn leitenden Gesichtspunkte an Rechberg die Anfrage richten, ob dieser mit einer Pariser Ministerkonferenz unter Englands Beteiligung einverstanden sei, und versicherte hierbei, daß Preußen sich von Oesterreich nicht trennen wolle.

Rechberg erwiderte hierauf, daß er im Grunde nur das bereits vorhandene Einverständnis der beiden Kabinette konstatieren könne, und daß Metternich und Goltz ermächtigt werden sollten, die Zustimmung ihrer Höfe zur Konferenz in Aussicht zu stellen. Gleichzeitig ging er aber einen Schritt weiter, indem er auf die Notwendigkeit hinwies, die schleswigsche Frage nunmehr tatsächlich in Angriff zu nehmen.[1]) Die preußische Regierung hatte diesfalls einen Termin in Anregung gebracht, nach dessen fruchtlosem Ablauf die beiden Mächte sich vom Londoner Vertrage lossagen sollten. Hiergegen erhob der österreichische Minister Bedenken, weil 1. durch eine solche Lossagung zwischen Deutschland und den an der Integrität Dänemarks festhaltenden Mächte ein Kriegsfall begründet werden könnte, und 2. die bloße Lossagung keine Abhilfe gegen die rechtswidrigen Maßregeln der dänischen Regierung gewähre. Er schlug daher die militärische Besetzung Schleswigs vor und stützte sich hierbei auf die Erwägung, daß, wenn damit die Einwilligung zu einer europäischen Konferenz verbunden würde, die Kriegsgefahr nicht so groß wäre. Die tatsächliche Ergreifung der entscheidenden Maßnahmen sollte davon abhängig gemacht werden, ob Dänemark

---

[1]) Er tat dies mittels der bereits von Sybel im Anhang wiedergegebenen Erlasses an Károlyi vom 19. Dezember 1863, Bd. III, Seite 197 bis 198.

Digitized by Google

der eventuellen Einwirkung Lord Wodehouse folgend, die Novemberverfassung vor dem 1. Januar suspendieren würde.

Diese Vorschläge fanden sofort Bismarcks prinzipielle Zustimmung, der nur darin von Rechberg abwich, daß er die bloße Suspendierung der dänischen Verfassung nicht für genügend erachtete, sondern auf deren positiver Aufhebung bestehen wollte. Der Ausarbeitung einer positiven Vereinbarung auf dieser Grundlage galten nun die nächsten Verhandlungen zwischen ihm und Károlyi. Es vergingen indessen noch vier Wochen, bis es zur Unterzeichnung des bezüglichen Abkommens kam, da Bismarck neuerdings einen schweren Stand hatte, bevor er König Wilhelm für die von ihm empfohlene Politik gewinnen konnte.

Bismarck hatte seine Anschauung bezüglich des Vorgehens für Schleswig zu Károlyi wie zu Werther dahin zusammengefaßt, daß es diesfalls drei Wege gäbe, nämlich 1. Lossagung der beiden Mächte vom Londoner Vertrage mit sofortiger militärischer Aktion. Dies würde der Stimmung in Deutschland am besten entsprechen, wäre aber der Krieg, 2. Lossagung ohne sofortige Aktion und 3. keine Lossagung, aber Aktion zur Erzwingung der dänischen Verpflichtungen. Gleich Rechberg hielt auch er diesen Weg für den besten, König Wilhelm aber neigte zum ersten und wurde hierin durch den Einfluß der Königin, der Altliberalen und des Grafen von der Goltz unterstützt. Bismarck, der von den gegen ihn gerichteten Intrigen Károlyi offen unterrichtete, war indessen überzeugt, daß der König sich schließlich doch für die Modalität der Besetzung ohne Lossagung entscheiden werde.

In Deutschland hatte mittlerweile die Bewegung der Geister immer mehr zugenommen. In Volksversammlungen wie in Kammeradressen fand das allgemeine Verlangen nach Regelung der Erbfolgefrage, Einsetzung des Augustenburgers und definitiver Trennung der Herzogtümer von Dänemark leidenschaftlichen Ausdruck. Die Regierungen der Mittel- und Kleinstaaten förderten nach Kräften diese Bewegung. In Holstein war die Bundesexekution tatsächlich in eine Augustenburgsche Besitzergreifung übergegangen, da der Prätendent sich in Kiel niedergelassen und dort einen Hofhalt wie Ministerien eingerichtet hatte, deren Mitglieder mit den Bundeskommissären geschäftliche Beziehungen unterhielten. Am 21. Dezember hatte in Frankfurt die große Abgeordnetenversammlung stattgefunden, welche zur Einsetzung des Sechsunddreißiger Ausschusses führte, der als Mittelpunkt für die weitere Tätigkeit dienen sollte.[1])

In Wien sah man in allen diesen Vorgängen und Manifestationen ein Anzeichen dafür, daß die Umsturzparteien die Aufregung der Geister in Deutschland für ihre Zwecke ausbeuten wollten, während man in Berlin mit gleichem Unwillen dem Bestreben der Mittelstaaten, die Führung der nationalen Sache an sich zu reißen, gegenüberstand, wofür die bekannte Reise des Freiherrn v. Beust nach München und Stuttgart Ende Dezember einen weiteren Beleg bot. In dem Willen, die Führung in eigner Hand zu behalten, stimmten beide Mächte

[1]) Ueber diese Vorgänge siehe Sybel, Bd. III, Seite 194 bis 202.

Digitized by Google

voll überein, und am 24. Dezember telegraphierte Rechberg an Károlyi den Entwurf eines gemeinsam am Bunde zu stellenden Antrages, welcher nach Bismarcks Zustimmung von den beiden Bundestagsgesandten Kübeck und Sydow vier Tage später auch tatsächlich eingebracht wurde. Danach solle an Dänemark die Aufforderung gerichtet werden, das Verfassungsgesetz vom 18. November für das Herzogtum Schleswig nicht in Kraft zu setzen, sondern definitiv aufzuheben. Hiermit wäre weiter die Erklärung zu verbinden, daß im Weigerungsfalle der Deutsche Bund im Gefühle seines Rechtes und seiner Würde die erforderlichen Maßregeln ergreifen werde, um sich durch eine militärische Besetzung Schleswigs ein Pfand für die Erfüllung zu verschaffen. Gleichzeitig wurde darauf hingewiesen, daß durch die Annahme dieses Antrages an der Wirkung des am 7. Dezember ausgesprochenen Vorbehaltes rechtlicher Prüfung der Erbfolgefrage nichts geändert werde.

Wie die Dinge damals am Bunde lagen, war für die Annahme des Antrages wenig Aussicht vorhanden. Es drängte sich daher den beiden Mächten die Erwägung auf, über ihre Haltung für den Fall der Ablehnung im vorhinein klar zu werden.

Die entscheidenden Kabinettsberatungen fanden in Berlin unter Vorsitz des Königs am 2. und 3. Januar statt. Die von Bismarck aufgestellten Alternativen der drei Wege wurden mit deren Konsequenzen nach allen Richtungen erörtert. Der König neigte nach wie vor zur Lossagung, welche von Bismarck durch den Hinweis bekämpft wurde, daß eine solche Politik nur durch ein Bündnis mit Frankreich Aussicht auf Erfolg hätte. Dieses wollte Seine Majestät aber nicht. Bismarck vertrat auch mit Entschiedenheit den Standpunkt des Zusammengehens mit Oesterreich und sprach seine Zweifel aus, ob dieses sich zur Lossagungstheorie bekennen würde. Hierin war er von Károlyi, mit dem er in diesen Tagen in enger Fühlung blieb, bestärkt worden.

Am Abend des 2. versammelten sich die Minister nach der Konseilssitzung noch zu einer Konferenz, in welcher der Standpunkt der Lossagung einstimmig verworfen und die Fortsetzung der bisher in Gemeinschaft mit Oesterreich befolgten Politik beschlossen wurde. In diesem Sinne fiel auch am nächsten Tage die Entscheidung des Königs. Die Richtlinie der preußischen Politik wurde dahin festgesetzt, daß die beiden Mächte an ihrem Bundesantrage vom 28. Dezember festhalten, und wenn sie ungeachtet ihrer Bemühungen für dessen Durchbringung überstimmt würden, auf derselben Basis selbständig vorgehen sollten.

England hatte Bismarcks Anfrage bezüglich seiner Geneigtheit, an einer Ministerkonferenz über die deutsch-dänische Frage in Paris teilzunehmen, zustimmend beantwortet. Nach Einbringung des Bundesantrages der beiden Vormächte verlangte aber der englische Botschafter in Berlin, daß Dänemark weitere Zeit gegeben werde und wies darauf hin, daß eine sofortige Besetzung Schleswigs die Beziehungen zwischen England und Preußen gefährden würde. Lord Bloomfield ging in Wien noch weiter, indem er Rechberg erklärte, daß eine Besetzung Schleswigs zugunsten des Augustenburgers den Krieg herbeiführen würde und

Digitized by Google

die englische Regierung Frankreich, Rußland und Schweden zu einer Konferenz einzuladen wünsche, um dem Deutschen Bunde Einstellung der Feindseligkeiten und Eintritt in die Beratungen vorzuschlagen. Die erste Drohung schoß an dem Ziele vorüber, da nach den österreichisch-preußischen Absichten die Besetzung Schleswigs nicht wegen des Augustenburgers erfolgen sollte. Bezüglich der zweiten Ankündigung bemerkte Rechberg Bloomfield, daß eine Konferenz ohne Oesterreich, Preußen und den Bund gefährlich wäre. Bismarck hatte Sir Andrew Buchanan erklärt, daß eine Konferenz auf Grundlage des Statusquo untunlich wäre und die vorbereitete militärische Aktion in Schleswig derselben vorangehen müsse. Jetzt nach Feststellung der preußischen Haltung sprach er zu Karolyi die Ansicht aus, daß es genügen würde, sich den andern Großmächten gegenüber auf die Erklärung zu beschränken, daß die Okkupation auf Grund der 1851/52er Vereinbarungen erfolge. Dies schließe die gesamte Londoner Basis in sich. Mehr zu sagen wäre eine Prämie für die dänische Kriegführung.

In gleichem Sinne wie zu Buchanan sprach sich Bismarck zu dem aus Kopenhagen zurückgekehrten russischen Spezialgesandten Ewers aus. Uebrigens blieb Rußlands Haltung eine gemäßigte. Unklar und besorgniserregend blieb aber die Haltung Frankreichs, welches um diese Zeit die Mittelstaaten ermunterte, indem es ihnen von der Revisionsfähigkeit des Londoner Vertrages und der Zuziehung des Bundes zur Konferenz sprach,[1]) in Wien aber überdies durch den Aufenthalt des Generals Fleury in Berlin die Besorgnis erweckte, daß es sich um Preußens Allianz bewerbe.

In einem unmittelbar nach dem entscheidenden Kronrat nach Wien erstatteten Berichte faßte Károlyi sein Urteil über die Lage dahin zusammen, daß der preußischen Politik vornehmlich der Gedanke zugrunde liege, einen europäischen Krieg wegen der dänischen Differenz und Englands Feindschaft zu vermeiden. Bismarck blickte in letzter Instanz auf die von Frankreich drohenden Gefahren. Die dänische Verwicklung wäre allerdings ein wichtiges Glied in der Kette der bevorstehenden Ereignisse, doch der leitende Gesichtspunkt müsse die Betrachtung bleiben, welche Allianzgruppierung sich Frankreich gegenüberstellen ließe. Daher die Bedeutung Englands, und nichts wäre schlimmer als dessen Gegnerschaft. Des Königs Entschluß, auf der Londoner Basis zu bleiben, ist hauptsächlich durch die Hoffnung geleitet worden, sich nicht mit England zu überwerfen. Fände dies im Falle der bloßen Okkupation Schleswigs dennoch statt, so würde Seine Majestät wohl — schon um Frieden mit den eignen deutschen Landsleuten zu haben — sich mit dem Standpunkte der andern deutschen Regierungen versöhnen. Bismarck werde aber zu einer solchen Politik die Hand nicht reichen.

Károlyi hob nun weiter die fortdauernde Unsicherheit der Lage in Berlin und die Wichtigkeit der jetzt in Wien zu fassenden Beschlüsse hervor. Das soeben festgestellte preußische Programm beruhe auf der Voraussetzung des gesicherten Zusammengehens mit uns. Werther werde demnächst den Auftrag erhalten,

[1]) Vgl. Sybel, Bd. III, Seite 208 und 212.

Digitized by Google

die Festlegung des gemeinsamen Einverständnisses, sei es in Form eines Notenwechsels oder in der von Punktationen vorzuschlagen. Käme keine Einigung zustande, so stünde das Tor den gefährlichsten Komplikationen offen.

Károlyi erklärte schließlich, daß er Bismarcks jetzige Freundschaft für Oesterreich für eine aufrichtige halte, denn dieser fühle, daß das Gelingen der von ihm vertretenen Politik von der Einigkeit der beiden Mächte abhänge. Würde es sich darum handeln, die Herzogtümer an Preußen zu annektieren, so wäre Bismarck, wie jeder preußische Minister, schon längst in den revolutionär nationalen Strom hinübergeschwommen; für einen Augustenburger Prätendenten aber, so habe er sich selbst vor kurzem ausgedrückt, sofort gegen ganz Europa aufzutreten und sich den gefährlichsten Eventualitäten auszusetzen, erachte er nicht im preußischen Interesse gelegen. Károlyi schloß mit den Worten, daß, solange Preußen, vor den Gefahren einer andern Richtung zurückschreckend, seine jetzige Politik beibehalte, es auf die Allianz mit uns angewiesen sei.

Tags darauf ging der Erlaß an Werther ab. Bismarck erklärte in demselben, wie zwar Károlyis Aeußerungen die Zustimmung der kaiserlichen Regierung zu dem in Berlin festgesetzten Programm mit Sicherheit erhoffen ließen, dieselbe aber jetzt in bindender und jedes Zurückweichen ausschließender Form festgelegt werden sollte. Zugleich wies er auf die Notwendigkeit hin, allen der Sukzessionsfrage vorgreifenden Demonstrationen, wie sie in Holstein vorgekommen waren, in Schleswig Einhalt zu tun.

In Wien fand der entscheidende Kronrat am 10. statt. Das von Bismarck vorgeschlagene Programm der Aktion ohne Lossagung wurde in demselben angenommen und der Notwendigkeit bindender Vereinbarungen zwischen den beiden Regierungen beigestimmt. Noch am selben Tage schrieb Rechberg hierüber an Károlyi:

„Festhaltend an der Ueberzeugung, daß wichtige Rücksichten den deutschen Mächten ein Aufgeben des Grundsatzes der Erhaltung der dänischen Monarchie in ihrem seitherigen Bestande, wenigstens in der jetzigen Lage Europas, entschieden widerraten, und selbst über den Rechtsstandpunkt keineswegs vollkommen beruhigt, sind wir sehr befriedigt, daß das Berliner Kabinett sich nicht für Lossagen, sondern für Beharren entschieden hat. Wir sind bereit, auf schleunigste Annahme des Antrages vom 28. Dezember in Frankfurt zu dringen und im Falle der Ablehnung selbständig mit Preußen vorzugehen."

Gleichzeitig übersandte Rechberg an Károlyi den Entwurf der abzuschließenden Vereinbarung. Derselbe enthielt sechs Punkte, von denen die drei ersten das ungesäumte Vorgehen gegen Dänemark in den Fällen der Annahme wie der Nichtannahme des Bundesantrages vom 28. Dezember, der vierte die Nichtzulassung von Demonstrationen in Schleswig, der sechste die Eventualität der tatsächlichen Einmischung andrer Mächte betrafen, der fünfte aber, welcher allein zu einer Kontroverse Anlaß gab, die Konferenzfrage behandelte und dann für den Fall, daß es zu Feindseligkeiten in Schleswig und dadurch zur Aufhebung der bisher in Kraft stehenden Vertragsverhältnisse kommen sollte, die Abrede

Digitized by Google

traf, daß die beiden Mächte die Bedingungen für die künftigen Verhältnisse der Herzogtümer im gemeinsamen Einverständnis aufstellen und sich jedenfalls von dem Prinzip der Erhaltung der dänischen Monarchie in ihrem seitherigen Bestande und von der durch den Londoner Vertrag eingegangenen Verpflichtung zur Anerkennung der Erbfolge König Christians nicht anders als im gemeinsamen Einverständnis lossagen würden.[1])

Bismarck erklärte sich mit unserm Entwurfe Károlyi gegenüber — soweit es sich um seine persönliche Ansicht handle — ungeteilt einverstanden, sprach aber sofort seine Ueberzeugung aus, daß der König gegen den fünften Punkt Bedenken haben würde. Seine Majestät würde in der ausdrücklichen Stipulation, daß beide Mächte bloß im gegenseitigen Einverständnis sich vom Londoner Vertrage lossagen können, eine zu weitgehende Beschränkung Preußens erblicken. Er versprach dieser eventuellen Tendenz des Königs entgegenzuwirken und zum mindesten vorzuschlagen, daß jene Macht, welche sich vom Londoner Vertrage werde lossagen wollen, dies erst nach einer im voraus zu vereinbarenden Frist tun dürfe.

Károlyi beklagte die erhobenen Bedenken und wies darauf hin, daß eine Weigerung, sich uns gegenüber für den Fall der Hinfälligkeit der gegenwärtigen Verträge zu binden, gegen das entscheidende Moment der Allianz verstoßen würde. Von seiner Unterredung mit Bismarck nach Hause gekommen, schrieb er ihm folgenden Brief:

„Erlauben Sie mir, auf den wichtigen Passus der Punktationen, welcher ausspricht, daß die eventuelle Lossagung vom Londoner Vertrage bloß im gegenseitigen Einverständnis zu erfolgen hätte, mit einigen Worten zurückzukommen. Wie ich den unter den gegenwärtigen ernsten Verhältnissen eingenommenen Standpunkt des kaiserlichen Kabinetts beurteile, legt dasselbe gerade auf dieses politische Moment des Einverständnisses der beiden Mächte einen entscheidenden Wert. Ich vermag eine solche bindende Erklärung nicht anders als ein für die Zukunft ausgestelltes gegenseitiges Vertrauensvotum anzusehen. Das Gegenteil ließe ein latentes Mißtrauen vorhanden, welches auf die beiderseitigen Beziehungen nur lähmend einwirken könnte. Doch auch in praktischer Beziehung weit entfernt Bedenken in sich zu schließen, erscheint der beantragte Passus durch die Verhältnisse geboten zu sein. Denn wenn wir einmal zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß die gegenwärtige Richtung hauptsächlich durch das Zusammenhalten Oesterreichs und Preußens glücklich durchgeführt werden könne, so scheint der Erfolg einer auf Lossagung vom Londoner Vertrage gegründeten Politik um so mehr von einer festen Allianz abhängig zu sein. Jetzt ist es noch möglich, ja wahrscheinlich, daß der Krieg mit Dänemark lokalisiert bleibt, bei der andern Basis aber, namentlich wenn sich die Aktion auf Schleswig — in beiden Fällen das wesentliche Objekt der Differenz — erstrecken würde, wäre ein europäischer

[1]) Diese Punktationen sind bekannt und finden sich in Sybels Werke, Bd. III, Seite 209 bis 210, wiedergegeben.

Digitized by Google

Krieg fast unabwendbar. Jene der beiden Mächte, welche allein, ohne die andre, eine solche Politik befolgen wollte, würde sich den gefährlichsten Allianzgruppierungen ausgesetzt sehen, ohne alle Bürgschaft für das Gelingen eines solchen einseitigen Unternehmens. Diese Bürgschaft gewährt hingegen unter allen Eventualitäten die Sicherheit und Festigkeit des Einverständnisses zwischen den beiden Höfen." Károlyi bat Bismarck zugleich, diesen Brief dem König vorzulegen.

Allein die Skrupel König Wilhelms waren nicht zu überwinden. Er sah in seiner Bindung bezüglich der Lossagung die Gefahr, den Krieg im Grunde für die dänische Integrität zu führen, und diesem Bedenken mußte Rechnung getragen werden, wenn anders die auch von ihm gewünschte Solidarität mit Oesterreich erreicht und festgelegt werden sollte. Károlyi und Bismarck machten sich sohin an eine Umarbeitung des fünften Punktes und einigten sich schließlich über eine Fassung, in welcher von der Lossagung vom Londoner Vertrage und der Erhaltung der dänischen Integrität nicht mehr gesprochen und statt dessen stipuliert wurde, daß die beiden Mächte die künftigen Verhältnisse der Herzogtümer nur im gegenseitigen Einverständnis feststellen und über die Erbfolgefrage in denselben nicht anders als im gemeinsamen Einvernehmen entscheiden würden.[1]) Károlyi hob in seiner diesfälligen Meldung nach Wien hervor, daß durch die neue Fassung das Prinzip der Solidarität noch schärfer als in der früheren ausgesprochen werde, weil es sich auch auf das Stadium nach der eventuellen Lossagung erstrecke, anderseits würde allerdings der Ausgangspunkt der Allianz, nämlich das Beharren auf dem Londoner Vertrage, verdunkelt.

Dies geschah am 14. Januar. Am selben Tage erfolgte bekanntlich die Ablehnung des Antrages der beiden Großmächte in Frankfurt.[2])

Dem König gefiel indessen die neue Fassung auch nicht. Ihm schwebte die endliche Lossagung als bestimmtes Ziel vor Augen, und er hegte Zweifel, ob Oesterreich dieselbe nicht vereiteln und an der Integrität Dänemarks auch weiter festhalten wollen werde. Ob hierbei rein deutsche oder auch spezifisch preußische Vergrößerungsbestrebungen mitwirkten, schien Károlyi eine offene Frage. Er erwähnt, daß Gedanken in letzterer Richtung gewiß in die Zukunftsberechnungen vieler politischer Persönlichkeiten Berlins hineingezogen werden, und auch Bismarck ihm von denselben, allerdings nur leichthin, gesprochen, jedoch dieselben als unklug zurückgewiesen habe, denn wollte Preußen eine Annexionspolitik befolgen, so wären Mediatisierungen innerhalb der Mainlinie vorteilhafter und ungefährlicher. Sollten im Laufe der Ereignisse solche Erwägungen sich geltend machen, so könne Preußen auf die Waffengemeinschaft Oesterreichs füglich nur durch Gewährung von Gegenleistungen rechnen. Dieselben lägen eventuell in Italien.

Am 15. fand ein neuer Ministerkonseil unter Vorsitz des Königs statt, der äußerst bewegt verlief, aber zur schließlichen Gutheißung der zwischen Bismarck

---

[1]) Deren Text siehe Sybel, Bd. III, S. 211 bis 212.

[2]) Siehe diesfalls Sybel, Friedjung und Beust in den angeführten Werken.

Digitized by Google

und Károlyi verabredeten Punktationen führte. Großen Eindruck machten hierbei die Ausführungen des Justizministers Grafen zur Lippe, der die Annahme vom juridischen Standpunkt, wie von dem der Klugheit und Logik für geboten erklärte. Die Unterzeichnung erfolgte sodann in Form eines Protokolls seitens Bismarcks und Károlyis.

Amerikanische und europäische Städte

Von

Prof. Dr. Eugen Oberhummer (Wien)

(Schluß)

3. Grundriß und Aufriß

Die Mehrzahl der europäischen, besonders der deutschen Städte, zeigt in ihrem Grundriß ein augenfälliges Merkmal. Der alte Stadtkern, die einst ummauerte, mittelalterliche Stadt mit engen, oft krummen und winkeligen Gassen hebt sich deutlich aus dem Kranz der regelmäßig angelegten äußeren Stadtteile, der ehemaligen Vorstädte, heraus. Dazwischen liegt, soweit die Mauern nicht als historische Zierde noch erhalten sind, ein Gürtel von Parkanlagen oder ein breiter, baumbepflanzter Straßenzug (Boulevards in Paris, Ringstraße in Wien). Die Altstadt trägt stets ein individuelles Gepräge, das den Besuch solcher historischer Städte abwechslungsreich und reizvoll macht. In den äußeren Teilen verflacht sich das Stadtbild; trotz prunkvoller Bauten sind sie schablonenmäßig, einförmig und langweilig. Erst in neuester Zeit macht sich das Bestreben geltend, nicht nur einzelne Gebäude, sondern ganze Stadtteile nach einem künstlerisch durchdachten Plane anzulegen.

Junge europäische Städte oder solche, die wie Berlin zum größten Teil erst in neuerer Zeit entstanden sind, zeigen ebenfalls einen regelmäßigen Grundriß; doch ist er selten so schematisch, wie er bei amerikanischen, die spanischen miteingeschlossen, zu sein pflegt.

Man kann gelegentlich die Meinung äußern hören, wer eine amerikanische Stadt gesehen habe, habe alle gesehen. Das ist gewiß übertrieben, enthält aber einen Kern von Wahrheit. Schon die Einheit des Landes, seiner Sprache und Kultur bedingt eine Gleichförmigkeit gegenüber der Mannigfaltigkeit europäischer Völker und Kulturformen. Dazu kommt nun das Schablonenmäßige des Bauplanes. Man braucht nur im Baedeker, dem einzigen Buch, das gute Pläne amerikanischer Städte enthält, zu blättern, um sich von dieser Einförmigkeit zu überzeugen. Sofern nicht Küstenformen wie bei Neuyork, Boston, San Franzisko dem geometrischen Stadtbild eine besondere Signatur geben, kann man wirklich zweifelhaft sein, ob das zufällig aufgeschlagene Schachbrettmuster nach Denver, Chikago oder St. Louis gehört. Eine Scheidung von alten und neuen Stadt-

Digitized by Google

teilen ist nach dem Plane nur bei Boston (und Havanna) möglich. Auch ältere Städte wie Philadelphia (1682) sind von Anfang an so regelmäßig nach einem rechtwinkeligen Straßenkreuz angelegt, daß sich die Wachstumsperioden kaum abgrenzen lassen. Am weitesten geht die Gleichförmigkeit des Grundrisses bei Chikago, dessen ungeheure Ausdehnung immer neue Parallel- und Querstraßen zur Küstenlinie des Michigan erzeugt. Auch Manhattan ist von der 13. Straße nordwärts streng nach diesem System bebaut, und nirgends ist die Scheidung von Avenues und Streets so konsequent wie hier durchgeführt.

Außer bei Chikago läßt sich aber doch der gesamte Grundriß meist nicht auf ein einziges Koordinatensystem zurückführen. Das Terrain, Flußläufe, der Zug früherer Landstraßen bedingten die Entstehung von Stadtteilen mit verschieden gerichteten Achsen; der Plan von Baltimore gibt u. a. hierfür ein Beispiel. In Neuorleans folgt der Grundriß den halbmondförmigen Krümmungen des Mississippi (daher „Crescent City") und setzt sich aus Sektoren eines Kreises zusammen. Die im Bogen verlaufenden Straßenzüge sind aber nicht wirklich gekrümmt, sondern bestehen aus einzelnen gradlinigen Stücken. Eine wirkliche Ringstraße gibt es meines Wissens nirgends. Auch der Wiener Ring und die Pariser Boulevards bestehen aus gradlinigen Teilstücken. Die Vorliebe für das Grade und Eckige ist in Amerika so groß, daß man ohne Zwang nicht davon abweicht. In Cincinnati, San Franzisko, Seattle gehen die gradlinigen Straßen wie die römischen Landstraßen rücksichtslos bergauf, bergab, und die Straßenbahnen haben ganz unwahrscheinliche Steigungen zu überwinden, müßten die Wagen auch wie in Cincinnati auf eine Brücke gestellt und so hinaufgezogen werden. Schade, daß kein Stadtplan die merkwürdigen Bodenverhältnisse veranschaulicht!

Von hervorragender Bedeutung für die Erleichterung des Verkehrs sind die in einigen Großstädten zweckmäßig angelegten Diagonalstraßen. Der Broadway in Neuyork ist das bekannteste Beispiel; seine Wichtigkeit für den Durchgangsverkehr erhellt auch daraus, daß der gegenwärtig größte Verkehrsstrang, die Untergrundbahn, im wesentlichen seiner Richtung folgt. In San Franzisko ist Market Street ein ausgezeichnetes Beispiel für eine die anstoßenden Häusergevierte schief durchschneidende Hauptstraße. Auch Chikago hat eine Anzahl solcher gegen den Loopdistrikt konvergierender Radialstraßen.

Eine eigenartige Stellung im Grundriß nimmt wieder Washington ein. Keine andre Stadt ist nach einem so wohldurchdachten Plan angelegt. Man hat denselben treffend mit einem Rade über einem Rost verglichen. Das vollständige Durchdringen von rechtwinkligen und Radialstraßen eröffnet nicht nur dem Verkehr die mannigfaltigsten Richtungen, sondern gestattet auch dem Auge die vorteilhaftesten Durchblicke. Im Zusammenhang mit den monumentalen Bauten, dem Zurücktreten der Geschäftshäuser, den Baumreihen in den Avenues, den Parkanlagen in Squares und Circles ergibt sich für Washington ein Stadtbild, das ich als architektonische Anlage für das schönste der Union erklären möchte, wenn auch selbstverständlich an Großartigkeit der Naturlage und reizvoller Umgebung andre Städte Washington weit übertreffen.

Digitized by Google

In diesem Zusammenhang möchte ich auch der großartigen Parkanlagen amerikanischer Städte gedenken. Zwar hat auch in Europa seit Haußmanns Tätigkeit in Paris das Parksystem große Fortschritte gemacht, aber die Raumfülle in Amerika und die Möglichkeit, bei erst sich entwickelnden Städten von vornherein auf solche dem Großstadtbewohner unentbehrliche Luftquellen Rücksicht zu nehmen, führten hier zu noch weit großzügigeren Anlagen. Es war ein unschätzbares Verdienst um Neuyork, daß man rechtzeitig mitten in Manhattan den 4 Kilometer langen Zentralpark ausgespart hat, der an Längenausdehnung dem Bois de Boulogne und dem Wiener Prater gleichkommt und den Berliner Tiergarten erheblich übertrifft. Und doch bedeckt der berühmte Fairmountpark in Philadelphia das vierfache Areal des Zentralparkes. Chikago würde das Wort „Kulturwüste" rechtfertigen, wenn es nicht von einem Gürtel herrlicher Parks und Boulevards durchzogen wäre.

Anlage und Oertlichkeit verleihen also immerhin den einzelnen Großstädten eigenartige Züge. Dazu kommt der große Unterschied des Klimas, der in Los Angeles und Seattle ganz andre Lebensbedingungen schafft als in Boston oder in Neuorleans, die verschiedene Zusammensetzung der Bevölkerung, die geistige und soziale Atmosphäre usw. Im ganzen ist aber doch gegenüber der Vielgestaltigkeit europäischer Städte der Grundzug ein einheitlicher und gleichförmiger. Das gilt auch von der äußeren Erscheinung, dem Aufriß.

Auch in Europa ist mit wenigen Ausnahmen das in der Landschaft so scharf ausgeprägte Bild der mittelalterlichen Stadt mit ihren zinnengekrönten und turmbewehrten Mauern, mit Zugbrücken vor den nachts verschlossenen Toren verschwunden. Aber noch ragen, wenn auch nur als malerische Zierde, die alten Burgen über vielen Städten; sie charakterisieren das Profil scharf und bestimmt. Ein Stadtbild wie Edinburgh, Heidelberg, Salzburg, Budapest, mit ihren auf steiler Höhe thronenden Schlössern ist in Amerika schon nach der historischen Entwicklung nicht zu erwarten. Am meisten entspricht noch Quebec mit seiner dominierenden Zitadelle und dem schloßartigen Hotel Frontenac diesem Formenkreise. Auch die amphitheatralisch vom Meer ansteigenden Städte (Genua, Triest, Saloniki) kehren in dieser Form nicht wieder; wo ähnliche Bedingungen gegeben sind (Vancouver, Seattle, San Franzisko), verflacht das Bild durch die ungeheure Ausdehnung und den schematischen Grundriß.

Der größere Teil der europäischen Städte entbehrt freilich des Schmuckes hochragender Zitadellen und dominierender Schloßbauten. Fast niemals aber fehlt eine andre Gruppe von Bauwerken, die das Profil beherrschen, die Kirchen. Der Kölner Dom und das Straßburger Münster, die Wiener Stephanskirche und St. Peter in Rom, die französischen und spanischen Kathedralen, wie die Kuppeln russischer Kirchen sind gleich den Minaretts mohammedanischer Städte so charakteristische Wahrzeichen, daß man sie aus dem Stadtbild nicht hinwegdenken kann. In Amerika treten diese Kirchenbauten nur bei den alten spanischen Städten auffällig hervor. Ich kenne nur eine angloamerikanische Stadt, wo die Kirchen das Bild beherrschen: Montréal. Die französische Tradition erklärt

Digitized by Google

dies genügend. Auch in den Vereinigten Staaten hat die an Machtstellung alle andern Konfessionen überragende katholische Kirche die bedeutendsten Kultusbauten aufzuweisen; die Kathedrale von Neuyork steht hier in erster Linie. Ein Typus sui generis, wie die ganze Sekte der Mormonen, ist der Tempel und der Tabernakel in Saltlake City; ihnen verdankt die Stadt der Heiligen vom letzten Tage ein ganz individuelles Architekturbild.

Daß die kirchlichen Bauten relativ zurücktreten, mag bei dem bekannten Sinn für kirchliches Leben, den die Pilgerväter als englisches Erbstück nach Amerika verpflanzt haben, befremden. Man darf aber nicht vergessen, daß auch unsre Dome, den Berliner ausgenommen, nicht in den letzten Jahrhunderten erbaut wurden, und daß die Opferwilligkeit für Prunkbauten, wo einfachere demselben Zweck dienen, auch in Amerika eine begrenzte ist. Der Hauptgrund aber, warum die immerhin oft recht ansehnlichen kirchlichen Bauten in Amerika weniger hervortreten, liegt darin, daß sie von den modernen Profanbauten gewissermaßen erschlagen werden.

Noch vor etwa einem halben Jahrhundert sahen amerikanische Städte ungefähr so aus, wie auch anderwärts gewöhnliche Städte aussehen: ein paar Kirchen, einige öffentliche Gebäude von mehr monumentalem Stil, ein Bahnhof und Häuser mit gewöhnlichen Dächern. Das hat sich gründlich geändert, seitdem man zuerst in Manhattan gefunden hat, daß es billiger ist, in die Luft hinauf zu bauen, als unerschwinglich teuren Baugrund zu kaufen. Und man fing an zu bauen, erst 10, dann 20, 30, ja 40 Stockwerke hoch. Dank der soliden Eisentechnik fielen diese Turmhäuser nicht um, die zur Unmöglichkeit gewordene Benutzung der Treppen wurde durch Fahrstühle mit Lokal- und Expreßzügen ersetzt, und die Rente lohnte die Kosten. So ist ein neuer, Amerika durchaus eigentümlicher Bautypus entstanden, der viel bewundert und viel bespöttelt wurde. Die vom Volkswitz erfundene Bezeichnung Sky-scrapers klingt unschön und gewinnt im deutschen „Wolkenkratzer" nicht an ästhetischem Klang. Ich möchte daher die sachlich mehr entsprechende Benennung Turmhäuser vorschlagen.

Wenn man aus der Klamm des unteren Broadway nach dem schmalen Streifen blauen Himmels emporblickt, so wirkt der Anblick dieser Turmhäuser allerdings nicht befreiend. Aber man muß zugeben, daß sie für Manhattan, das in die Breite nicht mehr wachsen konnte, eine Notwendigkeit waren, und versteht auch, daß sie in Chikago entstehen mußten, wo trotz der riesigen Ausdehnung der Stadt der eigentliche Geschäftsverkehr auf den kleinen Loopdistrikt beschränkt ist. Auch kann man nicht leugnen, daß der anfangs nüchterne Stil dieser Bauten mehr und mehr dem Bestreben weicht, nach Möglichkeit auch ästhetisch zu befriedigen. Das eben vollendete Woolworth-Building in Neuyork oder Blackstone-Hotel in Chikago gewinnen auch diesem spröden Typus eine freundliche Seite ab.

Auf das Stadtbild wirkte der neue Baustil geradezu revolutionär, am meisten bei Neuyork. Die Ansicht der Westfront von Hoboken aus zeigt eines der eigenartigsten Profile der Erde. Freilich sind die Linien hart und unaus-

Digitized by Google

geglichen, das entspricht aber dem „Land of Contrasts", wie ein englischer Schriftsteller Amerika genannt hat. An Gegensätzen fehlt es ja in diesem Lande wahrlich nicht, nicht nur an solchen der Bodengestalt und des Klimas, der Rassen und des sozialen Lebens.

Ein solcher Gegensatz besteht auch vielfach noch zwischen den Siedelungen und der umgebenden Natur. In Europa sind sie seit Jahrhunderten damit verwachsen, sie gehören zu ihrer Umgebung und diese zu ihnen. Fabrikorte freilich mit rauchenden Schloten fallen auch bei uns aus dem Rahmen des Landschaftsbildes. Aber wer könnte das deutsche Dorf hinwegdenken aus seiner Feldflur mit den scheinbar naturgemäß verlaufenden Landstraßen und dem in der Ferne dämmernden Wald? Nirgends scheint der Uebergang unvermittelt, von der Ortschaft im Tale über die Bauernhöfe an der Berglehne durch den Forst hinauf zu den sommerlichen Almweiden bis zur unwirtlichen Hochregion.

Viel rascher vollzieht sich in Amerika der Wechsel von Stätten höchster Kultur zur unberührten Urlandschaft. Auch das hat seinen großen Reiz. Nicht bloß in Kanada führt eine Wanderung von wenigen Stunden aus einem Hotel mit modernstem Komfort in die unerforschte Wildnis. Man braucht gar nicht weit von Neuyork wegzufahren, um den Erdgeruch frisch gerodeten Urwaldes zu wittern, und oft führt uns der Expreßzug an Ortschaften vorbei, die wie aus einer Nürnberger Schachtel hineingestellt scheinen in die verwunderte Natur. Wir verstehen, daß der Amerikaner zu ihr in einem viel unmittelbareren Verhältnis steht, das tatsächlich weniger von Sentimentalität angekränkelt ist als bei uns, wenn auch die schönfärberischen Reklameschriften der Eisenbahngesellschaften und Sommerfrischen von sentimentalen Phrasen triefen. Denn so sehr der Durchschnittsamerikaner das Sentimentale auf dem Theater und in der Literatur liebt, so wenig beherrscht es sein Handeln. Wir verstehen es auch, daß er den Luxus der Großstädte so leicht mit der Einfachheit des Lagerlebens vertauscht, während bei uns die Ansprüche an Alpenhotels und Schutzhütten immer höher geschraubt werden.

4. Areal und Bevölkerung

Amerikanische Städte bedecken durchweg ein weit größeres Areal als europäische von gleicher Volkszahl. Das gilt auch, soviel ich beobachten konnte, von den spanischen Städten in Mexiko. Orte von 20- bis 30000 Einwohnern, bei denen in Europa die Entfernungen innerhalb der Stadt keine Rolle zu spielen pflegen, können schon eine recht ansehnliche Ausdehnung haben. Bei den großen und vollends bei den Millionenstädten wachsen diese Entfernungen ins Ungeheure.

Die offiziellen Angaben für Stadtareale sind schlecht vergleichbar. Ziffern wie 63 Quadratkilometer für Berlin oder 78 Quadratkilometer für Paris geben keine richtige Vorstellung, da sie nur die politische Gemeinde betreffen, und die wirkliche Großstadt bedeutend, bei Berlin um ein Vielfaches, größer ist. Die eigentliche oder geographische Stadtgrenze festzustellen, ist außerordentlich schwer

Digitized by Google

und erfordert in jedem Einzelfall eine sorgfältige Untersuchung, deren Ergebnis in wenigen Jahren überholt sein kann. Wien ist durch die Eingemeindung des linken Donauufers mit 273 Quadratkilometern die größte Stadt des Kontinents geworden, aber von dieser Fläche ist ein großer Teil noch ländlich und unbebaut. London County umfaßt 305 Quadratkilometer, enthält aber einerseits auch noch unbebaute Flächen, anderseits schließt es Ortschaften aus, die mit der Großstadt bereits verwachsen sind. Die Angabe von rund 1800 Quadratkilometern für den Londoner Polizeibezirk hinwiederum greift offenbar weit über die eigentliche Stadt hinaus. Immerhin ist es ein Anhaltspunkt zum Vergleich, wenn wir hören, daß Neuyork 226 Square Miles = rund 850 Quadratkilometer bedeckt. Damit sind aber große freie Flächen in der Bronx, Long Island und Staten Island eingeschlossen, während die wirtschaftlich und verkehrsgeographisch aufs engste mit Neuyork verbundenen Städte Hoboken und Jersey City, weil zu New Jersey gehörig, nicht dazu gerechnet sind. Auch in den 190 Square Miles = rund 500 Quadratkilometer von Chikago steckt noch viel unbebautes Terrain.

Anschaulicher wirkt der Vergleich linearer Distanzen. Wenn wir hören, daß Neuyork sich 35 Meilen = 56 Kilometer von Norden nach Süden erstreckt, Philadelphia ebenso 22 Meilen = 35 Kilometer, daß die Seefront von Chikago 26 Meilen = 42 Kilometer mißt, so nimmt es wunder, für die größte Ausdehnung Londons von Kew Bridge bis zum Arsenal von Woolwich in Luftlinie nur 24 Kilometer zu finden, den Durchmesser von Paris innerhalb der alten Festungslinie aber nur zu 8 bis 10 Kilometern. Wir erkennen, daß die Raumbedürftigkeit amerikanischer Städte mit dem Raumüberfluß in einem weiten und jungen Kulturland einhergeht.

Im Gegensatz zu den hoch aufstrebenden Bauten der Geschäftsviertel, die immer nur einen kleinen Teil des Areals einnehmen, herrscht in den viel ausgedehnteren Wohnvierteln die größtmögliche Auflösung in kleine Familienhäuser. Die Wohndichte ist hier, verglichen mit den Städten des kontinentalen Europa, außerordentlich gering und hat nur im englischen Familienhaussystem sein Gegenstück. Meile um Meile weit kann man in Chikago, St. Louis oder Philadelphia an solchen einstöckigen, meist aus Holz gebauten freundlichen Häusern mit kleinen Gärten entlang fahren. Dieses System hat den großen Vorzug, der Anhäufung der Bevölkerung in Mietskasernen entgegenzuwirken und auch bescheidenen Mitteln die Erwerbung eines eignen Heims zu gestatten. In Neuyork gestaltet sich die Sache schon viel schwieriger. Die kleinen Familienhäuser sind an die äußerste Peripherie hinausgedrängt; in der Stadt ist nur mehr Raum für Miethäuser mit schwindelnd hohen Wohnungspreisen und prunkvolle Villen der ganz reichen Leute.

Die gewaltigen Entfernungen erfordern natürlich auch besondere Maßnahmen für den Verkehr. Ich kann diesen wichtigen Punkt hier nur mehr kurz besprechen, wie auch andre Seiten des Großstadtlebens, um diese Skizze nicht zu weit auszudehnen, übergangen werden müssen. Die Notwendigkeit, große Entfernungen mit möglichster Zeitersparnis zu bewältigen einerseits, die hohe Ent-

Digitized by Google

wicklung aller technischen Hilfsmittel anderseits brachte es mit sich, daß Amerika im großstädtischen Massenverkehr den europäischen Städten vorangegangen ist. Mietwagen und Omnibusse mit Pferdekraft kommen dort schon seit langem kaum mehr in Betracht; sie sind teils zu teuer, teils den Entfernungen nicht gewachsen. Nur das Automobil, in Amerika bis in die kleinsten Orte verbreitet, kann diesen noch gerecht werden. Straßenbahnen sind das Hauptverkehrsmittel in mittleren und kleineren Städten. In den Millionenstädten genügen sie weder nach Fassungsraum noch nach Schnelligkeit den Bedürfnissen. So entstanden die städtischen Schnellbahnen, als erste die Neuyorker Elevated Railroad, früher mit Dampf, jetzt elektrisch betrieben. In Europa folgten als erste ähnliche Einrichtungen die Londoner Untergrundbahn und die Berliner Stadtbahn. Aehnliche Bahnen, teils Hoch-, teils Untergrundbauten, entstanden in Chikago, Philadelphia und Boston, hier in sinnreicher Weise mit der Straßenbahn verbunden.

Die Neuyorker Elevated, von den Einheimischen kurz „L" genannt, konnte schon nach ein paar Jahrzehnten dem Verkehr nicht mehr genügen. Es folgte die Untergrundbahn, kurz und treffend Subway genannt, ein Meisterwerk der Anlage, dem nur der Pariser Métropolitain und die neuen Londoner Untergrundbahnen zu vergleichen sind. Trotz der dreifachen Verkehrsmittel übereinander in der für Neuyork fast einzig in Betracht kommenden Nordsüdrichtung, der Subway, Straßenbahn und Hochbahn, ist der Verkehr zu gewissen Tagesstunden kaum mehr zu bewältigen. Die Ueberfüllung, welche durch keinerlei Polizeiverordnung eingeschränkt zu sein scheint, ist dann geradezu eine beängstigende, und man fragt sich, wie sich das weiter entwickeln will. Durch den weiteren Ausbau des Subwaynetzes ist dafür schon viel geschehen. Besonders die Unterführung des Hudson und des Eastriver muß als ein großer Fortschritt bezeichnet werden.

Neben den dem Lokalverkehr dienenden Schnellbahnen durchziehen auch die Fernbahnen das Stadtgebiet in einem Umfang, wie es in Europa nur bei London der Fall ist. Das größte Fernbahnnetz umschließt Chikago, das sich rühmt, anscheinend mit Recht, das größte Eisenbahnzentrum der Welt zu sein. Auch die Fernbahnen dienen hier teilweise dem Lokalverkehr (Illinois Central). Neuyork hat durch die Verlegung des Terminus der Pennsylvaniabahn von Jersey City nach Manhattan und deren Fortführung nach Long Island hinüber in dieser Beziehung seit kurzem einen weiteren Fortschritt gemacht und in der jüngst umgebauten Grand Central Station sowie der erwähnten Endstation der Pennsylvaniabahn wohl die größten Bahnhofanlagen der Welt aufzuweisen.

Nur einige Bemerkungen seien mir noch über den wichtigsten Teil der amerikanischen Städte gestattet, ihre Bevölkerung. Das rasche Wachstum amerikanischer Städte ist ja sprichwörtlich und braucht hier kaum an einzelnen Beispielen erläutert zu werden. In Europa findet man eine ähnliche Erscheinung nur bei jungen Industriestädten, unter den Millionenstädten nur bei Berlin.

Da in Amerika jede Stadt auf die Mehrung ihrer Volkszahl sehr stolz ist, so liegen Ueberschätzungen im Vergleich mit der Bewohnerzahl altweltlicher Städte

Digitized by Google

nahe. Man hält sich gewöhnlich einfach an die offiziellen Ziffern und übersieht, daß der geographische Stadtbegriff sich keineswegs mit dem offiziellen deckt. Auch manche amerikanische Städte würden bei Berücksichtigung der natürlichen Zusammengehörigkeit gewinnen, so Neuyork-Jersey City, Boston-Cambridge, Cincinnati-Covington, Kansas City, Kansas und Kansas, Missouri usw. Am meisten zu kurz kommt bei derartigen Vergleichen gewöhnlich Berlin, weil man im Ausland gewöhnlich keine Ahnung hat, daß das offizielle Berlin eigentlich nur die „City" (im Londoner Sinn) für eine große Zahl ausgedehnter Außenorte ist. Aehnlich ist es ja mit Prag und Brüssel. Nach den neuesten statistischen Daten stellt sich das Verhältnis wie folgt:

London County 4,5 Mill., Polizeibezirk 7,3 Mill., Neuyork 4,8 Mill., mit Jersey City und Hoboken 5,1 Mill., Paris 2,9 Mill., mit Vororten 3,5 Mill., Berlin 2,1 Mill., mit Vororten 3,9 Mill., Chikago und Tokio 2,2 Mill., Wien 2,1 Mill., St. Petersburg 1,9 Mill. (mit Vororten), Philadelphia 1,6 Mill., Moskau 1,5 Mill. (mit Vororten), Buenos Aires 1,4 Mill., Osaka und Kalkutta je 1,2 Mill., Hamburg 1 Mill. (mit Altona 1,2 Mill.), Konstantinopel mit Skutari usw. 1,1 Mill. (Schätzung).

Lockend wäre es, noch andern Problemen zu folgen, wie dem der Völkermischung in europäischen und amerikanischen Städten. Doch muß ich mich hier auf kurze Andeutungen beschränken. Fällt dem Amerikaner in Europa die Mannigfaltigkeit der Nationen und Sprachen gegenüber der Einheit seines großen Vaterlandes auf, so wird der Europäer drüben durch die Mischung der Rassen und der fremden Elemente unter den Einwanderern überrascht. Das Negerelement ist darunter zweifellos das auffälligste. Aber wer sich Zeit nimmt, in Neuyork, Chikago, San Franzisko nicht nur die chinesischen, sondern auch die von europäischen und orientalischen Nationen in geschlossenen Quartieren bewohnten Viertel aufzusuchen, steht hier vor einer Buntheit der Zusammensetzung, die er in Europa vergeblich sucht. Höchstens Konstantinopel kann dazu ein Gegenstück bilden.

Auf Einrichtungen amerikanischer Städte, wie Wasserversorgung, öffentliche Wohlfahrtsinstitute, die Stätten geistiger Bildung, unter denen ich neben den ausgezeichneten Schulen und zahlreichen Universitäten die großartigen Volksbibliotheken hervorheben möchte, einzugehen oder auch die in sozialer Beziehung interessanten dunklen Seiten des Großstadtlebens zu berühren, ist hier nicht mehr Raum. Meine kleine Skizze wollte in keiner Weise den Stoff erschöpfen, sondern nur zu tieferen Vergleichen anregen.

Digitized by Google

Jugendbriefe des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha aus Bonn

Mitgeteilt von

Paul v. Ebart (Coburg)

(Schluß)

„Bonn, 14. Januar 1838.

Lieber Papa! Ich schreibe Dir heute im vollsten, strengsten Winter bei 13 Grad Kälte, zu meiner Beruhigung aber aus meinem herrlichen warmen Stübchen. So lange Bonn besteht, soll es nicht so kalt gewesen sein; die Bonner frieren fürchterlich und sind verzweifelt. Die ungewohnte Kälte hat auch alle Arten von Wintervergnügungen hier ins Leben gerufen. Wo sich nur eine Pfütze sehen läßt, bemerkt man auch schon Schlittschuhläufer und eine Menge von Schlitten, die seit den kurfürstlichen Zeiten nicht in Bewegung waren. Ich konnte mich nicht enthalten, auch an diesem Vergnügen Theil zu nehmen, miethete mir zu dem Zweck einen Schlitten, in dem leider aber vor Verzierungen und Arabesken nur eine Person Platz hatte, setzte einen Bekannten von mir hinein, pflanzte mich auf die äußerst sinnreich angebrachte Pritsche und begann stolz meine Fahrt, mußte aber schon nach einer halben Stunde unser Haus wieder aufsuchen, das ich halb erfroren und nach mehrmals glücklich überstandener Gefahr, umzuwerfen, wieder erreichte. Unsere Studien haben sich noch durch ein neues Collegium, nämlich das des deutschen Privatrechtes, vermehrt. Wir haben den ganzen Tag über so viel zu thun, daß es uns sogar oft am Sonntage unmöglich ist, unsere Correspondenz mit dem Eifer zu betreiben, mit dem wir es doch gerne thun möchten. Du wirst uns vielleicht erwidern, daß wir die Zeit, welche wir auf Bällen oder sonstigen Abendvergnügungen zubringen, zum Schreiben verwenden möchten; wir sind aber durch die anhaltend geistig anstrengende Arbeit während des Tages meistens so abgespannt, daß es uns gänzlich unmöglich ist, noch an Briefschreiben zu denken. Wir wollten Dich daher bitten, wenn bei den gnädigsten Damen einige Unzufriedenheit über unser Schweigen eintreten sollte, uns doch gütigst in Schutz nehmen zu wollen. Die Ferien brachte ich mit der Ausführung eines lang ersehnten Wunsches zu. Ich benutzte mehrere Tage, um bei einem Edelmann, Herrn von Carnap, der unter Deinem Commando bei den Bergischen Husaren stand, einige Stunden von hier entfernt, zu jagen. Wir erlegten d. h. 52 Schützen incl. meiner in drei Tagen 210 Haasen, gegen 20 Kaninchen und mehrere Feldhühner. Du wirst Dich wundern, daß bei einer so unglaublichen Zahl von Schützen es mir dennoch gelang, 28 Haasen, 9 Kaninchen und ein Huhn zu erlegen. Die guten Gewehre von Künig bewährten sich dabei auf das Herrlichste . . .“

*

Digitized by Google

„Bonn, am 29. Januar 1838.

Lieber Papa! Mit der größten Betrübniß haben mich die wenigen Zeilen erfüllt, in denen uns Schnür[1]) auf Deinen Befehl den Brand des allerliebsten Friedrichspalais[2]) meldete. Ich schreibe Dir sogleich, um Dir in unser aller Namen unsere Trauer darüber zu erkennnen zu geben. Ich kann mich recht lebhaft in die unangenehme Lage versetzen, die sowohl Dich betroffen haben mag, als auch die arme Prinzessin und Alexander. Es muß ein schrecklicher Gedanke sein, sich sagen zu müssen, die Schuld an der Einäscherung eines Hauses zu sein, das man erst von einem anderen zum Bewohnen erhalten hat. Unstreitig hat Gotha für den Augenblick eine seiner größten Zierden verloren, und es ist zweifelhaft, ob Du in dem Augenblick bei Deinen vielen Bauten und anderweitigen Ausgaben in der Lage bist, unverzüglich an die Wiederaufbauung des Palais zu denken. Wie es bei hellem Tage unmöglich war, das Feuer in seiner Entstehung zu ersticken, oder wie es im Ganzen bei den guten Löschanstalten nicht gelingen konnte, vor der gänzlichen Vernichtung des Hauses Herr der Flammen zu werden, ist für uns ein Räthsel. Die Bewohner des Palais, fürchte ich, werden in dem ersten Schrecken gänzlich den Kopf verloren haben. Da wir noch nichts Näheres wissen, so schweben wir mehr oder weniger in der Furcht, daß jener herrliche Schatz von Gemälden und anderer Merkwürdigkeiten, die das Palais enthielt, von dem verheerenden Elemente möchte vernichtet, oder zertrümmert worden sein. Wie mag dieses traurige Ereigniß die Freude und das Glück des ganzen Zusammenlebens in Gotha stören und zu vielem Unangenehmen Grund geben. Habe die Güte, lieber Papa, der Prinzessin, wie auch Alexander unser Beileid auszusprechen. Mit der Bitte, uns bald Näheres über jenen traurigen Vorfall zukommen zu lassen, verbleibe ich Dein treuer Sohn Ernst" ...

*

„Bonn, am 5. Februar 1838.

Lieber Papa! Gestern Nachmittag sind wir glücklich und wohl von unserer Reise aus Brüssel hier wieder angelangt, und ich benutze die ersten freien Momente, um Dir über alles Gesehene, Gehörte und sonst Erfahrene genau Rechenschaft zu geben. Ich kann mit der größten Freude sagen, daß, so kurze Zeit wir auch in Brüssel zubrachten, dieser Aufenthalt dennoch für uns in vielen Beziehungen beglückend und angenehm war. Noch nie habe ich den Onkel so heiter, so liebevoll und so überaus gnädig gegen uns gesehen. Er zeigte dieses

---

[1]) Schnür, Albrecht Friedrich, Geheimer Finanzrat, Vorstand des Herzoglichen Privatbureaus.

[2]) Am 25. Januar 1838 brach im oberen Stock des Palais, das im Jahre 1776 im römischen Stile erbaut wurde, Feuer aus. Herzog Ernst I. hatte es seinem Schwager, dem Prinzen Alexander von Württemberg, und dessen Gemahlin Maria, Tochter des Königs Louis Philippe von Frankreich, zur Verfügung gestellt. Das Feuer, welches mit großer Schnelligkeit um sich griff, zerstörte nur die Zimmer des oberen Stockwerks, und nur durch die schleunigste Flucht vermochten sich die fürstlichen Personen zu retten.

Digitized by Google

Mal mehr als je, ein wie großes Interesse er an Allem nahm, was uns nur in den leisesten Beziehungen berühren könne, und drückte uns vielfältig aus, wie sein Hauptbestreben sein werde, gewissenhaft für Alles zu sorgen, was unsere zukünftige Stellung fest und glücklich begründen könne. Auch ließ er, was uns besonders freute, mehrmals erkennen, wie zufrieden er mit uns sey und wie zuversichtlich er hoffe, daß auch unser zukünftiges Leben seinen Wünschen entsprechen werde. Die gnädige Tante, die mir unendlich viel Schönes an Dich aufgetragen hat, haben wir vielfältig in ihrem Aeußeren noch zu ihren Gunsten verändert gefunden; sie ist lieblicher und schöner als je; sie überhäufte uns mit Beweisen ihrer Zuneigung und ihres Wohlwollens ... Beinahe täglich hatten wir Besprechungen mit dem lieben Onkel über alle unsere Wünsche, und ich erlaube mir nun, obgleich Dir derselbe wohl selbst ausführlich geschrieben haben wird, dennoch im allgemeinen die Ergebnisse unserer Gespräche mitzutheilen. Was meine Wünsche und Hoffnungen anbelangen, die im Anfange des vergangenen Jahres einen so schönen und günstigen Ausgang zu haben schienen, so habe ich leider auch erfahren, daß die französischen Herrschaften durch die große Unvorsichtigkeit von Seiten Alexanders sehr hartnäckig auf die Erfüllung jener so unvernünftigen Bedingung halten und in diesem Augenblick wohl schwerlich auf eine andere Idee zu bringen sind. Dennoch giebt der Onkel die Hoffnung für die Zukunft nicht auf und hofft, daß mit dem Verlaufe der Zeit, besonders wenn die ganzen Streitigkeiten mit den Katholiken wieder beseitigt sein werden, und hauptsächlich, wenn man meine Angelegenheit ganz unberührt und eine Zeit lang schlummern gelassen hat, von französischer Seite her mehr Nachgiebigkeit gezeigt werden möchte, da die Herrschaften der ganzen Parthie sehr günstig gestimmt zu sein scheinen. Von der Unmöglichkeit, von unserer Seite nachzugeben, habe ich mich jetzt gänzlich überzeugt, stimme daher ganz mit Dir überein. Was nun die Zeit anbelangt, in welcher man zu warten hat, so habe ich nichts zu verlieren, sondern nur zu gewinnen, da ich dann älter und ganz ausgebildet sein werde, und ich warte gerne, da mir ja dadurch allein die Erreichung eines so ersehnten Zieles zu theil werden kann. Leider ist bei der einstweiligen Beseitigung der erwähnten Sache nur sehr zu befürchten, daß von den anderen Seiten her um die Hand der liebenswürdigen und so allgemein für vorzüglich anerkannten Prinzessin angehalten werden möchte. Es scheint, als ob der Kronprinz von Bayern erwähnt worden sei, und andererseits scheine ich mich nicht getäuscht zu haben, wenn ich in Ernst Württemberg ein Streben nach dem selben Ziele entdeckt zu haben glaube, worin mich nicht nur seine Bemerkungen, sondern auch einigermaßen die Besorgniß des Onkels bestärkt haben. Ich hänge mit so viel Liebe und Vertrauen an dem Gedanken, an der Erfüllung dieser Hoffnungen, daß ich nie der Idee an die sonstige Eingehung einer anderen Partie in mir habe Raum geben können, um so mehr, wenn ich erwäge, zu welcher man Dir vielleicht noch neuerdings zugeredet hat. Als Du mir schon vergangenen Herbst von der Möglichkeit einer einzugehenden Partie mit einer russischen Großfürstin sprachst, erschrak ich und tröstete mich mit der

Digitized by Google

Hoffnung, daß der Kaiser bei seiner grenzenlosen Abneigung gegen alles Constitutionelle und besonders gegen Frankreich und Belgien, mit denen wir doch so eng verbunden sind, irgend eine Annäherung von unserer Seite zurückweisen werde. Ich kann versichern, daß mir eben so unangenehm das Absolute, Einseitige und Willkürliche in dem russischen Wesen geworden ist, als vielleicht dem Kaiser die geläuterten und freieren Ideen in einem großen Theile Deutschlands und des Westens von Europa verhaßt sein mögen. Meinem Glauben nach paßt eine russische Großfürstin nur schlecht in einen kleinen deutschen Staat und würde sich in unserer Familie stets als ein fremdes Element ansehen müssen. Was nun die nächste Zukunft anbelangt, so war der Onkel ganz mit Deinen Plänen einverstanden, wünscht aber ausdrücklich nach Beendigung dieses nächsten Sommerhalbjahres meinen Eintritt in irgend ein Dienstverhältniß, und wenn es sich machen ließe, zöge er Oesterreich bei weitem allen übrigen Staaten vor. Die beiden Dekorationen, welche Du uns mitgabst, sind übergeben worden, dem Grafen Duval de Beaulieu händigte ich auf den Wunsch des Onkels jedoch nur das Commandeurkreuz zweiter Klasse ein, der auch durch diesen Beweis Deiner Gnade erstaunlich erfreut war. Wenn Du es mir nicht ungnädig aufnehmen wirst, so wage ich es zu bemerken, ob Du dem Major Baron de Lagotellerie, der bei vielen Gelegenheiten sich Dir verbunden gezeigt hat, nicht vielleicht das Ritterkreuz verleihen könntest. Ich weiß mit Gewißheit, daß er schon längst darauf hofft und daß Du ihm damit eine große Freude machen würdest. Der Onkel, mit dem wir darüber sprachen, hat sich dafür bereitwillig gezeigt, auf Deinen Wunsch auch mehreren der Coburger Herren den belgischen Orden zu verleihen. Wir befinden uns jetzt wieder in der vollsten Thätigkeit und hoffen, bis Ende März unsere Collegien beendigt zu haben . . ."

*

„Bonn, den 13. Februar 1838.

Lieber Papa! Empfange den herzlichsten Dank für Deinen lieben Brief, den mir der eloquente Buchenroeder[1]) übergab und den ich auch mit derselben Gelegenheit wieder beantworte. Er enthielt nochmals eine ausführliche Beschreibung des unglücklichen Feuers, und ich bin Dir besonders verbunden dafür, da er gewiß der unparteiischte von allen Berichten ist, der uns in der letzten Zeit von Gotha aus zukam. Die Einen schieben das Unglück auf die gothaischen Löschanstalten, die Anderen darauf, daß nicht geschossen wurde, und Niemand denkt daran, die Kopflosigkeit von Alexanders Heer von Dienern zu erwähnen. Und ebenso beklagt man immer Alexander und seine Frau, während man Deinen Verlust mit keinem Worte berührt. Daß durch ähnliche Ereignisse, wie dieser Brand, Karls[2]) Krankheit, des armen Thümmels[3]) Selbstmord u. s. w. das gesellige Leben in Gotha einen harten Stoß erlitten haben mag, begreife ich und bedauere

---

[1]) Buchenroeder, Leibjäger Herzogs Ernst I.
[2]) Karl, Fürst zu Leiningen, der Neffe des Herzogs Ernst II.
[3]) Julius v. Thümmel, Kammerherr und Oberhofmeister.

Digitized by Google

Dich besonders, daß Du so selten Dank ernteſt für die vielen Annehmlichkeiten und Vergnügungen, die Du Deinen Gästen immer erweiſt. Von uns kann ich Dir nur wenig ſchreiben; wir haben, je näher das Ende des Semeſters heranrückt, mehr und mehr zu thun. Wenn ich bedenke, daß ſchon in ſo wenig Wochen unſere ganze Univerſitätszeit hinter uns liegt, ſo kann es mir ganz bange werden, einmal, ob wir auch alles das gelernt haben, was wir ſollten, und dann, wohin uns das Schickſal und Dein weiſer Wille den Weg für eine künftige Zeit zeigen wird. Um die Wahrheit zu geſtehen, hege ich die Hoffnung, daß Du ſchon über Alles beſtimmt und mit dem Onkel in Brüſſel conferirt haſt, und daß uns ſchon dort etwas Beſtimmteres mitgeteilt wird. Vor Allem aber hoffen und wünſchen wir, daß wir noch die Freude haben werden, ehe wir Bonn für immer verlaſſen, Dich, lieber Papa, noch auf einige Zeit hier zu ſehen, was ſich doch ſo herrlich bei dem Schluſſe unſerer Collegien in den erſten Tagen des April machen ließe. Wir würden uns ſehr darüber beglückt fühlen. Am 24ten werden wir nun nach Brüſſel abreiſen; ſollteſt Du uns noch etwas zu ſchicken oder aufzutragen haben, ſo haſt Du nur zu befehlen und kannſt gewiß ſein, daß wir Alles pünktlichſt beſorgen werden . . ."

*

„Bonn, den 18. Februar 1838.

Lieber Papa! Vor einigen Tagen erhielten wir aus Coburg den beiliegenden Brief, in welchem uns, wie Du auch durch die anderen Papiere erſehen wirſt, eine Aufforderung gemacht wird, als guten Coburgern, unſere Namen bei den zu eröffnenden Actien-Unternehmen[1]) nicht fehlen zu laſſen. Ich geſtehe, daß wir ſehr erſtaunt waren, als wir in dieſen Papieren eine Sache beinahe zur Reife gediehen ſahen, die wir bis jetzt zu den vielen Wünſchen rechneten, die man in dieſer Art in Coburg zu hören gewohnt iſt. Wir würden mit dem größten Vergnügen unterſchreiben, wenn wir erſtens wüßten, in wie weit dieſes ſchöne Projekt auch beim Publikum Glauben und Anhang hat, zweitens, wenn wir die Mittel dazu in den Händen hätten, neben unſerer Unterſchrift auch die pekuniären Forderungen zu befriedigen. In beiden Fällen haben wir uns nur an Dich zu wenden und ſtellen es Dir anheim, ob Du die Unterſchrift für uns für thunlich hältſt oder nicht; wäre erſteres der Fall, ſo würden wir Dich erſucht haben, durch Schnür die Sache abmachen zu laſſen und die nöthige Summe vielleicht von unſerem Vermögen zu geſtatten. Sollte Dir aber

[1]) Im Februar 1838 trat Joſeph Meyer, Chef des Bibliographiſchen Inſtituts zu Hildburghauſen, mit einem Programm zur Aktienzeichnung einer deutſchen Zentraleiſenbahn auf. Am 28. Februar fand von früh 8 Uhr bis Nachmittag 4 Uhr in der Regimentsſtube im Rathauſe eine ſtark beſuchte Verſammlung der Teilnehmer an der Aktienzeichnung zur zweiten Sektion der von der bayeriſchen Nordgrenze über Coburg durch das Werratal führenden hanſeatiſch-ſüddeutſchen Zentraleiſenbahn ſtatt. Da aber Hinderniſſe von verſchiedenen Regierungen dem Herzogtum Coburg in den Weg gelegt wurden, ſo mußten die Einlagen zurückgegeben werden. Der Vertrag wegen Erbauung einer Eiſenbahn kam erſt 1845 zuſtande.

Digitized by Google

die Sache für uns unnöthig scheinen, so könnte wohl Schnür dem Herrn Schraidt[1]) gleich in unserem Namen antworten. In beiden Fällen möchten wir jedoch bitten, baldigst darüber zu entscheiden, da der 28. Februar als der Tag der Unterschrift angegeben ist. Von uns speciell vermag ich Dir nur zu schreiben, daß wir uns wohl befinden, beinahe aber im Schnee vergraben sind, der endlos vom Himmel fällt. Das Einzige, wozu dieser Schnee nützt, wäre die Wolfsjagd. Da uns aber die Vorlesungen gänzlich daran hindern, so hilft er uns auch dazu nichts. Erst vorgestern zeigte man uns einen dieser ungebetenen Gäste, der von ungewöhnlicher Größe war; ein Jäger hatte ihn ganz in der Nähe von Bonn erlegt . . ."

*

„Bonn, am 19. März 1838.

Lieber Papa! Jetzt, da Alles in Ordnung ist und die Collegien morgen beginnen werden, schreibe ich Dir, um Dich von Allem in Kenntniß zu setzen. Unsere erste Beschäftigung bestand darin, daß Albert und ich zugleich zu den Professoren herumgingen, um uns mit ihnen zu besprechen. Das Resultat davon ist: Professor Gärtner wird Naturrecht lesen, wöchentlich vier Stunden, Professor Löbell die neueste Geschichte in zwei Stunden, Professor Fichte die Geschichte der Philosophie im Collegium, welche auf dem vom Ministerium entworfenen Studienplan gänzlich vergessen war, in wöchentlich zwei Stunden vortragen. Dem englischen und französischen Unterricht haben wir sieben Stunden in der Woche eingeräumt, und endlich wird Perthes, obgleich er schon noch eine Stunde Staatsrecht vorträgt, wöchentlich zwei Stunden Privatrecht lesen, da Walter sechs Stunden dafür verlangt. Wir werden also zusammen achtzehn Stunden die Woche haben, ausgenommen noch zwei Stunden, welche Schlegel in Anspruch nimmt. Die meisten Studenten sind schon hier, und der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz und der Erbprinz von Bückeburg sind gestern Abend angekommen, letzteren haben wir noch nicht gesehen. Die Prinzen von Hohenlohe-Schillingsfürst[2]) sind gleichfalls bei uns gewesen. Die übrigen Studenten bestehen dieses Mal besonders aus Fremden; es sind viele Hamburger, Lübecker, Hannoveraner und besonders Schweizer angekommen. Wir werden so unendlich mit Besuchen überlaufen und haben selbst so viele zu machen, daß Du mir gewiß verzeihst, wenn ich schließe. Habe doch die Güte, uns davon benachrichtigen zu lassen, wohin in der ersten Zeit die Briefe an Dich zu addressiren sind, wenn Du nämlich noch gesonnen bist, Leiningen zu besuchen . . ."

*

„Bonn, am 8. Juni 1838.

Liebe Mama! Ich hätte Dir eigentlich schon vor acht Tagen schreiben sollen, konnte dies aber nicht, weil wir nicht im Stande waren, Deine beiden

---

[1]) Philipp Christian Schraidt, Chef des Bankhauses Schraidt, coburgischer Finanzrat.

[2]) Siehe Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Bd. 1, S. 6 bis 7.

Digitized by Google

letzten Briefe zu entziffern. In unserer Verzweiflung riefen wir den Professor, den berühmten Orientalisten, der mit unglaublicher Geschicklichkeit indische und persische Handschriften liest, zu Hülfe, und auch diesem gelang es nur, die erste und einen kleinen Theil der vierten Seite zu lesen; das Uebrige ist uns bis auf diesen Augenblick noch dunkel. Unsere Pfingstfeiertage brachten wir auf das Angenehmste zu. Wir reisten nach Köln zum Musikfeste;[1]) ich kann mich noch nie eines größeren musikalischen Genusses erinnern. In dem alten, berühmten Gürzenich-Saale, einem der größten Deutschlands, waren auf einer Erhöhung ungefähr 640 Sänger, Sängerinnen und Musiker sehr passend aufgestellt. Mendelssohn in ihrer Mitte. Der übrige Saal faßte am ersten Tage nahe an 4000 Personen, die genaue Zahl konnte ich nicht erfahren. Sämmtliche Kompositionen wurden mit einer meisterhaften Praecision vorgetragen. Der Geist des großen Musikers und Komponisten, der die Werke dirigierte, waltete in einem jeden Mitwirkenden. Ich habe noch nie bei einer so großen Zahl von Musikern die Piano- und Forte-Stellen besser beobachten gehört. Wir wohnten auch der Generalprobe bei und waren erstaunt, mit welcher unglaublichen Energie Mendelssohn verfuhr. Unser Besuch in Düsseldorf galt der Malerschule und den Pferderennen. Ersterer bestärkte uns in dem schon zuvor gefaßten Urtheile: Die Düsseldorfer Maler stehen in der Komposition und der Zeichnung den Münchnern und in der Darstellung und Farbe, besonders bei ihren Genrebildern, den Niederländern und Franzosen nach. Ihre Landschaften sind gut, obgleich ihnen mehr oder weniger Wärme und Kraft in ihren Bildern fehlt. Die Perspektive ist meistens gut gehalten. Was die Rennen anbelangt, so will ich nur so viel sagen, daß der Platz sehr schön ist, daß wir einige sehr berühmte Pferde laufen sahen, daß aber die Einrichtungen unter aller Kritik schlecht sind, die dabei so nöthige Ordnung ganz fehlte und der ungeheuer zahlreiche Adel, der dabei versammelt war, sich durch die kolossalste Unhöflichkeit und markierte Unart gegen uns auszeichnete. Besonders trieb es Prinz Alexander Solms,[2]) den wir sowohl von Berlin als von Schwerin aus genau kannten,

---

[1]) Das Programm des 20. Musikfestes, das am 3. und 4. Juni 1838 in Köln stattfand, lautet:

„1. Tag. 1. Symphonie in C-moll Nr. 2 von Ferdinand Ries.
2. Josua, Oratorium von Händel, nach der Original-Partitur mit Orgelbegleitung.

2. Tag. 1. Symphonie in D-dur Nr. 1 von Mozart.
2. Cantate zum Himmelfahrtstage von Seb. Bach.
3. Ouverture zur Oper: „Die Abencerragen" von Cherubini.
4. Cantate: „Preis der Tonkunst" von Beethoven.

Dirigent: Musikdirektor Felix Mendelssohn-Bartholdy aus Leipzig. Chordirigent: Dom-Kapellmeister Leibl aus Köln. Orgel: Dom-Organist Weber. Solisten der Gesang-Partieen: Sopran: Frau Eschborn, Opernsängerin aus Amsterdam, Frl. Melly aus Köln. Alt: Frl. von Ribbentrop aus Coblenz. Tenor: Herr Michael Du Mont aus Köln."

[2]) Alexander Prinz Solms war im Jahre 1838 Rittmeister im 8. Husarenregiment.

Digitized by Google

so weit, daß ich ihn, nachdem wir ihm unsere Aufwartung gemacht und nicht angenommen worden waren, nachdem wir der Prinzessin Friedrich von Preußen[1]) in seiner Gegenwart vorgestellt worden waren und er uns immer noch nicht erkennen wollte, sehr unsanft anrannte und ihn beinahe umwarf. Erst nach einigen Stunden, als wir im Begriff waren, abzureisen, kam er, um sich zu entschuldigen. Er machte dies so ungeschickt, daß ich mir nicht die Freude versagen konnte, ihn von einer Verlegenheit zur anderen zu bringen, indem ich ihn mehrmals in seinen eigenen Worten fing. Uebrigens sind wir doch nicht die Einzigen gewesen, welche von dem dummstolzen Benehmen des dortigen Adels zu leiden hatten; wir hörten von allen Seiten Klagen . . ."

*

„Bonn, am 20. Juli 1838.

Lieber Papa! Soeben erhalte ich Deinen lieben Brief, für den ich Dir herzlich danke. Mein erstes Geschäft sey, Dir darauf zu antworten. Wenn Du meine Zeilen erhältst, wirst Du mit Onkel Leopold bereits zusammen getroffen sein. Ich habe Letzteren gebeten, meine Bitte nochmals bei Dir zu unterstützen und wo möglich den Gedanken, mich noch auf ein Semester nach Jena zu schicken, bei Dir rückgängig zu machen. Ich weiß wohl, wie sehr es Dich langweilen muß, jene Sache noch ein Mal berührt zu sehen, aber ich kann doch nicht umhin, Dich mit meinen Vorstellungen zu bestürmen. Nach allem Erwägen würde nur ein einziges Collegium herauskommen, was ich hören könnte, und hier ist noch die große Frage, ob es nur für mich von dem geringsten Nutzen sein würde; da wir jetzt deutsches Privat- und Privatfürstenrecht hören, so würde ich in Jena gerade dasselbe nur mit einigen Anwendungen auf Sachsen hören; letzteres könnte ich aber zu Hause viel vollständiger und gründlicher selbst studieren, da ich durch das gemeine deutsche Privatrecht bereits die Theorie und die ganze Eintheilung erhalten habe. In Jena würde ich dieses doppelt erhalten, was doch gänzlich unnöthig wäre. Das ganze übrige Rechtsgebiet haben wir bereits durchlaufen, desgleichen auch jene Theile der Philosophie, welche uns sowohl wegen der Wissenschaft, als auch wegen ihres reellen Nutzens ein Mal zu Statten kommen könnten. Wir sind mit unseren academischen Studien völlig zu Ende und können nur in der Praxis und durch Selbststudium unsere juristischen Kenntnisse erweitern; ersteres kann nur zu Hause geschehen, und letzteres kann ich dort eben so gut als in Jena thun. Da nun aber Dein Wille ist, ehe ich in Coburg eine bestimmte Thätigkeit erhielte, mich noch auswärts gründliche Kenntnisse des praktischen, wie des theoretischen Militärwesens erlangen zu lassen, so würde, wenn ich mich in Jena aufhielte, auch dieser Zweck für den Winter unerreichbar sein. Ich wage es, lieber Papa, Dir meine Gedanken mitzutheilen, welche vielleicht auch ganz Deinen Wünschen ent-

[1]) Prinzessin Friedrich von Preußen, die Gemahlin des Prinzen Friedrich von Preußen, eine geborene Prinzessin von Anhalt-Bernburg. Der Prinz stand als Generalleutnant im Jahre 1838 in Düsseldorf.

Digitized by Google

sprechen könnten. Sollte ich nicht eben so gut und mit weniger Schwierigkeiten als in Oesterreich in Sachsen jenen Zweck erreichen können? Ich bin überzeugt, daß der König von Sachsen mit der größten Bereitwilligkeit mir den Eintritt in seine Dienste gestatten und gewiß auch den Rang als Rittmeister zweiter Klasse nicht versagen wird. Das Garde-Reiter-Regiment steht in Dresden beisammen und genießt eines großen Rufes, ich könnte daselbst während des Winters mich eifrig mit der höheren Taktik, der Befestigungskunde etc., ferner auch mit den ökonomischen Theilen des Heerwesens bekannt machen und gründlich erlernen. Ich würde mit dem Regimente selbst genau bekannt und könnte im Frühjahr mit größerem Nutzen den praktischen Dienst erlernen, als wenn ich ganz fremd dort hin käme. Nach Borrmanns Urtheil zu schließen, ist man gerade im Wissenschaftlichen sehr ausgezeichnet.

Was die Gesellschaft in Dresden anbetrifft, so würde ich dort nur gewinnen können, da daselbst ein sehr guter Ton herrschen soll; ich könnte den Winter nützlich und zugleich angenehm zubringen. Ich habe Herrn Rath gebeten, Karlowitz darüber um seine Meinung zu bitten, die ich Dir dann nach Brüssel geschickt hätte; leider ist der Minister aber in Carlsbad, und ich habe noch keine Nachricht erhalten. Alles dieses lege ich Deiner gnädigsten Berücksichtigung anheim; solltest Du letzteren Plan für annehmbar halten, so würde es mir eine ungeheuere Freude bereiten, solltest Du aber bei Jena beharren, so werde ich mich gleichfalls mit Freuden Deinen Wünschen unterziehen, und da sie doch nur auf mein Bestes gerichtet sind, mich bemühen, auch ihnen gänzlich zu entsprechen.

Jetzt erlaube mir aber, daß ich mich der Freude überlasse, Dich nächstens wieder bei uns zu sehen. Wie viel Neues und Interessantes wirst Du nicht uns mitzutheilen haben? Ich will aber nicht länger Deine Zeit in Anspruch nehmen und bitte nur, mich dem Onkel und der Tante, sowie Karl und seiner Schwester zu empfehlen. Am Montag Mittag werden wir das Vergnügen haben, Dich zu bewillkommen. Mit innigster Liebe verbleibe ich Dein treuer Sohn Ernst."

*

Am 21. Juni 1839 trat Erbprinz Ernst in das 21. Lebensjahr und wurde nach hausgesetzlichen Bestimmungen für mündig erklärt. Infolge dieses Ereignisses fanden in Coburg große Feste statt, an welchen das ganze Land mit viel Herzlichkeit teilnahm. Am 13. Juli reiste Herzog Ernst I. mit seinen Söhnen nach Dresden; der Erbprinz trat in die sächsische Armee ein und wurde als Rittmeister bei dem Gardereiterregiment angestellt.

Wehmütig nahmen die beiden Brüder Ernst und Albert Abschied voneinander; am Tage der Trennung klagt der Erbprinz in seinen Aufzeichnungen:

„Gewichen ist die Lust,
Die sonst in meinem jungen Leben
Erfüllet hat die Brust;

Digitized by Google

Verstummet ist das Lied,
Das sonst zu jeder frohen Stunde
Nie meine Lippen mied.
Ich steh' in dieser Welt
Zum ersten Male ganz verlassen,
Der Herr allein mich hält ..."

Der Krieg in seinen Folgen für die Internationalität der Wissenschaft

Von

Geh. Bergrat Dr. Branca,
Universitätsprofessor für Geologie und Paläontologie in Berlin

Alle Wissenschaft ist notwendig international. Es gibt keine deutsche, keine französische, keine englische Wissenschaft, sondern nur die eine Wissenschaft. Wohl gibt es deutsche, französische, englische Forscher, gibt es deutschen, französischen, englischen Geist. Aber Wissenschaft ist nichts andres als das Forschen nach Wahrheit, und es gibt nur eine Wahrheit. Diese aber kann nur durch Objektivität der Forschung ergründet werden. Sowie daher Haß, Liebe oder irgendeine andre Voreingenommenheit sich in unser Forschen nach Wahrheit einmischen, trübt sich unser wissenschaftliches Auge im selben Maße. Ein jeder Mann der Wissenschaft, der irgendein Gebiet erforscht, muß sich dabei möglichst auf alle Arbeiten stützen, die auf diesem bestimmten Gebiete in allen Ländern bisher gemacht sind, weil auf solche Weise Haß, Liebe, Vorurteile, Mängel des Erkennens des Einzelnen am besten ausgeschaltet werden. Dazu gehören aber natürlich — außer der Schulung im richtigen Beobachten und Denken, in der Kritik andrer Arbeiten, in dem Willen zur Gründlichkeit und dem Fleiße — möglichst Sprachkenntnisse und der Besitz möglichst umfangreicher Bibliotheken.

So kommt es, daß dem deutschen Forscher es geradezu als Verbrechen gegen die Wissenschaft angerechnet wird, wenn sich herausstellt, daß er irgendeine in einer der Kultursprachen geschriebene wichtige Arbeit über dieses bestimmte Gebiet seiner Untersuchungen nicht gekannt, nicht benutzt hat. Nicht alle Völker bemühen sich, in gleicher Weise gründlich zu sein; namentlich ist das häufig nicht der Fall bei englischen Forschern; vielleicht weil diesen die Sprachkenntnisse fehlen. Jedenfalls setzen sie sich über diese Grundbedingung alles wissenschaftlichen Forschens nicht selten hinweg.

Es liegt also auf der Hand, daß durch den Krieg hervorgerufener Haß unter keinen Umständen den Forscher davon abhalten dürfte, die betreffenden Arbeiten der Forscher andrer Völker, mit denen das seine im Kriege steht, objektiv zu prüfen und zu benutzen. In dieser Beziehung ist für jeden echten Mann der Wissenschaft die Internationalität der wissenschaftlichen Forschung ein Nolimetangere; und wer dagegen etwa in kriegerischem Hasse sündigen wollte,

Digitized by Google

der würde seinen Ehrentitel eines Forschers mit eignen Füßen in den Schmutz treten. Ich glaube kaum, daß in irgendeinem andern Volke, das mit uns und unsern Verbündeten im Kriege liegt, von wirklichen Männern der Wissenschaft die Sache anders aufgefaßt werden könnte.

Also in der Forschung, in der wissenschaftlichen Beurteilung der Untersuchungen der augenblicklichen Gegner, in der Benutzung ihrer wissenschaftlichen Arbeiten wird und darf kein Forscher durch den Krieg sich beirren lassen, anders als international in seinen Arbeiten zu sein.

Aber es gibt noch eine zweite Form internationalen Zusammenhanges der Forscher, die jüngeren Datums ist als jene und doch schon überaus reiche Früchte getragen hat: Das ist die internationale Assoziation, die internationale Vergesellschaftung aller Forscher eines bestimmten Zweiges der Wissenschaft. Hier handelt es sich also darum, daß die Forscher aller Völker persönlich sich nahetreten; und das geschieht in zweifacher Weise:

Einmal dadurch, daß gewisse wissenschaftliche Aufgaben, die ein einzelnes Volk niemals allein durchführen könnte, nach vorheriger Verabredung gemeinsam von allen Kulturvölkern bearbeitet werden. Eine ganze Reihe solcher internationalen, gemeinschaftlichen Untersuchungen ist bereits im Gange, und ihre Zahl muß sich im Laufe der Zeiten immer mehr vergrößern. Ich will als Beispiel hier nur die photographische Aufnahme des Himmelsgewölbes anführen. Eine jede der betreffenden Sternwarten aller Kulturvölker hat die Aufgabe übernommen, einen bestimmten Teil des Fixsternhimmels photographisch aufzunehmen. Es wäre eine wissenschaftliche Ungeheuerlichkeit, wenn auch nur eines von diesen Völkern jetzt von dieser Aufgabe zurücktreten oder sich nach dem Kriege weigern wollte, die Ergebnisse dieser seiner Untersuchungen mit seinen kriegerischen Gegnern auszutauschen. Die Wissenschaft schwebt eben über den Wassern, über den Parteien, über den Völkern, über allem Haß und aller Liebe; und ihre Vertreter haben sich danach zu richten. Das gleiche gilt z. B. von der Gradmessung der Erde, von der Aufnahme altrömischer Inschriften und von zahlreichen andern Unternehmungen. Die Verabredung zu dieser Teilung der Arbeit läßt sich im Notfall schriftlich machen.

Aber viel schwieriger liegen die Dinge da, wo die internationale Assoziation persönlichen Verkehr nötig macht. In von Zeit zu Zeit wiederkehrenden internationalen Kongressen kommen die Vertreter irgendeiner Wissenschaft zusammen und suchen durch Vorträge und persönlichen Verkehr ihre oft sehr entgegengesetzten Ansichten zu klären und so zur Wahrheit durchzudringen. Sie suchen ferner die Wissenschaft international zu betreiben durch Gründung internationaler Zeitschriften, in denen jede der Hauptkultursprachen gebraucht werden kann.

Zahlreich sind die Wissensgebiete, die auf solche Weise international betrieben werden. Dicht vor dem Kriege waren wir auf dem besten Wege, auch internationale vulkanologische Forschung ins Leben zu rufen, die bei der außerordentlichen Schwierigkeit dieser Forschung so überaus not tut.

Digitized by Google

Diese zweite, auf persönlichem Verkehr beruhende Form internationalen Zusammenhanges der Forschung ist nun auf unbestimmte Zeit völlig zerstört. Wohl würden auf seiten des Siegers die Forscher imstande sein, um der Sache willen ihren Groll wenigstens gewissen Gegnern gegenüber schnell zu vergessen. Auf seiten der Besiegten aber wird der Groll sicher so nachhaltig sein, daß längere Zeit vergehen wird, bevor diese persönliche Form der internationalen Vergesellschaftung wieder voll ins Leben treten kann.

Natürlich habe ich mit den obigen Worten uns Deutsche als Sieger im Auge; denn es ist bei dem unauslöschlichen Feuer, welches das ganze deutsche Volk durchglüht, schlechterdings unmöglich, daß wir besiegt werden; es ist auch undenkbar, daß der heilige Geist, der in der Geschichte der Völker lebendig ist, mit Füßen getreten werden könnte dadurch, daß Deutschland und seine Verbündeten, die von ihren Gegnern mit Gewalt in diesen Krieg hineingezerrt worden sind, von diesen besiegt und in ihrem Dasein vernichtet würden; denn darauf ist es ja von unsern Gegnern schon seit langem abgesehen.

Ich sagte, „gewissen" Völkern gegenüber könne für uns als Sieger es wohl möglich sein, unsern Groll über die uns aufgezwungenen unsäglichen Opfer so schnell zu vergessen, daß wir — so viel an uns läge — mit ihnen in vielleicht schon kurzer Zeit wieder in persönlichen Verkehr treten könnten; denn ich rede hier natürlich nur von wissenschaftlichem Verkehr. Das könnte z. B. gegenüber den Franzosen der Fall sein. Daß das französische Volk als solches den Krieg nicht gewollt hat, ist wohl völlig sicher. Aber dieses gegenüber dem Feinde so tapfere Volk ist mutlos gegenüber einer kleinen Clique von Chauvinisten, die seit Jahrzehnten das Volk zum Kriege zu drängen gesucht hat — und nach dem jetzigen Kriege sicher genau ebenso wieder zu einem neuen Kriege drängen wird, was wir auch tun mögen, um dieses Volk zu versöhnen. Das friedliche französische Volk hat nun einmal nicht den moralischen Mut, den Hetzern den Mund zu stopfen, und wird ihn in Zukunft ebensowenig haben; und wo ein hervorragender Einzelner diesen Mut hatte, da ward er schließlich seelisch oder körperlich ermordet von der chauvinistischen Presse (Jaurès). Ich bin fest überzeugt, daß das französische Volk nach dem jetzigen Kriege noch viel weniger von einem neuen Kriege wird wissen wollen, als es bisher einen solchen sich gewünscht hat. Aber ebenso fest bin ich davon überzeugt, daß es ganz ebenso willenlos wie vorher gegenüber den Chauvinisten sein wird; und daß sich ebenso wie jetzt Poincaré, so einst ein andrer Präsident oder ein anders betitelter Herrscher finden wird, der den verderblichen Ehrgeiz hat, seinem Volke zwei Provinzen wieder erobern zu wollen, die wesentlich ja doch uralter deutscher Besitz sind.

Diese Frage ist von größter Wichtigkeit; denn in Deutschland haben wir eine kleine Partei, die den Franzosen goldene Brücken bauen, ihnen den Frieden angenehm machen möchte, eben in jener Hoffnung, damit das französische Volk zu versöhnen. Das französische Volk braucht man ja gar nicht zu versöhnen, denn es ist nicht kriegslustig. Jene französische Kriegspartei aber, der das Volk untertan ist, wird man nun und nimmer damit versöhnen, gleichviel, welches die

Digitized by Google

Regierungsform Frankreichs sei; selbst wenn dort eine sozialdemokratische Herrschaft sich Bahn brechen sollte.

Man wird auch nicht übersehen dürfen, daß sich in einem Teile des französischen Volkes ein Niedergang, eine Entartung zu vollziehen beginnt. Die ungerechten Verurteilungen Deutscher, gefangener Offiziere, Aerzte und Zivilpersonen, durch französische Richter sind ein deutliches Zeichen dafür, daß auch in geistig hochstehenden Kreisen einzelne davon ergriffen sind.

Die Entartung verrät sich aber auch in andern Klassen des französischen Volkes: Die unglaublichen Lügenberichte über alles, was das deutsche Heer und Volk betrifft, sowie die groben Beschimpfungen des Deutschtums, die sich gewisse Zeitungen leisten. Des ferneren gibt davon Zeugnis der Raub deutschen Eigentums, das dem französischen Volke für eine Ausstellung in selbstverständlichem Glauben an dessen Ehrlichkeit anvertraut war; die, wenn auch neuerdings wieder bemäntelte, Konfiskation des Privatvermögens Deutscher, die in Frankreich leben, die Beschimpfungen und Verhöhnungen, denen die deutschen Gefangenen und Verwundeten, wenigstens an manchen Orten, von seiten des französischen Volkes ausgesetzt sind, eine Erscheinung, die sich 1870 schon in ganz derselben Weise zeigte wie heute.

Das alles sind nicht mißzuverkennende Anzeichen eines langsamen Niederganges des französischen Volkes, von dem bereits die verschiedensten Kreise ergriffen sind. Selbstverständlich gilt das nicht von allen Mitgliedern des Volkes, es wäre unsinnig, so etwas sagen zu wollen. Ebenso wie sich ein Emporsteigen eines ganzen Volkes nicht gleichzeitig im ganzen Volke, sondern zunächst nur hier und da kundgibt, so vollzieht sich auch ein Abwärtssteigen eines Volkes zunächst nur hier, da und dort, und greift dann allmählich immer weiter um sich. Daß letzteres aber beim französischen Volke der Fall ist, daß dieses geist- und talentvolle, höfliche, liebenswürdige Volk wirklich in einer anfangenden sittlichen Entartung begriffen ist, das wird ja zweifellos bewiesen durch alle diese von den verschiedensten Volksklassen ausgegangenen Taten, für die es keinen andern richtigen objektiven Ausdruck gibt als den der Entartung.

Die französische Volksseele ist es, die sich uns in diesen Taten offenbart. Unser deutsches Volk wird diese Taten durch lange Zeiten hindurch dem französischen Volke nicht vergessen, und unsre Regierung darf sogar es ihm nicht vergessen, weil sie in ihren Maßnahmen sich darüber klar sein muß, daß sie es offenbar mit einem immer tiefer abwärts gleitenden Volke zu tun hat. Aber für unsre Männer der Wissenschaft wird es keine Veranlassung sein dürfen, im Interesse der Wissenschaft nicht bereit zu sein, selbst persönliche internationale Beziehungen wieder mit den französischen Forschern eingehen zu wollen, sobald diese es über sich gewinnen werden können, auch ihrerseits der Wissenschaft zu geben, was der Wissenschaft gehört.

Wie steht nun die Sache gegenüber den Russen? Wenn russische größere Heeresabteilungen ohne jede etwaige Spur von Berechtigung dadurch, daß etwa unsre friedlichen Land- und Stadtbewohner Ostpreußens sich hinterlistig als

Digitized by Google

Mörder erwiesen hätten, wie das die Belgier und Franzosen getan haben — ich sage, wenn ganze russische Heeresabteilungen mordend (ungefähr tausend unschuldige Menschen sind von ihnen ohne jede Ursache erschossen worden), marternd durch unsre friedlichen Dörfer und Städte ziehen, also schlimmer hausen, als vor Jahrhunderten der Krieg geführt wurde; und wenn das alles — wie ja tatsächlich erwiesen ist — durch russische Generale befohlen und von russischen Offizieren ruhig mit angesehen wurde, dann können wir so etwas nur als barbarisch, asiatisch bezeichnen.

Auch hier wird selbstverständlich unsre Regierung in ihrem Verhalten dem Rechnung tragen müssen, und unser Volk wird es auf lange, lange Zeit hinaus nicht vergessen können. Aber man darf sich doch nicht verhehlen, daß man von einem Menschen und von einem Volke unmöglich mehr verlangen kann, als sie zu leisten überhaupt imstande sind. Hier liegt der Fall offenbar derartig, daß große Teile des russischen Volkes abgrundtief uns gegenüber in der Zivilisation stehen. Für die Männer der Wissenschaft aber liegt wiederum die Sache so, daß sie um der Wissenschaft willen bereit sein werden müssen, mit russischen Forschern auch persönlich nach dem Kriege wissenschaftlich zu arbeiten; denn es ist ja klar, daß die Gelehrten, dieser verschwindend kleine Teil des russischen Volkes, an all diesen Greueltaten ebenso unschuldig sind wie wir.

Nun aber Japan, das von Deutschland nur endlose Wohltaten und Freundlichkeiten erfahren hat und seinen Dank damit betätigt, daß es, unter einem albernen Vorwande zur Kriegserklärung, seine Krallen in fast schutzlos dastehende weltenferne Teile unsers Reiches schlägt. Dem deutschen Volke ist es eine harte, aber nicht unverdiente Lehre, die hoffentlich dahin führen wird, die würdelose Verhimmelung des ausländischen Wesens, die endlosen Liebenswürdigkeiten gegen Ausländer zu unterlassen. Sie tragen uns nur Mißachtung ein. Die Wissenschaft wird jedenfalls nichts verlieren, wenn wir auch in wissenschaftlicher Beziehung diesem Volke nun kurz den Rücken kehren und ihm nichts mehr zu sagen haben.

Vollends aber England. Was soll man sagen über den Verrat, den England an der weißen Rasse begeht, indem es die gelbe, die braune und die schwarze Rasse gegen uns losläßt: Ein Verbrechen, nicht nur gegen uns Deutsche, sondern gegen die ganze weiße Rasse und ganz besonders auch gegen die eignen Bundesgenossen, die doch ebenfalls farbige Rassen beherrschen und schwer unter der Erregung derselben leiden müssen; ein Verbrechen, das am allermeisten doch England selbst bedroht.

Gewiß, der einzelne Engländer kann nichts dafür, daß seine Regierung so handelt; dieser oder jener billigt sogar nicht einmal den Krieg gegen uns. Aber das sind doch nur vereinzelte Ausnahmen, wie das bewiesen wird durch die in diesen Tagen von der englischen Gelehrtenwelt abgegebene öffentliche Erklärung, daß sie voll und ganz einverstanden sei mit dem Kriege, den ihre Regierung uns erklärt hat und den es ja freventlich seit Jahren heimlich vorbereitet hat. „Wir begannen den Krieg für uns selbst und für Belgien, um Freiheit und

Digitized by Google

Frieden zu verteidigen . . ., wir bedauern, daß diejenigen, die wir einmal ehrten, jetzt unter dem zerstörenden Einfluß des Militarismus als Feinde Europas und Gegner derjenigen Völker dastehen, die das Recht der Nationen respektieren." Man sollte es nicht für möglich halten, daß englische Männer der Wissenschaft derartig die Dinge auf den Kopf stellen können. Also England darf allein eine Flotte von riesigstem Umfang haben, die weit jede andre Flotte übertrifft; das ist nicht Militarismus. Wenn wir eine aber noch nicht halb so große Kriegsflotte uns anschaffen, dann ist das verderblicher Militarismus! Das ist die Logik englischer Männer der Wissenschaft; denn daß England in seiner rings durch das Meer geschützten Insellage nur eines kleinen Landheeres bedarf, um sich zu schützen, während Deutschland, im Herzen Europas gelegen und rings von Feinden bedroht, eines großen Landheeres bedarf, um sich zu schützen, das sollte doch ein Mann der Wissenschaft auch in England ohne weiteres einsehen können.

Gewiß, die Wissenschaft ist ein Heiliges, dem man nicht mit unheiligem Empfinden des Hasses nahen darf; aber unser deutsches Vaterland und Volk ist unser Allerheiligstes. Als ehrlicher Deutscher kann man unmöglich mit einem Manne des englischen Volkes wissenschaftlich persönlich verkehren, der diese Politik und diese Heuchelei seiner Regierung gutheißt; denn darin liegt natürlich das Entscheidende. Auf Engländer, die gleich uns das Unsittliche dieser ihrer Politik verurteilen, hat es keinen Bezug.

Seit jeher hat England soviel wie möglich die andern Völker für sich die Kastanien aus dem Feuer holen lassen. Es hat vor Jahren Japan gegen Rußland gehetzt, um auf diese Weise seinen Todfeind Rußland zu schwächen. Es hat jetzt umgekehrt Rußland, seinen Verbündeten, aber trotzdem seinen Todfeind, gegen Deutschland gehetzt, um Rußland abermals zu schwächen. Aber der dumme russische Bär merkt es nicht, daß England entzückt die Hände reibt, wenn der Bär aus tausend neuen Wunden blutet. Und das in seinem von England angestachelten Revanchedurst allmählich sinnlos gewordene Frankreich merkt es nicht, daß Frankreich in diesem Kriege sich verblutet, mehr und mehr zum willenlosen Trabanten Englands herabsinkt.

Und Belgiens König merkt es nicht — sonst schlösse er Frieden —, daß er sein Volk und sein Land auf die Schlachtbank geliefert hat, lediglich zum Vorteile Englands. Was ist das Größere: Die Torheit aller dieser oder Englands Schuld?

Nicht nur das unsägliche Unglück, die Ströme Blutes, die dieser Krieg fordert, fallen auf Englands Schultern zurück. Auch die schwere Schädigung des Besten, das der menschliche Geist hervorbringt, der Wissenschaft, hat England zu verantworten; denn ohne England hätten weder Frankreich, noch Rußland, noch Belgien, Serbien und Japan den Krieg begonnen.

Digitized by Google

Englands Reue über Japan

Von

Dr. jur. Kurt Ed. Imberg

Der Knabe Karl fängt an, mir fürchterlich zu werden." Das ist etwa der Grundton, der immer mehr und immer stärker aus der englischen Presse und aus den Berichten von Privatpersonen von jenseits des Kanals zu uns herüberklingt.

Am 19. August überreichte der japanische Geschäftsträger in Berlin der deutschen Regierung das japanische Ultimatum, in dem er unter Hinweis auf das englisch-japanische Bündnis die sofortige Zurückziehung oder Abrüstung des deutschen Kreuzergeschwaders und die bedingungslose Uebergabe des Pachtgebietes Kiautschau an Japan verlangte. Von außerordentlichem Interesse ist nun die amtliche Mitteilung, in der die englische Regierung dieses Ultimatum ihres Bundesgenossen bekannt gegeben hat, und die folgendermaßen lautet:

> „Die englische und japanische Regierung sind über die notwendigen Maßregeln zum Schutz ihrer Interessen im fernen Osten sowie auch betreffs ihrer Integrität des chinesischen Reiches übereingekommen. Japans Tätigkeit soll sich nicht über das chinesische Meer hinaus erstrecken, außer wenn der Schutz der japanischen Schiffahrt dies erfordert; auch nicht auf die japanischen Gewässer westlich des chinesischen Meeres und zu Lande auf kein andres als das von Deutschland besetzte Gebiet in Ostasien."

Man könnte geneigt sein, aus diesen Worten zu schließen, daß man in Dawning Street bereits von Anfang an befürchten zu müssen glaubte, der gelbe Bundesgenosse werde mit dem kleinen deutschen Pachtgebiet nicht zufrieden sein und unter der Gunst des Augenblicks sein Schäfchen auf dem asiatischen Festlande ins Trockene zu bringen suchen.

Der liberale „Manchester Guardian" hat bereits vor der Ueberreichung des japanischen Ultimatums seinen Befürchtungen gegenüber einer Eroberung Kiautschaus durch Japan Ausdruck gegeben, indem er ausführte, Japan würde unter dem Vorwande, seinem Bündnisvertrage mit England nachzukommen, sich da zum Herrn eines Gebietes machen, wo es sowohl für Großbritannien als auch für China eine Gefahr bilden könne. England könne auch ohne Japans Hilfe in den ostasiatischen Gewässern auskommen, und wenn man das deutsche Pachtgebiet erobern wolle, so brauche man dazu Japan nicht.

Inwieweit die englische Regierung in Tokio darauf hingewirkt hat, um die japanische Regierung zur Teilnahme am Kriege gegen Deutschland zu bewegen, und welche Versprechungen man von London aus gemacht hat, um die Bedingungen der Japaner zu befriedigen, läßt sich heute, wo das amtliche und nichtamtliche Material so gut wie gleich Null sind, natürlich nicht bestimmen.

Digitized by Google

Ebensowenig kann man jetzt schon sagen, aus welchem Grunde England Japans Teilnahme nachgesucht hat; denn der Bündnisfall war nach dem Vertrage von 1902 und seinen späteren Aenderungen von 1905 und 1911 nicht gegeben, da England an Deutschland den Krieg erklärt hatte und nicht — wie es im Vertrage vorgesehen war — den angegriffenen Teil bildete. Mußte man sich doch bei einiger Ueberlegung in London sagen, daß eine Teilnahme Japans an dem Kriege leicht von weitesttragender Bedeutung werden könnte und eine nicht geringe Stärkung des aufstrebenden Inselreiches zur Folge haben würde, was keinesfalls im Interesse Englands und seiner Dominien in Australien und Amerika lag.

Bereits seit Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts macht sich in der japanischen Politik immer stärker der Wunsch bemerkbar, auf dem ostasiatischen Festlande festen Fuß zu fassen und die Hauptrolle auf der ostasiatischen Bühne zu spielen, auf der alle Großmächte der Erde in der Kunst der Diplomatie wetteiferten. Durch den siegreichen Krieg gegen Rußland 1904/05 sah sich Japan seinem Ziele endlich einen bedeutenden Schritt nähergebracht: das Protektorat und die 1910 erfolgte Einverleibung Koreas war der erste Anfang zur Errichtung eines japanischen Kontinentalreiches im fernen Osten. Schrittweise, aber stets zielbewußt haben die Japaner seit jener Zeit an dem Weiterausbau dieser Stellung gearbeitet und ihre Fühler allmählich immer weiter nach China hinein ausgestreckt. Von Japan aus — wenn vielleicht auch nicht offiziell — wurden die Revolutionäre im Süden des „Himmlischen Reiches" unterstützt und mit Waffen und Munition versorgt, da es dem Reiche der aufgehenden Sonne nur angenehm sein konnte, wenn der Modernisierung und Stärkung des erwachenden chinesischen Riesenreiches die größtmöglichsten Schwierigkeiten bereitet wurden; denn nur bei einem uneinigen, finanziell und militärisch schwachen China war für Japan die Möglichkeit gegeben, an einen Erfolg seiner imperialistischen Pläne auf dem Festlande zu denken.

Diese imperialistische Politik dürfte für die japanische Regierung bestimmend gewesen sein, als sie sich entschloß, gegen den Willen der Militärpartei und breiter Volksschichten an dem Kriege gegen Deutschland teilzunehmen und die günstige Gelegenheit, wo alle in China interessierten europäischen Mächte beschäftigt waren, auszunutzen, um über die deutsche Kolonie in Schantung herzufallen und sich auf Chinas heiliger Erde einzunisten; denn nach der Einnahme Tsingtaus konnte man alsbald sehen, daß es mit der schönen Phrase des Ministerpräsidenten Okuma von der „eventuellen" Rückgabe des deutschen Pachtgebietes an China nicht allzu ernst gemeint war, daß Japan sich vielmehr nicht mit diesem Stückchen chinesischen Bodens zufriedengeben, sondern weitere Forderungen folgen lassen werde.

Diese ließen denn auch nicht lange auf sich warten. Am 18. Januar 1915 überreichte der japanische Gesandte in Peking der chinesischen Regierung eine Note, die einundzwanzig Forderungen der japanischen Regierung enthielt. Es ist unmöglich, alle diese Forderungen einzeln hier zu besprechen, wir müssen uns

Digitized by Google

mit der Feststellung begnügen, daß ihre Annahme die von den Mächten so treu behüteten Grundsätze von der Integrität Chinas und von der „Offenen Tür" in diesem Reiche in die größte Gefahr bringen und geradezu eine Oberaufsicht Japans, d. h. eine Koreanisierung Chinas, zur Folge haben würde.

Schienen in den letzten Jahren die Interessen Japans mehr im Norden Chinas, hauptsächlich in der Mandschurei, zu liegen, so beweist die Note vom 18. Januar, daß Japan nicht daran denkt, sich auf einen bestimmten Teil des Riesenreiches festnageln zu lassen. Die Forderungen bezüglich Fukiens und des Jangtsebeckens zeigen, daß Japan die ganze chinesische Küste als sein „Interessengebiet" ansieht und sich nicht darum kümmert, ob etwa angemaßte Vorrechte einer dritten Macht an irgendeiner Stelle bereits bestehen, wenn es glaubt, daß dies für die Erreichung seiner Ziele notwendig ist. Man sieht, England kann auf seinen gelehrigen Schüler stolz sein!

Hier müssen die japanischen Interessen jedoch mit denen seines teuren englischen Bundesgenossen zusammenstoßen, denn dieser glaubte, für ihn sei auf das reiche Jangtsetal eine Vormerkung in dem Grundbuche von China eingetragen, da China sich in seinem Vertrage mit England von 1898 verpflichtet hatte, niemals irgendein Gebiet in den Provinzen, die im Jangtsebecken liegen, an eine andre Macht abzutreten. Gewiß, China wird gern bereit sein, diesen Vertragsbestimmungen in jeder Weise nachzukommen, solange es nicht von andrer Seite zu ihrer Preisgabe gewaltsam gezwungen wird; denn „ultra posse nemo obligatur".

Ganz abgesehen von den übrigen Forderungen, die den englischen Handel stark beeinflussen müssen, verlangt Japan in seiner Note an China für sich das Recht, eine Eisenbahn zwischen Wuschan, Kiukiang und Nantschan bauen zu dürfen, sowie eine zweite Linie zwischen Nantschan, Tschaotschaufu und Hangtschau. Mit diesen Eisenbahnlinien würde Japan mitten in dasjenige Gebiet hineinstoßen, welches England für sich reserviert zu haben meint. Da es eine allbekannte Erscheinung ist, daß Handel und Verkehr den Spuren der Eisenbahn folgen, so wird die Japanisierung der Eisenbahnen in diesem Gebiete Chinas auch bald eine Monopolisierung des dortigen Handels zur Folge haben, und bei dem außerordentlichen Zielbewußtsein und bei der bekannten Beharrlichkeit und Geschicklichkeit, die dem Japaner bei allen seinen Handlungen eigen sind, dürfte der bedeutende Handel Großbritanniens nach jenen Gegenden sich bald bedenklich dem Nullpunkte nähern. Denn daß durch die politische „Oberaufsicht" Japans über China — und die jetzigen Forderungen bedeuten nichts weniger als dies — die „offene Tür" bald für die Nichtjapaner geschlossen werden wird, dürfte wohl kaum einem Zweifel unterliegen, trotz den Versicherungen des Grafen Okuma, daß es Japan fernliege, durch seine Forderungen an China den Rechten irgendeiner andern Nation nahezutreten oder durch ungerechte Mittel den chinesischen Markt zu monopolisieren.

Diese Gefahr, die dem britischen Handel im fernen Osten droht, sowie die Gefahr, die ein allzu starkes Anwachsen Japans für die englischen Besitzungen

Digitized by Google

in Asien und Australien sehr leicht mit sich bringen kann, scheinen allmählich auch jenseits des Kanals vielen Leuten die Augen zu öffnen. Immer stärker tritt in letzter Zeit die Nervosität, die Besorgnis und Angst vor der Vernichtung des englischen Handels im fernen Osten, die sich in der englischen Presse bemerkbar macht, zutage, immer zahlreicher werden die Stimmen, die eine energische Wahrung der britischen Interessen im fernen Osten gegenüber dem anmaßenden Vorgehen des gelben Bundesgenossen fordern.

Fast täglich erscheinen in dem „Manchester Guardian", der — wie oben erwähnt — bereits zu Anfang des Krieges seine warnende Stimme erhoben hatte, Hinweise auf die großen Gefahren, die dem englischen Handel in Ostasien drohen, und die von der Regierung anscheinend unterschätzt werden. Der „Manchester Guardian"[1]) weist insbesondere auf die großen Verluste hin, die für die Textilindustrie von Lancashire entstehen würden, wenn es den Japanern gelänge, den chinesischen Markt ihrem Einflusse zu unterwerfen. Aber auch die übrigen Zeitungen, wie „Daily Telegraph", „Nation", „Daily News", „Morning Post"[2]) und „Times",[3]) fordern, daß die Regierung der Entwicklung der Dinge in Ostasien mehr Aufmerksamkeit schenken müsse, als bisher anscheinend geschehen, und daß die britischen Interessen in China, insbesondere im Jangtsebecken, gesichert würden, bevor es zu spät sei. Die Namhaftmachung dieser Blätter dürfte genügen, um darzutun, daß es nicht etwa ein oder zwei räudige Schafe in der englischen Presse sind, die mit der Haltung der Regierung unzufrieden sind, sondern daß die Besorgnis und die Entrüstung über das japanische Vorgehen — man kann wohl sagen — allgemein ist.

Diese Stimmung äußert sich auch in den zahlreichen Anfragen im englischen Unterhause. Die Antworten, die von den Regierungsvertretern auf all diese Anfragen gegeben worden sind, waren jedoch alles andre als befriedigend und gingen niemals über das Maß allgemeiner Redensarten hinaus. So erklärte Neil Primrose am 11. März auf die Anfrage des Parlamentsmitgliedes Molteno, die englischen Handelsinteressen in China seien sehr bedeutend, und er könne das Haus versichern, daß das Auswärtige Amt entschlossen sei, dafür zu sorgen, daß diese Interessen nicht verletzt würden:

> „Im allgemeinen hat Seiner Majestät Regierung nichts gegen die Erweiterung japanischer Interessen in China, vorausgesetzt, daß diese

---

[1]) Vgl. z. B. „Manchester Guardian" vom 13. März 1915.

[2]) Vgl. „Nation" vom 20. März und „Daily News" vom 7. März, wo ein höchst interessanter Brief aus Shanghai abgedruckt ist, der von außerordentlicher Schärfe gegen den japanischen Bundesbruder ist. — Vgl. auch den „Economist" vom 27. März und „Morning Post" vom 26. März 1915.

[3]) Vgl. z. B. neuerdings die „Times" vom 7. Mai, wo ein — anscheinend vom englischen Auswärtigen Amt inspirierter — Artikel Japan warnt, es werde sein Prestige und seinen Einfluß aufs Spiel setzen, wenn es kurzsichtig genug ist, die augenblickliche Verlegenheit der Großmächte zu benutzen, um private Interessen zu verfolgen. — Vgl. auch den Leitartikel in der „Times" vom 10. Mai.

Digitized by Google

Expansion in keiner Weise die englischen Interessen verletzt ... Wenn irgendein Grund zur Annahme vorhanden sein sollte, daß die Verhandlungen zwischen China und Japan nicht auf diplomatischem Wege beendet werden und die Dinge sich so entwickeln könnten, daß sie die Unabhängigkeit und Integrität Chinas bedrohen, so werden zweifellos Beratungen stattfinden, um Mittel und Wege zu finden, wie Japan ohne Verletzung der Integrität Chinas zu seinem Recht kommen kann, was eine der Bestimmungen des englisch-japanischen Bündnisses ist." [1])

Ebenso allgemein gehalten und nichtssagend war die Antwort, die Grey selbst am 20. April im Unterhause auf sechzehn an ihn gerichtete Fragen bezüglich der Vorgänge in China gab: [2])

„Im allgemeinen kann ich sagen, daß die Politik Seiner Majestät Regierung in China weiter von den Bestimmungen des bestehenden Vertrages zwischen dem Vereinigten Königreich und Japan geleitet sein wird, nämlich der Erhaltung der gemeinsamen Interessen aller Mächte in China durch Sicherung der Unabhängigkeit und Integrität der chinesischen Republik und des Grundsatzes gleicher Rechte für Handel und Industrie aller Nationen in China."

Diese allgemeine Erklärung des Ministers des Auswärtigen dürfte wohl ebensowenig zufriedenstellen wie die früheren ähnlichen Antworten von Primrose. Das einzige, was man aus all diesen Antworten der Regierungsvertreter immer wieder herauslesen kann, ist, daß die englische Regierung zurzeit jegliche Verstimmung des japanischen Verbündeten vermeiden möchte, vielleicht in der richtigen Erkenntnis, daß sie doch nicht in der Lage sein werde, dem Vorgehen der Japaner ein energisches „Halt!" zuzurufen.

Besonders drohend sind die Gefahren natürlich für die englischen Besitzungen in Ostasien und für Australien. In letzterem war man schon niemals über das englisch-japanische Freundschaftsbündnis sehr erfreut, da man die Gefahr zu schätzen wußte, die jegliche Stärkung der gelben Weltmacht für das dünnbevölkerte Australien mit sich bringen mußte, denn es dürfte nicht lange dauern, so wird Japan an England die Forderung stellen, daß seine Staatsangehörigen die gleichen Rechte auf Einwanderung nach Kanada und Australien erhalten wie die Einwanderer weißer Rassen. Beide Dominien sind nur sehr schwach bevölkert und weisen weite Landstrecken auf, die noch Millionen von Einwanderern aufzunehmen und zu ernähren imstande sind. Bisher haben sich beide Länder, ebenso wie die Vereinigten Staaten von Amerika, gegen die gelbe Einwanderung fest verschlossen aus Furcht vor der „gelben Gefahr". Wie wird sich England dazu stellen, wenn der jetzige Verbündete diesen Posten der Gleichberechtigung seiner Untertanen beim Friedensschluß auf die Rechnung

[1]) Vgl. „Manchester Guardian" vom 12. März 1915. — Vgl. auch die ebenso nichtssagenden Antworten Primroses in der Sitzung vom 15. März 1915.

[2]) Vgl. „Manchester Guardian" vom 21. März 1915.

Digitized by Google

jetzt? Und wie werden sich die schon jetzt ziemlich selbständigen Dominien verhalten, wenn England ihren „Lebensinteressen" nicht Rechnung trägt? Doch diese Fragen sollen hier nicht entschieden werden.

Auch Indien dürfte nicht ganz außerhalb der Wünsche der japanischen Imperialisten liegen, jedenfalls läßt der in den letzten Jahren sehr gestiegene Handel Japans nach Indien sowie die mit staatlicher Unterstützung dorthin gehenden Dampferlinien die Annahme gerechtfertigt erscheinen, daß Japan auch auf jenes „Goldland" sein Augenmerk gerichtet hat. Daß die Stellung Großbritanniens in Indien so stark und rosig ist, ist trotz der beruhigenden offiziellen Nachrichten der englischen Regierung kaum anzunehmen. Jedenfalls werfen der Aufstand in Singapore, zu dessen Unterdrückung die Engländer japanische Hilfe in Anspruch nehmen mußten, sowie die Unruhen und politischen Attentate in andern Gegenden des indischen Reiches ein eigenartiges Licht auf die ruhige Lage in Indien. Ohne Zweifel beginnen die Japaner auch bereits in den Straits Settlements und auf der Malaiischen Halbinsel jenes System von politischen Spionen auszubreiten, mit dem sie so erfolgreich in Korea und China gearbeitet haben. Es dürfte dies nur die Vorbereitung für weitere, vielleicht in nicht allzu ferner Zukunft liegende Schritte sein, deren nächster die Festsetzung der Japaner in Singapore, dem „Gibraltar des Chinesischen Meeres", sein wird.

Und wie man in Japan über seinen Verbündeten denkt, geht allzu deutlich aus den Aeußerungen der japanischen Presse hervor, als daß man sich in England über die wahren Gefühle seiner asiatischen Freunde irgendeiner Täuschung hingeben könnte. So schrieb die „Asahi" bereits im November 1914: „Es wäre besser gewesen, den Vertrag zu kündigen, der durch das russisch-englische Bündnis unsre Lebensinteressen berührt, die Deutschland niemals angetastet hat." Ein ebenso scharfes Urteil über das englische Bündnis fällt der erste Schriftleiter der japanischen Zeitung „Kokuminszimbun", Tokutani, der gleichzeitig Mitglied der japanischen Ersten Kammer ist, in der Nummer seines Blattes vom 4. April 1915. Auch die „Chugat Shimpo" bedauert das Bündnis mit England und erklärt, Japan hätte lieber an Deutschland Anschluß suchen sollen. Gleichzeitig prophezeit diese Zeitung, daß die englische Freundschaft für Japan nicht von langer Dauer sein werde.

Allzu beliebt sind demnach die Engländer nicht im Lande der aufgehenden Sonne, und auf die Freundschaft der Japaner hat England in Zukunft kaum mehr zu rechnen. Japan wird in Ostasien seine Ziele verfolgen, ohne sich durch irgendwelche englischen Interessen darin stören zu lassen; es wird den Weg weiter gehen, den ihm England durch die Aufhetzung zur Eroberung Tsingtaus und durch die Beihilfe bei jener zweifelhaften Heldentat zugewiesen hat. In China zeigen sich jetzt bereits die Anfänge des englisch-japanischen Gegensatzes, und man sieht scheinbar in London bereits die „gelbe Gefahr" am Horizont auftauchen. Ohne Zweifel wird diese Gefahr immer mehr wachsen, und die leichtsinnige Heraufbeschwörung der gelben Rasse zum Kampfe gegen die verhaßten deutschen Bluts-

Digitized by Google

verwandten wird reichlich Früchte zeitigen, die in erster Linie England schaden werden.

Zu spät wird Albion dann erkennen, welchen Fehler es begangen hat, als es Japan zur Teilnahme am Kriege verleitete, nur um ein weiteres Glied in der Kette zur Erwürgung Deutschlands zu gewinnen, anstatt alles aufzubieten, um das Uebergreifen des Weltbrandes auf die Länder gelber und schwarzer Rasse zu vermeiden. Auch hier wird sich die Wahrheit des alten Dichterwortes zeigen: „Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang."

Berichte aus allen Wissenschaften

Geschichte

Deutsches Leben in Galizien und in der Bukowina

Ueber das österreichische Karpathenvorland ist die Kriegsfurie dahingebraust. Zahlreiche Orte sind verwüstet, unzählige Bewohner haben die Flucht ergreifen müssen. Zu den schwer heimgesuchten zählen auch viele unsrer deutschen Ansiedler.

Germanen waren in die Karpathenländer schon in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung gekommen. Doch sie zogen wieder weg, ohne Bleibendes geschaffen zu haben.

Die erfolgreiche Besiedlung Galiziens mit Deutschen begann erst um 1200. Ueber das damals schon germanisierte Schlesien kamen die ersten Ansiedler. Bürger und Bauern wurden wohl gelitten, denn man schätzte ihre wertvolle Arbeitskraft. Aber auch zahlreiche deutsche Ritter, Geistliche und Mönche wanderten ein. So entstanden viele deutsche Städte und Dörfer; Burgen deutscher Geschlechter erhoben sich und viele Klöster wurden errichtet, in denen nur Deutsche Aufnahme fanden. Ein großer Teil der polnischen Adelsgeschlechter ist deutscher Herkunft, und noch im fünfzehnten Jahrhundert klagten die Polen, daß viele polnische Klöster den Einheimischen verschlossen seien. An das Kloster Tyniec bei Krakau knüpft eine Version der Waltharisage an. Wahrscheinlich haben sie die deutschen Klosterbrüder aus der Heimat mitgebracht. Selbstverständlich gab es in allen Orten deutsche Priester; selbst deutsche Bischöfe sind in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters in Galizien nicht selten gewesen.

Den Kern der deutschen Ansiedlung bildeten aber die deutschen Kaufleute und Handwerker. Sie brachten aus Deutschland ihre deutschen Rechtsgewohnheiten mit, deren Beibehaltung ihnen die Fürsten gestatteten. Durch ganz Polen begegnet uns daher deutsches Stadtrecht in der Form, wie es Magdeburg und dessen Tochterstädte (Breslau, Neumarkt) innehatten. Dieses Recht wurde auch den deutschen Dorfansiedlungen gewährt. Ueberall finden wir einen Vogt oder Schulzen an der Spitze des Gemeinwesens; ihm zur Seite Schöffen und Ratsherrn. Die Handwerker waren nach deutschem Muster in Zünften vereinigt. Etwa achthundert Orte kann man in Galizien nachweisen, die deutsches Recht hatten. In vielen derselben hatte man es freilich angenommen, obwohl keine Deutschen zu ihren Bewohnern zählten; doch war auch die Zahl der deutschen Orte sehr bedeutend. Alle größeren Orte Galiziens, die jetzt häufig genannt werden, waren deutsche Gemeinwesen.

Um dem Leser Einblicke in dieses deutsche Leben zu bieten, mag über Krakau ausführlicher gehandelt werden.

Neben dem polnischen Dorf an der Weichsel entstand schon bald nach 1200 eine deutsche Ansiedlung. Im Jahre 1225 erscheint hier bereits ein deutscher Schulz an der Spitze einer

Digitized by Google

wohlgeordneten Gemeinde. Als deren Mittelpunkt hat Bischof Iwo die Marienkirche erbaut. Dreißig Jahre später ist Krakau schon eine Stadt mit zahlreichen besonderen Vorrechten. Auch das Stapelrecht wurde den Bürgern verliehen. Die städtische Gerichtsbarkeit und Verwaltung lag fortan in den Händen eines Vogtes. Diese obersten Stadtrichter sind in den ersten Jahrhunderten fast durchaus Deutsche. Unter den mehr als achthundert bekannten Stadträten aus den Jahren 1289 bis 1507 ist nur ein ganz geringer Teil undeutsch. Dasselbe gilt von der großen Anzahl der Schöffen aus dieser Zeit. Schlägt man die ältesten Stadtbücher auf, so begegnen uns auf jeder Seite, bei allen Rechtsgeschäften, bei Käufen und Verkäufen, in den Verzeichnissen der neuaufgenommenen und verbannten Bürger, in den Aufzeichnungen der Zunftmitglieder unzählige Deutsche. Man gewinnt durchaus den Eindruck, daß die Stadt weitaus überwiegend von Deutschen bewohnt war. Dem entspricht auch der Umstand, daß die Krakauer und ebenso die Bürger andrer Städte Polens am Ende des dreizehnten und am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts deutschen Fürsten zuneigten.[1]) Der deutsche Charakter der Stadt offenbart sich auch auf Schritt und Tritt, wenn wir die Topographie in Betracht ziehen. Das Gebiet der Stadt wird durch „Kreuze" in Bezirke geteilt. Für einzelne Stadtteile war auch noch im sechzehnten Jahrhundert der Ausdruck „Viertel" üblich. Straßen, Plätze und Tore führten deutsche Namen, so Barwuzenbrudergasse, Spitelergasse, Sugasse (Saugasse), Wissergasse (Fischergasse), Spiglergasse, Burggasse, Breitegasse, Huenermarkt (Hühnermarkt), Wasserpforte usw. Für den deutschen Charakter der Stadt spricht auch die Verwendung der deutschen Sprache im öffentlichen Leben. Die Stadtbücher von 1300 bis 1312 sind überhaupt nur deutsch. Seither erfolgen die Eintragungen in lateinischer Sprache, doch finden wir auch deutsche Aufzeichnungen. Insbesondere sind zahlreiche Willküren, also Beschlüsse und Verordnungen des Stadtrates, ferner allerlei Rechtsurkunden, Zunftordnungen und Eidformeln in deutscher Sprache abgefaßt. Auch aus dem sechzehnten Jahrhundert sind zahlreiche Aufzeichnungen in deutscher Sprache bekannt; ja das Deutsche hat sich im Gebrauche der Krakauer Obrigkeit teilweise bis an die Wende des siebzehnten Jahrhunderts erhalten, vor allem beim Schöffengericht. In der Marienkirche wurde noch im ersten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts durchaus deutsch gepredigt. Das in der Krakauer Kathedralkirche im fünfzehnten Jahrhundert aufgeführte Auferstehungsspiel gleicht völlig jenem von Halberstadt und Magdeburg. Deutsch waren auch die Sitten und Bräuche, so die Hochzeitsordnung, das Treiben der Spielleute, allerlei Umzüge, Schützenfest u. dgl. Besonders bemerkenswert ist, daß auch ein dem Schembartlaufen ähnlicher Umzug stattfand. Bei den regen Beziehungen, die zwischen Krakau und Nürnberg bestanden, darf man annehmen, daß Krakau ebenso wie andre deutsche Städte im weltlichen Schauspiel von Nürnberg beeinflußt wurde.[2])

Gleichzeitig mit dieser Besiedlung Galiziens fanden sich auch viele Deutsche in der Bukowina, die damals zum Fürstentum Moldau gehörte, ein. Seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts sind vor allem in den zwei ältesten Städten dieses Gebiets, in Sereth und in Suczawa, zahlreiche deutsche Bürger nachweisbar. Mit ihnen kamen auch deutsche Bauern. Auch deutsche Söldner, später auch Vertreter gelehrter Berufe, z. B. Aerzte, sind nachweisbar. Selbstverständlich fehlt es auch hier nicht an deutschen Mönchen und Geistlichen. Diese deutschen Ansiedler kamen teils über Siebenbürgen, wo bekanntlich schon zahlreiche deutsche Kolonien bestanden, teils über Galizien. Die deutschen Orte in der Bukowina, wie übrigens auch die andern Städte der Moldau und Walachei, wiesen daher ebenfalls Einrichtungen nach deutschem Recht auf. So stand auch in Suczawa an der Spitze der

---

[1]) Dieser völkische Kampf bildet den Hintergrund meines historischen Romans „Die Tochter des Erbvogts" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).

[2]) Diese und andre Bräuche findet man nach den Quellen geschildert in dem obengenannten Roman „Die Tochter des Erbvogts". Näheres über die deutschen Ansiedlungen und ihre Geschichte in „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern", 3 Bände (Gotha, Fr. A. Perthes).

Digitized by Google

Gemeinde ein „Richter" oder „Graf". Ihm zur Seite standen „geschworene Bwrger", die den „gesessenen Rat" bildeten. Für den Richter kommt auch die Bezeichnung „Vogt", für die Beisitzer der Ausdruck „Geschworene" vor. In deutschen Urkunden, die uns aus dieser Zeit erhalten sind, werden oft die deutschen Bürger der Stadt Suczawa genannt. So ist aus 1514 ein deutsches Schreiben des Suczawer „Groph mith seinen geschworenen Burgern" an die Bistritzer (in Siebenbürgen) zugunsten ihres „Mithwoner" Schneider erhalten, und 1526 und 1527 schreibt „Yanusch Tischler Groff myth sampt zahnen geschworn Burgern auff der Socza (Suczawa)" an dieselben Bistritzer wegen gewisser Rechtsstreitigkeiten.[1])

Sowohl in Galizien als in der Bukowina haben die Deutschen eine segensreiche Kulturarbeit geleistet. Handel und Gewerbe, aber auch Künste und Wissenschaften sind von ihnen gefördert worden. Ebenso wurde die Landwirtschaft verbessert, die Ausbeutung der Bergschätze und des Waldreichtums in Angriff genommen. Hunderte von deutschen Worten im Polnischen, Ruthenischen und Rumänischen beweisen, daß der Begriff mit der Sache von den Deutschen übernommen worden ist.

Dieses reiche deutsche Leben wurde aber seit dem fünfzehnten Jahrhundert durch ungünstige Einflüsse gestört. Der Haß des einheimischen Adels, der den Bürgerstand zu schwächen und die Bauern zu knechten suchte, Kriege, die Zerrüttung Deutschlands, Reformation und Gegenreformation und noch manche andre Einflüsse vernichteten die Blüte der Deutschorte. Im achtzehnten Jahrhundert erkannte man den großen Nachteil, der aus dieser Entwicklung dem polnischen und moldauischen Staate erwuchs; man versuchte wieder deutsche Ansiedler ins Land zu ziehen. Mit Erfolg führte dies aber erst die österreichische Regierung aus, die 1772 in den Besitz Galiziens gekommen war und 1774 auch die Bukowina erwarb. Unter Maria Theresia und Kaiser Josef II. begann eine neue deutsche Besiedlung. In alle größeren Orte zogen unzählige deutsche Bürger und Vertreter der Geistesarbeit. Viele Städte erhielten deutschen Charakter, der freilich in Galizien seither wieder geschwunden ist. In der Bukowina weisen aber auch jetzt noch Czernowitz, Sereth, Suczawa, Radautz, Gurahumora, Kimpolung u. a. ein durchaus deutsches Wesen auf, so daß der aus dem Westen kommende Fremde angenehm überrascht ist. Ebenso entstanden zahlreiche neue dörfliche Ansiedlungen. Durch ganz Galizien und durch das Buchenland — wie die Deutschen die Bukowina gern nennen — zieht ein reicher Kranz deutscher Bauernkolonien. An sie schließen sich die deutschen Bergwerksorte und Glashüttenniederlassungen. Es sei nur erwähnt, daß z. B. die zwei in den letzten Wochen oft genannten Dörfer Jakobeni und Kirlibaba in der südlichen Bukowina, bei denen die Kraft des russischen Vorstoßes kläglich zusammenbrach, deutsche Bergwerksansiedlungen aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts sind. Erwähnt sei noch, daß die deutschen Ansiedler verschiedener Herkunft sind: die Stadtbewohner kamen aus allen deutschen Gebieten, die Landleute sind meist Schwaben und Deutschböhmen, die Glasarbeiter und Holzhauer kamen ebenfalls aus Deutschböhmen, die Bergwerksarbeiter aus der Zips in Nordungarn. Die Zahl der Deutschen in Galizien beträgt etwa 100000, die der Bukowiner Deutschen rund 75000 Köpfe.

Durch diese neue Besiedlung ist die Kultur Galiziens und der Bukowina überaus gefördert worden. Handel und Gewerbe, alle Zweige der Landwirtschaft, ebenso die geistige Kultur haben nur unter deutschem Einfluß wesentliche Fortschritte gemacht. In Galizien ist infolge des starken Druckes der Polen besonders seit 1866 das deutsche Wesen freilich vielfach zurückgedrängt worden; doch bestehen hier auch jetzt noch etwa zweihundert lebensfähige deutsche Siedlungen. In der Bukowina ist das deutsche Leben weit kräftiger entwickelt. Das Deutsche herrscht hier noch im öffentlichen Leben, in Amt und Schule vor; die größeren Orte haben vorwiegend deutschen Charakter; die Universität in Czernowitz,

[1]) Näheres über Suczawa und Sereth in meiner „Geschichte der Bukowina" (Czernowitz, Pardini, 1903). Vgl. auch „Geschichte von Czernowitz" (ebenda 1908).

Digitized by Google

die 1875 gegründet wurde, ist deutsch; eine Reihe der blühendsten Dörfer ist von Deutschen bewohnt.

Mögen bald wieder ruhige Zeiten kommen, die diesen treuen Vorposten des deutschen Volkes die Wiederaufnahme ihrer ruhigen und erfolgreichen Arbeit ermöglichen![1])

Dr. Raimund Friedrich Kaindl (Czernowitz-Wien).

Literarische Berichte

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Heft 44—50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis des Heftes 50 Pf.

Heft 44 dieser von uns schon öfter unsern Lesern warm empfohlenen Flugschriftenreihe hat den bekannten Historiker der Berliner Universität, Professor Dr. Otto Hoetzsch, zum Verfasser, zum Inhalt das Thema „Oesterreich-Ungarn und der Krieg". Hoetzsch betont einerseits die so überraschend bewiesene Lebensfähigkeit und Widerstandskraft der Habsburger Monarchie, anderseits die außerordentliche Wichtigkeit, die ihr als der Vormacht nach Südosten, dem Bindeglied zwischen Deutschland und der Türkei nebst dem vordern Asien zukommt. Vortrefflich wird diese geschichtlich-politische Betrachtung ergänzt durch die wirtschafts- und handelspolitische, die Professor W. Gerloff im 45. Heft bringt: „Der wirtschaftliche Imperialismus und die Frage der Zolleinigung zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn". Er befürwortet mit Beredsamkeit und Sachkenntnis, ohne die Schwierigkeiten zu übersehen, den Zusammenschluß der beiden Reiche zu „einem Wirtschaftsgebiet vom Eisernen Tor bis zur Yser oder bis zur Yssel, einer der schiffbaren Mündungen des Rheins". — „Der deutsche Volksgeist im Kriege" betitelt sich Heft 46, in dem der ausgezeichnete Berliner Rechtslehrer Otto v. Gierke ein erhebendes Bild der sittlichen Kräfte entwirft, mit denen das deutsche Volk in den Weltkrieg eintrat und die es bisher auch im „Durchhalten" so schön bewährt hat, daß darin auch die beste Verheißung für eine schöne glückliche Zukunft liegt. Auf ein Sondergebiet dieser Betätigung deutscher Tüchtigkeit führt uns Professor Dr. Kurt v. Rümker (Heft 47: „Mit Schwert und Pflug"). Als ausgezeichneter Kenner der deutschen Landwirtschaft zeigt er, wie diese sich den ungeheuren Anforderungen des Kriegszustandes gewachsen zeigte und den englischen Aushungerungsplan vereitelte; wie aber auch für die Zukunft die Unabhängigkeit vom Ausland ein Hauptgebot für die deutsche Volksernährung bleiben muß. — Mit den inneren Kräften des deutschen Volkes beschäftigt sich auch Hermann Muthesius (Heft 50), indem er, von den Gebieten ausgehend, auf denen er als eine unsrer führenden Autoritäten bekannt ist, „die Zukunft der deutschen Form", in einer gesunden, von snobistischem Uebermodern-Tun und von bequemem Kopieren des Alten gleichweit entfernten Entwicklung unsrer Architektur und unsres Kunstgewerbes erblickt und es als Aufgabe der deutschen Kultur bezeichnet, „der Welt das Gesicht zu geben". — Mit Fragen mehr der äußeren Politik beschäftigen sich Erich Meyer, Pfarrer der deutsch-evangelischen Gemeinde in Alexandrien, der über „Deutschland und Aegypten" (Heft 48) handelt und auf gründlicher Kenntnis der ägyptischen Verhältnisse fußend, die Forderung erhebt, daß auch in Aegypten die Bahn für deutschen Einfluß freier als bisher werden muß, und der bekannte politische Publizist W. v. Massow, der die Frage: „Wie steht es mit Polen?" (Heft 49) in durchaus sachlicher, objektiver Weise beantwortet und zu eignem Nachdenken über dieses wichtige Problem den Leser anregt.

Eine Frage! Wie erhalten wir der Zukunft die erhebenden Kräfte dieses Krieges? Von Johannes Marbod. Verlag Julius Springer, Berlin. Preis 50 Pf.

Der Hochstand des deutschen Volksempfindens, wie er sich bei Ausbruch des Krieges geäußert hat, soll, nach Meinung des Verfassers dieser Kriegsflugschrift, dadurch zu einem dauernden gemacht werden, daß man dem Volk eine große nationale Aufgabe

[1]) Ueber die Bedeutung der Deutschen in den Karpathenländern für das deutsche Gesamtvolk vgl. man meine jüngst erschienene Schrift „Deutsche Ansiedlung im Osten" (Der Deutsche Krieg Nr. 34). Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

auch nach dem Kriege zuweist. Diese Aufgabe soll darin bestehen, in den neuen Grenzgebieten in Ost und West eine Austauschsiedelung zu gründen, durch die die bisherigen Bewohner veranlaßt werden, auszuwandern, um so freien Raum für deutsche Ansiedler zu schaffen. Das Studium der Schrift sei jedem Vaterlandsfreunde warm empfohlen.

Mit dem Hauptquartier nach Westen. Aufzeichnungen eines Kriegsberichterstatters. Von Heinrich Binder. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Als Berichterstatter des „Berliner Tageblatts" hat der Verfasser die großen Tage mitgemacht, als die deutschen Heere im August unwiderstehlich in Belgien und Frankreich einrückten. Er begnügt sich aber keineswegs damit, etwa nur abgerissene Bilder und skizzenhafte Tagebuchschilderungen zu geben, er sucht vielmehr seine Erlebnisse stets mit dem großen Gang der weltgeschichtlichen Ereignisse zu verknüpfen. Darum holt er aus bei den Julitagen, die alle Welt in Spannung hielten, und läßt uns die Tage der Kriegserklärung und Mobilmachung noch einmal durchleben. Wir folgen ihm auf seinem Wege nach dem Kriegsschauplatz, zum Großen Hauptquartier, nach Belgien, zur Armee des Deutschen Kronprinzen usw. Stets kann er — was bei der Fülle der schon veröffentlichten Schilderungen in Form von Feldpostbriefen und andern Berichten gewiß etwas heißen will — uns neue Einblicke in die großen Ereignisse geben, und er versteht es dabei ausgezeichnet, durch seine fesselnde Darstellung unser Interesse immer von neuem zu steigern. Die photographischen Aufnahmen des Verfassers bieten eine willkommene Ergänzung zu den Schilderungen. s.

Gegen Frankreich und Albion. Von Anton Fendrich. Stuttgart, Franckh. Geh. M. 1.80, geb. M. 2.80.

Nicht eine trockene chronologische Erzählung vom bisherigen Verlauf des großen Krieges, sondern wohlabgerundete Bilder voll echter Stimmungskraft und inneren Miterlebens, die sich zu einem lebendigen Ganzen zusammenschließen. Auch in dieser im besten Sinne volkstümlichen Kriegsgeschichte bewährt sich Fendrich als der warmherzige Patriot und aufrechte Mann, für den es keinen unlösbaren Widerspruch bedeutet, der Sozialdemokratie (freilich der Sozialdemokratie, wie Ludwig Frank sie meinte, nicht wie Liebknecht sie karikiert) anzugehören und dabei als guter Deutscher zu fühlen und sich als solcher offen zu bekennen. Niemand wird den kleinen Band, der sich so leicht liest und doch immer zum Nachdenken und Mitfühlen zwingt, aus der Hand legen ohne Dank und Sympathie für den Verfasser, der schon mit der Flugschrift „Der Krieg und die Sozialdemokratie" so gute Arbeit im Dienste der einigenden und versöhnenden Idee des großen gemeinsamen Vaterlands getan hat. —y—

Mein Leben. Von Richard Wagner. Neue billige Volksausgabe. München, F. Bruckmann A.-G. Preis gebunden M. 4.—, in Halbleder M. 5.—.

Ueber die Bedeutung Richard Wagners braucht heute ja nichts mehr gesagt zu werden. Auch seine Gegner müssen zugestehen, daß er der modernen Musik neue Wege gewiesen und den größten Einfluß auf seine Zeitgenossen sowohl als auch auf die neue Generation ausgeübt hat. Wie seine Werke von den breiteren Schichten des Volkes geschätzt werden, das bezeugen die stets gefüllten Opernhäuser, mag nun „Tannhäuser" oder „Lohengrin", „Rienzi", „der Ring" oder eines der andern Werke auf dem Programm stehen. Um nun auch Wagners Lebensbeichte in die weitesten Kreise seiner Verehrer zu tragen, hat die Verlagsbuchhandlung eine Volksausgabe veranstaltet und bietet sie zu einem so überaus billigen Preise an, daß sie auch Minderbemittelte zugänglich gemacht worden ist. Die Ausstattung des Bandes ist sehr gut. H-n.

Urkunden zur Geschichte des Suezkanals. Veröffentlicht von Geh. Rat Dr. Georgi, Oberbürgermeister a. D. von Leipzig, und Albert Dufour-Feronce. 199 Seiten. Leipzig, Th. Weicher. M. 5.— (6.—).

Das Buch enthält zahlreiche bisher unveröffentlichte Urkunden, besonders Briefe von Mitgliedern der deutsch-österreichischen Gruppe des Suezkanalunternehmens, dem österreichischen Ingenieur Negrelli, dem Leipziger Kaufmann Dufour-Feronce und dem Kaufmann und späteren sächsischen Finanzminister Robert Georgi. Die Entstehungsgeschichte des großen Kulturwerkes wird durch diese Veröffentlichungen mannigfach bereichert, vor allem der Anteil der Deutschen, der durch Lesseps verdunkelt worden ist, in neues Licht gerückt. Auch für die allgemeine Zeitgeschichte ist manch neuer Gewinn aus dem Werk zu verzeichnen. Es würde durch Erläuterungen und Register der Allgemeinheit zugänglicher gemacht worden sein. Br.

Der Don Juan der Bella Riva. Ein Geschichtenbuch. Von Rudolf Presber. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Auch in unsern ernsten Tagen wird ein neues Novellenbuch von Rudolf Presber seine Freunde finden, ja vielleicht erweckt gerade die Stimmung unsrer Zeit in vielen den Wunsch, durch heitere Schöpfungen für

Digitized by Google

Augenblicke der Spannung enthoben zu sein. In dem neuen Band finden wir alle guten Seiten der frischen Art des Dichters, der durch seine begeistert aufgenommenen Kriegslieder „Der Tag des Deutschen" erst neuerdings wieder sich viele neue Verehrer gewonnen hat. Es ist nicht nur der Witz und der treffende Sarkasmus, der seine Erzählungen zu einer so unterhaltenden Lektüre macht, sondern auch das im besten Sinne versöhnende und gütige Element seines Humors, dem zugleich eine ethische Wirkung nicht abgeht. G.

Gesammelte Vorträge von Dr. E. v. Düring, ehem. Professor an der Universität Kiel. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 219 S.

Der Band vereinigt acht ausgezeichnete Vorträge aus dem Gebiet der Gesundheitslehre. Der Verfasser schöpft als Gelehrter und Arzt aus einem reichen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen und ist zugleich ein Meister des Vortrags. Das Buch, das in seiner philosophischen und ethischen Grundstimmung an Hufeland erinnert, gibt den Kranken Mut und den Gesunden vortreffliche Ratschläge für eine einfache und naturgemäße Lebensweise. Br.

Von Lieb' und Leid. Skizzen. Von Rosa Weibel. Verlag des Art. Institut Orell Füßli, Zürich. Preis geb. M. 3.—.

Die Verfasserin soll sich bisher durch lyrische Gedichte hervorgetan haben. Ich weiß es nicht, mir begegnet ihr Name zum erstenmal. Was sie uns aber in dem kleinen Bande an Prosaskizzen vorlegt, zeugt von einer schönen Begabung, daß man sich ihren Namen merken muß. Die siebzehn inhaltlich sehr verschiedenen kleinen Erzählungen sind mit merkwürdig sicherer Hand gezeichnet, knapp in der Sprache, beinahe wortkarg, aber dabei doch so anschaulich, daß man seine Freude daran hat.

Natur und Mensch. Von Prof. Dr. Max Georg Schmidt. Mit 19 Abbildungen („Aus Natur und Geisteswelt", 458. Bändchen). Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25.

Schmidt, einer der angesehensten Schüler Alfred Kirchhoffs und einer der bekanntesten neueren Wirtschafts- und Schulgeographen, hat sich seit fünfzehn Jahren für seine alljährliche Betätigung bei den Marburger Ferienkursen mit den anthropogeographischen Fragen beschäftigt, die er hier klar und fesselnd zur Sprache bringt. Er greift von den unendlichen Beziehungen zwischen Natur und Mensch die wichtigsten und eine Abhängigkeit des letzteren von der ersteren am schlagendsten beweisenden heraus und geht mit der gründlichen und anregenden Behandlung dieser Probleme selbständig und mit schönem Erfolge den Weg Alfred Kirchhoffs weiter zu neuen, eignen Ergebnissen. H. Z.

Bismarcks Glaube. Von Otto Baumgarten, Dr. und Professor der Theologie in Kiel. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Preis M. 2.80, geb. M. 4.—.

Wäre Bismarcks 100. Geburtstag in friedliche Zeiten gefallen, so hätte sich zweifellos eine unübersehbare Flut von Fest- und Gelegenheitsschriften über Deutschland ergossen. Der Ernst und die Schwere des Kriegsjahres hat auch hier für eine „Auslese des Tauglichsten" gesorgt; die Bismarckliteratur ist zum 1. April 1915 nicht um Hunderte von Nummern vermehrt, wohl aber um einige gediegene und gehaltvolle Werke bereichert worden. Zu diesem wirklich wertvollen Zuwachs rechnen wir das vorliegende Werk. Es behandelt ein Kernproblem des inneren Lebens Bismarcks in der sachlich gründlichsten Weise, dabei mit jenem psychologischen Scharfblick, den nur Liebe und Verehrung, nicht Haß und Tadelsucht zu geben vermögen, und mit einem Takt der Empfindung, der für solche zarte Fragen unbedingt notwendig ist, den aber nur eine im besten Sinn christliche Gesinnung, nicht konfessionelle Beschränkung und moralisierende Splitterrichterei zu geben vermögen. Wie tief und zugleich wie weit Baumgarten sein Thema gefaßt hat, davon mögen die Ueberschriften der Kapitel eine Andeutung geben: „Bismarcks religiöse und kirchliche Entwicklung"; „Bismarcks Religiosität"; „Bismarcks Stellung zur evangelischen Kirche"; „Bismarcks Kampf mit der Papstkirche". Nicht nur in Bismarcks Seelenleben und gewaltige Eigenart führt uns also der Verfasser ein, er behandelt auch zwei wichtige, viel umstrittene Punkte der inneren und Kulturpolitik des ersten Kanzlers. Es ist vielleicht nicht zuviel gesagt, wenn wir behaupten, daß jeder, der den Menschen und Christen Bismarck kennen, ein wirklich begründetes Urteil über ihn sich bilden will, dies Buch von „Bismarcks Glauben" gelesen haben muß. K.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Abraham a Santa Clara, Kriegsbrot für die Seele. Von Dr. Karl Bertsche. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 1.—.

Alten, v., Georg, Handbuch für Heer und Flotte. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Lieferung 73, 74 u. 75 à M. 2.—.

Auerbacher, L., Der Kriegszug der sieben Schwaben. Neu herausgegeben von Heinrich Mohr. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 1.—.

Bonner Vaterländische Reden und Vorträge während des Krieges. VI. Niepmann, Landmacht und Seemacht im Kampfe miteinander. 50 Pf. VIII. Schreuer, Die allgemeine Wehrpflicht, ihre Entwicklung und ihre gesellschaftliche Bedeutung. 40 Pf. IX. Imelmann, Der deutsche Krieg und die englische Literatur. 50 Pf. X. Thurneysen, Irland und England. 80 Pf. XI. Brüggemann, Die Einheit Europas. 60 Pf. Bonn, Friedrich Cohen.

Bratter, C. A., Im Krieg in Paris. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 1.—.

Chamberlain, Houston Stewart, England and Germany. München, F. Bruckmann A.-G.

Chamberlain, Houston Stewart, Neue Kriegsaufsätze. München, F. Bruckmann A.-G. M. 1.—.

Cornicelius, Max, Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. Leipzig, B. G. Teubner. Jahrgang 9, Heft 10, à M. 1.—.

Doyle, A. Conan, Der Tauchbootkrieg. Wie Kapitän Sirius England niederzwang. Deutsch von Schanzer. Stuttgart, Robert Lutz. M. 1.—.

Dresdner, Albert, Die Entstehung der Kunstkritik im Zusammenhange der Geschichte des europäischen Kunstlebens. München, F. Bruckmann A.-G. Geh. M. 8.—, geb. M. 9.—.

Falke, Gustav, Wir und Oesterreich. Ausgewählte Kriegsdichtungen 1914/15. 3. Heft. Hamburg, Hanseatische Druck- und Verlags-Anstalt. 30 Pf.

Goebel, Dr. Julius, Der Kampf um deutsche Kultur in Amerika. Aufsätze und Vorträge zur deutsch-amerikanischen Bewegung. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. M. 3.—.

Hettner, Dr. Alfred, Geographische Zeitschrift. Leipzig, B. G. Teubner. Jahrgang 21, Heft 4, à M. 1.—.

Hie deutsches Reich für immer! Eine Geibelauswahl für Deutschlands Jugend und Volk. Herausgegeben vom Verein für das Deutschtum im Ausland. Berlin, Martin Warneck. Geb. M. 2.—.

Höffer, E., Sieger, Roman. Breslau, S. Schottlaender.

Horowitz, Prof. Dr. J., Der Toleranzgedanke in der deutschen Literatur zur Zeit Moses Mendelssohns. Stuttgart, W. Spemann. M. 1.50.

Horten, M., Die kulturelle Entwicklungsfähigkeit des Islam auf geistigem Gebiete. Bonn, Friedrich Cohen. M. 1.20.

Köhrer, Erich, Auf Hindenburgs Siegespfaden. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.—.

Künzelmann, Ferdinand, Spione. Berlin, Robert Markiewicz Verlag. M. 1.50.

Laboschin, Siegfried, Hindenburg-Nationalblatt. Leipzig, Wezel & Naumann A.-G. M. 1.—.

Litzmann, Berthold, Bismarck und wir. Bonn, Friedrich Cohen. 40 Pf.

Macke, Reinhold, Kaiser Wilhelm der Zweite. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung. 40 Pf.

Meinecke & Vigener, Historische Zeitschrift. München, R. Oldenbourg. 2. Heft, 18. Band.

Meyer, Eduard, England. Seine staatliche und politische Entwicklung und der Krieg gegen Deutschland. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. Geh. M. 4.—, Lbd. M. 5.—.

Mohr, Heinrich, Kriegsschwänke aus alter Zeit. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 1.—.

Randglossen zum Französischen Gelbbuch. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. 50 Pf.

Schweder, Paul, Im Kaiserlichen Hauptquartier. Leipzig, Hesse & Becker. Kart. M. 2.50, Leinbd. M. 3.—.

Sieger, R., Die geographischen Grundlagen der öst.-ung. Monarchie und ihrer Außenpolitik. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. M. 1.—.

Wilamowitz-Moellendorff, U. v., Reden aus der Kriegszeit. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 75 Pf.

Wolzogen, Hans v., Gedanken zur Kriegszeit. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 1.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Ein Denkmal deutscher Arbeit in Deutsch-Südwest

Menschen und Tiere in Deutsch-Südwest

Von

Adolf Fischer

Geheftet M 4.—, in Leinen gebunden M 5.—

„Von zahlreichen Werken über Deutsch-Südwest, die mir im Laufe der Jahre unter die Augen gekommen sind, hat keines mein Interesse von vornherein und dauernd gefesselt wie das vorliegende. Vielleicht ist etwas Stimmung dabei angesichts der begehrlichen Blicke, mit denen unsere Neider auf die gewaltige Arbeit und Erfolge unserer Kulturpioniere sehen, sicher aber muß ich den größeren Teil dem Verfasser zuschreiben, der als Jäger und Offizier einen militärisch straffen Zug auch in seinen Schilderungen nicht vermissen läßt. Diese kurze, schlichte, aber inhaltreiche Straffheit paart sich gut mit reichem Wissen, feiner Empfindung für alle Gebilde der Natur und mit scharfem Urteil über das Land und seine Verhältnisse. In der stilistischen Eigenart und der kunstlosen Einfachheit tritt indessen eine eigene, fast möchte ich sagen persönliche Poesie hervor, die es entbehren läßt, daß dem Buche keine einzige Abbildung beigegeben ist. Und doch hat die Plastik der Naturschilderung darunter keineswegs gelitten. Dem Werke wünsche ich recht viele Leser, unseren Kolonien aber gleichgeartete Schilderer."

(Reichsbote, Berlin.)

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Gediegenes Geschenkbuch für jeden Kaufmann

Paul Lechler
Geschäftserfolg und Lebenserfolg

Geheftet M 1.50, in Leinen gebunden M 2.50

Das 11.—13. Tausend ist bereits erschienen!

„So kann nur ein Mann reden und schreiben, der auf Grund eines arbeitsreichen Lebens außergewöhnliche Berufs- und Lebenswerte aufzuweisen hat, ein wahrhaft „königlicher Kaufmann". Wer seinem Rate folgt, den wird es nicht gereuen." (Reichsbote, Berlin.)

Jeder Vater, der seinen Sohn einem kaufmännischen Beruf zuführen will, und **jeder junge Kaufmann sollte das Buch lesen.**

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

Der Deutsche Krieg

Politische Flugschriften, herausgegeben von **Ernst Jäckh**

Erscheinen in zwanglosen Heften — Preis jedes Heftes 50 Pfennig

Neue Hefte:

45. **Prof. Dr. W. Gerloff,** Der wirtschaftliche Imperialismus und die Frage der Zolleinigung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn.
46. **Geheimrat Prof. Dr. O. v. Gierke,** Der deutsche Volksgeist im Kriege.
47. **Prof. Dr. Kurt v. Rümker,** Mit Schwert und Pflug!
48. **E. Meyer,** Deutschland u. Ägypten.
49. **W. v. Massow,** Wie steht es mit Polen?
50. **Geheimrat Dr.-Ing. H. Muthesius,** Die Zukunft der deutschen Form.
51. **Dr. Hans Rost,** Deutschlands Sieg — Irlands Hoffnung.
52. **N. Goldmann,** Der Geist des Militarismus.
53. **Dr. Levin L. Schücking,** Der englische Volkscharakter.
54. **Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Albert Neisser,** Der Krieg und die Geschlechtskrankheiten.

Eine Stimme aus dem Kreise der Bezieher der Flugschriften-Sammlung

Dekan Eytel in Heidenheim schrieb an den Herausgeber u. a.: „Schon viele Ihrer Kriegshefte, deren Abonnent ich bin, haben mir in dieser Kriegszeit das Herz erhoben und gestärkt, ich sage Ihnen tiefen Dank dafür! Der Krieg ist ein Erwecker großer Gedanken, Ihre Arbeit bringt sie uns zur Kenntnis und zur Wirkung, und die Fülle großer Ideen und weitreichender Ziele kommender hoher Menschheitsentwicklung und Kulturarbeit trägt über alle Sorgen des Augenblickes kühn empor. Aber so gewaltig wie Trampes „Kampf um die Dardanellen" hat mich noch keines von allen erhoben. Vielleicht kommt es eigenen Gedanken entgegen, die mich längst beschäftigen. Ich begreife nicht, daß nicht jeder Italiener einsieht, daß Gibraltar und Suez Italien strangulieren und die Zukunft Italiens von dem Untergang der englischen Weltmacht abhängt."

Kriegsberichte

aus dem Großen Hauptquartier

Erscheinen in zwanglosen Heften zum Preise von je 25 Pfennig

Neue Hefte:

5. Aus den Kämpfen im Osten: Schulter an Schulter mit unseren Verbündeten — Aus den Karpathen — Der Rückzug der neuen X. russischen Armee — Der geplante russische Einfall in Tilsit.
6. Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel. Mit einer Karte.
7. Die Durchbruchsschlacht in Galizien bis zur Einnahme von Przemysl. Mit zwei Karten.

Diese ausführlichen amtlichen Berichte sind **die ersten und wichtigsten Bausteine zu einer Geschichte des Krieges.** Ihre Anschaffung und vollständige Sammlung empfiehlt sich daher für jedermann; sie sind auch zur Versendung an unsere Krieger im Feld (Porto 10 Pf.) hervorragend geeignet.

Ein Verzeichnis der früher erschienenen Hefte beider Sammlungen ist kostenlos von jeder Buchhandlung zu erhalten; auf Wunsch auch direkt durch die

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Digitized by Google

Vierzigster Jahrgang — August 1915 — Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

HARVARD COLLEGE LIBRARY
AUG 23 1915
CAMBRIDGE, MASS.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Woran erinnert die deutsche Front in Ost und West? 121
Europa und die Zeitungsdemagogie 126
Dr. **H. v. Langermann**: Über Abrüstung und Völkerfriedenskongreß 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. 134
Dr. **Hatschek**, Universitätsprofessor (Göttingen): Die Wandlungen der Monroedoktrin 142
Wilhelm Biernatzki-Voorde: Friedrich v. Martin 149
K. Th. Zingeler (Sigmaringen): Fürst Karl Anton von Hohenzollern in seiner Politik. Aus Briefen an ihn und von ihm 158
Ueber die russische Armee im Jahre 1850. Nach Aufzeichnungen des Majors v. Schlegell, bearbeitet von M. Conrad 168
Dr. **Wolfgang Windelband** (Heidelberg): Habsburg und Hohenzollern . . . 176
Prof. Dr. **Hugo Ribbert** (Bonn): Anpassung und Krankheit 189
Prof. Dr. **Budde** (Hannover): Neuidealismus und Pädagogik 197
Theodor v. Sosnosky: Aus vergangenen Tagen. Kriegsbriefe aus dem Jahre 1859 204
Strobl v. Ravelsberg (Wien): Gablenz vor Oeversee. In Briefen aus dem Jahre 1864 212
F. v. Wantoch-Rekowski: Italienische Erinnerungen 225
Brief eines Gewesenen. Von einem früheren Minister 228
Berichte aus allen Wissenschaften.
Geschichte. **Ernst Lennhoff**: Ein Fürstenbundplan des Freiherrn Hans v. Gagern aus dem Jahre 1794 230
Literarische Berichte 234
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 239

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig
1915
Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
In 1915 trotz dem Kriege gleiche Steigerung der Dividenden für die Versicherten wie in den letzten Jahren.
— Mitversicherung der Kriegsgefahr. —

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei
Schlaflosigkeit und Nervosität
In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Ein Buch, aus dem uns in ernsten Tagen herzerquickende Wärme entgegenquillt,
ist nach dem Urteil der Täglichen Rundschau, Berlin:
Der Bodenseher
Erzählung von
Ludwig Finckh
Mit 16 farbigen Bildern von Karl Stirner
5. Auflage. Geheftet M 3.—, in Leinen gebunden M 4.—

„Es tut wohl, neben dem aufregenden Inhalt der Zeitungen und der übrigen Kriegsliteratur auch etwas aus dem Reiche des Friedens und der Heimatliebe zu lesen, zumal wenn die Heimat so liebevoll mit den Augen des Dichters gesehen und mit dem Griffel des Künstlers geschildert ist.“ (Prof. Dr. Rob. Gaupp, Tübingen.)

Ein ausführlicher Prospekt über sämtliche in unserem Verlag erschienenen Werke Ludwig Finckhs ist kostenlos durch jede Buchhandlung, auf Wunsch auch direkt von uns zu erhalten.
Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
AUG 28 1915
CAMBRIDGE, MASS.

Woran erinnert die deutsche Front in Ost und West?

Vor reichlich hundert Jahren bewegten sich deutsche und österreichische Truppen als Verbündete in den östlichen Grenzgebieten, die auch gegenwärtig erreicht sind, bzw. denen sie sich genähert haben. Freilich geschah dies 1812 insofern unter andern politischen Verhältnissen, als die deutschen Staaten ebenso wie Oesterreich als unfreiwillige Bundesgenossen Napoleons I. gegen Rußland in den Krieg zogen.

Der linke französische Flügel, Macdonalds X. Korps, überschritt damals im Vormarsche auf Riga in Tilsit den Njemen, war am 28. Juni in Tauroggen. Bei diesem Korps befand sich die preußische Division Grawart, dessen Nachfolger Yorck am 30. Dezember 1812 beim Rückmarsche die Konvention von Tauroggen mit den Russen abschloß. Auch der Ort Szawli, bei dem am 30. April 1915 gekämpft wurde, ist aus jener Zeit bekannt. Die Zentrumsarmee bestand aus des Kaisers und aus Jérômes Heeresgruppe.

Am 24. und 25. Juni 1812 (bereits am 23., 11 Uhr abends, beginnend) gingen von Napoleons Heeresgruppe vier Korps und zwei Kavalleriereservekorps auf drei Brücken bei Kowno über den Njemen, während zwei weitere Korps, dabei das VI. (Bayern) und ein Kavalleriereservekorps dieser Gruppe unter Vizekönig Eugen dasselbe bei Pilony am 29. und 30. taten und so zur Verbindung mit der Heeresgruppe Jérômes dienten. Dieser bewirkte mit drei Korps, dabei VII. (Sachsen) und VIII. (Westfalen), und einem Kavalleriereservekorps in den Tagen vom 29. Juni bis 2. Juli den Njemenübergang bei Grodno. Der Uferwechsel wurde von der Zentrumsarmee nicht gleichzeitig, sondern innerhalb eines Zeitraumes von einer Woche bewirkt, weil der Kaiser mit seiner Heeresgruppe als Scheitel eines spitzen Winkels einbrechen will, dessen linken Schenkel Macdonalds Korps und dessen rechten Eugens Truppen bilden sollen, an deren Ende Jérôme folgt. Dieser tut es erst, als Napoleon schon in Wilna ist. Während dieser selbst die erste russische Westarmee (Barklay) in sich trennt, sollen die andern Heereskörper nachdrängen und auseinanderhalten. „Ein strategisches Leuthen" nennt der verstorbene Oberst Graf Yorck das beabsichtigte Verfahren. Eugen hat die zweite Westarmee (Bagration) zu hindern, falls diese — hinter den aus Wilna weitergehenden Spitzen Napoleons weg —

Copyright 1915 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

auf diesen Ort drängen will. Jérôme endlich soll Bagrations Armee, welche durch sein und Eugens späteren Njemenübergang zu längerem Verweilen verleitet werden soll, durch Angriffe so aufhalten, daß die von Wilna in seiner (Bagrations) Anmarschrichtung vormarschierende rechte Heeresspitze (Davout) Zeit behält, Bagrations rechte Flanke zu fassen.

Die in neuester Zeit oft genannten Orte Kalwarija, Suwalki, Augustow liegen im damaligen Anmarschgelände des linken Njemenufers.

Die Oesterreicher, unter Schwarzenberg aus Galizien anmarschiert, erreichten am 28. Juni Siedlce, nördlich Iwangorod.

Auf dem westlichen Schauplatze stehen die Deutschen etwa von Armentières ab auf französischem Gebiet, in dem Raume von Lille, Arras, Douai, Valenciennes, Cambrai, Le Cateau, Landrecies. Diese Gegend wurde im Jahre 1870/71, von Patrouillen abgesehen, nicht betreten.

Nach der Schlacht von St. Quentin (19. Januar 1871) gelangten Patrouillen der 12. Kavalleriedivision bis aufs Glacis von Landrecies, die 7. Kavalleriebrigade bis nahe an Cambrai heran. Im übrigen lag ein Vorgehen gegen die „Festungen des Nordens" nicht in der Absicht der deutschen Heeresleitung. Ein dauerndes Festhalten des nördlich der Somme gelegenen Landstriches war damals nicht beabsichtigt. Ganz anders heute! und zwar im unmittelbaren Zusammenhange mit der bisherigen Anmarschrichtung durch Belgien. Die gegenwärtige Lage erinnert mehr an diejenige vor hundert Jahren. Damals — nach Belle-Alliance — erfolgte der Vormarsch (Verfolgung) in ähnlicher Richtung, wie im gegenwärtigen Kriege. In Cattillon a. Sambre, am 23. Juni 1815, wurde zwischen Wellington und Blücher vereinbart, daß der englischen Armee die Eroberung der Festungen westlich der Sambre zufallen sollte. Le Quesnoy, Valenciennes, Condé, Lille, Douai, Bouvain fielen ohne oder mit nur geringen Anstrengungen den Engländern in die Hände. Preußischerseits hatte nach der Vereinbarung von Cattillon die Bewältigung der festen Plätze an Sambre und Maas zu erfolgen. Prinz August wurde mit der Leitung betraut. Maubeuge, Landrecies, die damals noch nicht belgischen Philippeville und Marienbourg, ferner Rocroi, Givet, Mézières, Sedan, Montmédy, Longwy wurden von den Deutschen genommen. Die Namen der Plätze kehren im Verlaufe des gegenwärtigen Krieges und desjenigen von 1870 wieder. —

In südlicher Richtung geht unsre Frontlinie von östlich Arras westlich an Bapaume vorbei. Am 3. Januar 1871 wurde hier der Entsatzversuch des Generals Faidherbe für Péronne durch General v. Goeben abgewiesen. Dieses ist heute ebenso wie St. Quentin, la Fère, Laon in unserm Besitze. Unsre Front schneidet die Verbindungen Noyon-Compiègne (Hauptquartier Blüchers Ende Juni 1815 und des Kronprinzen von Sachsen, Oberbefehlshabers der Maasarmee im Waffenstillstande 1871) und folgt von der Vereinigung der Aisne und Oise ersterer. Von Soissons bleibt sie nördlich. Die neuesten Kämpfe des III. Armeekorps bei diesem Orte sind noch in frischer Erinnerung. In Soissons übernahm Grouchy am 26. Juni 1815 den Oberbefehl über die „Nordarmee"

Digitized by Google

genannten Trümmer der Armee Napoleons I., und am 15. Oktober 1870 wurde die Festung den Deutschen nach etwa dreiwöchiger Belagerung übergeben. Das war für die Einschließungsarmee von Paris wichtig, weil Soissons die Eisenbahn Châlons—Reims—Mitry gesperrt hatte. Etwa 35 Kilometer östlich Soissons, bei Beaurieux, tritt unsre Front aufs linke Aisneufer und geht nördlich an Reims vorbei. Dieses ist seit Mitte September wieder in französischem Besitz. Ueber die Kämpfe bei dieser Stadt wird oft berichtet. Auch vor hundert Jahren gab es ein Gefecht von Reims, als der russische Generalleutnant St. Priest mit seinem starken Detachement aller Waffen am 13./14. März durch Napoleon von dort vertrieben wurde.

Der Erfolg war für den Kaiser „das letzte Lächeln des Glücks".

1870 entschied sich am 22. August Marschall Mac Mahon in Reims dazu, der Bazaineschen Armee in Richtung Stenay entgegenzugehen. „Mit diesem Entschlusse war auf französischer Seite die entscheidende Wendung eingetreten, welche zehn Tage darauf in der Katastrophe von Sedan enden sollte", und am 5. September verlegte König Wilhelm I. sein Hauptquartier dorthin, wo es bis 14. blieb.

Das Lager von Châlons, nördlich dessen unsre Front bleibt, ist der alte Truppenübungsplatz der Franzosen aus Napoleons III. Zeiten. Dort sammelten sich in der zweiten Hälfte des August 1870 die Heeresteile, welche bei Weißenburg und Wörth geschlagen waren. Zu ihnen trat ein neu zusammengestelltes XII. Korps. Zu dieser Armee von Châlons hatte sich von Metz (ab 16. August 1870) Kaiser Napoleon begeben. Mac Mahon befehligte. In dem bekannten Zwiespalt der Meinungen: Paris—Metz, ging der Marschall am 21. August mit der Armee nach Reims, um einerseits der nordwestlichen Abmarschrichtung Bazaines näher zu sein, anderseits den Weg nach Paris einschlagen zu können.

Der Fortsetzung unsrer Front nach der Maas hin ist Valmy (westlich St. Ménehould) vorgelagert. Der Ort ist durch die Kanonade von 1792 bekannt. Von der Maas, etwa 12 Kilometer nördlich Verdun, geht unsre Front nach Fromezey an der Orne und folgt dem Fluß bis Goussainville, von wo sie in südlicher Richtung über Maizérey, Marchéville, Combres, Dompierre, Lamorville, Maizey a. Maas geht, die sie überschreitet. In weitem Bogen wird auf diese Weise Verdun östlich umgangen und erst unterhalb St. Mihiel das linke Maasufer für eine kurze Strecke überschritten.

Verdun, das gegenwärtig von uns auf rechtem Maasufer und teilweise auch auf linkem eingeschlossen ist, war 1870 noch nicht von der gleichen Bedeutung wie heute. Es kam Mitte August als wahrscheinliches Ziel eines Abmarsches der Bazaineschen Armee aus Metz in Betracht, und in den Anordnungen des deutschen Großen Hauptquartiers spielten in jenen Tagen die Straßen Metz—Verdun eine Rolle. An der südlicheren liegen Rezonville und Mars-la-Tour. Da beim Abmarsch der Armeeabteilung des Kronprinzen von Sachsen (Maasarmee) von Metz nach Westen, am 20. August, Verdun im Wege lag,

Digitized by Google

mußte es isoliert, aber nördlich und südlich umgangen werden. Ein Versuch, die Festung im Vorbeigehen zu nehmen, mit welchem das XII. Armeekorps beauftragt war, führte nicht zum Ziel. Erst Anfang Oktober schritt man zum artilleristischen Angriff vom westlichen Ufer der Maas aus, am 8. November kapitulierte die Festung, und die über sie führenden Straßen konnten als Etappenlinien der ersten Armee bei deren Weitermarsch eingerichtet werden.

Ganz anders liegen heute die Verhältnisse. Verdun ist seit 1871 zu einer großen modernen Festung mit detachierten Forts ausgebaut worden. Es wird nördlich beiderseits der Maas, östlich und südöstlich eingeschlossen, und gerade in neuerer Zeit hörte man viel von den Kämpfen an der Combreshöhe am Ostrande der Côtes Lorraines. Diese Höhe ist in unserm sicheren Besitze, während die französischen Berichte immer von einem für sie siegreichen Kampfe um die westliche Höhe von Eparges reden. Aus dieser „Festung" sollen die Deutschen „vertrieben" sein. Das ist ein Irrtum. Sie war nie in deutschen Händen und um ihren Besitz ist nie gekämpft worden. Das östlich vorliegende Gelände ist die vielgenannte Ebene von Woëvre. Hier sollte nach französischer Annahme in einem Kriege mit Deutschland die Entscheidungsschlacht zugunsten der Franzosen geschlagen werden. Vor etwa drei Jahren erschien das kleine Buch „Die Schlacht von Woëvre (1915)", Bericht des major-général Braccio di Montone, Flügeladjutant des Königs Viktor Emanuel von Italien, an diesen. Die Schlacht sollte am 8. Juni stattfinden. 600000 Mann kämpfen gegeneinander. Wartensleben hat Pagny sur Meuse genommen, da erscheint 3 Uhr nachmittags der französische Generalissimus, von der oberen Mosel her anrückend, im Rücken der Deutschen, und Wartensleben muß mit 28000 Mann, 80 Geschützen, 17 Fahnen und Standarten sich ergeben. „Das ist die Vergeltung für Sedan." Der italienische Offizier berichtet dann weiter seinem Könige: „Da Euer Majestät mir befohlen haben, nur in großen Zügen zu berichten, gehe ich in Einzelheiten nicht ein. Ohne Metz, Straßburg, Thionville zu beschießen, besetzten die Franzosen diese bewunderungswürdig befestigten Plätze, weil sie angedroht hatten, Köln, Koblenz, Mainz und alle Rheinfestungen würden aus der Luft angegriffen werden, wenn Elsaß-Lothringen nicht sofort von den Deutschen geräumt werde. Im Frieden von Karlsruhe erhielt Frankreich die Grenzen von 1815 und die Plätze, welche der Frieden von 1814 ihm gelassen hatte, Landau, Weißenburg usw." Ob Italien mit Frankreich oder nur nicht mit den Dreibundgenossen ins Feld gegangen ist, wird aus der Darstellung nicht klar. Darin hat der anonyme Verfasser freilich recht behalten, Italien hat sich von seinen Bundesgenossen durch die Tat getrennt. Alles andre kam freilich zum Glück anders. Der Maasübergang von St. Mihiel ist in unsern Händen und auf dem linken Ufer durch unsern Brückenkopf von Chauvoncourt geschützt. Unsre Front tritt dann aufs rechte Flußufer zurück. Aus dortiger Gegend sind die Namen Ailly, Camp des Romains, Aprémont in frischester Erinnerung. Die Ortsnamen Richécourt, Flirey, Regniéville und Fey en Haye, Priesterwald leiten nach der Mosel über. Dicht unterhalb Pont-à-Mousson wird diese überschritten. Der Ort diente in den

Digitized by Google

spannenden Tagen von Mitte August 1870 den obersten deutschen Kommandostellen als Unterkunft. Dorthin war am 14. August Prinz Friedrich Karl von Preußen mit dem Oberkommando der zweiten Armee gegangen. Von dort brach am 16. August, 2 Uhr nachmittags, der Prinz auf, legte den mehr als 3 Meilen betragenden Weg nach dem Schlachtfelde von Rezonville in „beschleunigtem Ritte" zurück und traf etwa um 4 Uhr im Gefechtsbereich der 5. Division ein. Am gleichen Tage nahm der Kronprinz von Sachsen als kommandierender General des XII. Armeekorps in Pont-à-Mousson Quartier, und am Nachmittage des 16. traf König Wilhelm mit dem Großen Hauptquartier gleichfalls dort ein. Am frühen Morgen des 17. begab sich der König von Pont-à-Mousson nach dem Schlachtfelde von Vionville. Dort wurden am 17., mittags, auf der Höhe von Flavigny die grundlegenden Anordnungen für die Schlacht am 18. (Gravelotte) gegeben und sodann nach Pont-à-Mousson zurückgekehrt, wo genächtigt wurde. Am 18., früh 6 Uhr, traf der König bereits wieder bei Flavigny ein. Die folgende Nacht verlebte der König in Rezonville, auf dem Schlachtfelde. Am 19. wurde dort der Befehl für die weitere Operation erlassen, dann kehrte das Hauptquartier nach Pont-à-Mousson zurück, welche Stadt am 23. mit Commercy vertauscht wurde. Von Pont-à-Mousson folgt die deutsche Front etwa der politischen Landesgrenze, ein Stück von Oberelsaß in Feindes Hand lassend. Embreménil (westlich Avricourt), Urbeis (15 Kilometer westnordwestlich Kolmar), Fechttal (westlich Kolmar) und Schnepfenrietkopf, Metzeral (Endpunkt der Bahn Kolmar—Münster), Stoßweier (nordwestlich letzteren Ortes), Sondernach (südlich desselben), Hartmannsweilerkopf, Reichsackerkopf, Largtal mit Pfeffershausen (südwestlich Altkirch) sind in neuester Zeit oft genannte Namen. Die Nähe der Festung Belfort, der Rückhalt, welchen sie den Franzosen gewährt, spielt beim Verbleiben der Eindringlinge natürlich eine Rolle. Zwischen Jura und Vogesen bleibt eine etwa 38 Kilometer lange Mulde, die „trouée de Belfort". Sie bildet von jeher die natürliche Verbindung zwischen Deutschland und Burgund, ist zu Kanal- und Eisenbahnanlagen benutzt und durch die Festung Belfort westlich gesperrt. Schon unterm 23. Oktober 1870 wurde General v. Werder mit Einschließung und demnächstiger Belagerung von Belfort beauftragt. Die Festung, zu deren Entsatz die Ostarmee Bourbakis die Schlacht an der Lisaine (15. bis 17. Januar 1871) schlug, kapitulierte nach tapferer Verteidigung unter Oberst Denfert, am 16. Februar 1871. Bekanntlich waren vom Waffenstillstande (29. Januar 1871) die Departements Doubs, Jura und Côte d'Or und die Belagerung Belforts ausgenommen. Die Kapitulation erfolgte auf Grund eines neuen Vertrages von Versailles (15. Februar 1871), durch welchen der Waffenstillstand auf jene drei Departements ausgedehnt wurde. Artikel I ordnete die Uebergabe Belforts an. Die Besatzung verließ mit Waffen und Fahrzeugen unter Zurücklassung des Festungsgeschützes den Platz und erreichte bei Bletterans und Beaurepaire das französischerseits besetzte Gebiet.

Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie wir in Le Bourget und in den andern im Nordosten von Paris gelegenen Orten im Herbst 1870 uns vergegenwärtigten,

Digitized by Google

daß sechsundfünfzig bzw. fünfundfünfzig Jahre früher, im März 1814 und Juni 1815, die Preußen und Russen, bzw. Blüchers Armee, denselben Weg gegangen waren. So mögen auch heute unsre Feldgrauen in ihren Schützengräben sich daran erinnern, wie gegenwärtig zum dritten Male innerhalb von hundert Jahren Deutsche die historisch gewordenen Gegenden an Sambre, Maas, Aisne und oberer Mosel betreten.

Europa und die Zeitungsdemagogie

Wer ist der eigentliche Anstifter dieses großen Krieges? Diese Frage wird vom Volksmund im allgemeinen mit dem Fingerzeig auf England beantwortet. Eine ganz andre Auslegung finden wir in einem von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" veröffentlichten botschaftlichen Bericht, in welchem erzählt wird, daß es französischer List gelungen sei, die englische Staatsleitung in ihre Netze zu verstricken. Der Widerspruch zwischen beiden Auffassungen löst sich, wenn wir berücksichtigen, daß die Gefühle des deutschen Volks, welches seinen westlichen und östlichen Nachbarn nichts Besseres zutraute, durch Englands Verhalten schwerer verletzt worden sind. Solche Gefühle dürfen aber nicht zur Legendenbildung führen. Denn geschichtlich richtig ist nur, daß Frankreich und Rußland erst dann zum Angriff zu schreiten wagten, als sie wußten, daß England sein Gewicht zu ihren Gunsten in die Wagschale werfen werde. Das ist Grund genug, die Erbitterung über die Mitschuld des Inselvolks an den Hekatomben dieses furchtbaren Krieges zu erklären. Legendenbildung aber ist die Auffassung, als ob Großbritannien der Drahtzieher, die beiden andern die Puppen wären. Eine solche Entlastung von schwerer Mitschuld ist nur möglich, wenn man die Richtlinien der französischen Politik seit 1871 und der russischen seit 1878, endlich auch die jüngste Vorgeschichte des Kriegs bis zur Unkenntlichkeit verwischt.

Denn als die russische Staatsleitung sich zum Beschützer der Belgrader Verschwörer aufwarf und damit die Solidarität der Throne, ja die Solidarität aller Regierungen im Kampfe gegen den Anarchismus löste, vollzog sie nur die Konsequenzen eines von jeher bestehenden ununterbrochenen Zusammenhangs mit denjenigen Elementen, welche von langer Hand Mittel und Wege vorbereitet haben, um das Gebäude der österreichisch-ungarischen Monarchie in Brand zu stecken. Wenn auch die amtliche Welt nach dem echt russischen Grundsatz: „Si fecisti, nega", solchen Zusammenhang in Abrede stellt, wird es ihr doch nicht gelingen, die Spuren eines Hitrowo und eines Hartwig und so vieler andrer amtlicher Werkzeuge des Panslawismus zu verwischen, und das in Wien aufgehäufte Anklagematerial zu vernichten. Diese Versündigung an der Moral unsres europäischen Staatenverbands muß und wird sich an Rußland selbst über kurz oder lang schwer rächen, sie muß aber auch neutralen Staaten darüber

Digitized by Google

die Augen öffnen, wessen sie sich von seiten dieser Macht zu versehen haben. Nun, Schweden hat es in den letzten Jahren am eignen Leibe erfahren. Zeigt doch die plumpe Unverfrorenheit, mit welcher sich dort russische Gelüste offenbarten, daß der Slawe dumm wird, wenn er sich für überlegen hält.

Wir wissen sehr gut, daß man in St. Petersburg mit gewohntem Geschick den Spieß umkehrt und der österreichisch-ungarischen Kriegspartei die Schuld an der Verschlechterung des Verhältnisses und dem kriegerischen Ausgang zuschiebt. Ja ist denn je in der Welt eine Kriegspartei berechtigter gewesen als in Wien? Denn wenn eine fremde Großmacht Jahrzehnte hindurch Beziehungen zu Leuten unterhält, welche an den Grundmauern meines Staates rütteln, so bleibt mir schließlich keine andre Notwehr als die Ultima ratio. Und das wäre selbst ohne das Verbrechen von Serajewo noch richtig.

Von einer Mitschuld an hochverräterischen Umtrieben kann im Verhältnis Rußlands zu seinem deutschen Nachbarn zwar nicht die Rede sein. Aber von dem Zeitpunkt an, da jener latente Kriegszustand gegenüber Oesterreich-Ungarn erklärt ward, war auch die Frontstellung gegen den Bundesgenossen gegeben, waren auch das franko-russische Bündnis und der Feldzug von Gesetzgebung und Presse gegen das Deutschtum folgerichtige Erscheinungen. Das nannte man Rache für den Berliner Kongreß. Aber es war nicht der Gesichtspunkt des Staatsmanns, sondern die Einflüsterung der Demagogie, welche dem slawischen Dünkel schmeichelte und die tatsächlichen Verhältnisse verkennen lehrte. Bekanntlich war jener Kongreß ein verschwendeter Freundschaftsdienst an eine Macht, die, selbst erschöpft, vor den Toren Konstantinopels die ungeschwächten Kräfte Oesterreich-Ungarns und Englands gefunden hätte. Die russische Politik aber machte uns für die eignen Fehler verantwortlich. Sie ist diesen Richtlinien bis zum 1. August 1914 treu geblieben, und die Versicherungen von Interessengemeinschaft und monarchischer Solidarität, mit denen man uns bei Kaiserbegegnungen und anderen Anlässen zu unterhalten verstand, waren nur Täuschungen, darauf berechnet, uns hinzuhalten.

Was nun Frankreich anlangt, so ist *sein* Leitmotiv, Rache für Elsaß-Lothringen, wohl vom Standpunkte der politischen Moral weniger verwerflich als das panslawistische Programm, im Grunde aber doch die Wurzel alles europäischen Uebels, in der äußeren Politik der Kristallisationspunkt aller Intrigen, in der inneren der beste Trumpf in der Hand der jeweiligen Machthaber und der Zauberstab, der die Parteien einte. Mit unermüdlicher Zähigkeit haben Frankreichs Vertreter im Auslande an dem einen Ziel gearbeitet, Bundesgenossen gegen Deutschland zu gewinnen. Amtliche Kundgebungen, Tischreden u. dgl. verstanden zwar, solchem Werk ein defensives Mäntelchen umzuhängen: Es gälte, Frankreich gegen einen deutschen Angriff zu sichern. Indes hat, trotz Gambettas Mahnungen, die französische Redseligkeit das Wort Revanche viel zu oft in den Mund genommen, um über den wahren Wert und Zweck jener Bundesgenossenschaften täuschen zu können. Diese sonnenklare Tatsache sollte doch genügen, um auch in den neutralen Staaten die Lüge von der Bedrohung Europas durch

Digitized by Google

den deutschen Militarismus keinen Boden finden zu lassen. Aber was kann nicht alles fälschen, was nicht alles erreichen, wer die Mittel besitzt, auf die Zeitungen Einfluß zu gewinnen! In St. Petersburg hatten die französischen Bemühungen, wie wir bereits gesehen haben, verhältnismäßig leichtes Spiel, besonders nach der Kündigung des deutsch-russischen Rückversicherungsvertrages. In London war die Aufgabe unendlich schwieriger; alte Gegensätze, neue Streitfälle, Faschoda, der Burenkrieg, traten dazwischen. Da sah der Botschafter Cambon plötzlich das Ziel seines Lebenswerkes in ungeahnte Nähe gerückt, als er erfuhr, daß die Annäherungsversuche der Aera Chamberlain an Deutschland gescheitert seien. Wenn diese Annäherungsversuche Tatsache sind, so beweisen sie doch, daß die französische Einkreisungspolitik älter ist als die englische. Sie beweisen aber noch mehr, nämlich die Niedertracht der russischen Politik gegenüber Deutschland. Wir hören ja, daß der Ablehnung des englischen Werbens die Besorgnis zugrunde lag, in einen Krieg mit Rußland verwickelt zu werden. Nun, diesen Krieg haben wir jetzt auch, nur unter unendlich verschlechterten Bedingungen. Rußland hat uns diese weitgehende Rücksichtnahme bei dem denkbar schlechtesten Anlaß mit slawischer Dankbarkeit gelohnt.

Endlich beweisen die über die unmittelbare Vorgeschichte des Kriegs schon jetzt veröffentlichten amtlichen Schriftstücke, daß auch in dieser Phase nicht England, sondern Rußland die Führung hatte.

Wie kann man bei solcher Sachlage eine Darstellung gelten lassen, welche Frankreich und Rußland gewissermaßen als die Genasführten hinstellt, deren Willfährigkeit die englischen Kastanien aus dem Feuer holen solle? Abgesehen von der geschichtlichen Unrichtigkeit ist solche Auffassung für die Stoßkraft unsrer Truppen nicht einmal praktisch, da das englische Kontingent den russischen und französischen Heeresmassen gegenüber einen zu kleinen Bruchteil ausmacht.

Indes Gefühle berücksichtigen selten die geschichtliche Entwicklung, sondern haften an den augenblicklichen Ereignissen. Daraus erklärt sich die Erscheinung, daß die beiden älteren Partner in unsrer Aufmerksamkeit zurücktreten, ja sogar eine gewisse Nachsicht erfahren, weil die deutsche Volksseele durch die Art der englischen Kriegführung aufs tiefste erregt ist. Auch diese Kriegführung will geschichtlich, d. h. aus dem Werdegang des englischen Staatswesens verstanden, wenn auch nicht entschuldigt sein, eines Staatswesens, welches in der Unterjochung wilder Völkerschaften und Herstellung eines ebenso kunstvollen wie schwer zu regierenden Weltreiches seine Energie gestählt, aber auch seine Rücksichtslosigkeit entwickelt hat. Treitschke sagt: „Das Völkerrecht wird zur Phrase, wenn man dergleichen Grundsätze auf barbarische Völkerschaften anwenden will." Ueber Englands Seerecht sagt Treitschke zwar, „es zeige die unheilvolle Bedeutung der englischen Macht für die Kultur", bemerkt aber gleich darauf: „Es ist ja nicht so, als ob die Engländer die schlechteren Menschen wären; in gleicher Lage würden wir vielleicht ebenso handeln wie sie." Und der jetzt so verrufene Grundsatz: „Right or wrong, my country," wie oft ist er von deutschen Federn gerühmt worden! Trägt doch jenes Buch die Jahreszahl 1914, in welchem

Digitized by Google

Fürst Bülow schreibt: „In Wirklichkeit ist diese angebliche Perfidie Albions nur ein gesunder und berechtigter nationaler Egoismus, an dem sich andre Völker ebenso wie an andern großen Eigenschaften des englischen Volkes ein Beispiel nehmen können." Heute wendet sich diese schroffe Außenseite Englands gegen uns selbst, und seine Kampfesweise hat obendrein eine noch nicht dagewesene Verstärkung erfahren durch die Waffen der internationalen antideutschen Demagogie, die Waffen der Lüge, mit andern Worten, England ist unter eine verhängnisvolle Fremdherrschaft geraten. Wer je in England geweilt und dort ein gesittetes Volk kennen gelernt hat, dessen Einrichtungen großenteils Anerkennung verdienen, und welches bisher den Fremden, auch den Deutschen, mit selbstbewußter und doch liebenswürdiger Haltung aufnahm, der stünde jetzt vor einem Rätsel, dürfte er sich nicht aus der Atmosphäre des Hasses in die tröstliche Gewißheit retten, daß derjenige, welcher die Lügen liest und glaubt, nicht verwechselt werden darf mit dem, welcher sie erfindet, und daß jene giftgeschwollene öffentliche Meinung keine organisch gewachsene Pflanze, sondern ein künstliches Erzeugnis ist.

Und das führt zu der Frage zurück: Wer sind die Anstifter dieses Krieges? Ja, sind es denn überhaupt die Völker, die Engländer, die Franzosen oder die Russen? Ganz gewiß, nein. Der englische Businessman, welcher in insularer Unkenntnis des Festlands dahinlebt und von Politik nur das erfaßt, was sein Geschäft berührt, hätte es auch gläubig hingenommen, wenn die tägliche Druckerschwärze ihm bewiesen hätte, wieviel sein Land am Handel mit Deutschland verdient, wie beide Länder, besonders im Handel, aufeinander angewiesen sind und sich gegenseitig ergänzen. Man hat ihm aber nicht dies, sondern etwas ganz anderes täglich vor Augen gemalt, nämlich die Gefahr einer Verarmung durch den deutschen Wettbewerb und eines Verlustes der englischen Seemacht und Kolonien durch die wachsende deutsche Flotte. Und Beharrlichkeit führt zum Ziel, er muß es schließlich glauben.

Der französische Rentner verlangte im Grunde nichts Besseres, als die Zinsen seiner Ersparnisse in Ruhe zu verzehren. Aber die jeweilig am Ruder befindliche Oligarchie, welche die Revanche als Spekulationsobjekt benutzte, beschloß es anders.

Der russische Muschik endlich, jene träge und gutmütige Masse, zum großen Teil aus Analphabeten zusammengesetzt, kennt keinen Nationalhaß. Er kommt zwar als Wahlmann und Zeitungsleser wenig in Betracht, da wir ihn aber doch als Vertreter der Gesamtheit eines konstitutionellen Staatswesens gelten lassen müssen, darf man wohl sagen: das russische Volk ist fremdenfreundlich und friedliebend.

Und so gelangen wir denn am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, im Zeitalter der Demokratie zu der ebenso unabweisbaren als erschütternden Erkenntnis, daß die Völker, welche sich glücklich priesen, heute nicht mehr in Kabinettskriege verwickelt zu werden, die absolute Monarchie mit einer viel schlimmeren und gefährlicheren Tyrannis vertauscht haben, derjenigen der

Digitized by Google

Zeitungsdemagogie. Oh, ihr Pazifisten, die ihr so unehrlich ward, dem Deutschen Kaiser die Entwaffnung Deutschlands, mit andern Worten die Preisgabe Deutschlands an seine Feinde, zuzumuten, warum finget ihr nicht lieber damit an, die Regierung in London, St. Petersburg und Paris aufzufordern, jeden Hetzartikel zu konfiszieren. Hier ist das Wort „Que messieurs les assassins commencent" mit veränderter Nutzanwendung am Platze.

Ein charakteristisches Merkmal dieser Aera der Demagogie liegt in der Harmonie der amtlichen Welt mit der Presse. Auch hier hat Paris die Führung. Der Geschichtschreibung wird es einst schwerfallen, zu entscheiden, wer hier der schiebende, wer der geschobene Teil ist. Und das ist ganz natürlich. Drückt doch die französische Diplomatie dieser Aera das Siegel des Advokaten und Journalisten auf. Wie oft haben wir uns gefallen lassen müssen, diese überlegene Diplomatie von deutschen Federn rühmen zu hören. War sie wirklich so überlegen? Waren sie wirklich Staatsmänner, diese Intriganten, deren Wirksamkeit das eigne Land jetzt an den Rand des Abgrunds bringt? Hat überhaupt Frankreich seit Jules Ferry je wieder einen Staatsmann besessen? Nur einer predigte im Jahre 1914 Vernunft und ward dafür ermordet.

Und dieselben Züge zeigt die russische Staatsleitung: Unterordnung der staatsmännischen Gesichtspunkte unter die Schlagworte der Demagogie. Es dürfte schwerlich einen russischen Minister des Aeußern gegeben haben, welcher nicht in seinem Innern die Ueberzeugung des „Graschdanin" geteilt hätte, daß Rußlands Interessen nur gewinnen könnten, wenn es bei einem Zusammenstoß montenegrinischer oder serbischer Pläne mit dem österreichisch-ungarischen Machtbereich Zuschauer bliebe. So sprach ein Staatsmann. Gleichwohl geschah das Gegenteil, der russische Staat gab seine Kriegsmacht zur Verwirklichung des allslawischen Programms her, zur Zertrümmerung Oesterreich-Ungarns und Errichtung eines slawischen Staatenbundes, welcher über die Leiche der Donaumonarchie hinweg den Weg nach Konstantinopel ebnen soll. Das ist der Triumph der Demagogie über den Staatsmann, der Leidenschaft über die Vernunft. Denn auch wenn — was Gott verhüte — die russischen Waffen siegreich wären, vermöchten sie kein dauerhaftes Werk zu vollbringen. Das Geschöpf würde sich gegen seinen Schöpfer wenden. Und warum geschah das Unvernünftige? Weil die Regierung es aus Geringschätzung gegenüber dem Ausland für unbedenklich, aus Schwäche gegenüber den Militärpolitikern und Panslawisten für bequemer hielt, die Zügel so lange am Boden schleifen zu lassen, bis die Schlagworte der Demagogie zur öffentlichen Meinung wurden und auch die Regierung mit sich fortrissen. Jene Rücksichtnahme auf die slawische Volksseele, ihre Wünsche und Interessen, zu welcher die russischen Machthaber nicht nur sich selbst, sondern auch Europa für verpflichtet erklärten, war in Wahrheit nichts andres als die Unterwerfung unter die Demagogie, hervorgegangen aus der Unfähigkeit, die Zustände im Innern zu meistern.

Die Mitschuld an hochverräterischen Umtrieben draußen, die Mitschuld an den Hetzereien der Presse daheim, an dem ganzen Feldzug gegen das Deutschtum,

Digitized by Google

die Mitschuld an der Verwirklichung der Revanche, mit andern Worten die Ableitung aller bösen Instinkte vom Inland auf das Ausland, das ist das Schuldkonto der russischen Regierung gegenüber Deutschland und Europa, vor allem aber ihr Verbrechen am eignen Volk.

In ähnlicher Weise, wenn auch viel später, und unter dem Einfluß einer geheimnisvollen internationalen Solidarität hat die Demagogie in London ihre Herrschaft vorbereitet, angetreten und bis zum blutigen Ende durchgeführt. Bald nach dem Regierungsantritt König Eduards vollzog sich jener auffällige Wechsel in der Leitung der größten englischen Zeitungen, mit welchem sie aus unabhängigen Organen leitender englischer Kreise zu Werkzeugen einer internationalen Liga gemacht wurden, deren ausschließliche Aufgabe in der Verfolgung Deutschlands bestand. Daß dabei auch der Frank und der Rubel beteiligt waren, werden aufgeklärte Engländer selbst schwerlich leugnen. Wer waren die Hintermänner dieser Blätter? War es der mit dem internationalen Großkapital in Fühlung stehende König selbst, welcher, von gewissen Neigungen und Abneigungen geleitet, einen Einfluß auf die Politik zu gewinnen verstand, die das englische Gewohnheitsrecht längst nicht mehr kannte und das konservative Kabinett zu dem verhängnisvollsten Frontwechsel der äußeren Politik zu veranlassen vermochte? Waren es Vertreter der internationalen Börse, waren es amtliche und außeramtliche auswärtige Intriganten? Genug, das englische Volk war es sicherlich nicht, welches hinter jener Presse stand und der öffentlichen Meinung die Richtung gab. Und welch merkwürdigen internationalen Zusammenhang zeigt diese Zeitungsliga! Die Apostel der Freiheit an der Themse fanden kein Wort der Mißbilligung für die Knebelung Finnlands. Wohl aber galt ihnen und ihren Berichterstattern Preußen-Deutschland als Vertreter einer militärbureaukratischen Gewaltherrschaft und die Sozialdemokratie als ein notwendiges Produkt, die ganze deutsche Arbeiterwelt als ein Opfer dieses verwerflichen Systems, galten ihm endlich die Auslassungen alldeutscher Heißsporne, obwohl sie in scharfer Gegnerschaft zur Regierung standen, als die Stimme Deutschlands, weil es mit solchen Zeitungsstimmen ein leichtes werden mußte, England von der Feindseligkeit des Deutschen Reiches zu überzeugen. H. St. Chamberlain sagt mit Recht, daß der Berliner Berichterstatter der „Times" ein gut Teil der Verantwortung an diesem Kriege trage, beklagt die Machtlosigkeit der Obrigkeit gegen das Lügen und stellt die Forderung: „Lügner, welche den Frieden Europas gefährden, müssen gehängt werden." Indes war jener Zeitungsmann nur ein bezahltes Werkzeug, die Drahtzieher waren andre. Noch einmal, ihr Pazifisten, wenn ihr praktische Ergebnisse erreichen wollt, bestellt nach dem Kriege eine internationale Untersuchung, um festzustellen, wer die Artikel und Berichte der „Times", des „Temps", der „Nowoje Wremja" und vieler andrer Blätter aus den drei Reichen veranlaßt und wer in diesem Treiben Befriedigung einer Ranküne, seines Ehrgeizes oder seiner Habsucht gefunden hat.

Wir begrüßten seinerzeit den Sturz der Torys im Interesse des Freihandels. Mit Unrecht! Der Zusammenhang der Regierung mit der Demagogie wurde

Digitized by Google

nur fester, der Riß zwischen Deutschland und England nur größer. Denn während Balfour und Chamberlain zwar schon den Wettbewerb des deutschen Handels gefürchtet, aber zu seiner Bekämpfung das anständige Mittel des Zollkrieges empfohlen hatten, beschlossen ihre radikalen Nachfolger, den unbequemen Nebenbuhler zu erwürgen. Faßten sie diesen Entschluß aus freier Wahl oder wurden sie durch den Gang der Ereignisse fortgerissen? Das mag unentschieden bleiben; denn das gerade unterscheidet den Demagogen vom Staatsmann, daß er Geister ruft, welche zu bannen ihm versagt bleibt.

Weil hier nur von der unheilvollen Rolle der Demagogie die Rede war, blieb eine Persönlichkeit bisher unerwähnt, welche bei uns als Urheber des Krieges gilt und deshalb der bestgehaßte Mann in Deutschland ist. Sir Edward Grey hat nie ein leidenschaftliches Wort gesprochen, kann also schlechterdings nicht ein Demagoge gescholten werden. Wohl aber haftet an seiner Politik der Makel der tiefsten Unehrlichkeit und höchsten Frivolität. Die Geschichte, welche die Menschen und ihre Schuld aus dem Zusammenhang von Ursache und Wirkung zu erklären sucht, wird ihm den mildernden Umstand zubilligen, daß er das Erbe eines Systems angetreten hat, welches an einem inneren Widerspruch krankte und damit zur Unwahrhaftigkeit verurteilt war. König Eduard VII. wollte Deutschland mit Hilfe Frankreichs und Rußlands in Schach halten, aber dennoch ewigen Frieden wahren — ein Ding der Unmöglichkeit; denn die Revanche und der Panslawismus, diese unruhigen Partner, welchen zuerst der kleine Finger geboten wurde, nahmen allmählich die ganze Hand. Eine Hand aber, die nicht mehr frei ist, kann auch nicht in jedem ihr beliebigen Augenblick den Frieden diktieren, ohne das Band zu lösen, welches sie eingegangen ist. Diese letztere Konsequenz wollte aber Grey nicht ziehen, denn auch er und das Kabinett, dem er angehörte, standen schon zu weit im Banne jenes von der Demagogie in der öffentlichen Meinung eingepflanzten Glaubenssatzes, daß Deutschlands Industrie den englischen Handel, Deutschlands Flotte die englischen Kolonien bedrohe, ein Sieg Deutschlands über seine kontinentalen Gegner daher beide Gefahren näherrücken würde. Er wollte daher nicht in St. Petersburg ein Machtwort sprechen, in der wohl nicht unrichtigen Erkenntnis, daß er damit der schon im Jahre 1913 schwer geschädigten Entente den Todesstoß versetze. Hat doch selbst eine so vorsichtige Feder wie die des Fürsten Bülow noch am Ende jenes Jahres von dem „Ende der Einkreisungspolitik“ gesprochen. Anderseits wollte Sir Edward auch nicht, als er den Krieg für unvermeidlich ansah, abseits bleiben, weil er von einem Sieg des deutschen Heeres die Befestigung der deutschen Hegemonie befürchtete. So glitt er von der Rolle eines leitenden Staatsmannes des großen unabhängigen Großbritanniens zum Werkzeug der franko-panslawistischen Angriffs- und Zerstörungspläne hinab. Wir können es getrost dem Urteil der Engländer überlassen, dereinst, wenn sich der Pulverdampf verzogen haben wird, die klägliche Rolle zu beleuchten, die ihr leitender Staatsmann seinem russischen Kollegen gegenüber gespielt hat. Sollte nicht schon jetzt angesichts der Leistungen unsrer Wehrmacht, für welche die Londoner Blätter nur Worte der Anerkennung finden,

Digitized by Google

die Erkenntnis Raum gewinnen, daß es ebenso unsittlich wie unvorsichtig war, die Wohlfahrt dieses von der Königin Viktoria in strahlender Macht hinterlassenen Reiches auf die franko-russische Karte zu setzen! Das Erwachen aus der Hypnose wird dann zwar zu spät erfolgen, um vor Schaden zu bewahren, aber nicht zu spät, um zu lehren, wie man durch Schaden klüger wird und lieber die Freundschaft als die Feindschaft Deutschlands sucht.

Freundschaft mit England! Dieses Wort verletzt deutsche Ohren und erscheint fast für alle Zukunft ausgeschlossen. Zehnmal lieber, heißt es, verständigen wir uns mit Frankreich. Das geht ohne Zweifel zu weit. Wir sehen heute nur die abstoßende Außenseite des englischen Staatswesens und vergessen darüber, daß die Innenseite noch recht gesunde Züge aufweist, mit denen die französische wahrhaftig nicht den Vergleich aushält. Wir weihen Großbritannien schon dem Untergang, wie ehemals die Griechen Ilion, schweigen aber von der Fäulnis der französischen Republik und von dem Tiefstand der politischen Moral Rußlands, schweigen auch davon, daß der Mammonsdienst nicht bloß eine englische Krankheit, sondern eine Krankheit des zwanzigsten Jahrhunderts ist. Aus alle dem sprechen mehr Vergeltungsgefühle gekränkter Herzen als vorausschauende Vernunft politischer Köpfe. Es ist nicht einzusehen, inwiefern Uebertreibungen die gute und gerechte Sache unsrer Waffen und unser Ziel, nämlich einen dauerhaften Frieden, fördern sollen. Auf einem Trümmerhaufen kann Europa sich nicht wieder aufrichten, der Dreibund reicht dazu nicht aus, obschon Oesterreich-Ungarn nach dem Triumph des schwarzgelben Einheitsgedankens — so Gott will — gekräftigt aus diesem Krieg hervorgehen wird. Es gilt aber auch, zu den Westmächten in ein Vertrauensverhältnis zu treten, denn die Worte Vernichtung oder Diktatur sind Großmächten gegenüber Hirngespinste.

Wohltätig ist die Mitwirkung der Presse im Kriege, wenn sie die Begeisterung wachhält und Verleumdungen widerlegt. Geht sie darüber hinaus, greift sie den Entschließungen der Regierung vor, dann gerät sie in Gefahr, demagogisch zu wirken; und die unheilvolle Rolle der Demagogie hat sich im Lager unsrer Feinde in entsetzlicher Stärke gezeigt. Man vermeide darum Ausdrücke wie: „Das können wir verlangen“ oder „das deutsche Volk hat ein Recht“ usw., und lege mehr Wert auf Fühlung mit der Leitung. Denn *nicht* der Zeitungsdemagoge ist berufen, im Namen des Volkes zu sprechen und das Volk zu führen, am allerwenigsten in schwerer Zeit, sondern diejenigen, welche am Ruder sind und die Verantwortung tragen. Die Autorität des Staatsmanns ist freilich nicht etwas mit dem Amt ohne weiteres Gegebenes. Sie will zum Teil auch erworben sein. Gewiß aber nicht durch Willfährigkeit. Als Fürst Bismarck im Jahre 1886, nachdem die bulgarische Krisis ausgebrochen war, den Grafen Kalnoky ermahnte, die Leidenschaften der Ungarn zu zügeln, entschuldigte sich dieser damit, daß er nicht die Autorität eines Bismarck besitze. Bismarck aber entgegnete: „Ich habe diese Autorität nicht mitgebracht, sondern sie erst im Widerstande gegen das Parlament erworben.“ Es wäre sehr bedenklich, wenn unsre öffentliche Meinung sich von unverantwortlichen Führern zu der Ansicht verleiten ließe, mangels

Digitized by Google

einer anerkannten Autorität sei es angezeigt, den Entschließungen der Regierung in Form von Ratschlägen, die mehr oder weniger versteckte Forderungen enthalten, vorzugreifen. Soll aber durchaus die Autorität der Lebenden angefochten werden, so sei es erlaubt, die Toten anzurufen. Das Testament Bismarcks, welches in den „Gedanken und Erinnerungen" niedergelegt ist, wird, soweit es noch bestehende Verhältnisse bespricht, auch heute noch als Wegweiser gelten dürfen. Er sagt: „Die Erhaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie als einer unabhängigen Großmacht ist für Deutschland ein Bedürfnis des Gleichgewichts in Europa, für das der Friede des Landes bei eintretender Notwendigkeit mit gutem Gewissen eingesetzt werden kann." Er sagt aber auch weiter an einer andern Stelle: „Die Achtung vor den Rechten andrer Staaten wird dem Deutschen Reiche und seiner Politik erleichtert einerseits durch die Objektivität des deutschen Charakters, anderseits durch die verdienstlose Tatsache, daß wir eine Vergrößerung unsers unmittelbaren Gebiets nicht brauchen, auch nicht herstellen könnten, ohne die zentrifugalen Elemente im eignen Gebiet zu stärken." Fürst Bismarck gab endlich dem Grafen Schuwaloff, als dieser bemerkte: „Vous avez le cauchemar des coalitions," zur Antwort: „Nécessairement." Diese Aussprüche wollen gewiß nicht der Zaghaftigkeit das Wort reden — das wäre gänzlich unbismarckisch, wohl aber der staatsmännischen Vorsicht im Gegensatz zu demagogischem Ungestüm, wollen auch nicht jede Gebietserweiterung grundsätzlich ablehnen, wohl aber betonen, daß des Deutschen Reiches Gedeihen weniger von der Erweiterung als von der Sicherung seiner Grenzen abhängt, diese Sicherung aber nicht bloß der bewaffneten Macht anvertraut sein will, sondern auch der politischen Kunst, nach außen Koalitionen fern, im Innern aber zentrifugale Bestrebungen niederzuhalten. Das sind Wahrheiten, welche auch nach dem jetzigen Weltkrieg nicht veralten, vielmehr erst recht wieder Geltung erlangen werden.

[Anm. d. Red. Die vorstehende Abhandlung ist geschrieben vor der Kriegserklärung Italiens an Oesterreich-Ungarn; sie ist aber durch dieses Ereignis nicht veraltet, das im Gegenteil für die unheilvolle Wirkung einer systematisch organisierten — in diesem Fall von der Regierung selbst geförderten — Zeitungsdemagogie ein klassisches Beispiel bildet.]

Ueber Abrüstung und Völkerfriedenskongreß 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt a. M.

Von

Dr. H. v. Langermann

Zur Zeit, in der das neue Deutsche Reich, gestützt auf eigne staatliche finanzielle und militärische Machtmittel, seinen ersten großen Krieg führt, ist es von besonderem Reiz, seine Blicke einmal rückwärts schweifen zu lassen bis ins Jahr 1848 und in der Paulskirche zu Frankfurt a. M., dem Tagungsort der konstituierenden Nationalversammlung, zu verweilen. Denn die Grundlage

Digitized by Google

dessen, was jene Männer, die Gagern, Vincke, Simson, Bassermann, Beckerath, Dahlmann, Döllinger, Ernst Moritz Arndt, Uhland usw., in hohem Fluge erstrebten, ein starkes Reich, das haben wir jetzt. Daher sollten wir ihre Gedanken und Worte heute zu uns sprechen lassen. Es ist ein hohes Lied deutschen Gemeingefühls, patriotischen Bewußtseins. Kein Zweifel mehr, die Männer der so oft arg verketzerten und verkannten ersten deutschen Volksvertretung waren trotz ihren politischen Irrtümern ganze Männer, die edelste Blüte der Nation, groß an glühender Begeisterung, sittlichem Empfinden und tiefstem Wissen. Der Tadel, daß Parlament und Staatenbund sich zu weite Ziele gesteckt habe, die zu erreichen die tatsächlichen Machtmittel versagen mußten, darf nicht übersehen, daß in allen Abgeordneten und ihren Reden und Beschlüssen einer der höchsten deutschen Schätze wirkte: Der deutsche Humanismus und Idealismus. So war die Versammlung der Paulskirche, trotz ihrer Schwäche, ein reiner Ausdruck der geistig-sittlichen Kraft des Deutschtums. Ihre Mitglieder waren von dessen hoher Mission tief durchdrungen, waren wahrhafte Deutsche, wahrhafte Menschen. Freilich opferten sie vielfach dem Kosmopolitismus. Aber Kosmopolitismus und Patriotismus war ihnen eins aus der edlen Ueberzeugung heraus: „Wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung." Heute besonders sehen wir die Macht geistig-sittlicher Werte. Heute allerdings tritt zu ihnen die physische Kraft, die damals fehlte.

Nach diesen einleitenden Worten dürfte nun besonders die Tatsache interessieren, daß dieses Parlament bereits sich eingehend mit der Frage der allgemeinen Abrüstung, der Stabilisierung des ewigen Friedens und der Einberufung eines Völkerfriedenskongresses befaßt hat. Berta v. Suttner, der umgefallene oder umgeworfene Zar Nikolaus II., die Friedensligen und heutigen Pazifisten sind also nicht Schöpfer und erste Träger der Idee.

Ist nun an sich schon diese Tatsache heute von großem Interesse, so ist es ebenso der hohe Schwung unsrer Großväter, der aus den Verhandlungen spricht, und insbesondere die mit Beziehung auf den Weltkrieg außerordentliche Aktualität vieles von dem, was damals gesprochen wurde. Unter diesem Gesichtspunkte lasse ich nun einige der bedeutendsten Männer der Versammlung ihre heute besonders zeitgemäßen Worte wiederholen.

Es handelte sich um folgenden Zusatzantrag des Abgeordneten Ruge, von der linken Seite des Hauses, zu dem Bericht des völkerrechtlichen Ausschusses: „Da der bewaffnete Friede durch seine stehenden Heere den Völkern Europas eine unerträgliche Bürde auferlegt und die bürgerliche Freiheit gefährdet, so erkennen wir das Bedürfnis an, einen Völkerkongreß ins Leben zu rufen zu dem Zweck einer allgemeinen europäischen Entwaffnung."

Ruge vertritt zunächst seinen Antrag und prägt den Satz: „Das System der Kongresse wird erst dann ein wahres, wenn diejenigen, welche den Kongreß bilden, von dem Volke zu dem Kongreß gewählt sind; die wahren Kongresse

Digitized by Google

sind nur die Völkerkongresse, die falschen sind die Diplomatenkongresse." Er glaubt, daß Deutschland, das Volk der Philosophie, die Initiative „in diesem großen Gedanken ergreifen und den übrigen Völkern diesen Gedanken ans Herz legen müsse". Er findet, daß die Elemente zu dem Antrage in Europa schon vorlägen, nämlich in der Entwicklung Deutschlands und in der Politik Englands und Frankreichs. Wie er das meint, besagen wohl die späteren Worte: „Meine Herren, wir haben mit unsrer ganzen Entwicklung auch in der letzten Periode dargetan, daß wir dem Militär abgeneigt sind; alle unsre Empörungen, es waren Empörungen gegen das Militär, viel weniger gegen die Regierungsgewalt und das Königtum, und diese Empörungen gegen die Junker im Militär, gegen die Gardedukorps usw., sie indizieren den germanischen Geist, daß wir eine bürgerliche Freiheit und keine Militärwirtschaft wollen." In Frankreich dagegen sieht er diese Elemente „in dem Anstoß, den die Februarrevolution seiner Politik gegeben hat; sie ist beherrscht durch den großen Mann Lamartine, der proklamiert hat, die Prinzipien der neuen Revolution seien die des Humanismus, die Prinzipien des Friedens". Es folgt dann eine lange Lobrede auf den friedlichen Lamartine, den Dichterpolitiker, seine humane Politik und die Macht, welche „diese große Idee über alle Herzen der Franzosen gewonnen hat". Bezüglich Englands schließlich meint Ruge: „Es sind aber nicht nur die Franzosen, welche die Möglichkeit einer europäischen Entwaffnung in Aussicht stellen, es sind auch die Engländer, die dasselbe in Aussicht stellen, denn die Cobdensche Partei ist es, die schon lange darauf angetragen und vor der Revolution schon darauf gedacht hat, man müsse eine europäische Entwaffnung herbeiführen."

Sehr modern muten uns dann folgende Ausführungen über die Engländer an: „Englische Ansicht vom Kriege ist die, daß man Soldaten hat, um sie zu merkantilen, zivilen Zwecken zu gebrauchen; sie betrachten den Krieg nur als ein Handelsmittel, als einen bewaffneten Handel mit den Barbaren. Das ist die Ansicht der Engländer vom Krieg, so haben sie mit China gewirtschaftet und so würden sie mit Deutschland wirtschaften." Er fügt noch hinzu: „Wenn die Engländer aufhören, uns für eine Nation zu halten, die man mit Gewalt benützen und auskaufen kann, so haben sie keine Ursache, sich kriegerisch gegen uns zu verhalten." Hier überschätzt Ruge also die Engländer sehr.

Wenige Zeilen weiter setzt er dann auseinander, wie er sich denn die deutsche Bewaffnung denkt: „Unsre Bewegung geht darauf hin, das Militär zu entwaffnen und das Volk zu bewaffnen, das Volk aber nicht als militärische Kaders zu organisieren, sondern, wie es Nordamerika und die Schweiz schon längst getan haben, als Miliz." Es folgen dann die üblichen Belege für den Vorteil des Milizwesens.

Nach dieser Abschweifung kommt Ruge jedoch wieder auf seinen Kongreß zurück und fragt: „Was wir von diesem Kongreß der freien Völker, d. h. ihrer Abgeordneten, zu erwarten haben?" und findet die Antwort: „Nur ein solcher Kongreß, auf der Basis allgemeiner Entwaffnung errichtet, ist imstande, recht

Digitized by Google

im Sinne der europäischen Bewegung, die nichts andres will, als die gegenwärtige Revolution, als die auf parlamentarische und bürgerliche Freiheit gerichtete Bewegung aufrecht zu erhalten, sie in dem Geleise zu erhalten, wohin sie gehört, d. h. in dem Geleise der Rekonstituierung aller europäischen Völker. Ich bin der Meinung, daß ein solcher Völkerkongreß, den Deutschland anzubahnen die Macht und sogar die Pflicht hat, eine friedliche Lösung der europäischen Differenzen herbeiführen wird."

Weiterhin rechnet er auf den deutschen Idealismus: „Dieser Idealismus ist uns eine Bürgschaft, daß wir zu der Konsequenz unsrer geistigen Bildung uns hinreißen lassen werden, diesen Gedanken der Entwaffnung mit Energie zu ergreifen und durchzuführen. Die drei großen Nationen Europas, England, Frankreich und Deutschland, werden sich also in dem Gedanken einigen, und Rußland wird sich nicht isolieren" (können).

Der Abgeordnete Vogt, Gießen, tritt sodann warm für den Vorschlag Ruges und die Franzosen und deren friedliche Stimmung ein. Interessant ist eine Stelle aus dem französischen „National" vom 17. Juli 1848, die er vorliest: „Die englische Regierung fürchtet Deutschlands Einigung in ein gemeinsames Vaterland", und ferner: „Endlich würde sich Deutschland nicht leicht unter den Huf der Kosakenpferde bringen lassen. Die Macht mißt sich an der Zivilisation; Deutschland ist nach diesem Maßstabe weit mächtiger; allen würde es widerstehen." Heute hat Frankreich offenbar andre Anschauungen über Zivilisation.

Den Höhepunkt aber erreicht Vogts Vortrag, als er mit herzerfrischender Offenheit den Engländern die Wahrheit sagt, mit Worten, die anmuten, als seien sie heute gesprochen: „Es scheint mir, als sei das einer jener Gesichtspunkte der veralteten Politik, welche einen Bundesgenossen in denjenigen Regierungen findet, die den Fürsten Subsidien bezahlen, um sie zu bewegen, das Land herzugeben zur Tenne, auf welcher die andern Völker ihre Kriege miteinander ausklopfen. Das ist die Rolle, die die Engländer als Bundesgenossen bis jetzt gespielt haben. Wo sie noch unsre Bundesgenossen waren, da waren wir, die Deutschen, diejenigen, die mit ihrem Blute die Sache ausfochten. Eine solche Politik, meine Herren, und einen solchen Bundesgenossen, den will ich in Zukunft nicht mehr wünschen und noch dazu einen Bundesgenossen, der nachher, wenn er das bißchen Geld als Subsidium gezahlt hat, es wie ein Blutegel aus dem Marke des Volkes durch Handelsverträge, Zollinteressen und ähnliche Machenschaften wieder heraussaugt." Auf Rußland kommend, meint Vogt: „Von dort hat man zu uns gesprochen, wie ein Despot zu seinem Sklaven spricht." Er ist der Meinung, „daß wir dem Strom der Barbarei, der uns von Osten droht, den Trotz entgegensetzen müssen, den ein freies Volk zeigen muß".

Nach ihm erhebt sich der Abgeordnete Bassermann, Mannheim, der sich mit den politischen Grundsätzen Ruges nicht einverstanden erklärt. Denn Ruge verwerfe den Grundsatz der Nichtintervention, den die Julirevolution aufgestellt habe und stelle dagegen den der Propaganda auf. Ruge lobe Lamartine, der den Grundsatz vertrete, man müsse die politischen Systeme und Prinzipien, die

Digitized by Google

man bei sich durchführe, auch bei den benachbarten Völkern unterstützen. Das sei der Grundsatz der Propaganda. Wenn nun auch die Russen nach diesem Grundsatz verfahren würden? Dieser „alleinseligmachende" Grundsatz führe nicht allein von dem Frieden und der allgemeinen Entwaffnung, sondern auch von dem Wege der Freiheit ab. Denn diese liege gerade darin, daß ein andres Volk sich nicht einmische in den Entwicklungsprozeß des Nachbarvolkes. Er fragt dann: „Ich frage Sie, was soll aus einem Völkerkongreß werden? Einen Kongreß, den die verschiedenen Staaten durch Gesandte beschicken, kann Herr Ruge nicht gemeint haben; denn Gesandte sind nach ihm unnütze Geschöpfe, Müßiggänger, Faulenzer. Also was könnte andres daraus hervorgehen als ein großes europäisches Parlament, und, meine Herren, was soll in diesem Parlament andres gelten als die Stimme der Mehrheit; denn welches andre Prinzip, republikanisches, konstitutionelles, demokratisches Prinzip, gibt es, als daß die Mehrheit entscheide, und wollen Sie dann nachher in dem europäischen Volksparlament, daß die Stimme der Mehrheit entscheide und siege über die Minderheit, wenn diese Minderheit viel aufgeklärter, viel weiser und klüger ist; wollen Sie, daß diese Majorität siege, welche die Dunkelheit will und die Barbarei? Soll diese die freie Minderheit unterwerfen dürfen, oder wollen Sie den Kongreß, das europäische Volksparlament, wieder in Sektionen abteilen? Meine Herren! Dann haben Sie das Nichtinterventionsprinzip. Wenn jede Sektion, d. h. jede Nation, für sich beschließt, was zu tun sei, so brauchen sie kaum zusammenzukommen."

Bassermann verspricht sich also nicht viel von dem „Friedenskongreß" und verlangt „eine vernünftige, praktische Politik". Er fragt deshalb: „Wenn Herr v. Lamartine, der von Ruge so außerordentlich hochgestellt wurde wegen seiner unbedingten Friedenspolitik, und dessen glänzenden Eigenschaften ich nicht zu nahe treten will, erklärte: „Wir müssen rüsten, damit, wenn irgendein Staat sich vergrößert, wir nicht zu kurz kommen," so frage ich, ob diese Worte uns veranlassen können, unbedingten Glauben in die Friedenspolitik eines Nachbarlandes zu fassen, die Hände in den Schoß zu legen und eine allgemeine Entwaffnung zu proklamieren?"

Der unglückliche Abgeordnete Blum, Leipzig, ist jedoch andrer Ansicht und meint, das Bewußtsein sei neu erstarkt, daß der Gedanke größer und stärker sei als die Macht der Kanonen und Bajonette. Er glaubt an eine „Wiederbelebung jenes edlen und besseren Teils des Menschen, der Seele, die auf die Allmacht des Gedankens vertraut". Seine Anschauung faßt er dann in folgende Worte zusammen: „Ich weiß, Bündnisse schließt man nicht aus dem Stegreife, sie müssen eingeleitet und vorbereitet werden; aber das Ziel, das man im Auge hat, muß man aussprechen, und das Ziel einer Verbrüderung des freigewordenen oder freiwerdenden Westens, das ist es, dem ich meine Stimme leihe. Mit der Erreichung dieses Zieles ist die Freiheit und der Friede Europas gesichert, mit der Erreichung dieses Zieles steht die größte und intelligenteste Abteilung der europäischen Staatenfamilie in einer unbesiegbaren Vereinigung zusammen und

Digitized by Google

kann mit Ruhe darauf hinblicken, wenn ein Despot des Nordens sie in der Verzweiflung über das Ende seines Daseins verhöhnen oder ihr drohen wollte. In der Erreichung dieses Zieles ist die Möglichkeit gegeben, diese das Land entnervenden, immerwährenden Rüstungen, diesen sog. bewaffneten Frieden, der uns an den Rand des Verderbens bringt, aufzuheben. — Wie leicht es sein mag, gegen den Ausdruck der Verbrüderung der freien Völker den Spott zu erheben; ich scheue den Spott nicht, weil ich weiß, daß ich einem Gedanken diene, auf dem die Zukunft, auf dem das Glück Europas beruhen wird."

Wurm, Hamburg, beschäftigt sich dann in sehr treffenden und heute besonders bemerkenswerten Aussprüchen mit Rußland. „Dasjenige, was Rußland am meisten haßt, ist nicht die deutsche Freiheit, sondern die deutsche Einheit. Glauben Sie nicht an das alte Märchen, daß die Welt in zwei feindliche Feldlager gestellt ist, von denen das eine das liberale und das andre das absolutistische sei. Rußland hat keine Grundsätze, es folgt nur seinen Interessen. Rußland würde, wenn es sein Interesse dabei fände, der Bundesgenosse jedes Staates sein, welche auch seine Verfassung sein möge." Das trifft auch heute noch zu. Seine weiteren Worte weisen darauf hin, daß Rußland meist mit den Waffen der Diplomatie kämpfe und zu trennen suche, und bringt u. a. folgendes Beispiel: „Es zählt auf das Zerwürfnis und die Ohnmacht, und indem es darauf rechnet, daß Oesterreich in sich nicht mehr das Band der Einheit trage, versucht es jetzt einen Streich an der unteren Donau zu führen, wo nicht bloß Oesterreichs, sondern auch deutsche Interessen obschweben." Also ganz wie heute, bloß daß die Rechnung auf Oesterreichs Uneinigkeit falsch ist. Sehr zeitgemäß klingt es auch, wenn er darauf hinweist: „Meine Herren, wenn in den Franzosen wieder das Gelüste nach der Rheingrenze erwacht, so glauben Sie, daß es Rußlands und sonst niemandes Interesse ist, und sehen Sie sich um, ob nicht Rußlands Mitwirkung — keine solche, über die man Brief und Siegel zu geben pflegt —, aber doch Rußlands Mitwirkung irgendwie dabei im Spiele sei." Er spricht dann von einem Maulwurfstreiben, als Frankreich „sich zum Werkzeuge Rußlands hingab, als, kurz vor der Julirevolution, ein förmlicher Teilungsvertrag über halb Europa zwischen den Kabinetten von St. Petersburg und den Tuilerien verabredet war, eine Teilung, die im Osten, in Konstantinopel begann — denn es gibt keine große europäische Frage, die nicht mit der Frage des Ostens zusammenhängt — und an der Rheingrenze schloß, und selbst im Innern von Deutschland eine Teilung um die andre zur Folge gehabt haben würde."

v. Beckerath, Krefeld, der spätere Finanzminister, wendet sich gegen die Veranstaltung eines Völkerkongresses, um „zum Ziele einer europäischen Entwaffnung" zu gelangen, und nennt den Vorschlag „zwar nicht ein Utopien, sondern eine Antizipation". Er meint, daß zwar die Grundsätze des Christentums „immer mehr das Leben der Völker durchdringen, daß sie das Bewußtsein der Nationalitäten veredeln, ihre Schroffheiten mildern, und daß sie endlich eine höhere

Digitized by Google

Vollendung der Menschheit, ich will sie im Sinne des Herrn Ruge einen allgemeinen Völkerbund nennen, herbeiführen werden. Aber, meine Herren, wenn wir im Hinblick auf dieses Ziel der Humanität, das wir in fernster Zukunft erst zu erreichen hoffen können, wenn wir daraufhin jetzt unsre politischen Handlungen einrichten wollen, so würden wir abermals beweisen, daß wir zwar ein philosophisches, aber kein praktisches Volk sind, daß wir zwar den Gedanken der Zukunft vor allen andern Völkern zu erfassen, daß wir aber im Boden der Gegenwart keine festen Wurzeln zu fassen vermögen." Diese Worte könnten gleich zutreffend heute gesprochen sein. Weiter meint er, „daß Rußland niemals Deutschland niederwerfen und ein glückliches Resultat erhoffen könne in einem Kriege mit Deutschland, wo das Gefühl der Nationalität mit dem erhebenden Bewußtsein der Volksfreiheit, und mit allen Kräften, die die Zivilisation gewährt, verbunden ist".

Für Frankreich und besonders wiederum für Lamartine hat v. Beckerath Sympathien und meint: „Franzosenhaß ist in Deutschland ein Anachronismus." Eine andre Frage aber sei es, deshalb mit Frankreich in ein engeres Bündnis zu treten. Ein solches müßte in der Gemeinsamkeit naheliegender, materieller Interessen der Gegenwart einen starken Boden haben. „Die Kontinentalstellung Deutschlands ist nun aber derart, daß es sich nicht nach Westen und nicht nach Osten hinneigen darf, sondern vermittelst seiner eignen Schwerkraft im Mittelpunkte Europas auf sich selbst beruhen muß. Ein Bündnis mit Frankreich würde uns in einen Krieg mit Rußland stürzen, ein Bündnis mit Rußland uns zum Kriege mit Frankreich führen." Ausgezeichnet und beachtenswert sind dann schließlich noch v. Beckeraths kritische Bemerkungen über die romanischen und germanischen Völker: „Zwischen ihnen besteht unleugbar ein Gegensatz, der für die Kulturentwicklung Europas von höchster Bedeutung, der für sie ein großes Förderungsmittel gewesen ist. Mögen wir es nicht beklagen, daß er oft zu feindseligen Reibungen geführt hat, mögen wir anerkennen, daß die Gegenseitigkeit, die er herbeiführt, höchst günstig einwirkte auf den Fortschritt der Zivilisation in unserm Weltteil. — Dieser Gegensatz hat zu feindlichen Reibungen bis in die neueste Geschichte Anlaß gegeben, und dennoch hat er segensreich gewirkt, er wird noch segensreicher wirken, je mehr er sich zu einer heilsamen Gegenseitigkeit veredelt. Je mehr die beiden großen Völkerstämme, die durch ihn in zwei verschiedene Bahnen geleitet werden, fortschreiten auf diesen Bahnen zum Ziele der allgemeinen menschlichen Entwicklung, desto mehr wird der Gegensatz sich mildern, desto mehr werden sie sich in dem gemeinsamen Ideal der gemeinsamen Humanität vereinen können." Hat man wohl je solche Worte im französischen Parlamente gehört?

In höchst temperamentvoller und heute besonders aktueller Weise greift dann mit ganz neuen Gesichtspunkten v. Möhring in die Debatte. Im Gegensatz zu manchen Abgeordneten lehnt er ein Bündnis mit Frankreich ab, in dem er nur einen ungewissen Freund sieht, weil es wie alle großen Republiken

Digitized by Google

dem inneren Drange nach außen unterworfen sei. Er sucht dies an der Geschichte Roms und der Vereinigten Staaten nachzuweisen. Den schönen Verheißungen Frankreichs gegenüber ist er daher mißtrauisch. In Rußland anderseits sieht v. Möhring „einen tieferen und furchtbaren Feind, denn in Rußland herrscht eine Glaubens- und Militärdespotie, Kreuz und Schwert sind in einer Hand vereinigt". — „An England hat Deutschland einen Neider. England hat uns den Zollverein nicht vergeben, England wird uns noch weniger ein starkes, freies Deutschland vergeben. Der einzige Freund, der uns bleibt, ein wahrer Freund, ist Amerika. Die andern Staaten sind in der Schwebe. Sind wir schwach, so werden sie uns treten; sind wir stark, so werden sie uns ehren und sich zu uns schlagen."

Im Anschluß an seine dann folgenden zahlenmäßigen Betrachtungen des romanischen, germanischen und slawischen Völkerlagers in Europa macht er dann einen höchst aktuellen Vorschlag, der bei uns seit einigen Jahren vielfach erörtert wird (man denke nur an die wirtschaftlichen Ziele der mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine): „Warum," fragt er, „greifen Sie nicht nach dem Nächsten, warum wollen Sie nicht ein starkes Mitteleuropa, das Ihnen den Vorteil von vier Meeren darbietet: die Nordsee, die Ostsee, das Adriatische Meer und den Lauf der Donau, das Schwarze Meer? Warum wollen Sie ein Bündnis mit Frankreich in der Ferne suchen? — Ist dieses Mitteleuropa, wie ich es Ihnen bezeichnet habe, stark, daß es 65 Millionen freier Menschen umfaßt, so kann es die Wagschale halten nach dem Westen, nach dem Osten hin; nicht wir werden Bündnisse suchen, unsern Bund werden die Völker zu suchen gezwungen sein, ja, wie Friedrich der Große sagte: Dann wird in Europa kein Kanonenschuß mehr fallen ohne Deutschlands Erlaubnis." Zum Schluß fordert er die Versammlung zu einem Akt der Anerkennung auf: „Sie alle wissen, daß es Ungarn ist, welches in der Sache der Deutschen Großes getan hat. 200000 Mann hat es aus dem Boden gestampft durch ein großes Wort der Reichsversammlung. Die Ungarn sind unsre besten Bundesgenossen; denn die werden uns helfen, dereinst die deutsche Donau zu erobern." Nach diesen Worten erhob sich die ganze Versammlung unter vielseitigen Bravorufen.

Nach ihm nimmt der Berichterstatter des völkerrechtlichen Ausschusses, v. Wydenbrugh, Weimar, das Wort und bemängelt die Form eines großen Völkerparlaments, eines Völkerkongresses als unpraktisch. Die Idee des ewigen Friedens, meint er weiterhin, könne sich erst verwirklichen, wenn Europa wesentlich durchdrungen von den gleichen politischen Rüstungen sei, wenn die Freiheit überall ihren Thron gesichert und gestützt habe. Jetzt aber dürfe Deutschland mit dieser kosmopolitischen Freundschaftsidee noch nicht praktisch auftreten. „Man würde in den übrigen gesetzgebenden Versammlungen Europas, wo die praktischen Gesichtspunkte vorherrschend sind, keine hohe Meinung von unserm politischen Takt bekommen, wenn wir mit einem solchen Vorschlag in die Welt hinaustreten wollten."

Digitized by Google

Gegenüber dem Abgeordneten Vogt führt er aus, es sei ein Irrtum, zu meinen, daß Frankreich Deutschland die Freiheit geschenkt habe. „Wenn die Freiheit nichts andres wäre als ein Geschenk von Frankreich, dann gäbe ich keinen Deut dafür." Nachdem er noch darauf hingewiesen hat: „Ich glaube, es ist das erstemal, daß das deutsche Volk, das ganze deutsche Volk, hier in der Paulskirche vertreten, beratet im Rate der Völker," wird zur Abstimmung geschritten und der Zusatzantrag Ruge: „Da auch der bewaffnete Friede durch seine stehenden Heere den Völkern Europas eine unerträgliche Bürde auferlegt und die bürgerliche Freiheit gefährdet, so erkennen wir das Bedürfnis an, einen Völkerkongreß ins Leben zu rufen zum Zweck einer allgemeinen europäischen Entwaffnung", abgelehnt.

Genug. Es ist nun eine eigenartige Satire der Weltgeschichte, daß der heutige Weltkrieg gerade mit dem fünfzigjährigen Jubiläum der größten Bewegung der seit 1848 einsetzenden Neuzeit, der internationalen sozialistischen Arbeiterbewegung, deren Prophet Lassalle vor einem halben Jahrhundert starb, zusammenfällt. Auch sie pflegt die Weltfriedensidee und hält sie einer Verwirklichung fähig. Mitten in die Vorbereitungen zum Internationalen Sozialistenkongreß zu Wien, der eine gewaltige Demonstration für Abrüstung und Weltfrieden werden sollte, warf die Kriegsfurie ihre Wolken stählerner Geschosse.

Die Wandlungen der Monroedoktrin

Von

Universitätsprofessor Dr. Hatschek (Göttingen)

I

Die Staatslehre des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts pflegte mit Vorliebe eine Auffassung, wonach der vorstaatliche Gesellschaftszustand, der Naturzustand, der Status naturalis wäre. In diesem herrscht entweder stille Glückseligkeit oder Zwietracht und Streit. Den Mittelpunkt desselben bildet der Mensch mit seiner angeborenen Freiheit, aus welcher ihn die sündhafte Begehrlichkeit der Nebenmenschen herausreißt. Daher muß dieser isolierte Mensch, der „Adam in der Staatslehre", sich mit den andern ebenfalls isoliert gedachten Menschen zum Staatsvertrag zusammentun, um den Staat zu begründen. Die Menschen werfen einen Teil ihrer Freiheit in die gemeinsame „Brandkasse" der staatlichen Gesellschaft ein, um das, was ihnen an Freiheit noch verblieben, um so ungestörter genießen zu können. Aber auch im schon vollendeten Staat verliert der „Adam in der Staatslehre" nicht seine Bedeutung. Auch im vollendeten Staat sind ihm seine angeborenen Freiheitsrechte geblieben, und wenn sie ihm von den Herrschaftsorganen gekürzt werden, da bleibt ihm noch die letzte Möglichkeit, das von ihm aufgerichtete Bauwerk, Staat genannt, mit einem kräftigen Ruck zu

Digitized by Google

stürzen: das Grundrecht auf Revolution. Adam in der Staatslehre hat es gebaut, Adam in der Staatslehre kann das Bauwerk niederreißen. Was nun diese Staatslehre für das innerstaatliche Leben durch den Engländer Locke und den Franzosen Rousseau geworden, ist eine bekannte Tatsache: die Demokratien diesseits und jenseits des Ozeans sind auf dieser Staatslehre aufgebaut. Viel weniger bekannt ist aber, daß jener „Adam" auch in der Theorie des Völkerlebens sein Wesen getrieben, ja daß man ihm im Völkerleben auch noch heute auf Schritt und Tritt begegnen kann. Denn dieser Adam, der aus der Staatslehre in die Theorie von der Völkergemeinschaft hinübergeschritten, sind die Vereinigten Staaten von Amerika: dies und nichts weniger ist die heute von Amerika mehr oder weniger streng beobachtete Monroedoktrin. Auch sie beruht auf dem Gedanken der Isolierung des Individuums, nur ist es nicht der Mensch als Individuum, sondern der Staat als Individuum. Wie der Mensch Adam den Staat aufbaut und den Mittelpunkt im Staatswesen abgibt, so baut der als Adam gedachte Staat im Völkerleben die Weltrepublik auf. Und wie der Adam in der Staatslehre angeborene Freiheits- und Menschenrechte hat, so hat auch nach der Monroedoktrin jeder Staat seine angeborenen Freiheits- und Gleichheitsrechte, die von jedem andern Staat, insbesondere aber auch von jedem Staatenkonzert, d. i. einem kollektiven Herrschaftsorgan der Staatenwelt, geachtet werden müssen. Um dieses stolze Programm durchzuführen, war die Monroedoktrin am 2. Dezember 1823 vom Präsidenten der Vereinigten Staaten, Monroe, dem Kongreß in einer Jahresbotschaft verkündet. Der Gedanke des Isolierungsprinzips, die Idee vom Adam im Völkerleben, den die Vereinigten Staaten nach dem Wunsche ihrer leitenden Staatsmänner darstellen sollten und den dieselben Staatsmänner als höchsten Gipfel der Glückseligkeit, der „angeborenen Freiheit", auch auf die übrigen Staaten des amerikanischen Kontinents übertragen wissen wollten, war schon längst vor der Verkündigung der Monroedoktrin Grundsatz der amerikanischen Politik. In seiner Abschiedsbotschaft vom 17. September 1796 hatte der Präsident George Washington erklärt: „Die große Regel unsrer Haltung gegenüber fremden Nationen ist, in Ausdehnung unsrer kommerziellen Beziehungen mit ihnen so wenig politische Verbindung als möglich zu haben." Europa habe eine Reihe fundamentaler Interessen, die Amerika eigentlich nichts angingen. Es wäre daher vollständig unklug, sich durch künstliche Bande in die Unbeständigkeit der europäischen Politik hineinziehen zu lassen. Daher das Losungswort für die folgende auswärtige Politik der Vereinigten Staaten: Keine Allianz mit dem europäischen Ausland und vollständige Neutralität gegenüber den europäischen Kämpfen. Den vollendetsten Ausdruck dieses Isolierungsgedankens aber stellt jene Jahresbotschaft des Präsidenten Monroe dar, mit deren äußerer Veranlassung und Inhalt wir uns nun zu beschäftigen haben.

II

Zwei historische Tatsachen bilden die äußere Veranlassung jener 7. Jahresbotschaft: einmal der Streit mit Rußland um die Vorherrschaft in dem nord-

Digitized by Google

westlichen Winkel des amerikanischen Kontinents, sodann die Besorgnis der Einmischung Europas, insbesondere der Heiligen Allianz, in die Verhältnisse der eben von Spanien abgefallenen amerikanischen Kolonien. Der russische Zar Alexander hatte nämlich auf Grund vorangegangener Besitznahme der Kurilen, Aleuten und andern Inseln mittels Dekretes vom Jahre 1821 den ausschließlichen Handel, sowie Seefahrt und Fischerei bis zum 51. Grade nördlicher Breite von der Behringstraße an für russische Untertanen vorbehalten. Dagegen erhoben die Vereinigten Staaten Widerspruch. Man einigte sich schließlich auf 54° 40' Parallele als die Grenze der beiden Staaten in Amerika. Gleichwohl fühlte man sich verpflichtet, Rußland darüber nicht im Zweifel zu lassen, „daß die amerikanischen Kontinente fürderhin nicht mehr Gegenstände für Kolonisation sind". Auf der andern Seite hatte die Heilige Allianz auf dem Kongreß von Verona am 22. November 1822 Frankreich das Mandat zur Wiederherstellung Ferdinands VII. in Spanien erteilt, und die Vereinigten Staaten besorgten, daß die europäischen Großmächte unter dem Deckmantel des sog. Legitimitätsprinzips auch in den Freiheitskampf, den die amerikanischen Kolonien Spaniens mit ihrem Mutterlande führten, eingreifen würden. England, das aus Eifersucht gegen Frankreich dieser Macht keine Vorteile auf dem amerikanischen Kontinent gönnte, Vorteile, die zweifellos erwachsen wären, wenn das Frankreich erteilte Mandat auch auf den amerikanischen Kontinent ausgedehnt worden, veranlaßte die Vereinigten Staaten, es „in das Gesicht der Welt" zu erklären, daß eine solche Einmengung Europas in die Verhältnisse des amerikanischen Kontinents unzulässig wäre. So war das Rückgrat des Kabinetts in Washington gestärkt, um jene Jahresbotschaft des Präsidenten Monroe an den Kongreß der Vereinigten Staaten mit der Adresse an die ganze europäische Staatenwelt zu verkünden. Derjenige Teil der Botschaft, der als Monroedoktrin bezeichnet wird, enthält folgende drei wichtige Sätze: In Absatz 7 wird das Prinzip aufgestellt, „daß die amerikanischen Kontinente zufolge der freien und unabhängigen Stellung, die sie sich errungen haben und behaupten, fürderhin nicht mehr als Gegenstände für zukünftige Kolonisation durch irgendwelche europäischen Mächte anzusehen sind ..." Das war die gegen Rußland geballte Faust, die aber auch einen nicht mißzuverstehenden Wink an die europäischen Mächte bedeutete. Der heiligen Allianz gegenüber galt aber jener Teil der Botschaft, welcher im Absatz 48 und 49 verkündet war: „Wir schulden es deshalb der Aufrichtigkeit und den freundschaftlichen, zwischen den Vereinigten Staaten und jenen Mächten bestehenden Beziehungen, zu erklären, daß wir jedweden Versuch ihrerseits, ihr System auf irgendwelchen Teil dieser Hemisphäre auszudehnen, als gefährlich für unsern Frieden und unsre Sicherheit ansehen würden. In die bestehenden Kolonien oder Dependenzen irgendeiner europäischen Macht haben wir uns nicht eingemischt und werden wir uns nicht einmischen. Aber wir könnten einen Eingriff seitens einer europäischen Macht in die Regierungen, die ihre Selbständigkeit erklärt und sie aufrecht erhalten haben, und deren Unabhängigkeit wir nach großer Ueberlegung und auf Grund gerechter Prinzipien anerkannt haben, zu

Digitized by Google

dem Zwecke, sie zu unterdrücken oder in irgendeiner Weise ihr Schicksal zu bestimmen, in keinem andern Lichte denn als Kundgebung eines unfreundlichen Verhaltens gegenüber den Vereinigten Staaten ansehen." Dagegen verspricht die Union in der Botschaft den europäischen Mächten, sich nicht in die inneren Angelegenheiten des europäischen Kontinents einzumengen. So enthält die auf dem Isolierungsgedanken aufgebaute Monroedoktrin zwei Grundprinzipien: Verbot der Kolonisation und Intervention auf amerikanischem Boden für die europäischen Mächte, dann aber die Verpflichtung Amerikas, sich auch in die europäischen Verhältnisse nicht einzumengen. Wir werden nun im folgenden sehen, wie das erste Prinzip von den Amerikanern immer stärker betont und auf einen Punkt gebracht worden ist, der für sie nichts zu wünschen übrig läßt, während das zweite Prinzip allmählich ganz in Vergessenheit geraten zu sein scheint.

III

Zwei wichtige Steigerungen hat das in der Monroedoktrin enthaltene, an Europa gerichtete Interventionsverbot erfahren. Die eine Steigerung liegt in der vom Präsidenten Polk im Jahre 1845 verkündeten Madisondoktrin, die zweite in der vom Staatssekretär Olney aufgestellten sog. Olneydoktrin vom Jahre 1895. Schon bei der Erwerbung von Louisiana und Florida hatte der damalige Präsident Madison den Satz verkündet, daß es vom Standpunkt der Union unzulässig erscheine, wenn eine in Amerika Kolonien besitzende Großmacht diese an eine andre europäische Macht veräußern wollte. Dieser Grundsatz wurde im Jahre 1845 vom Präsidenten Polk anläßlich des Streits mit England wegen Texas und des Oregongebiets der Monroedoktrin eingefügt. Im Texasfalle hatte England in Verbindung mit Frankreich Mexiko, von dem sich Texas losgetrennt hatte, dazu verleiten wollen, unter die Bedingungen für die Anerkennung der Selbständigkeit dieses Staates den Satz aufzunehmen, daß sich Texas niemals mit den Vereinigten Staaten verbinden dürfe. Im Oregonstreit handelte es sich um ein Gebiet, das in der Nordwestecke Amerikas sich südlich vom 55. bis zum 52. Grad nördlicher Breite erstreckte und sowohl von den Vereinigten Staaten als auch von England aus dem Rechtstitel friedlicher Okkupation und Besiedelung in Anspruch genommen wurde. Wenngleich dieser Streit erst 1872 durch einen Schiedsspruch des Deutschen Kaisers seine Erledigung fand, so hat er doch schon 1845 dem Präsidenten Polk zur Verkündigung des Satzes und Weiterführung der Monroedoktrin Veranlassung gegeben. „Bestehende Rechte jeder europäischen Nation sollten geachtet werden, aber sowohl unsrer Sicherheit wie unsrer Interessen wegen sollte der zureichende Schutz unsrer Gesetze auf unsre gesamten Territorialgrenzen ausgedehnt werden, und es sollte deutlich der Welt als unsre feststehende Politik verkündet werden, daß keine zukünftige europäische Kolonie oder Herrschaft mit unsrer Zustimmung auf irgendeinem Teil des nordamerikanischen Kontinents angelegt oder eingerichtet werden könne." Die Weiterführung der Monroedoktrin durch diesen Satz besteht darin, daß, während Monroe im Jahre 1823 den europäischen Staaten den Versuch

Digitized by Google

verwehren wollte, gewaltsamen Einfluß auf die Entschließungen eines amerikanischen Staates zu gewinnen, und nur das Verbot kolonialer Neugründungen durch europäische Mächte ausgesprochen hatte, die Botschaft Polks jegliche Einflußnahme Europas und jegliche Kolonisation durch europäische Mächte verbot, selbst wenn sie nicht Neugründungen, sondern Uebertragung kolonialer Gewalt von einer europäischen Macht an eine andre betraf. Daher bedeutet diese Botschaft, kurz gesagt, das an ganz Europa gerichtete Verbot, seine politische Macht in Amerika zu mehren. Die größte Steigerung der Monroedoktrin liegt aber in der Olneylehre. Sie entsprang dem Streit zwischen England und Venezuela über die Grenzen zwischen ihnen auf amerikanischem Boden. Seit 1814 war nämlich England Nachbar von Venezuela geworden, dadurch, daß holländischer Kolonialbesitz auf England übergegangen war. Der Streit zwischen jenen beiden Staaten begann 1841 und setzte sich eine Reihe von Jahrzehnten fort, bis er 1895 in ein kritisches Stadium trat. In diesem Jahre suchte nämlich der Gesandte der Union in London auf die englische Regierung dahin einzuwirken, daß sie ihren Streit mit Venezuela einem Schiedsverfahren unterwerfe. Die englische Regierung machte diese Unterwerfung von der Bedingung abhängig, daß sie unter keinerlei Umständen von einer bestimmten Grenzlinie (der sog. Schomburgklinie) abzugehen gezwungen würde. Darauf verlangte der amerikanische Botschafter in London auf Grund einer energischen Instruktion des amerikanischen Staatssekretärs Olney kategorisch die endliche Erledigung des Grenzstreites durch Schiedsverfahren. Die Aufforderung zur Antwort war sogar befristet, und wenngleich sie auch nicht rechtzeitig kam, so unterwarf sich dennoch das stolze Albion dem energischen Machtwort der Union. Uns interessiert an diesem Streite nur die Instruktion des Staatssekretärs Olney vom 20. Juli 1895, welche zu jener kategorischen Aufforderung geführt hatte. Da es sich doch in der Frage bloß um einen Streit zwischen England und Venezuela handelte und daher das Erscheinen der Vereinigten Staaten auf dem Plan nur als Deus ex machina wirken konnte, fühlte sich Olney zu einer Begründung veranlaßt, die allerdings nichts mehr und nichts weniger bedeutete als die Feststellung, daß die Vereinigten Staaten über die andern mittel- und südamerikanischen Staaten eine Art von Hegemonie hätten. Es heißt in jener Instruktion: „Die Vereinigten Staaten sind heute tatsächlich souverän auf diesem Kontinent, und ihr „fiat“ ist Gesetz in bezug auf die Angelegenheiten, auf die sie ihr Eingreifen erstrecken. Warum?

... Es ist, weil, neben allen andern Gründen, ihre unbegrenzten Hilfsquellen, verbunden mit ihrer isolierten Stellung, sie zum Herrn der Lage und tatsächlich unverletzbar gegen eine oder alle andern Mächte machen.

Alle Vorteile dieser Ueberlegenheit sind sofort gefährdet, wenn das Prinzip zugelassen wird, daß europäische Mächte amerikanische Staaten zu ihren Kolonien oder Provinzen machen können ... Die aus einem solchen Zustand der Dinge sich ergebenden verderblichen Folgen für die Vereinigten Staaten liegen auf der Hand.“

Digitized by Google

Dieser Ausspruch war nicht etwa eine maßlose Uebertreibung der inzwischen eingetretenen faktischen Verhältnisse auf dem europäischen Kontinent, sondern nur ihr realer Ausdruck. Schon seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hatte auf Grund der Monroedoktrin die Union Versuche der europäischen Staaten, auf dem amerikanischen Kontinent kriegerisch zu intervenieren, teils gänzlich abgewehrt, teils bloß auf die Geltendmachung von Schadenersatzforderungen ohne die Möglichkeit eines kriegerischen Gebietserwerbs beschränkt. Die europäischen Staaten selbst hatten, wenn ihre Intervention in Mittel- oder Zentralamerika nötig wurde, sich zuvor mit den Vereinigten Staaten darüber verständigt, daß sie auf kriegerischen Erwerb keinen Anspruch machten. Meist handelte es sich hierbei um Forderungen, welche bei jenen mittel- und südamerikanischen Staaten eingetrieben werden mußten. Immer wieder trat hierbei die Union als Vermittler zwischen Europa und jenen amerikanischen Schuldnerstaaten auf. (Zuletzt im Jahre 1902 anläßlich der Blockade der venezuelanischen Küste durch Deutschland, England und Italien.) Als Napoleon III. aber ernstliche Absicht machte, Mexiko dem Kaiser Maximilian zu unterwerfen, mußte er der Drohung der Vereinigten Staaten, solches nicht dulden zu wollen, weichen und von der „Errichtung der fremden Monarchie auf den Ruinen der republikanischen Regierung eines amerikanischen Staats" abstehen. So konnte sich also die Olneydoktrin auf Präzedenzfälle der Vergangenheit stützen. Immerhin bedeutet sie eine solche Vollendung der Monroedoktrin, daß künftige Präsidenten, selbst vom Schlage Roosevelts, an dem Gesamtbild nur leichte Züge der Verbesserung vornehmen konnten. Als solche Steigerung der Monroedoktrin, allerdings nicht unter Roosevelt, sondern unter seinem Nachfolger, haben wir die Erledigung des sog. Magdalenenbaifalles von 1911/12 zu bezeichnen, worin der Grundsatz verkündet wurde — es handelte sich um Abtretung mexikanischen Gebiets an ein japanisches Syndikat —, „daß, wenn ein Hafen oder andrer Platz in den amerikanischen Erdteilen so gelegen ist, daß seine Besetzung für maritime oder militärische Zwecke den Verkehr oder die Sicherheit der Vereinigten Staaten zu bedrohen geeignet ist, die Regierung der Vereinigten Staaten den Besitz eines solchen Hafens oder andern Platzes nicht ohne schwere Besorgnis in den Händen einer Korporation oder Vereinigung sehen würde, die eine solche Verbindung zu einer andern, nichtamerikanischen Regierung hat, daß dieser Besitz die tatsächliche Kontrollgewalt für maritime oder militärische Zwecke an diese Regierung gibt." Das war nicht bloß eine Anwendung der Madisondoktrin, sondern eine Steigerung derselben, denn jene verwehrte bloß die staatliche Gebietsübertragung an einen nichtamerikanischen Staat. Hier wird aber die Gebietsübertragung an eine private, nichtamerikanische Gesellschaft untersagt, was noch im Jahre 1866 anläßlich des Verkaufs der Ekuador gehörigen Galapagosinseln an englische Gläubiger dieser Republik von seiten der Union nicht beanstandet worden war.

IV

So hatte denn die Union durch kluge Steigerung des ersten Satzes der Monroedoktrin allmählich die Oberherrschaft über den amerikanischen Kontinent

Digitized by Google

erlangt. Der zweite Grundsatz der Monroedoktrin: die Nichteinmischung in die Verhältnisse andrer Kontinente, die sich die Union als Gegenleistung auferlegt hatte, war von ihr nur in unwesentlichen Fragen beobachtet und ist im übrigen beinahe ganz in Vergessenheit geraten. Denn eine Einmischung in europäische Fragen bedeutete es, wenn die Vereinigten Staaten nach der ungarischen Revolution dem in die Türkei geflohenen Ludwig Kossuth ihre wirksame Unterstützung zuteil werden ließen, auf die Türkei einzuwirken suchten, jedes von Oesterreich gestellte Auslieferungsbegehren abzuweisen, und im Jahre 1851 sogar eine Fregatte, die „Mississippi", nach der Türkei entsandten, um mit Einwilligung der Pforte die Revolutionäre aufzunehmen und sie nach Amerika in Sicherheit zu bringen. Eine andre Intervention in europäische Verhältnisse: Während des Aufstandes in Kreta, 1866 bis 1868, beauftragte der Staatssekretär der Union seinen Gesandten in Konstantinopel, der Pforte die guten Dienste der Vereinigten Staaten anzubieten, um die unglücklichen Verhältnisse in Kreta zu bessern. Mit Spanien führte die Union einen Krieg, dessen hauptsächlichster Anlaß die Mißwirtschaft Spaniens auf Kuba war. Ein Krieg also, der die Einmischung in die Beziehungen einer europäischen Macht zu ihren Kolonien bedeutete. Ganz besonders scharf tritt aber hervor, wie wenig die Vereinigten Staaten das Prinzip der Nichteinmischung befolgen, wenn man sich daran erinnert, daß sie durch Besitznahme der Tutuila- und andern Inseln im Jahre 1899, durch die Annexion von Hawai während des Krieges mit Spanien und durch die Besitznahme der Philippinen Einfluß und Interesse an der Gestaltung sowohl des australischen wie des asiatischen Kontinents gewonnen haben. Bezeichnend ist, daß, als die Schiedsverträge der Union mit England und Frankreich im Jahre 1912 im Senat zur Sprache kamen, man nur in Erwägung zog, inwiefern diese Verträge mit dem ersten Grundsatz der Monroedoktrin zu vereinbaren wären. Von dem zweiten Grundsatz, dem der Nichteinmischung der Union in die Verhältnisse andrer Kontinente, wurde auch mit keiner Silbe gesprochen. Er ist deshalb zum alten Eisen gestellt.

V

Was bedeuten nun diese Wandlungen der Monroedoktrin für das Gebiet der Staatenpolitik? Abgesehen davon, daß die Hegemonie der Union auf dem amerikanischen Festlande eingerichtet ist, hat die starke Betonung des ersten Grundsatzes der Monroedoktrin (Verbot der Intervention Europas in amerikanische Verhältnisse) und die Vernachlässigung des zweiten Grundsatzes (Verpflichtung der Nichteinmischung in die Verhältnisse andrer Kontinente) zu einer großen Steigerung des Imperialismus der Union geführt. Sie beansprucht für sich vollständige Isolierung von europäischen Einflüssen, gerät aber durch die Macht der Verhältnisse, insbesondere dadurch, daß sie ihre eigne Verpflichtung der Nichtintervention außer acht läßt, zu Reibungen internationaler Art mit den andern Mächten. Soweit sie dies nun durch eigne Kraft durchführen kann, darf man den Amerikanern diesen Imperialismus natürlich nicht verwehren, aber

Digitized by Google

er zeigt nur wieder, wie es unmöglich ist, im Zeichen des heutigen Weltverkehrs als Großmacht den „Adam in der Staatslehre“ spielen zu wollen. Eine solche Robinsonade des Völkerrechts hat sich überlebt, sie ist ein hohler Schatten, denn ihre beiden Voraussetzungen, die ihr Wesen ausmachten, fehlen. Die eine Voraussetzung war: die Gleichheit der übrigen amerikanischen Staaten, über welche die Union ihre schützende Hand in der Monroedoktrin ausstreckte. Diese Gleichheit ist gewichen und durch die Macht der Verhältnisse die Hegemonie der Union auf dem amerikanischen Kontinent ins Leben getreten. Die andre Voraussetzung ist ebenfalls vor den realen Tatsachen geschwunden: der Union sind die Verhältnisse auf den andern Kontinenten nicht mehr gleichgültig. Es gibt für sie demnach Interessengemeinschaften, welche sie mit Europa und Asien verbinden. Washington könnte heute eine Abschiedsrede nicht mehr mit gleichem Inhalte wie 1796 halten.

Friedrich v. Martin

Von

Wilhelm Biernatzki-Voorde

Der merkwürdige Lebensgang, die überragende Persönlichkeit des kürzlich heimgegangenen Friedrich v. Martin lohnen die Mühe, weitere Kreise mit ihm bekannt zu machen. Von Männern der Tat pflegt weniger geredet zu werden als von denen der Feder und des Wortes. Aber gerade bedeutende und gute Männer dieser Art sollten der Nachwelt, dem nun kommenden Geschlecht ein Vorbild sein.

Man nennt Friedrich v. Martin den „Salpeterfürsten“. Auf dem Gebiete der Salpeterindustrie war er zuerst Bahnbrecher, dann anerkannter Führer. Noch mehr: er schlug den ersten Faden einer Verbindung, die eine Seite der Erde mit der andern, Deutschland mit einem Lande am Stillen Ozean verband, und die im Laufe der Zeiten zum starken Kabel geworden ist, das, Kraft austauschend und den Wohlstand beider mächtig fördernd, die Länder dauernd zusammenhielt und auch in Zukunft sie zusammenhalten wird.

v. Martin war ein Deutscher durch und durch, obwohl das von ihm heißgeliebte Land nur seine Kinderheimat war. Er war zehn Jahre alt, als seine Eltern, Wilhelm Martin und Friederike, geb. Hillemann, Göttingen verließen, wo Martin am 17. Mai 1847 geboren war, um nach Valdivia auszuwandern, das damals ja so viele Deutsche hinüberzog. Der Vater hatte in Göttingen eine kleine Fabrik und sein bescheidenes, gutes Auskommen gehabt, sich aber verleiten lassen, seine Ersparnisse bei einem Bankherrn anzulegen, der hohe Zinsen zahlte und dann eines Tages verschwand und nichts als unbezahlte Schulden hinterließ. Da auch die Lage der Industrie in jenen Jahren nicht besonders günstig

Digitized by Google

war, entschloß sich der Vater, seinen Besitz zu veräußern und eine neue Heimat aufzusuchen.

Ueber die Göttinger Zeit v. Martins blieb in der Familie die Ueberlieferung, daß Friedrich nicht ein besonders hervorragender Schüler, wohl aber bei den Jugendschlachten der anerkannte Führer und Häuptling gewesen sei.

Auf der Brigg „Reiherstieg", Hamburg, verließ die Martinsche Familie am 15. August 1857 das Vaterland. Sie sollten mancherlei erleben auf der Fahrt. Schon in der Nordsee starb die Großmutter, die sich von den Kindern nicht hatte trennen wollen. Unter dem Aequator brach eine Typhusseuche aus, die viele Opfer forderte und erst auf der Höhe von Montevideo erlosch. Sechs Wochen lang mußte die „Reiherstieg" bei stürmischem Wetter kreuzen, ehe sie Kap Horn rundete. Die Lebensmittel wurden sehr knapp. Endlich am 12. Dezember 1857 wurde Valdivia erreicht.

Die ersten Zeiten in der neuen Heimat waren hart genug. Man suchte Arbeit und Verdienst. Nach einiger Zeit waren die Schwierigkeiten überwunden. Friedrich besuchte das Lyzeum, nachdem ein kurzer Unterricht im Spanischen voraufgegangen war. Es wurde ihm nicht leicht, dem Unterricht in der ihm noch so wenig bekannten Sprache zu folgen. Aber Fleiß und Tatkraft waren erwacht. Er wollte lernen, und bald stand er seinen Mann, wenn er auch nicht gerade ein Musterschüler war. Im Gegenteil war er ein rechter Strick, zu allerhand kleinen Streichen aufgelegt, doch stets gutherzig, wahrheitsliebend und ohne Furcht vor Strafe.

Mit sechzehn Jahren trat er als Kaufmannslehrling bei Raymund v. Stillfried in Union ein. Später arbeitete er bei Geise & Co. in Osorno, von Anfang 1867 an bei Augusto Schmidt & Co. in Concepcion. Er zeichnete sich aus; nach zweieinhalb Jahren wollte man ihn mit der Leitung dieses Geschäftes betrauen, allein er lehnte ab, wohl in dem Bestreben, sich noch weiter auszubilden. Ueber Peru und Lima kam er nach Iquique und stand hier seit März 1870 bei Jorje C. Hilliger. Dies wurde entscheidend für seinen weiteren Lebensgang. Dieses umfangreiche und großangelegte Geschäft befaßte sich mit dem Ein- und Verkauf von Waren aller Art, vor allem aber mit Herstellung und Vertrieb von Salpeter.

Der Chef war ein sehr tüchtiger Kaufmann. Er hatte eine glückliche Hand und auch ein gutes Herz. Er war gewissenhaft und sehr genau, was, weil wohl nicht allzu häufig damals, an der Westküste Südamerikas besonders geschätzt wurde. Er brachte sein Geschäft in Flor.

Freilich war er auch leicht erregt und ausfallend, wenn er mit irgend etwas nicht zufrieden war; er hatte hin und wieder seinen „Donnerstag". Einmal, als Friedrich Martin das Verfrachten von Kohlen zu beaufsichtigen hatte, schien Hilliger die Arbeit zu langsam vor sich zu gehen. Mit aufgeregten Worten stellte er Martin zur Rede. Dieser entgegnete kein Wort, nahm eine Kohlenschaufel und schaufelte mit. Da schwieg der Chef, ging fort und entschuldigte sich später. Ein andermal, als es ihm wieder nicht schnell genug ging, erklärte

Digitized by Google

Hilliger, früher habe er nur zwei Mann gehabt, und die hätten ebensoviel geschafft, wie Martin mit seinem ganzen Troß jetzt fertigbringe. Diese Worte fielen mittags in den Geschäftsräumen. Als Martin später zum Hafen ging, schickte er alle Arbeiter bis auf einen hinauf zu Hilliger, um ihre Entlassung zu erbitten. Der Erfolg war, daß Hilliger aufgeregt zum Hafen hinunterlief und Martin fragte, ob er nicht recht klug sei. Martins Antwort lautete: „Sie haben mir gesagt, daß mein Vorgänger mit weniger Leuten mehr geleistet habe als ich. Was andre können, kann ich auch." Dann zeigte er seinem Herrn, daß er durch angestrengtes Arbeiten zusammen mit dem einen Arbeiter, den er behalten hatte, bereits fast fertig geworden war.

Bald war das beste Verhältnis zwischen ihm und seinem Chef. Des jungen Mannes Tatkraft und klare Ueberlegung gefielen Hilliger, er machte ihn zum Verwalter seiner Salpeterfabrik.

In diesem Geschäft arbeitete als Handlungsbevollmächtigter auch Hermann Fölsch. Im Juli 1872 beschlossen die beiden jungen Leute, die beträchtliche Ersparnisse gemacht hatten, ein eignes Geschäft zu begründen. Ein deutsches Handlungshaus in Valparaiso gewährte ihnen Kredit.

Zusammen erwarben sie im Tarapacàfelde die Salpeterfabrik Paposo, die damals monatlich nicht mehr als 10000 spanische Zentner zu liefern imstande war. Vor allem mußte die Leistungsfähigkeit des Werkes erhöht werden. Neue Maschinen wurden in Europa bestellt, und man war emsig mit der Umwandlung des Werkes beschäftigt, als, sechs Monate nach der Eröffnung, der Kredit gekündigt wurde — ein Blitz aus heiterm Himmel. Allein man fand Ersatz; die Compañia de Consignaciones in Valparaiso sprang ein, und nun gelang es, in frischer, fröhlicher Arbeit bis Juli 1873 die Umwandlung der Fabrik in ein ganz neues Werk zu Ende zu führen. Die Inhaber blickten dem Kommenden getrost entgegen, sie wußten, daß ihr Rohstoff, der Caliche, von ganz vorzüglicher Beschaffenheit, somit das Werk sehr wertvoll sei. Die Geldgeber aber hatten Sorge um ihr Geld, das ausgegeben war, betrauten Eduard Llanos mit ihrer Vertretung und verlangten, daß Fölsch und Martin bis zur Tilgung der Schuld alle ihre Unternehmungen unter die Aufsicht dieses Herrn stellten. Die Zumutung war hart, sie fügten sich nur widerwillig, allein sie fügten sich.

Und nun geschah ihnen ein großes Glück, wenn man so nennen will, was ihre zielbewußte Arbeit zustande brachte. Mit Hilfe eines schottischen Chemikers, Chalmers, gelang es ihnen, ein Verfahren zu finden, durch das sie das in der Mutterlauge enthaltende Jod in leichter und besonders billiger Weise herstellen konnten. Dies und die große Leistungsfähigkeit der Fabrik, die, von dem eisernen Fleiß und ernsten Willen der jungen Anfänger getragen, bald ihre volle Kraft entwickelte, bewirkten, daß innerhalb eines einzigen Jahres sämtliche Schulden bezahlt und auch noch Abschreibungen vorgenommen wurden. Als dann durch einen Einbruch in ihr Jodhaus ihnen das kostbare Geheimnis ihres Jodverfahrens geraubt und alsobald Gemeingut aller wurde, konnten sie dies „Unglück" mit Ruhe hinnehmen.

Digitized by Google

Fölsch und Martin hatten sich in die Arbeit geteilt. Während Fölsch in der Hafenstadt Iquique als Kaufmann tätig war, leitete Martin oben in der Gebirgswüste die Fabrik als „Salitrero". Und hier nun entfaltete er die glänzendste seiner Eigenschaften, die auch aus der bezaubernden Liebenswürdigkeit seines Wesens dem Tieferblickenden entgegenstrahlte, seine ungemeine Kunst und Gabe, Menschen in jedem Augenblick richtig zu behandeln.

Er hatte es in jener weltverlassenen Gebirgswüste mit einer zum guten Teile chilenischen, höchst eigenartigen Arbeiterbevölkerung zu tun. Nun ist der chilenische Arbeiter zwar ritterlich und freundlich, gutherzig, leicht begeistert, aber wie alle Romanen schnell gereizt, sehr rachsüchtig und in der Wut besinnungslos. Er hat so seine Eigentümlichkeiten. Er stiehlt nicht, aber er „klaut", soviel er kann, und ist dabei sich wohl des Unerlaubten, doch nicht des Ehrlosen dieser seiner Handlungsweise bewußt. Er nimmt es dann nicht übel, wenn man ihm die entwendeten Sachen wieder nimmt, doch darf es nicht mit Ehrenkränkung geschehen. Er verleumdet nicht und schwärzt auch seinen Feind nicht an; er sticht ihn tot, erschießt ihn, aber hinter seinem Rücken redet er nicht schlecht von ihm.

Und nun ist selbstverständlich die Masse solcher Arbeiter viel schwerer zu behandeln als der einzelne. Sie ist noch leichter erregbar, dazu ganz ohne anerzogenes Pflichtgefühl, jedweden Zwang verabscheuend, die Freiheit auf ihre Fahne schreibend und mit Leidenschaft verfechtend — so steht dort die Masse dem „Fremden" gegenüber.

Martin gelang es, sie zu meistern. Durch seine ruhige, gleichmäßige, gerechte und wohlwollende Haltung erwarb er beides, das Zutrauen zuerst und dann die Liebe seiner Leute. Er lobte selten, aber sein Lob galt ihnen mehr als klingender Lohn. Bald wußten sie, was er ihnen war, und von da an ging er ihnen über alles. „Das ist unser Patron!" sagten sie zu jedem neuen Arbeiter.

Und wenn es einmal darauf ankam, hatte er sie unweigerlich in seiner Gewalt. Als er einst an einem betrunkenem Haufen vorbeiritt und hörte, daß sie Wein gestohlen hatten, dies aber leugneten, befahl er seinem Reitknecht, daß er ihm einen Lasso hole. Einer der Arbeiter, der rohesten einer und offenbar der Anführer, fragte, bedeutungsvoll mit seinem Messer spielend: „Was wollen Sie mit dem Lasso, Patron?" Die Antwort lautete in voller Ruhe und im Bewußtsein der Gefahr: „Das will ich dir sagen, binden will ich dich und dem Gericht zur Aburteilung übergeben. Und ich will dir auch sagen, warum. Ihr Chilenen seid stolz auf euer Vaterland, und dabei ist euer Benehmen so, daß ein Chilene sein gleichbedeutend ist mit Räuber und Mörder. Dafür will ich dich jetzt strafen lassen." Diese wohlabgewogenen und gerechten Worte machten Eindruck auf den Mann, und er ließ sich ruhig binden. Da Martin ohne Waffen war, hätte er ihn auch töten können; die Gefahr einer polizeilichen Verfolgung lag nicht vor.

Ein andres Mal waren auf einem benachbarten Werk infolge ungeschickter Behandlung der Leute Unruhen entstanden. Der Verwalter war geflohen, die

Digitized by Google

Leute hatten die Fabrik niedergebrannt, die Vorratslager geplündert und zogen lärmend und tobend zum nächsten Werk, um dort das gleiche zu tun. Martin erfuhr es, als er, von einem Ritt heimkehrend, noch etwa zwanzig Minuten vom Werk entfernt war. Er gab seinem Gaul die Sporen und sprengte mitten in die Menge hinein, der sich auch seine eignen Arbeiter zum Teil schon angeschlossen hatten. Sein Mut bezwang zunächst die Seinen, sie gingen beschämt in ihre Häuser; er bezwang aber auch die 1000 betrunkenen und aufgeregten fremden Arbeiter, sie zogen weiter. Allerdings brannten sie in derselben Nacht ein andres Werk noch nieder.

Ganz besonders widmete sich Martin in dieser Stellung der Vervollkommnung der Herstellungsweise des Salpeters. Er probte immer neue, zum Teil von ihm erdachte Arbeitsweisen aus und führte sich ergebende Verbesserungen ein. Immer hielt er in bezug auf Güte und Menge im Verhältnis zur Arbeitskraft und damit in bezug auf billige Erzeugung sein Werk an erster Stelle. Rastloses Arbeiten war ihm längst Gewohnheit und eine Selbstverständlichkeit. Besondere Begabung brachte er mit. So verstand er z. B. mit großer Zuverlässigkeit bisher noch nicht untersuchte Salpeterfelder einzuschätzen. Ich habe es bei meinem Aufenthalt in den Salpeterwüsten Chiles erlebt, daß so ein kundiger „Salitrero" nach kurzer aufmerksamer Beobachtung des Bodens, der daraufliegenden Steine und seiner Gesamtlage mit ziemlicher Bestimmtheit erklärte, daß hier viel oder wenig, guter oder geringer Caliche im Boden steckt. Martin war diese Gabe in hohem Maße eigen.

Es kam sein klarer Ueberblick hinzu, sein ausgezeichnetes Gedächtnis und eine durchdringende Geisteskraft, genug, es ging mit seinem Betriebe glänzend bergauf.

Sehr bald erweiterte sich seine Tätigkeit. 1873 übertrug die Compañia Chilena de Consignaciones dem Handlungshause Fölsch & Martin die Verwaltung der Salpeterwerke Jan Carlos, Sacramento und Peña Chica. Sie waren sehr heruntergewirtschaftet, hatten Verlust über Verlust gebracht, alles mußte auf neue Grundlagen gestellt werden. Auf eigne Verantwortung steckten Fölsch & Martin manches Geld hinein. Es war in kürzester Frist wieder herausgeholt, die große Schuld an die Compañia wurde bezahlt, der kommende Gewinn geteilt.

Im Jahre 1877 ging Hermann Fölsch nach Hamburg zurück und errichtete dort das heute noch bestehende Geschäft H. Fölsch & Co., während Martin das chilenische Geschäft weiterführte.

Und nun erlebte er die wunderbaren Zeiten, die ihm die Handhabe boten, auf die Geschicke seines neuen Heimatlandes maßgebend einzuwirken, und die ihm selber unerwarteten und reichen Gewinn brachten.

In Peru besaß der Staat von jeher das alleinige Verkaufsrecht für Salpeter. Er gab den einzelnen Salpeterherstellern die Aufträge zur Lieferung, bezahlte sie so, daß die am teuersten arbeitenden Fabriken einen angemessenen, die billiger arbeitenden einen entsprechend höheren Verdienst hatten. Als nun

Digitized by Google

im Jahre 1878 der Krieg zwischen Peru und Chile ausbrach, entstand die Sorge, daß die Zufuhren abgeschnitten werden und die Leute in den Werken dem Hunger preisgegeben sein würden. Die meisten Fabrikanten entließen schleunigst ihre Arbeiter. Der Staat aber nahm ihnen in entgegenkommender Weise ihre Felder zum Buchwerte ab. Nur Martin hatte seine Arbeiter nicht entlassen, sondern zur rechten Zeit mit reichen Vorräten und Lebensmitteln sich versehen; er wollte sein Lebenswerk nicht fahren lassen. Als Chile dann die Herrschaft zur See gewann, schnitt es tatsächlich Peru alle Zufuhren ab. Zu Lande aber wies das peruanische Heer, das in Iquique stand, die Angriffe des Nachbarlandes ab. In dieser Lage trat der peruanische Staat an Martin heran, um seinen Lebensmittelvorrat ihm zwangsweise abzukaufen. Es war Gefahr, daß nun auf diese Weise sein Werk ihm aus den Händen gleite. Da machte Martin einen Gegenvorschlag. Er erbot sich, auf eigne Kosten die Arbeiterbevölkerung in allen Salpeterwerken zu ernähren, wenn und solange ihm der Staat die diesem gehörenden Salpeterfelder zwecks Ausarbeitung zur Verfügung stelle. Der Vorschlag wurde angenommen. Der Staat war einer großen Sorge ledig, und Martin stellte als einziger während des Krieges Salpeter her. Als dann der Krieg beendet war, war er der einzige, der zu verkaufen hatte. Die Nachfrage war selbstverständlich ungewöhnlich groß, die Preise gingen hoch, und Martin erzielte reichen Gewinn.

Als die Regierung später den früheren Besitzern ihre Salpeterfelder zurückgab, bezahlte sie ihnen für das Ausarbeiten derselben angemessene Entschädigungen, so daß auch diese Leute nicht zu kurz kamen. Allen war durch Martins weit vorausschauende Genialität und seinen vollbedachten Wagemut gedient, dem Staat, den Arbeitern, die gar nicht erst aus der Arbeit gekommen und nun zur Stelle waren, als der Betrieb sich wieder freier regen konnte. Es war so recht die Handlungsweise eines vornehm gesinnten Kaufmannes, der sich bewußt ist, daß er nicht nur sich selber, sondern dem Ganzen zu dienen und zu nützen hat.

Nicht lange nachher ward Martin berufen, dem Staat Chile einen ähnlichen großen Dienst zu tun. Das Endergebnis des Krieges war, daß der siegreiche Staat die peruanischen Salpeterprovinzen erhielt; es galt, sich nun dort einzurichten. Die neue Regierung beabsichtigte, dem Beispiel Perus zu folgen und das alleinige Verkaufsrecht für Salpeter, das Peru besessen hatte, nun für die chilenische Staatsverwaltung einzuführen. Zwar hatte Peru von diesem Verkaufsrecht keinen Vorteil gehabt; aber das lag an dem Ungeschick der damaligen Verwaltung und nicht zum wenigsten auch wohl an den Unterschlagungen, die niedere, höhere und wohl auch höchste Beamte sich gewohnheitsmäßig und in fortwährend sich steigerndem Maße erlaubten. Es kam eine chilenische Abordnung in das Salpetergebiet, die nähere Ermittlungen anstellen und die Stimmung der Salpeterhersteller erforschen sollte. Diese waren alle für den Plan, der ihnen einen sicheren und hohen Verdienst verbürgte ohne jede Gefahr. Da auch der Staat auf seine Kosten zu kommen schien, so wollte man die Sache machen. Aber der damalige Präsident Chiles, Pinto, zögerte, er wünschte selbst

Digitized by Google

mit einem Sachverständigen sich zu beraten und ließ Martin rufen, der weithin als unparteiischer, unvoreingenommener und durchaus uneigennütziger Mann bekannt war. Martin aber riet, ohne dabei an sich zu denken, dem Präsidenten ab. Chile war bis dahin ein armes Land, aber sein Geldwesen mustergültig und seine Beamten unbestechlich. Martin wies darauf hin, daß dies aufhören werde, wenn die unermeßlichen Reichtümer aus der Salpeterindustrie durch die Hände der Staatsbeamten gehen würden. Es werde gehen, wie es in Peru ging, es führe zunächst zur Beamtenbestechlichkeit und danach zum Zusammenbruch des Staates. Dagegen schlug Martin Ausfuhrzölle vor, und Präsident Pinto folgte Martins Ratschlägen, deren Richtigkeit die Entwicklung der Dinge dann bewiesen hat. Doch will ich nicht unerwähnt lassen, daß Chile von der in allen südamerikanischen Staaten verbreiteten Beamtenbestechlichkeit in späteren Zeiten doch auch nicht ganz verschont blieb.

Im Jahre 1880 ging Martin, der in demselben Jahre sich mit Martha Roestel verheiratet hatte, nach Deutschland, seiner alten Heimat, zurück. Die Weiterführung seiner großen chilenischen Betriebe konnte er der von ihm selbst herangezogenen und eingeschulten Beamtenschaft mit gutem Vertrauen überlassen. Frankreich, Italien, Spanien und Deutschland wurden bereist, dann ließ man sich zunächst in Berlin nieder. Martins immer wiederkehrender Wunsch war, auf dem Lande zu leben, die eigne Scholle zu bebauen, als Gutsherr andern zu nützen und selbst sein eignes Reich zu haben und auszubauen. Infolgedessen erwarb er 1883 das in der Oberlausitz gelegene Rittergut Rotenburg und machte sich hier heimisch. Nur einmal, 1886/87, kehrte er vorübergehend nach Chile zurück, um nach dem Rechten zu sehen. Im Jahre 1889 verlor er seine Gattin, im Jahre 1890 vermählte er sich aufs neue mit Margarete Krause. Vier Söhne und zwei Töchter waren ihm beschert. Sie alle ansässig zu machen war sein Wunsch. Deshalb erwarb er nach und nach andre Güter, und zwar Diessa in Schlesien, Quitzdorf, Nieder-Neundorf, das er mit Rotenburg vereinigte, und Spree.

Es war im Sommer 1902, als ich Martin zum ersten Male sah und sprach. Deutsche landwirtschaftliche Genossenschaften hatten mit andern auch mich nach Chile in die Wüste Atacama gesandt, um zu prüfen, ob es lohnend sei, dort selbst Salpeterfelder zu erwerben. Ein Neffe Martins, Beamter der Firma Fölsch & Martin, schloß sich an und hat uns wertvolle Dienste geleistet. Auf unsern stundenlangen Ritten in der Wüste hatte er mir viel von seinem Oheim erzählt. So kannte ich ihn ja einigermaßen, nur eins nicht. Das war seine bezaubernde, alles bezwingende Liebenswürdigkeit, die mit dem Ausdruck tatkräftigen Willens in jedem Wort gepaart und von dem klaren und durchdringenden Blick der wunderbar leuchtenden Augen begleitet war. Ich hatte bei unsrer ersten Begegnung geschäftlich mit ihm zu tun, es handelte sich um nichts Geringeres, als die Vereinigung des Handlungshauses Fölsch & Martin mit der von den deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften errichteten Aktiengesellschaft zu einer großen Gesellschaft. Der Wille dazu war auf beiden Seiten

Digitized by Google

vorhanden, um die Bedingungen wurde verhandelt. Insbesondere war der Kaufpreis der Fölsch & Martin gehörenden Werke festzusetzen. Martins vornehme Art zeigte sich hierbei in glänzender Weise. In verhältnismäßig kurzer Zeit waren wir einig und alles klar, schrieben die Abmachungen nieder und bekräftigten sie mit festem Händedruck. Als ich ihn dann verlassen, sagte ich mir, daß ich diesem Manne für immer in aufrichtiger Freundschaft zugetan sei und daß er mir die gleiche Zuneigung entgegenbringe. Dies hat sich dann bewährt.

„Salitrero" ist er bis an sein Lebensende geblieben und hat mit nie ermüdender Hingabe die Geschicke der „Deutschen Salpeterwerke, Fölsch & Martin Nachfolger A.-G." in Hamburg, noch oft beeinflußt. Da ich ihm hierbei ein Helfer sein durfte, kam ich nicht selten mit ihm in Berührung, und jedesmal trat ich ihm persönlich näher. Unvergeßlich sind mir seine geistvollen und lebhaften Reden in den Sitzungen, deren Gewicht sich niemand entziehen konnte. Sie atmeten ganz unmittelbare Natürlichkeit. Ebensowenig aber vergesse ich die persönlichen Unterhaltungen in seinem eignen Hause oder am dritten Ort. Immer waren sie fesselnd, immer getragen von menschlicher Güte und Herzlichkeit, und immer kehrte er zu seinem „liebsten Kinde", wie seine Frau es nannte, die Salpetererzeugung, zurück.

Als „Salitrero" durch und durch, ging er im Beginn des Alters, 1910, noch einmal mit Frau und Kindern nach Chile hinüber und nahm in einem der mitten in der Wüste Atacama gelegenen Salpeterwerke Wohnung, um von da aus einige ihm noch unbekannte Fabriken und „Calicheras" in Augenschein und unter seine Leitung zu nehmen, was ihm und andern sehr nützlich schien und auch wohl war. Zu diesem Zweck scheute er weder die Unbequemlichkeiten der weiten Reise, noch die Entbehrungen, die ihm und seiner Familie der Aufenthalt selbst auferlegte. Er hatte die Genugtuung, daß seine Tätigkeit drüben von größtem Nutzen und Erfolg war.

Dann nahm er seine Tätigkeit als Gutsherr wieder auf, die ebenfalls von gutem Erfolg begleitet war. Und er war nicht nur Herr im engeren Kreise. Durch seine Gaben, durch seine reichen Mittel, die zur Verfügung standen, hat er der Landwirtschaft, dem Kreise und dem Fürstentum, worin er wohnte, unendlich viel genützt. Vier Güter hat er heraufgebracht, den Arbeitern und Angestellten, den Gemeinden war er ein allezeit großmütiger, meist stiller, oft ganz unbekannter, verborgener Helfer. Ueber alles ging ihm sein Vaterland, dafür war ihm kein Opfer zu groß. Er sagte einmal, ein Mensch, der nichts Besseres kann, als Geld zusammenzuscharren, verdiene nicht zu leben; und fügte hinzu, wenn das Vaterland alles braucht, muß man auch alles geben und gern geben. Ich weiß, daß diesen Worten seine Handlungsweise stets entsprach. Ein vorbildlicher Mann fürwahr, für seine Zeit und für die Zeit, die nach ihm angebrochen ist.

Schon 1866 stand er, obwohl Hannoveraner, auf seiten Preußens; er erkannte Preußens Aufgabe, das Reich zu schaffen, und daß es geschaffen war,

Digitized by Google

ist ihm ein Anlaß steter Freude und Genugtuung gewesen. Er fühlte sich als Deutscher, nicht irgendeines Stammes.

Und als ein Deutscher erwies er sich, wie wir ihn kennen: unbedingt pflichttreu, bescheiden, niemals eigennützig, lauter, vornehm durch und durch — ein deutscher Edelmann. Man könnte sagen: als ihn der König in den Adelstand erhob, ward nur zum Ausdruck gebracht, was ohnedem vorhanden war.

Und nun nahte sich das Ende seiner Lebensbahn. Den Anstrengungen in Chile 1910 bis 1911 folgte nach seiner Heimkunft ein Leiden, das ihn nie mehr ganz verließ. Als 1914 der Krieg ausbrach, war er schwer krank. Drei Söhne und zwei Schwiegersöhne von ihm zogen ins Feld, ein vierter Sohn gehörte als Marineoffizier der tapfern Schar der Verteidiger von Tsingtau an. Er erfuhr das Leid, daß ihm ein Sohn und einer seiner Schwiegersöhne schwer verwundet wurden; er trug es. Einen nur leicht verwundeten Sohn sah er wieder ins Feld ziehen; es war ihm eine Freude. Und als die Kunde kam, daß der Tsingtauer Sohn in Japan lebe, war er unendlich dankbar. Trotz seinem Leiden hielten ihn Fleiß und altgewohnte Tatkraft im Gange, bis ihn das Fieber in das Bett zwang, in das er vom Schreibtisch fortgeholt werden mußte — auch ein Held. Am 6. Februar des Jahres 1915 schlief er ein.

Am 10. Februar hat man ihn in die selbsterbaute Gruft gelegt, die mit hochragendem Kreuz versehen ist; auf diesem Kreuz stehen klar und groß die Worte: Gott ist die Liebe.

Er war sich selber treu und seinem Gott. Durchdrungen von der Liebe Gottes, liebte er die Menschen, war seiner Familie alles, seinen Leuten ein Vater, seinen Angestellten ein gerechter und wohlwollender Herr, denen, die neben ihm am gleichen Werke standen, ein Freund, wie es kaum einen zweiten gibt, ein Helfer und Wohltäter vielen, klar, offen, gerade, demütig vor Gott und vor den Menschen frei und stolz, dem Vaterland getreu, trotzdem sein Lebenswerk in Chile lag, in seiner Arbeit ausharrend bis zuletzt.

*

Ich habe den Mann geschildert und seine Tätigkeit, sein Werden, seinen Lebensgang — und seine Wirkung auf die Welt.

Der seltsam weit ausgreifende Lebensgang erscheint dem sinnenden Betrachter als einheitlich geschlossener Kreis. Nicht die Ereignisse wiesen diesen Mann hierhin und dahin — er *wollte*, wozu er offenbar berufen war, und dieser Wille schloß alles, was er hier und da vollbracht, zusammen zu *einer* großen Tat. Die wirtschaftliche Verbindung Chiles mit dem Deutschen Reich, die nun ein Menschenalter hindurch bestanden hat, ist diese seine Tat.

Und wie die Taten Taten zeugen und neue Tatbestände sich über den vorhandenen erbauen, und wie ein Mann, der scheinbar nur sich selber treibt und hingerissen von dem Strom der Zeit zum führenden Manne werden kann, und allen voraneilend ein ganzes Volk hinreißt, das zeigte sich hier. Wir sehen eine

Digitized by Google

Tat, die fühlbar (um mit Carlyle zu reden) den Schwerpunkt der Welt verändert und Richtung gebend kommende Entwicklungen vorbereitet hat.

Aufs innigste mit v. Martins Lebenswerk verbunden ist der große Aufschwung unsrer Landwirtschaft. Dank ihm sind wir darin den andern Völkern vorangegangen. Jetzt erst fassen sie zu und machen es uns nach. Beweis: die Jahreserzeugung Chilesalpeter 55 Millionen Zentner, davon verbraucht Deutschland 20 Millionen (Wert über 200 Millionen Mark). Gleichzeitige Steigerung des Bodenertrages in Deutschland 50 vom Hundert. Er blieb im Gleichschritt mit dem starken Wachstum der Bevölkerungszahl. Heute ist vor aller Augen, was das bedeutet. Wie ständen wir sonst da! Zu diesem bewundernswerten Aufbau und Stand der deutschen Landwirtschaft, der uns jetzt die Selbstbehauptung unsers Volkes ermöglicht, hat v. Martin einen der Grundsteine gelegt.

Und drüben, jenseits des Meeres, wo er, der mit dem Weltbewußtsein ausgerüstete Deutsche, führend, helfend, haltend, ein einzelner Vertreter des deutschen Gedankens stand, hat er in Wahrheit wie ein Eroberer gewirkt und ist zum Bahnbrecher geworden, zum siegreichen Vorkämpfer deutschen Einflusses in der Welt. Der wirtschaftlichen Verbindung mit Chile ist bald die militärische und darauf die politische gefolgt, die feste Freundschaft beider Länder, die, wenn wir recht berichtet sind, jetzt weder englisches Geld, noch Kabellügen, noch irgendwelcher Druck der Seetyrannen zerstören kann.

Wie ein Wahrzeichen war es, daß gerade an der Küste Chiles das englische Geschwader vor dem deutschen floh und unterging und daß, als man sich rächte und auch das letzte deutsche Schiff noch daran glauben sollte, es, wie ein Kind aus schützendem Arm, aus chilenischen Gewässern gerissen werden mußte.

Die Zeit wird kommen, wo man auch hier aufs neue den Siegerschritt der deutschen Tatkraft wird hallen hören.

Fürst Karl Anton von Hohenzollern in seiner Politik

Aus Briefen an ihn und von ihm

Mitgeteilt von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

Es wurde schon früher von mir an dieser Stelle und in meinem Buche: „Karl Anton von Hohenzollern“ [1]) erwähnt, daß Fürst Karl Anton eine ungewöhnlich starke Korrespondenz beinahe auf sämtlichen Gebieten des geistigen Lebens geführt habe. Je mehr man sich mit diesem Manne beschäftigt, um so mehr tritt seine eminente Größe hervor, desto mehr erkennt man den hervorragenden Geist und das umfassende geistige Interesse, das er bis an das Ende

[1]) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1911.

Digitized by Google

seines vielbewegten Lebens zu beweisen immer tätig war, mochte er noch in der Vollkraft seines Wirkens stehen, als Militär, als Staatsmann und auf welchem Gebiete es auch immer sei oder vom Jahre 1870 an, zu seinem größten Leidwesen, was seiner tatkräftigen Natur ganz entsprach, bis zu seinem Tode 1885 an den Stuhl gefesselt sein.

Der größte Teil seiner mit nachahmungswürdiger Genauigkeit geführten und aufbewahrten Korrespondenz ist ja durch den Schloßbrand 1893 vernichtet worden. Um so mehr ist es geboten, briefliche Erörterungen des Fürsten, der das stolze und doch sehr zutreffende Wort schrieb: „Menschen mit oberflächlicher Sinnesart stoßen mich ab", sorgsam zur Kenntnis zu bringen; denn was er auch schrieb, hatte Hand und Fuß und besitzt Wert. Ich gebe deshalb nachstehend verschiedene Briefe von ihm im Auszug.

In den Briefen, die von 1871 bis 1884 reichen, spricht Fürst Karl Anton hauptsächlich mit Felix Bamberg und Friedrich Heinrich Geffcken über politische Ansichten. Bezüglich Generalkonsul Dr. Bamberg habe ich schon früher gesprochen.[1]) Auch Geheime Rat Dr. Geffcken[2]) zählte zu seinen vertrauten Freunden. Karl Anton erlebte es nicht mehr, daß Geffcken 1888 von Bismarck wegen „Landesverrat" — Geffcken hatte einen Auszug aus dem Kriegstagebuch des Kronprinzen, des Kaisers Friedrich, dessen Vertrauen er in hohem Grade genoß, veröffentlicht — auf drei Monate eingekerkert wurde. Das Reichsgericht erklärte Geffcken jedoch für nichtschuldig. Er, der Fürst, besprach mit Geffcken rückhaltlos alle politischen Sachen, die ihm am Herzen lagen. Rumänische Angelegenheiten sind dagegen sehr wenig in seinen Briefen berührt, nicht daß er darin kein Vertrauen ihm geschenkt hätte, vielmehr deshalb, weil Geffcken auf diesem Gebiete nicht so zu Hause war wie Bamberg, mit dem der Fürst viel über Rumänien brieflich sprach.

In diesen Briefen drückt Karl Anton unverholen seine große Abneigung gegen Rußland aus, von der er niemals Hehl gemacht hat ...

Im Spätherbst 1871 äußerte sich Bamberg dem Fürsten gegenüber dahin, daß er von der Politik zurücktreten wolle. Der Fürst schreibt an ihn in dieser Sache sofort am 18. November 1871 u. a.:

„Wer wie Sie so viele praktische Politik getrieben, muß der späteren Tätigkeit erhalten bleiben; denn man muß der Richtung treu sein, in welcher man exzelliert. Das Verlassen einer solchen Richtung wäre nicht nur ein empfindlicher Verlust, sondern es gliche einer Desertion, der man am Ende Motive des Kleinmutes unterlegen könnte. Einem solchen Urteil darf niemand sich aussetzen, der eine politische Vergangenheit aufzuweisen hat. Bureaukratische Politik ist langweilig, aber Nachahmung einer geistreichen Politik, Hand in Hand mit der Geschichte, das ist ein Hochgenuß, wie ihn nur die Betrachtung des Staats- und Völkerlebens bieten kann."

---

[1]) Vgl. Zingeler a. a. O., S. 209 ff.

[2]) Vgl. Zingeler a. a. O., S. 298.

Digitized by Google

Am 6. Januar 1873 Schreiben an Bamberg:

„Was sagen Sie zu den Berliner Zuständen? Mir kommt es vor, als hätte der Kaiser einmal seinen omnipotenten Kanzler fühlen lassen wollen, daß er sich durch ihn nicht mediatisieren lasse. Anderseits ist Fürst Bismarck wahrscheinlich zufriedengestellt, daß er mit seiner Verantwortlichkeit nicht mehr sein vielspältiges Ministerium zu decken habe, welches sich auch zerbröckeln muß.

„Alles war mir bis zu Neujahr vollkommen klar und verständlich. Seit aber die Ernennung Roons zum Feldmarschall und Ministerpräsidenten wie eine Bombe eingeschlagen hat, habe ich meinen Kompaß etwas verloren.

„Ein Ministerium Roon ist der krasseste Gegensatz zum Ministerium Bismarck! Roon wird der Ausbildung der deutschen Reichsidee niemals hold sein, während Bismarck auf dem Terrain derselben sich mit größter Entschiedenheit festsetzen wird.

„Alle diese Neujahrsereignisse haben keinen guten Eindruck hervorgebracht, und namentlich im übrigen Deutschland ist man je nach den Parteistandpunkten davon sehr impressioniert. In München und Stuttgart gibt man sich bereits sanguinischen Hoffnungen hin über die Lockerung der den exklusiven Kreisen sehr verhaßten Bande.

„An dem Rücktritt der Minister Itzenblitz, Schleinitz und Eulenburg ist kaum mehr zu zweifeln; selbst Roon wird sie den Kammern gegenüber nicht mehr zu halten vermögen. Mit Graf Eulenburg hat es eigne Bewandtnis! Durch die Kreisordnung ist er plötzlich ein populärer Minister geworden; nichtsdestoweniger gesellt sich dazu die große Peinlichkeit der Lage, in welche der Kampf um das große und weitgreifende Gesetz ihn seinen politischen und gesellschaftlichen Freunden gegenüber versetzt hat, und daher mag es kommen, daß er in aller Aufrichtigkeit nach der Enthebung von seinem Ministerposten und auf eine ruhigere Oberpräsidialstellung strebt. — Für den Kaiser ist aber jedesmal eine Ministerfrage eine ungewöhnliche Aufregung.

„Nach dem Vorgang mit Roon wird zu gegebener Zeit Ihrem Höchstkommandierenden in Nancy unfehlbar auch der Marschallsstab zuwinken.

„Was Sie mir über Frankreich und die Endziele des Herrn Thiers mitteilen, hat mich ungemein interessiert. Es liegt in der Befestigung dieses moralischen Racheplanes jedenfalls der Kern eines höheren Gedankens, allein bei dem versatilen Charakter der französischen Nation wird es an nötigen Konsequenzen mangeln. Beust scheint durch das Auftreten Gramonts doch sehr unangenehm berührt zu sein. Vielleicht zerfällt diese gepriesene Größe jetzt in Staub und Vergessenheit, was leicht zu verschmerzen sein wird."

Am 9. Januar 1874 von Sigmaringen aus an Bamberg:

„Im neuen Deutschen Reich scheinen alle Unebenheiten sich nach und nach glätten zu wollen, höchstens sind es vereinzelte dynastische Machtüberschwenglichkeiten, welche zeitweise Friktionen hervorrufen.

„Die preußische Militärmaschinerie arbeitet mit Hochdruck und Nachdruck; bald ist alles erreicht, was dem Ganzen den Stempel der unzweifelhaften Ein-

Digitized by Google

heit aufdrücken kann. Ich gebrauche aber das Wort „Maschinerie“ absichtlich, weil nur nach dem Schema Kommandierungen von Offizieren nach Württemberg und Baden stattgefunden haben, die nichts weniger als zu solchen delikaten Verhältnissen passen. Aus Schwaben und Franken kann man über Nacht keine Märker machen, ebenso wie die Märker sich nicht zu Schwaben und Franken umwandeln ließen. Es ist dies für Hellsehende ein wahrer Jammer, die Geburt könnte so leicht vor sich gehen, aber man will mit Gewalt die Zange anlegen.“

Am 21. Mai 1875:

„Bei uns im Deutschen Reiche entwickeln sich die Dinge normal und ohne Ueberstürzung, nur die kirchenpolitischen Verhältnisse werfen einen dunkeln Schatten vor sich hin. Fortiter in re, suaviter in modo ist nicht die Parole unsrer Vollzugsorgane. Selbst der allmächtige Kanzler, im Handeln immer groß, ist kleinlich, wenn seine eigne Person ins Treffen geführt wird.“

17. November 1875:

„... Die deutsche Kaiserreise nach Mailand ist doch sehr gelungen gewesen. In erhöhtem Grade würde sie es gewesen sein, wenn sie in Begleitung des Fürsten Bismarck hätte geschehen können.“

Am 18. Oktober 1876:

„... Wie es Ihnen ergeht, ergeht es mir — wir stehen in politischer Beziehung devant l'inconnu, und niemand, am allerwenigsten unsre Diplomaten, hat nur eine entfernte Ahnung von der Zukunft, vielleicht vor dem nächsten Morgen.“

Karl Anton beleuchtet und kritisiert sodann die Politik, die gerade jetzt Rußland gegenüber eingeschlagen werde. Er ist nicht dafür, daß man Rußland zu viel nachgebe und es verwöhne. Karl Anton war nie sehr für Rußland eingenommen. Häufig kommt er darauf zu sprechen und ist stets der Ansicht, daß es die Politik der Feudalen sei, welche sich zu Rußland hinneige.

„Diese Politik, in welcher die Machtgröße des jungen Deutschen Reichs zum ersten Male auf das europäische Theater tritt, scheint mir nicht dazu angetan zu sein, die seit einigen Jahren betonte Rolle des „Züngleins an der Wage“ darzustellen, eine Rolle, die, anders gespielt, Deutschland zum obersten Richter im Völkerrat erhoben haben würde.“

An Geffcken schreibt er am 15. Dezember 1877:

„Wie ich aus Briefen von Berlin ersehe, drängt der Fall von Plewna für den Augenblick alle andern Interessen in den Hintergrund. Metz und Sedan haben in gewissen Hofkreisen kaum so viele Genugtuung erregt, als diese vorausgesehene glückliche Episode des Krieges (des Russisch-Türkischen Krieges)!

„Ob Bismarck diese Freude teilt, ist zweifelhaft; denn die Konsequenzen seines von ihm selbst geschlossenen Dreikaiserbündnisses könnten ihm über den Kopf wachsen.

Digitized by Google

„Ich bin mit Ihnen ganz einverstanden rücksichtlich der Ministerpersonenfrage in Berlin. Indessen habe ich Sie zu lieb, um jetzt schon in Ihnen den Nachfolger Falks zu erblicken. Letzterer denkt trotz Heereman nicht im entferntesten an das Abgehen, und sollte er dennoch abgegangen werden, so würde unter Bismarck ich Ihnen eine solche Stellung niemals wünschen. Auch würde er Ihre Person niemals akzeptieren, ebensowenig wie Sie einer solchen Berufung folgen würden.

„Wir wollen abwarten, wie die Bismarckaffäre verläuft. Es gehört nicht zu den Unmöglichkeiten, daß bei dem Vertrauen, welches der Kaiser meiner geringen Person schenkt, er mir Eröffnungen über die Personenfrage macht, vorausgesetzt, daß er den Reichskanzler fallen zu lassen gezwungen wird. Alsdann könnte ich mit Anträgen hervortreten, und zwar unter Zugrundelegung Ihrer vertraulichen Andeutungen. Solange aber Bismarck regiert, ist es bei mir unwandelbarer Grundsatz, schriftlich das Gebiet der Politik niemals zu berühren."

Daß Karl Anton die hohen Fähigkeiten Bismarcks nicht kleinlich unterschätzte, beweist allein schon der Umstand, daß er mehrere Male den Prinzregenten und späteren König Wilhelm auf Bismarck aufmerksam machte. Im Jahre 1859, wo Herr v. Schleinitz das Ministerium des Aeußern hatte und es klar war, daß er nicht der Mann dazu wäre, da sagte Karl Anton zu dem Prinzregenten: „Wenn es auf Talent, Mut und Kenntnis ankommt, dann ist der Gesandte, der gerade Frankfurt verläßt, ganz gewiß die geeignete Persönlichkeit, diesen Ressort zu übernehmen." Aber der Prinzregent wollte nicht: „Denn das fehle gerade jetzt noch, daß jemand das Ministerium übernimmt, der alles auf den Kopf stellen wird." Bismarck war in seinem Urteil weniger rücksichtsvoll. Ueber ein Ministerium Hohenzollern-Auerswald teilte er einem Vertrauten mit: „Was den politischen Teil Ihres Briefes angeht, so sind Ihre und meine Wege dieselben, sogar bis auf das Gras, welches daneben wächst."

An Geffcken den 24. Mai 1878:

„Die Falkkrisis ist abermals hoch bezeichnend für die Situation. Wenn Bismarck zurückkehrt, so läßt er ihn doch fallen. Er gestattet niemals eine Geltendmachung persönlicher Selbständigkeit und Charakteräußerung; denn unter solchen Voraussetzungen zöge Falk mit Ehren sich zurück ...

„Allem Anscheine nach werden Rußland und England gemeinschaftlich paktieren, der Dreikaiserbund verduftet alsdann wie ein dünner Nebelstreif und was wird von dem pomphaft in Szene gesetzten Gebilde übrig bleiben? — nichts andres als unsre Isolierung, wie im Jahre 1855, und die moralische Verkleinerung unsrer Macht."

An Geffcken, 27. Juni 1878:

„... Ueber den Kongreß läßt sich nur so viel sagen, daß nach dem vollständigen Verpuffen des vielgerühmten Dreikaiserbundes England und Rußland die maßgebenden Mächte geworden sind. Der Friede, der aus dem Kongreß

Digitized by Google

hervorgehen wird, ist nur seitens Rußlands geschlossen, um Atem zu schöpfen. Für immer wird der günstige Moment verscherzt sein, um den Druck Rußlands zu brechen."

An Geffcken am 13. Juli 1878:

„... Der englisch-türkische Vertrag ist ein historisches Ereignis ersten Ranges und dürfte zur Ehre und zum Nutzen Oesterreichs bezüglich Bosniens nachgeahmt werden. Rußland scheint mir eine entschiedene Niederlage erlitten zu haben, und Deutschland macht bonne mine à mauvais jeu; denn der Kongreß tritt bedeutend in den Hintergrund. Meines Erachtens ist es ein Meisterstück Bismarckscher Politik, daß er durch die offiziöse Presse seine Befriedigung mit jenem Trutz- und Schutzbündnis ausdrücken läßt. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn er Rußland im geheimsten Herzen diesen tiefen und gelungenen Stoß in dessen Machtnimbus gönnt. Preußen steht trotz alledem als Freund und Alliierter Rußlands da und kann sich keine Treulosigkeit in einem Falle vorwerfen lassen, den es nicht voraussehen konnte. Englands energisches und eingreifendes Vorgehen kann unmöglich lange vorher bekannt gewesen sein. Das Geheimnis ist zweifellos gut bewahrt worden. Jetzt erst erklärt sich die unbegreifliche Nachgiebigkeit Englands bezüglich Batums und der rumelischen Grenzberichtigung. Der Weltfriede ist jedenfalls heute gesicherter als durch die kärglichen Kongreß-Resultate."

An Geffcken, 19. September 1878:

„... Bei dem Sozialistengesetz wird es so gehen wie bei dem Kirchenkonflikt, es wird im Sande verlaufen, solange die Gesetzgebung nicht modifiziert wird. Mir ist es ganz unerfindlich, daß weder seitens der Regierung noch des Reichstags davon verlautet und auf diese zwingende Notwendigkeit verwiesen wird."

An Geffcken den 1. Oktober 1879.

Der Kronprinz war bei Karl Anton gewesen. Karl Anton schreibt: „... Wegen Bismarck befindet er sich in einem offenbaren Zwiespalt. Das Wiener Ereignis erfreut ihn mit Recht, sowie überhaupt jede ersichtliche Losschälung von Rußland. In der Beurteilung der inneren Zustände ist der hohe Herr aber pessimistisch, wie wir es mit ihm sind. — Die Diktatur und der Absolutismus des Staatskanzlers sind ihm unerträglich, weil er die Person des Kaisers nur als eine notwendige Staffage benutzt, um sein Vorgehen nach allen Seiten zu decken.

„Kurz und gut: Bismarck ist die Verkörperung der kronprinzlichen Antipathie. Ob er aber eintretendenfalls mit oder ohne ihn dereinst regieren will, das wissen die Götter. Ich glaube, er wird Bismarck nicht entbehren können, weil er bis jetzt zu sehr außerhalb der Verhältnisse und Ereignisse steht."

An Geffcken, 2. April 1879. Geffcken mußte aus Gesundheitsrücksichten Karlsbad aufsuchen. Dorthin schreibt ihm Karl Anton u. a.:

„Sie haben recht, daß Sie für Ihre Gesundheit besorgt sind; denn Sie müssen sich für die Zukunft geistesfrisch erhalten. Jetzt können die Waffen füglich ruhen, bis man ihrer wieder bedarf.

Digitized by Google

„Es liegt eine große Lethargie über unserm Vaterlande, und das deutsche Volk zeigt sich unwürdiger und unentschlossener als je ...

„Bismarck geht im Sturmschritt vor, und die Majoritäten werden ihm gehorsam und blindlings folgen. Die wirtschaftlichen Fragen werden ihre Lösung finden, wie der Reichskanzler sie haben will. Die früher so berühmt gewesene Selbständigkeit der preußischen Staatsminister, die mit sprichwörtlicher Energie und Eifersucht ihre eignen Ressorts hüteten und bewachten, ist dem Einzelwillen eines unfehlbaren Machthabers nicht nur untertänig, sondern sie ist auch förmlich darin aufgegangen. Die schlimme Seite dieser ganzen Situation liegt in der vorlauten Pression der Schutzzöllner und im nur passiven Widerstand ihrer Gegner. Dieser Widerstand schrumpft täglich mehr zusammen, weil die kleinstaatlichen Regierungen in allen Stücken mit dem reichskanzlerischen Programm einverstanden sind. Sie sehen in ihrer Verblendung nur die Herabminderung der Matrikularbeiträge als nächstes, praktisches Ziel und übersehen dabei die gefährlichen Konsequenzen dieses Systems.

„Inmitten der Verwirrung erscheint mir die Verwendung Manteuffels im neuen Reichslande, wenn sie sich bewahrheitet, ein sehr glücklicher Griff. Manteuffel ist jetzt die einzige Persönlichkeit, welche auf den Kaiser sich stützen und dem Kanzler nötigenfalls die Stirn bieten kann.

„Manteuffel ist niemals Mann der Vermittlung und des schwächlichen Kompromisses, er strebt nach einer erlaubten Popularität und wird mit peinlicher Gewissenhaftigkeit seines Amtes walten. Obgleich ich persönlich niemals auf einen guten Fuß mit ihm mich stellen konnte, so muß ich doch der Wahrheit die Ehre geben. Wer weiß, ob das Statthaltertum und Straßburg nicht die künftige Brücke zum Reichskanzlertum darstellen wird."

Schon am 26. April 1879 hatte Karl Anton betreffs Manteuffels an Bamberg geschrieben:

„... Aus Karlsbad habe ich indirekt Nachrichten über Manteuffel. Es soll noch sehr in der Schwebe liegen, ob er doch nicht als Statthalter nach Straßburg gehen werde. Die Dotationsfrage dürfte kein Hindernis mehr sein, und selbst im Reichstage macht man sich mit einer hochgespannten Forderung vertraut. Mir nicht recht begreiflich ist, daß der Großherzog von Baden auf diese Stelle ambitionieren soll. Daß sehr bedeutende Etikettenfragen für ihn dabei auf das Tapet kommen, ist allerdings sicher. Manteuffel ist Feldmarschall, und als Inspekteur des Armeekorps müßte folgerichtig der Großherzog von Baden beim Marschall sich melden, wodurch für ersteren sich eine subordinierte militärische Stellung ergeben würde. Manteuffel wartet ruhig ab, bis diese Komplikationen sich gelegt haben. Anderseits sagt man, daß Bismarck à tout prix den Grafen Stolberg los zu sein wünsche, der sich in der jetzigen Stellung ganz unfähig erwiesen haben soll. Er ist wahrscheinlich weder unbedingtes Werkzeug der reichskanzlerischen Launen, noch vermag er die steten Widersprüche zu lösen, die ein charakteristisches Merkmal der heutigen Regierung sind. Kurz, man will ihn los sein; ob er aber für Elsaß paßt, vermag ich nicht zu entscheiden."

Digitized by Google

An demselben Tage schrieb Karl Anton an Geffcken:

„... Der Umgang mit Manteuffel war eine sehr günstige Chance. Er ist offenbar jene Persönlichkeit in Preußen, die sich nach oben und nach unten, sowie nach allen Richtungen die völligste Unabhängigkeit bewahrt hat. Dem Kaiser imponiert er durch seine eiserne und eigenartige Konsequenz, und dem Kanzler ist er vermöge seiner politischen Vergangenheit und seiner Feldmarschallsstellung ein Hemmnis und eine Unbequemlichkeit. Als Leiter einer großen Uebergangszeit wäre er vorzüglich zu verwenden, nicht aber als Steuermann in einem ruhigen Fahrwasser; da gäbe es konstitutionelle Konflikte ohne Unterlaß.

„Aeußerst interessant ist mir die Kenntnis von der schwebenden Sache im Elsaß. Aus Baden höre ich, daß der Großherzog den Statthaltergedanken für sich noch gar nicht aufgegeben habe. Nur verstehe ich nicht, wie sich der Großherzog seine Doppelstellung als Souverän und als Statthalter zurechtlegt. Seine militärischen Bedenken als Inspekteur einem Feldmarschall gegenüber werden zu dieser Aspiration sicher einwirken ..."

Daß Karl Anton stets auch gegen die, welchen er persönlich nicht so sehr gewogen ist, gerecht verfährt, beweist der Brief an Bamberg vom 21. Juli 1879. Er schreibt:

„Manteuffel wird seine neue Stellung im September antreten, denn er verlangt mit vollem Recht auch das Generalkommando neben der Statthalterschaft. Der Kaiser aber will dem alten Fransecky noch den Ruhm der diesjährigen Revue lassen, worauf er dann abgehen wird."

2. November 1879 schreibt Karl Anton an Geffcken:

„... Manteuffels Auftreten in Elsaß entspricht ganz seiner eigenartigen Individualität. In der einen Hand das Kreuz, in der andern das Schwert, muß er imponieren. Seine Reden sind vortrefflich und müssen selbst dem Dünkel der Franzosen schmeicheln."

Am 21. Januar 1880 schreibt er sodann an Geffcken in derselben Sache:

„... Manteuffels ganzes Wesen in Elsaß trägt den Stempel einer gewissen Absonderlichkeit. Seine Reden lesen sich gut, aber er mag damit über das praktische Ziel hinausschießen. Seine Auffassung über unsre Stellung zu Oesterreich und, Gott sei Dank, gegen Rußland ist mir aber nicht begreiflich. Besser Rußland zum Feinde zu haben als Oesterreich, im Gefolge dessen alle dynastischen Sondergelüste wieder erwachen würden. Ich halte immer diesen letzten Coup Bismarcks für seinen besten."

Betreff der Politik gegen Rußland schreibt Karl Anton sodann am 8. November 1879 an Bamberg:

„... Seit wir uns zuletzt gesehen, haben sich unerwartet große Wandlungen in der innern und äußern Politik vollzogen. So ungesund wegen der jähen Sprünge und vollständigen Frontwechsel die ersteren sind, so sehr entsprechen die andern dem heiligsten Nationalbewußtsein. Unsre Beziehungen zu Rußland

Digitized by Google

waren ganz ungehörig geworden und ließen mit vollem Recht an der ferneren Zuverlässigkeit des Reichskanzlers zweifeln. Jetzt ist eine gesunde Allianzbasis hergestellt, die man, meiner Ansicht nach, weder unter- noch oben überschätzen darf. Gegen letzteres bieten die Sympathien unsers Kaisers unübersteigliche Hindernisse. Höchst sonderbar und eigentümlich ist, daß man über den Wortlaut der Wiener Festsetzungen noch immer ebenso im unklaren sich befindet als über deren Tragweite. Die Situation in Baden während der Anwesenheit des Grafen Stolberg soll mehr als unerträglich gewesen sein. Allerhöchsten Ortes habe man sich mit Händen und Füßen gegen die überraschend gekommene Zumutung Bismarcks gesträubt, und nur nach Vorlegung schriftlicher Beweismittel russischer Perfidie und Androhung des Zurücktretens des Gesamtministeriums hat man endlich nachgegeben. Jetzt schwirren wieder die russischen Großfürsten um Berlin herum, und Bismarck wird seine ganze Energie aufbieten müssen, um nicht die Zerbröckelung seiner letzten Großtat mitanzusehen.

„Die Einladungen nach dem durch und durch russisch infizierten Hofe von Schwerin war eine wohlberechnete Absicht. Das Neueste, was ich höre, besteht in dem Verlangen Bismarcks, daß Schweinitz aus Petersburg abberufen werde; er ist nämlich zu sehr russisch angelaufen. So groß die Diktatur Bismarcks in den inneren Angelegenheiten ist, so sehr findet in den äußeren er Widerstand, und es würde mich nicht so stark überraschen, wenn aus letzteren Gründen wir einmal plötzlich Bismarcks Entlassung beim Erwachen erführen."

Ueber Rußland äußert sich Karl Anton am 8. Februar 1880 an Bamberg:

„... In dem morschen Rußland dröhnt und kracht es von allen Seiten, und die exorbitantesten Maßregeln vermögen nicht, das Verderben aufzuhalten. Den Nihilismus wird man schwerlich nur in bestimmt abgegrenzten Kreisen aufsuchen können; er reicht wahrscheinlich in unerreichbar hohe Kreise hinauf, an welchen jede Entdeckung zerschellen wird. Es war höchste Zeit, daß wir uns von diesem politischen und moralischen Kadaver losgelöst haben! Der jüngste Besuch des Großfürsten Nikolaus in Berlin war hoffentlich nur ein Vergiftungsversuch. Bismarck hat sich nicht sehen lassen, und er wird seine guten oder schlechten Gründe dafür gehabt haben."

Bamberg schrieb am 16. Februar 1880 an Karl Anton ebenfalls in betreff des vorstehenden:

„... Ueber die Verhältnisse in Elsaß-Lothringen erhalte ich merkwürdige Nachrichten, die Eure Königliche Hoheit mir gestatten, im Wortlaut mitzuteilen: Zunächst das gern gegebene Zugeständnis, daß der warmherzigen Natur des Statthalters persönlich alle Ehre gezollt werden muß. Mit warmem Herzen allein wird aber noch kein Land regiert. Es steht augenblicklich so, daß Manteuffel in einem seinerseits offen zugegebenen Konflikt mit Herzog lebt. Zum Ausbruch ist derselbe gekommen, als es sich um die Restauration der Straßburger Munizipalität handelte. Manteuffel will dieselbe, Herzog hält sie für verfrüht. Andre Konfliktspunkte sind dem gefolgt. Gestern (9. d. M.) schwirrte bereits das Gerücht, Herzog habe demissioniert, und der Staatssekretär-

Digitized by Google

posten solle zunächst unbesetzt bleiben, sodann ausgehen. Das ist meines Erachtens voreiliges Gerücht, aber es bezeichnet, wie ernsthaft die Situation aufgefaßt wird. Herzog gilt selbst bei enragierten Anhängern der Person und des Systems Möller als Vertreter des speziell deutschen Interesses. Manteuffel hat den Oberpräsidenten Möller übermöllert in seiner Hinneigung zu den Autonomisten, in der ihm ein Verwaltungsbeamter wie Herzog nicht zu folgen vermag. Dabei erfolgt eine Wendung zugunsten des kirchlichen Konservatismus, aus welcher zunächst nur der katholische Klerus Vorteil zieht. Manteuffel beruhigt sich dabei, daß man im katholischen Lager ihn dem Jules Ferry vorzieht, eine bedenkliche Preference. Dabei geht er zwar Tag zu Tag mehr der Unterstützung des gebildeten deutschen Elementes verloren, zufrieden ist schließlich nur der Leutnant, den es schmeichelt, daß eine militärische Exzellenz das Ganze leitet, und der glaubt, moralische Eroberungen seien bereits gemacht, wenn einige wenig zuverlässige Notabilitäten auf dem Parkett der Statthalterfoireen erscheinen. So stehen wir wieder einmal in einem Moment innerer Gärung. Ich bin entschieden der Meinung, daß all der gute, herzlich gute Wille des Statthalters (der elsässische Witz nennt ihn um seiner Diners willen: der Satthalter) sehr übel gelohnt werden wird, da die Politik, welche den Vertreter des Kaisers innerlich trennt von den Beamten des Kaisers, nicht gedankt wird. Im übrigen feiert die Bureaukratie ihre kleinen Orgien, nachdem sie der alten Bändiger los geworden ist, zumal da der neue Bändiger und seine Gesellen, Staatssekretäre und Unterstaatssekretäre, sich noch nicht akklimatisiert haben und mit Land und Leuten recht herzlich schlecht vertraut sind. Was ich den Gesprächen mit Mitgliedern des Landesausschusses entnehme, führt mich zu der Meinung, daß die Herren sich schlecht auf die vielerlei Künste verstehen, mit denen man eine Körperschaft lenkt, ohne daß sie es merkt. Bedenklich scheint es mir vor allen Dingen, daß von der neuen Majorität des Landesausschusses eine bedeutende Position für Vertiefung der Kanäle abgelehnt worden ist, weil — Preußen den größten Nutzen (für den Kohlentransport von Saarbrücken ab) daraus ziehen würde! Daß die Herren, nämlich die Mitglieder des Landesausschusses, sonst über die Subalternbeamten schimpfen, wundert mich gar nicht; siebenmal unter zehn haben sie recht, und in den übrigen drei Fällen muß man das dem biedern „Landboten" und seinem Eifer zugute halten. In der Schulpolitik mißt man Manteuffel die Absicht bei, die französische Sprache in den Mittel- und Elementarschulen wieder zu gestatten resp. einführen zu wollen. Wenn es wahr wäre: ein wirklich verhängnisvoller Schritt."

Am 31. Juli 1880 schreibt Bamberg weiter:

„Generalfeldmarschall v. Manteuffel fragt soeben durch den General v. d. Burg bei mir an, wann ich ihm begegnen könnte. Die Berufung von Schneegans mochte ihn auch wohl darum sehr interessieren, weil durch dieselbe den Elsässern klar werden soll, daß ihnen auch die Beförderungen im Auswärtigen Amte offen stehen. Manteuffel, der Anfang September nach Gastein will, empfindet sehr die Angriffe der „Kölnischen Zeitung", und er scheint überhaupt manches auf dem Herzen zu haben. Daß er mit Herzog nicht würde

Digitized by Google

auskommen können, habe ich ihm im vorigen Jahre vorausgesagt. Zu den Mißerfolgen der antirussischen Politik des Fürsten Bismarck mag Manteuffel das Seinige dazu beigetragen haben." (Schluß folgt)

Ueber die russische Armee im Jahre 1850

Nach Aufzeichnungen des Majors v. Schlegell, bearbeitet von M. Conrad

Die im Jahre 1850 bis zum Olmützer Vertrage (29. November 1850) bestehende Gefahr eines kriegerischen Zusammenstoßes Preußens mit Rußland und Oesterreich macht Major v. Schlegells (gest. als Generalmajor z. D. 4. September 1860) Urteil über die damalige russische Armee besonders interessant. Sie kennen zu lernen hatte er während seines Petersburger Aufenthaltes im Gefolge von Prinz Friedrich Karl (4. Juni bis 20. Juli 1850) Gelegenheit; er sah in der Hauptsache verschiedene Paraden und Uebungen des III. Korps in Warschau, des II. Korps in Lowicz (Polen) und der Garde in Zarskoje Selo, nahm an dem Manöver der Garde bei Krasnoje Selo nahe Petersburg teil (29. Juni bis 1. Juli) und berichtete darüber in drei Briefen aus Peterhof an einen Freund in eingehender und treffender Weise. Da Schlegell, wie er selbst betont, nur Paraden und solche Uebungen, zu denen der Kaiser einlud, sah und in das Innere des Heereskörpers nur verstohlene Blicke tun durfte, so fällt sein Urteil vielleicht etwas günstiger, als billig,[1]) aus; doch sind trotzdem seinem scharfen Auge die Schwächen der russischen Armee keineswegs entgangen, so daß wir im wesentlichen ein richtiges Bild von ihr aus dem hier im Auszug folgenden Bericht erhalten. Er schreibt darüber:

„Mich frappieren an der russischen Armee, von der ich 120 000 Mann gesehen habe, viele Dinge, weil ich sie irrigerweise mangelhaft zu finden erwartete." So ist er zunächst erstaunt über die Vollzähligkeit der Truppen sowie den regelmäßigen Abgang der Ausgedienten und den schnellen Ersatz. Von den Ausgedienten gibt er folgende anziehende Schilderung: „Wir sahen auf der Reise viele auf den Landstraßen der fernen und oft kümmerlichen Heimat zuwandern. Es bleibt aber doch die Heimat, die für den Russen eine besonders große Anziehungskraft hat. Etwas nimmt er gewöhnlich auch mit — die Revuegeschenke des Kaisers, die für jede Parade, Exerzieren usw. 1 Silberrubel betragen, und bei der Bank verzinslich angelegt sind bis zur Entlassung. Von der Garde nimmt jeder Ausgediente 35, die meisten aber 200 Silberrubel mit nach Hause, was zum Ankauf einer kleineren Wirtschaft hinreicht."

Ebenso wider Erwarten günstig aufgefallen ist ihm die gute Bekleidung aller Truppen, wobei die besondere Stellung der kaukasischen Infanterieregimenter

[1]) Vgl. hierzu Kuropatkin, Memoiren, Berlin 1909, S. 22 ff., und Aus dem Leben Th. v. Bernhardis, Bd. 2, 1893 bis 1906.

Digitized by Google

folgendermaßen beleuchtet wird: „Der Kaiser überläßt den dortigen Generalen ganz, wie sie die Truppen kleiden und ausrüsten wollen. Bei großer Hitze im Sommer lassen sie, wenn sie Expeditionen machen, einen großen Teil ihrer Effekten im Lager und rücken aus: in leinenen Hosen, in Hemdsärmeln, den gewickelten Mantel um, die Mütze mit weißer Leinwand bezogen, und Waffen." Von ihrer ebenfalls eigentümlichen gewöhnlichen Ausrüstung heißt es: „Der Prinz Friedrich Karl wird suchen, eine solche Ausrüstung zu bekommen, die rein aus der Erfahrung hervorgegangen ist. Die russischen Offiziere sagten, daß sich von dorther der Waffenrock bei ihnen einheimisch machen wird, um den sie uns sehr beneiden."

Voller Lob ist Schlegell auch über die „wunderschönen, kräftigen und gut gehaltenen" Pferde der Kavallerie und Artillerie. Der Train, dem er auch an späterer Stelle höchste Anerkennung zollt, findet seinen ganz besonderen Beifall. Er hat im Manöver glänzende Proben seiner Tüchtigkeit abgelegt, und so lautet das Urteil über ihn: „Das Ganze ist erstaunt sauber und wohl gehalten und gut organisiert und rief bei uns Preußen das Gefühl einer tiefen, himmelblauen Beschämung hervor."

Dieses günstige Urteil über die Organisation des Heeres erstreckt sich auch auf das Menschenmaterial. Da lesen wir: „Ueber die sehr jungen Offiziere sind wir alle erstaunt gewesen. Ich spreche nicht von der Spezies der Flügeladjutanten, die meist schon nach zehnjähriger Dienstzeit Obersten sind," — als Grund dafür wird angegeben: „Der Kaiser muß zu den Aufträgen, wie er sie gibt, junge Leute haben, die doch auch wieder in einem gewissen Range stehen" — „sondern von den gewöhnlichen Offizieren in Reih und Glied, und zwar nicht etwa nur in den Garden, sondern gerade am auffallendsten im II. und III. Korps. Wir kamen alle darin überein, daß wir weder bei Warschau noch bei Lowicz in der Front Hauptleute gesehen hätten, die man für älter als dreißig Jahre halten könnte; die übrigen Offiziere dementsprechend, zum kleinen Teil vielleicht sogar zu jung." Der jährliche Abgang an Offizieren beträgt etwa tausend, deren Ersatz hauptsächlich die in Petersburg und jeder Gouvernementsstadt befindlichen Kadettenkorps stellen. „Die aus den Unteroffizieren ernannten Offiziere sind wenig geachtet, auch von den Soldaten nicht." — „In ihrer äußeren Erscheinung machten die Offiziere einen recht guten Eindruck, obschon die Art des Vorbeimarsches die Haltung der meisten entstellt." Diese Beobachtungen, wie die besonderen über die Generale, geben dem preußischen Offizier „zu ernsten Betrachtungen und Vergleichen" Anlaß, wenngleich ihm in Polen Marschall Rüdiger in Warschau und General Panintin (II. Korps) sowie ein paar Divisionsgenerale „den Eindruck von Invaliden machen".

Vor allem aber erregt Schlegells höchstes Erstaunen „das Aussehen der Leute und der Ausdruck ihrer Physiognomie". Darüber sagt er: „Ich nahm mir vor, darauf besonders aufmerksam zu sein, weil doch alles andre nichts hilft, wenn es im Magen und im Herzen nicht ordentlich aussieht; und dahinein sieht man doch nur durch die Augen. Die sehen aber gut aus, zum großen

Digitized by Google

Teil sogar sehr gut, d. h. offen, freundlich, aufmerksam, gar nicht gedrückt, ihren Kaiser verfolgend, wo er sich zeigt, soweit es nur geht. Bei den Truppen, die mit in Ungarn gewesen sind,[1]) hat der Blick noch mehr zuversichtliches, dreistes. Dabei ist das Aussehen der Leute vortrefflich; sie sind im besten Stande. Der russische Soldat ißt zwar alle Tage dasselbe Gericht: Kohlsuppe mit Grütze; aber der Kaiser hat es dahin zu bringen gewußt, daß sie jetzt in der Woche drei-, vier-, auch fünfmal Fleisch erhalten; das Brot ist schwärzer als unsres, aber gesund. Es ist alles reichlich, und auf diesem Punkt soll ein kleinliches Abmessen nicht stattfinden. Der Soldat, den wir doch immer nur gesehen haben, wenn er fatigiert, ennuyiert oder imponiert worden war, macht viel eher den Eindruck, daß es ihm gut geht, daß er zufrieden ist, als vom Gegenteil." — „Der russische Soldat ist ungemein hart gewöhnt; er bekommt als Lagerstätte in der Kaserne nur die Bettstelle, schläft also unter allen Umständen ebenso weich als dort. Was er an sonstigem Bettzeug hat, schafft er sich allmählich selbst. Zum Zudecken hat er nur seinen Mantel."

Dieser unerwartet vorzügliche Eindruck von dem Menschenmaterial wie der Organisation des russischen Heeres von 1850 wird aber in der Ausbildung der Truppen nur teilweise bestätigt gefunden, was näher ausgeführt wird in folgenden Worten: „Wenn ich bemerkte, daß mich die Ausbildung des russischen Soldaten nur teilweise frappiert hätte, so muß ich dies zunächst dahin erläutern, daß ich nicht etwa meine, einzelne Bestandteile der Armee wären gut, andre mangelhaft ausgebildet; vielmehr ist es erstaunlich, wie gleichmäßig die Armee ausgebildet ist." — „Zu dieser Gleichmäßigkeit tragen die in Petersburg befindlichen Musterregimenter aller Waffen sehr viel bei. Sie würden aber doch wenig helfen, wenn nicht das Auge des Kaisers, dem auch die kleinste Abweichung nicht entgeht, und sein fester und zäher Wille, der auch nicht den kleinsten Fehler ungerügt durchläßt, darüber wachten." — „Das „teilweise" bezieht sich vielmehr auf die verschiedenen Dienstzweige, von denen man allerdings nicht sagen kann, daß sie mit gleicher Sorgfalt betrieben werden. Ich kann dies jedoch nur motivieren nach einzelnen zufällig hingeworfenen Bemerkungen russischer Offiziere und nach den eignen Beobachtungen, die ich an großen Massen gemacht habe. Inspizierungen kleiner Abteilungen im Detail hat der Kaiser noch nicht vorgenommen, und dergleichen Uebungen auf eigne Hand beizuwohnen, würde hier für sehr indiskret gehalten werden, was in meinem Verhältnis mit auf den Prinzen zurückfallen würde. Man wohnt also nur den Uebungen bei, zu denen man vom Kaiser eingeladen wird. Ich habe noch keinen Stall und noch keine Kaserne gesehen und werde sie auch wohl nicht sehen."

In alledem nun, was man als „Drill" bezeichnet, findet er das russische Heer vortrefflich ausgebildet; so schreibt er: „Wenn man einer russischen großen Parade beiwohnt, so muß man schon nach der ersten Viertelstunde bekennen, daß dies das vollkommenste Schauspiel der Art ist, was man sehen kann, und daß

[1]) 1849 zur Niederwerfung des ungarischen Aufstandes.

Digitized by Google

dieser Zweig der Ausbildung hier seinen höchsten Triumph feiert. Könnte ich meinen Herren Kollegen nur eine solche Aufstellung einmal zeigen, damit sie nicht glauben, meine Phantasie hätte sich zu gradlinig gewöhnt, wenn ich ihnen von der Richtung und dem Vordermann erzählen werde. Das Stillstehen, die Ruhe und Ausdauer ist aber noch viel merkwürdiger." — „Keiner von uns hat auch nur einen Mann gesehen, der unwohl geworden, ausgetreten oder gar umgefallen wäre, auch nicht einmal einen, dem in seiner Haltung die Last des Gepäcks anzusehen war, trotzdem daß die Leute von dem Augenblick an, wo die Truppen auf ihrem Platz ankommen, fast unentwegt stillstehen, selbst dann, wenn der Kaiser einmal auf einige Minuten das Gepäck ablegen läßt. Und wie stehen sie still! Kein Kopf, kein Auge bewegt sich."

Dieses auffallend lange Stillstehen hat der Erzähler auch an den Wachtposten häufig beobachten können, und er erklärt es mit der etwas ungezwungeneren Haltung des russischen Soldaten im Vergleich des preußischen. In dem reichlich ausgeübten Wachtdienst wird gleichfalls auf peinlich genaue Erfüllung aller Förmlichkeiten mit großer Strenge gehalten, was manchmal zu seltsamen Uebertreibungen zu führen scheint, wie denn z. B. in unserm Bericht zu lesen ist: „Beim Abendbrot werden die Kopfbedeckungen nach vier Kommandos abgenommen und so auch wieder aufgesetzt."

„Daß hier noch das Exerzieren, die sog. Schule, mit großer Präzision betrieben wird, ist selbstredend," fährt die Erzählung fort und bringt als Beispiel das tadellose infanteriemäßige Exerzieren eines Kavallerieregiments und der Seekadetten.

Im Gegensatz zu diesem Lobe über den eigentlichen Exerzierdrill kann Schlegell aber in andern, bezeichnenderweise gerade für das Gefecht wichtigen Punkten seinen Tadel nicht zurückhalten. Er urteilt z. B.: „Das Tiraillement ist steif und unbeholfen; Tritt und Richtung spielen eine große Rolle darin; ebenso das Ablösen der Feuerlinie und das Aufnehmen durch neue Tirailleurlinien und Soutiens kurz hinter den alten."

Auf Märschen und bei Manövern ist es zunächst wieder die schon öfter erwähnte große Ausdauer der Soldaten, die der preußische Offizier bewundert. „So lobenswert Ausdauer, Ordnung und Ruhe sind," fährt er fort, „ebenso muß auch die Dreistigkeit anerkannt werden, mit der die Schwierigkeiten des Terrains überwunden werden," wozu einige bemerkenswerte Beispiele angeführt werden.

Von der ebenso anerkennenswerten Aufmerksamkeit im Gefecht erfahren wir folgende interessante Proben: „Tirailleurs, die sich aus großen Distanzen schon, bei drohenden Bewegungen der Kavallerie — Kolonnen bei wirksamem Feuer der Artillerie — zu decken suchen, Kosaken und auch leichte Artillerie, die kleine Terrainwellen geschickt benutzten, um nahe heranzukommen" usw. „Doch kommen auch grobe Verstöße vor, die aber schon in das Gebiet der Manövrierfähigkeit gehören, für die ich mir einige besondere Bemerkungen vorbehalten habe." [1])

[1]) Leider nicht mehr ausgeführt.

Digitized by Google

Mit einer nochmaligen Würdigung des vortrefflichen Trains schließt Schlegell seine „Lobeserhebungen".

Diese verständnisvolle Bewunderung des preußischen Offiziers für die zunächst in die Augen fallende vorzüglich stramme Parade- und Exerzierausbildung des russischen Heeres hindert ihn aber nicht, „die Kehrseite der Medaille" hervorzuheben. Zwar erfahren wir hierüber verhältnismäßig nicht viel, besonders, was die kriegsmäßige Ausbildung von Führern und Soldaten betrifft, da Schlegells dritter Brief leider nicht vollendet worden ist.[1]) Aber was darüber mitgeteilt wird, zeugt von scharfer Beobachtung und, verglichen mit Kuropatkins Darstellung und Bernhardis Bemerkungen, von richtigem Urteil. So lesen wir:

„Was zuerst in die Augen fällt, ist, daß die Kavallerie viel schlechter reitet als unsre." — „Auch die einzelnen Offiziere, selbst die, welche für gute Reiter gelten, führen das Pferd mit der ganzen Faust, meist mit dem ganzen Arm; niemals geben sie Hilfe mit dem Schenkel. In der so zahlreichen Suite des Kaisers sind kaum drei gute Reiter." Weiter heißt es: „Die Infanterie schießt schlecht." — „Ich kann hierüber zwar nicht aus unmittelbarer Erfahrung sprechen, denn ich habe noch nicht nach der Scheibe schießen sehen und werde es wohl auch nicht sehen (es geschieht auch wohl im ganzen wenig); aber einmal ist es das allgemeine Urteil derer, die die Sache kennen, und dann würde man, wenn die Leute auch nur leidlich schössen, doch hin und wieder einmal einen Tirailleur sehen, der zielte oder auch nur das Gewehr an die Backe legte; aber davon ist keine Rede." Auch das Rotten- und Bataillonsfeuer wird als mangelhaft geschildert. Wie stiefmütterlich die doch so ungemein wichtige Schießausbildung im russischen Heere behandelt wurde, davon zeugt auch folgende Erzählung:

„General Lindheim sagte, er sei einigemal nach dem Zündnadelgewehr, das in Preußen eingeführt werden sollte, gefragt worden. Mich hat erst ein Kavallerieoffizier sehr oberflächlich danach gefragt; der Kaiser hat noch nie davon gesprochen. Ich hatte mit General Ramsey, dem Organisator und Inspekteur der Schützen ein Gespräch; er sagte: Sie hätten die Louvenins versucht, aber verworfen; der Kaiser hätte zwar neue Versuche befohlen, aber alle diese neuen Erfindungen, auch die Zündnadelgewehre, würden sich nicht halten, sie wären zu zerbrechlich und kompliziert. Um ihn mehr im Gespräch zu enfilieren, sagte ich, daß unsre Zündnadelgewehre sich doch leidlich bewährt hätten. Er erwiderte: „Nun ja, Sie haben sechs bis acht Bataillone damit bewaffnet." Als ich antwortete, es wären jetzt doch einige mehr, sagte er mir kurz: „Guten Abend" und ging fort."

Daran anknüpfend schreibt Schlegell: „Es führt mich dies unmittelbar zu einem Fehler, der besonders bei dem höheren russischen Offizier hervortritt, der großen Selbstgefälligkeit nämlich. Imponiert durch das ungeheuer Massenhafte

[1]) An diesem letzten Brief hat Schlegell zuletzt geschrieben den 18. Juli. Unten auf der dritten Seite des Bogens bricht die Erzählung mitten im Satze ab. Am 20. Juli erfolgte schon die Abreise aus Peterhof. Der Brief scheint also gar nicht mehr abgeschickt zu sein.

Digitized by Google

ihrer Armee, geblendet durch das höchst Brillante der äußeren Erscheinung, vieler unleugbaren Vorzüge, auch wohl großer Fortschritte seit Kalisch sich bewußt, dies alles noch erhöht durch die letzten Erfolge in Ungarn (1849 Niederwerfung des ungarischen Aufstandes), sind die meisten blind gegen die Fehler geworden und vernachlässigen die Ausbildung des einzelnen Mannes. Sie wollen immer gelobt sein, fordern dazu in höchst unbefangener Weise auf, und verschließen ihr Ohr auch der leisesten nur frageweise gehaltenen Kritik. Was wir an dieser zuviel haben mögen, haben sie gewiß zu wenig."

Dieser rein militärischen Kritik folgen in dem letzten der drei Briefe Betrachtungen, die militärisch-politische Fragen von grundsätzlicher Bedeutung berühren und darum verdienen, im folgenden zusammenhängend wiedergegeben zu werden.

„Welche Mittel erfordert werden, um die ungeheuren Streitkräfte Rußlands aufzubringen und in so schlagfertigem Zustande zu erhalten, dafür lassen sich wohl Anhaltspunkte, Vergleiche finden, aber keine Berechnungen anlegen; es fehlt der Maßstab für das, was die Dinge kosten. Menschen z. B.; es ist wahr, daß die bevorzugten Truppen (Garde, Grenadiere, Kavallerie, Artillerie) 220000 Mann betragen, deren Ersatz ausgesucht sein muß, ehe die Linieninfanterie und nach ihr erst Flotte[1]) und Train einen Mann erhalten — die unregelmäßigen Truppen, die ihre Regimenter besonders stellen, gar nicht gerechnet; wenn aus dieser einzigen Tatsache die ungeheure Stärke[2]) der Armee ersichtlich ist, so ist damit immer die Frage noch nicht entschieden, ob sie für das Land zu stark ist, ob es bei 60 Millionen Einwohnern und der enormen Länderausdehnung unwesentlich sei, ob 100000 Mann oder 200000 Mann mehr oder weniger der Kultivierung des Landes entzogen werden, oder ob dies mit der Zeit doch einen sehr wesentlichen Einfluß haben könne[3]) (aus welchem Meinungskonflikt beiläufig die ganz verunglückten Militärkolonien hervorgegangen sind).

---

[1]) Von der Ostseeflotte berichtet Schlegell: „Die Ostseeflotte hat drei Divisionen, jede neun Linienschiffe und neun Fregatten oder Dampfboote; es sind zwei Divisionen in Kronstadt, eine in Reval; acht Monate müssen sie im Hafen liegen; in der Zeit müssen die Matrosen beschäftigt werden: sie exerzieren. Wir waren mit dem Kaiser auf dem Admiralschiff „Ruscia"; alles prächtig und vollkommen kriegsfertig; aber den Matrosen sah man an, daß es keine Seehelden sind; sie waren sehr garstig, aus allen Nationen, und sahen sehr gedrückt aus."

[2]) a) 1854 . . . 1151319 reguläre Truppen
245850 irreguläre Truppen
zusammen 1397169;
b) 1912 . . . 1345000 Mann im Frieden
ungefähr . . 4000000 Mann im Kriege.
(Meyers Konversationslexikon und Jahresberichte über das Heer- und Kriegswesen für 1911 von Voß).

[3]) Bernhardi, II, S. 69: „Wie das Land durch die ewigen Rekrutierungen erschöpft ist. Die Herabsetzung der Dienstzeit von 25 auf 15 Jahre ist ein Unglück. Konnte und wollte man die Dienstzeit nicht auf 6 Jahre herabsetzen (erst 1. Januar 1874 allgemeine Wehrpflicht mit fünfjähriger aktiver Dienstzeit), so war es besser, sie auf 25 zu lassen. Wer 16 Jahre

Digitized by Google

Geld? Wer kennt in Wahrheit die Hilfsquellen der Krone und des Finanzministeriums so genau,[1]) daß er sagen könnte, die Kosten der bewaffneten Macht stehen damit im Verhältnis oder nicht? Daß diese ungeheuer sein müssen,[2]) ist ohne alle Berechnung klar, wenn man für gewöhnlich die Ausrüstung und Verpflegung allein in Betracht zieht; hierzu nun, daß die Armee seit zwei Jahren mobil ist, daß alle Ersatztruppen beisammen sind, daß die Flotte ununterbrochen bemannt ist und daß die großen und schönen Festungsbauten im Westen und hier bei Kronstadt vollendet sind oder stark betrieben werden. Es gibt viel mehr Leute als man glaubt, namentlich echte Russen, in allen Ständen, auch viele Offiziere höheren Ranges, die meinen, das sei viel zu viel; Rußland brauche sich gar nicht in die Angelegenheiten von Europa zu mischen; niemand werde es, weder zu Lande noch zur See, angreifen; es könne seine Streitkräfte hiernach auf ein Minimum reduzieren und alle Kräfte nach innen wenden.

So wenig die Mittel, so wenig sind die Opfer zu berechnen, die gebracht werden müssen, um die Art von Ausbildung, wie ich sie erwähnt, in dem Grade zu erreichen: physische, intellektuelle, moralische Opfer! Der Kaiser hat unendlich viel getan, um die physischen Leiden seiner Armee zu verringern; die Leute werden satt, sind gut gekleidet und in den Lazaretten gut gehalten; es wird wenig und nur „von Rechts wegen" geschlagen. Aber dennoch, welche Leiden müssen in dieser Armee noch sein, wenn das Gardekorps im vorigen Jahr, wo es marschierte, 400 bis 500 Tote weniger hatte als in den Jahren, wo es in Petersburg bleibt, um zu exerzieren und die Wache zu beziehen. Bei dem Einüben des Marsches mit dem sehr großen Schritt gehen schon viele Leute zugrunde, da ihnen durch das Hochheben der Beine die Leisten schwellen; anfangs unbeachtet, geht es bei vielen in Brand über und wird tödlich. In den Musterregimentern, wo die Rekruten aus dem Gröbsten ausgebildet werden, wird den ganzen Tag eins, zwei, drei gezählt;[3]) wer kann berechnen, was schon dabei liegen bleibt und welche Schlacken beim ferneren Hämmern dieses Eisens abfallen; besonders auch auf der Flotte, wo nebenbei noch Prügel als das beste Mittel gegen Seekrankheit betrachtet werden. Die Matrosen auf dem Admiralsschiff machten eigentlich den Eindruck von Zuchthäuslern.

So schön und kräftig nun auch das ins Auge fällt, was durchkommt, und so zähe und ausdauernd es auch ist, so tritt doch der Grundsatz, der die Russen bisher in ihren Schlachten geleitet hat und sie, wie es scheint, wohl noch lange

---

russischer Soldat gewesen ist, taugt für keinen andern Stand mehr und dient ebensogut noch 10 Jahre weiter, jede Verminderung der Dienstzeit macht auf der andern Seite immer vermehrte Rekrutierungen nötig." 1. Mai 1849 nach Bernhardi Rekrutierung von 8 Mann auf 1000 männliche Seelen; bald darauf weitere von 12 Mann!

[1]) Russische Staatseinnahmen 1839: 163 Millionen Rubel; 1912: 2867569000 Rubel.

[2]) 1912: 494298000 Rubel = 3,7 Rubel oder 8,1 Mark auf den Kopf der Bevölkerung.

[3]) 1. Tempo: Fuß mit der Spitze nach unten vorgeschoben.
2. Tempo: Das vorgeschobene Bein so hoch gehalten als möglich.
3. Tempo: Den Fuß so weit nach vorn heruntergesetzt als möglich und den andern Fuß herangezogen.

Digitized by Google

leiten wird, auch bei der Ausbildung und im gewöhnlichen Dienstverlauf schon überall hervor: Massen zu schaffen, zu organisieren, zu bewegen, mit Massen die Entscheidungen herbeizuführen — unbekümmert darum, was dabei liegen bleibt! Das Individuelle kommt nur in den höchsten Kreisen zum Vorschein; überall, in allen Erscheinungen tritt das Massenhafte hervor, wohlgeordnet, wohlerhalten, imponierend, niedertretend! Wer fragt da nach den Spänen, die beim Aufbau einer solchen kolossalen Maschine gefallen sind? Oder wer wollte sie gar in Zahlen auszudrücken versuchen?

In diesem massenhaften Getriebe gehen natürlich auch eine Menge geistiger und moralischer Kräfte zugrunde, die sich in einer gesonderten, stillen Tätigkeit entwickelt und gehalten hätten. Ganz abgesehen von den natürlichen Anlagen, dem religiösen und sittlichen Bewußtsein, der wissenschaftlichen Vorbildung, und ob diese Dinge in größerem oder geringerem Grade als bei andern Völkern vorhanden sind — nur allein die Rotation dieser ungeheuren Staatsmaschine, von der die Armee den Hauptteil bildet, ins Auge gefaßt: so wird daraus allein schon klar, daß selbst der stärkste und redlichste Wille des Regenten, wie er im Kaiser in bewunderungswürdiger Weise personifiziert ist, nicht verhindern kann, daß der Geist gedrückt, das Denken erschwert, das öffentliche Gewissen verdorben wird, daß es hier nicht auf tiefe, sondern auf glatte Bildung, nicht auf bescheidene, stille, redliche Wirksamkeit, sondern auf schnelles, gewandtes Ergreifen des Augenblicks ankommt, um sich an dem vorbeischwirrenden Seil der Gelegenheit aus der Masse hinaus auf die Stufen zu schwingen, wo der Ehrgeiz erst Boden fassen kann, wo die Existenz erst notiert wird und das Drängen die Stufen hinan: nach Reichtum und Ehren! erst beginnt. — Peter der Große erfand, um seinen Geburtsadel zu zwingen, den Rangadel,[1]) der in vierzehn Klassen alles enthält, was im Staatsdienst über die Masse hervorragt (in der ersten Klasse sind nur Nesselrode[2]) und Paskiewitsch;[3]) der Stabsoffizier hat den Erbadel); der Geburtsadel geht verloren, wenn in drei Generationen kein Mitglied der Familie dem Staate gedient hat. Mit eiserner Konsequenz und fußend auf eine starke, große Armee, haben alle Regenten dies Muttergewinde immer fester aufgetrieben; so weit der Blick hier reicht, scheinen auch die widerstrebendsten Elemente allmählich in diese große Bewegung des Ehrgeizes hineingeraten zu sein, ein jeder hoffend, durch den Schraubengang hinaufgetrieben zu werden und als Feldmarschall, Kanzler oder wenigstens als reicher Mann oben herauszukommen. Aber der Geburts- und Grundadel geht, obgleich die Glücksritterschaft des Rangadels vielfach benützend, doch immer nebenher; hier liegt eine Schweißnaht; ob sie mit der Zeit brüchig

[1]) Vgl. Iłowaisky, Kurzgefaßte Geschichte des russischen Reiches; ins Deutsche übersetzt von A. v. Fabricius, S. 211 (Reval 1867).

[2]) Graf Nesselrode, russischer Staatskanzler 1844 bis 1856 (geb. 14. Dezember 1780, gest. 23. September 1862).

[3]) Russischer Feldmarschall (geb. 19. Mai 1782, gest. 1. Februar 1856). Wegen seiner Verdienste in Polen 1831 in den Fürstenstand erhoben.

Digitized by Google

werden wird, wer kann es wissen? — Der allgemeine, offen ausgesprochene Drang, die Residenz nach Moskau zu verlegen, hängt damit zusammen; ständische Gedanken, die vielfach verbreitet sein sollen, sind dem gewiß nicht fremd! Die Persönlichkeit des Kaisers, seine Stellung als Oberhaupt der Kirche und der Armee, das sind die Mittel, mit der die absolute Schraube festgehalten wird."

Habsburg und Hohenzollern

Von

Dr. Wolfgang Windelband (Heidelberg)

Die beiden Großmächte Mitteleuropas sind heute Waffenbrüder in schwerstem Kampfe. Ihr Bündnis ist nicht bloß ein Werk der Diplomaten, es ist der Ausdruck der durch ihre Stellung im Staatensystem bedingten Gemeinschaft. Die Notwendigkeit des Zusammenhaltens und des Füreinandereintretens ist in der letzten Zeit auch den Völkern klar vor Augen getreten. Das kraftvolle Dasein des einen ist Lebensbedingung für den andern. Aber ermöglicht worden ist diese Freundschaft erst durch die schmerzvolle Zerreißung des Bandes, das bis dahin beide im Deutschen Reich und Bund umschlang. Der Kampf Habsburg-Hohenzollern war die Schicksalsfrage gewesen, von deren Lösung die Formung des neuen Reiches abhing. Je größer beide Staaten wurden, desto zahlreicher wurden auch die Reibungsflächen zwischen ihnen, bis schließlich durch klare und reinliche Scheidung die Möglichkeit echter Freundschaft sich bot. Mit der Herausdrängung Oesterreichs aus Deutschland verschwand der Gegensatz. Beide Länder stehen sich seitdem nur noch als gleichberechtigte Glieder des Staatensystems gegenüber. So sehr die Gestaltung ihrer Beziehungen auch bisher schon das Bild Europas beeinflußt hatte, erst jetzt erhält sie rein europäische und weltpolitische Bedeutung. Das Verhältnis Habsburg-Hohenzollern hat also von Jahrhundert zu Jahrhundert an Bedeutsamkeit zugenommen, es ist eine ständig aufsteigende Linie, die wir hier verfolgen wollen.

Aus kleinen Anfängen sind beide Häuser gleichzeitig in den Bereich größeren historischen Geschehens getreten. Burggraf Friedrich III. von Nürnberg war es, der die Aufmerksamkeit der Kurfürsten 1273 auf Rudolf von Habsburg lenkte und der dann durch seinen entscheidenden Anteil am Siege auf dem Marchfelde das Wichtigste zur Sicherung von Rudolfs Herrschaft beigetragen hat. Jedoch schon sein Sohn geriet in Gegensatz zu Habsburg, und für ein Jahrhundert hat dann fast keine Beziehung zwischen beiden Häusern bestanden. An dem für den Aufstieg Hohenzollerns entscheidenden Ereignis, an der Belehnung mit der Kur und mit Brandenburg, hat Habsburg keinen Anteil. Der Ehrgeiz des neuen Kurfürsten war durch diesen Gewinn so angestachelt worden, daß er sich beim Tode Kaiser Sigismunds 1438 dem Habsburger Albrecht als

Digitized by Google

Bewerber um die Kaiserkrone entgegenstellte; zum erstenmal in der deutschen Geschichte erhebt sich die Frage, ob Habsburg oder Hohenzollern das Reichsoberhaupt stellen soll. Albrecht II. siegt, er ist der erste in der drei Jahrhunderte hindurch ununterbrochenen Reihe von Kaisern seines Hauses. Damit ist von vornherein die für das Verhältnis beider Häuser maßgebende Grundlage geschaffen. Habsburg ist die vornehmste Macht im Reich. Dem äußeren Schein entsprechendes materielles Schwergewicht zu verleihen, ist seitdem sein Bestreben gewesen, und als das erreicht war, hat es dann versucht, das Aufkommen einer ebenbürtigen Gewalt im Reiche zu verhindern. So ist es gekommen, daß Brandenburg, so oft es nach größerem Machtzuwachs griff, stets die Gegnerschaft des Kaisers zu überwinden gehabt hat. Es ist das nur eine selbstverständliche Folge der kaiserlichen Stellung Habsburgs. Aber jene Wahl von 1438 hat doch ihr besonderes Merkmal: sie ist das erste Anzeichen, daß Brandenburg nicht gewillt ist, sich dem geruhsamen Dasein eines bloßen Territorialstaats zu ergeben, die Kämpfe der Zukunft kündigen sich an.

Zunächst trat aber Friedrich wieder hinter Habsburg zurück; für ihn wie für die überwiegende Mehrheit der Hohenzollern überhaupt ist die Kaisertreue eine politische Maxime gewesen. Sie haben es persönlich sehr schwer empfunden, daß so häufig die Interessen des eignen Staats sie in das entgegengesetzte Lager zwangen. Nur wenige haben sich ganz von diesem Gefühl freigemacht; daß zu diesen gerade die Bedeutendsten gehören, kann nicht wundernehmen, in ihnen gerade kommt das brandenburg-preußische Staatsgefühl mit überwältigender Kraft zur Geltung, alles andre tritt hinter ihm zurück. Auch als das alte Reich zerbrochen war, ist in den preußischen Königen die Anhänglichkeit an das Haus, das Jahrhunderte hindurch die Oberhoheit innegehabt hatte, nicht erloschen. In Friedrich Wilhelm IV. kommt sie ganz besonders stark zum Durchbruch, aber auch in dem ersten Kaiser des neuen Reiches war sie mächtig. Die Gewalt der Tatsachen, die Eigenart beider Staaten ist stärker gewesen als dies Gefühl, es hat den unter steten Kämpfen mit dem Kaiser erzielten Aufstieg Brandenburgs nicht aufgehalten.

Kurfürst Friedrich hatte aus seiner Wahlniederlage die Lehre gezogen, daß das erworbene Gebiet als Rückhalt einer Politik höherer Gesichtspunkte nicht ausreichte. Beim Streben nach Landgewinn stoßen er und seine Nachfolger auf Oesterreich, das dasselbe Ziel verfolgt. Im allgemeinen haben in dieser Zeit, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, beide Häuser keine stärkere Reichspolitik getrieben — eine Ausnahme für Brandenburg bildet z. B. Kurfürst Albrecht, dem die Humanisten den Beinamen Achill gegeben haben. Ihre Aufmerksamkeit galt vielmehr einer andern Richtung. Beide Staaten sind Grenzmarken, infolgedessen gehen ihre Blicke nicht ausschließlich nach der Seite des Reichs, sie schweifen über seine Grenzen hinaus. Der Gewinn *nicht* zum Reich gehöriger Gebiete ist für beider Entwicklung charakteristisch geworden. Schon in diesen Anfängen sind die Beziehungen zwischen diesen beiden Reichsständen mindestens in demselben Maße wie von der Reichspolitik von außerdeutschen Verhält-

Digitized by Google

nissen bestimmt worden. Und hier treffen sie sich im Gegensatz gegen die tschechisch-magyarischen Reiche, gegen die Jagellonen, gegen Georg Podiebrad und Matthias Corvinus. Der geschickteren Politik Habsburgs gelingt es, den brandenburgischen Mitbewerber abzuschütteln; wie im Reich, so auch hier tritt Hohenzollern hinter ihm zurück.

Der Anschluß an Oesterreich hat also für Brandenburg nur geringe Früchte getragen, unter Joachim I. tritt es deshalb zur Opposition gegen den Kaiser über. Es ist die Frage des Reichsregiments, das Berthold von Henneberg als Schutzmauer gegen kaiserliche Uebergriffe errichten will, die damals Deutschland bewegt. Hier hat Joachim unzweideutig gegen Maximilian Stellung genommen. Die Folge davon war, daß der Kaiser ein Vordringen des hohenzollerischen Einflusses im Reich bekämpfte. Aber er konnte die glänzende Entwicklung nicht verhindern, die jetzt einsetzte. Außer den eigentlich brandenburgischen Landen verfügte das Haus über die Besitzungen der fränkischen Linie und durch den Großmeister des Deutschordens über Preußen. Zudem hatte schon seit längerer Zeit ein hohenzollerischer Prinz die Bistümer Magdeburg und Halberstadt innegehabt. Von dieser Stellung aus hat sich Joachims Bruder Albrecht zum Erzbischof von Mainz wählen lassen.

So findet also ein Punkt, an dem sich die Geschicke des Reiches und Europas für lange Zeit entschieden, die Kaiserwahl von 1519, die Hohenzollern in glänzendster Stellung. Es war ein in der Reichsgeschichte noch nicht dagewesener Fall, daß zwei Brüder gleichzeitig die Kurwürde besaßen. Als Bewerber standen sich gegenüber der Vertreter der spanischen und der der französischen Großmacht, Karl und Franz. Für jeden von ihnen mußte die Verbindung seiner bisherigen Macht mit dem von jeher mit universalen Ansprüchen auftretenden Kaisertum schlechthin die Vorherrschaft über Europa bedeuten. In dem heißen Wahlkampf, der um dies hohe Ziel entbrannte, besaßen also die Hohenzollern ausschlaggebenden Einfluß. Aber sie haben sich der Lage nicht gewachsen gezeigt, sie haben sich nicht zu gemeinsamem Handeln zusammenfinden können. Albrecht ist sofort für Karl eingetreten, Joachim dagegen wollte keinen Habsburger. Er hat daran gedacht, sich selbst um die Krone zu bewerben. Jedoch fehlte ihm die Energie für solch hochfliegende Pläne, und so hat er schließlich, als alle andern sich auf Karl geeinigt hatten, auch für ihn gestimmt. Von beiden Seiten hatte er die verlockendsten Versprechungen erhalten, durch seine Unschlüssigkeit hat er sich alles verscherzt. Der Wahlkampf hat ihm gar nichts eingetragen, im Gegenteil, er hatte den neuen Kaiser verstimmt; in der ersten Zeit hat Karl mehrfach gegen ihn Stellung genommen.

Eine Versöhnung ist dann dadurch zustande gekommen, daß Joachim in der Frage, die damals die deutsche Nation bis in ihre tiefsten Tiefen aufzuwühlen begann, sich bedingungslos auf die Seite des Kaisers schlug. Er ist ein erbitterter Feind der Reformation gewesen. Aus religiösen Gründen ist Joachim zum Anschluß an den Kaiser zurückgekehrt, und um so weniger war diese Politik jetzt vorteilhaft, da die Verhältnisse sich inzwischen geändert hatten.

Digitized by Google

Schon seit der berüchtigten Fälschung der Freiheitsbriefe im Jahre 1358 hat Oesterreich eine gewisse Unabhängigkeit vom Reich zu behaupten gewußt. Durch die Vereinigung mit Spanien, Ungarn und Böhmen war das riesig gesteigert worden. Oesterreich ist seitdem stets mehr ein europäischer als ein deutscher Staat geblieben. Brandenburg dagegen war noch nicht mehr als ein einfacher deutscher Territorialstaat. So ist also für beide Staaten das Verhältnis, in dem sie zueinander stehen, von sehr verschiedener Bedeutung. Für Oesterreich spielt Brandenburg doch nur die Rolle eines gelegentlich zu benutzenden Werkzeugs, für dieses dagegen ist die Frage, ob der Kaiser ihm freundlich oder feindlich gegenübersteht, von allergrößtem Schwergewicht.

Infolge dieser Verschiebung brachte der Anschluß an Oesterreich notwendig eine gewisse Abhängigkeit mit sich, und daran änderte sich auch nichts, als Joachim II. den Uebertritt der Hohenzollern zum Protestantismus vollzog. Der religiöse Gegensatz ist zwar stets im Hintergrund gestanden, zum Ausdruck kam er aber nur, wenn er mit dem politischen zusammenfiel. Das ist auch später trotz des Bekenntnisses zum Kalvinismus, der doch sonst die kriegerische Abart des Protestantismus bildet, dasselbe geblieben. Für die Beziehungen zwischen Oesterreich und Brandenburg sind fast immer politische, keine religiösen Beweggründe maßgebend gewesen. Nur wenn der Kaiser gar zu rücksichtslos die Ansprüche Brandenburgs zur Seite schob, ist es der protestantischen Aktionspartei beigetreten, aber mehr wie einmal hat es bewaffnet gegen sie Stellung genommen, wenn es glaubte, beim Kaiser auf Gegengaben rechnen zu können. Wenn ein allzu schroffes Vorgehen des Kaisers gegen den Protestantismus ein Verharren auf der kaiserlichen Seite unmöglich machte, hat Brandenburg in der Regel sein Heil in der Neutralität gesucht, es hat vermitteln wollen, ohne doch diesem Versuch durch genügende Macht Nachdruck verleihen zu können.

Nur ein Mitglied der fränkischen Linie hat kraftvolle Hauspolitik treiben wollen. Georg Friedrich von Ansbach hat den Schritt veranlaßt, der für die Politik der Folgezeit die Wege weisen sollte, die Heirat Johann Sigismunds mit der Erbin von Jülich und Berg. Durch ihn also ist die Erwerbung ins Auge gefaßt worden, die für die Ausdehnung Preußens über den Westen von Norddeutschland maßgebend wurde. Brandenburg hat, seitdem es am Rhein festen Fuß gefaßt hat, versuchen müssen, eine Verbindung mit diesen Landen zu gewinnen. So ist es immer enger mit den Geschicken Gesamtdeutschlands verknüpft worden, während Oesterreich, um den Besitz Ungarns zu sichern, in ständig steigendem Maße sein Schwergewicht nach Osten verlegen mußte und überhaupt durch seinen Kampf mit Frankreich von der Reichsentwicklung abgezogen wurde.

Aber gerade die rheinischen Lande wollte der Kaiser nicht an Brandenburg kommen lassen. Den Protestantismus wollte er von ihnen fernhalten, am liebsten hätte er sie selber genommen, ihr Gewinn wäre für die gewünschte Verbindung der habsburgischen Besitzungen in Italien mit den Niederlanden, wodurch gleichzeitig ein fester Ring um Frankreich herumgelegt werden sollte, von

Digitized by Google

größter Bedeutung gewesen. Gegen diese Drohung hat Johann Georg bei den protestantischen Reichsständen Hilfe gesucht, von deren Union aber nach dem Tode der treibenden Kraft, Heinrichs IV. von Frankreich, sich preisgegeben gesehen. So steht Brandenburg beim Beginn der großen Krise, die über das Schicksal des deutschen Protestantismus entschied, ganz vereinzelt. Alle seine Lebensinteressen wiesen es auf die protestantische Seite hin, mit der es eben gebrochen hatte. Der Katholizismus bedrohte seinen Länderbestand. Glaubensgemeinschaft und Verwandtschaft hätten Georg Wilhelm zum Bund mit dem Pfälzer Friedrich veranlassen sollen. Aber er war zu solchem Entschluß nicht fähig. Nach anfänglicher unfruchtbarer und von keiner Seite respektierter Neutralität hat er sich ganz dem Einfluß seines vom Kaiser gekauften Ministers Schwarzenberg hingegeben, dessen letzte und geheimste Absicht sogar darauf hinauslief, ihn dem Katholizismus zurückzugewinnen. Aber für den späten und nicht mehr ganz freiwilligen Anschluß fand Georg Wilhelm wieder keinen Dank. Der Kaiser betrachtete Brandenburg doch immer als protestantische Macht und tat deshalb auch dem Bundesgenossen absichtlich schweren Abbruch. Deshalb näherte sich der Kurfürst der gegen Ferdinand und Wallenstein gerichteten Opposition, aber aktiv gegen den Kaiser aufzutreten, hat er auch beim Ausbruch des schwedischen Kriegs sich nicht getraut. Von seinem Schwager Gustav Adolf erhoffte er die Anerkennung seiner Neutralität, er wählte wieder, diese Politik der Schwäche die schon so oft seinem Hause zum Nachteil ausgeschlagen war. Aber Gustav Adolf zwang ihn zum Anschluß, und so geriet er in die bedrohlichste Lage, als mit des Königs Tode der Stern Schwedens sich zu neigen schien. Eilfertig schloß er seinen Frieden mit dem Kaiser, trotz den glänzendsten Angeboten Oxenstjernas. Der Kanzler bot ihm Pommern und wollte ihm zu Schlesien verhelfen, und daß dies ernst gemeint war, geht daraus hervor, daß er auch dem Kaiser gegenüber auf jeden Gewinn deutschen Bodens zu verzichten bereit war. An der Höhe der Geldentschädigung ist dies Abkommen gescheitert, das eine andere Entwicklung der preußischen Geschichte zur Folge gehabt hätte. Für Georg Wilhelm aber war der Abfall von Schweden wieder das Unglücklichste, was er tun konnte, durch Banérs Siege kam er an den Rand des Verderbens. Ein brandenburgischer Geheimer Rat hat die Lage des Staats beschrieben: „Pommern ist dahin, Jülich ist dahin, Preußen halten wir wie einen Aal beim Schwanz, und die Mark wollen wir auch vermarketentieren." Der Kaiser konnte und wollte nichts zu seinem Schutze tun.

Da kam der Herrscher zur Regierung, der die Grundlage zum Aufstieg Brandenburgs legen sollte. Der Große Kurfürst hat das Heer geschaffen, das ihm eine gewisse Selbständigkeit verlieh. Er hat ohne alle andern Rücksichten rein brandenburgische Interessenpolitik getrieben, er hat bald hier, bald da seine Bundesgenossen gewählt, und der Kraft und Klugheit, mit der er dieses System durchführte, war es zu danken, daß Brandenburg in die Reihe der Staaten trat, mit denen die Großmächte bei ihren Kombinationen rechneten. Friedrich Wilhelm ist nicht in den Fehler seiner Vorfahren verfallen, er hat es zum Prinzip erhoben, bei einem Krieg zwischen seinen Nachbarn nicht neutral zu bleiben.

Digitized by Google

Auf diese Weise hat er Brandenburg im Reiche unstreitig an die erste Stelle nach Habsburg gehoben — noch kein Konkurrent für dieses, aber doch jetzt ein zu fürchtender Gegner oder ein wertvoller Bundesgenosse. Habsburg hat, wie durchaus begreiflich, als die in ihrer Vorherrschaft bedrohte Macht, nur das erstere in ihm gesehen; es hat seitdem bis zur endgültigen Auseinandersetzung an dieser Auffassung festgehalten und so selbst einen Teil der Schuld, daß Preußen den Weg der Verständigung mit ihm nicht fand. Im Westfälischen Frieden hat der Kaiser ihm zunächst überhaupt keine Entschädigung zubilligen wollen. Aber die Art des Gewinns, der Friedrich Wilhelm dann zuteil wurde und der seinen Wünschen so gar nicht entsprach, ist für das zukünftige Verhältnis, für die Entstehung des Dualismus maßgebend gewesen. Indem der Kaiser die Ausdehnung Brandenburgs an der Ostseeküste verhinderte und ihm statt dessen innerdeutsche Lande zuwies, hat er selbst den Weg geöffnet, der Brandenburg tiefer nach Deutschland hineinführte, und ihm die Grundlage zu stärkerer Reichspolitik geschaffen.

Die Beteiligung Brandenburgs an der europäischen Politik hat sofort ihre Wirkung auf das Verhältnis zum Kaiser ausgeübt. Der gemeinsame Gegensatz gegen Frankreich und Schweden hat sie zeitweilig zusammengeführt, sie kämpften für Deutschlands Befreiung, wenn auch nationale Motive für keinen von ihnen mitspielten. Aber auch in diesem Zusammenwirken ist die Eifersucht des Kaisers niemals zur Ruhe gekommen, sie hat beim Friedensschluß Friedrich Wilhelm um alle seine Errungenschaften gebracht und ihn so für ein Jahrzehnt Frankreich in die Arme getrieben. Der Große Kurfürst hat sich in dieser Zeit ganz vom Groll gegen den Kaiser beherrschen lassen, und es hat eines noch stärkeren Gefühls bedurft, um ihn zum Bruch mit Frankreich zu bewegen, des Eifers für seinen Glauben. Als dieser infolge der Hugenottenverfolgungen Ludwigs XIV. Friedrich Wilhelms realpolitische Erwägungen unterstützte, ist er zum Bund mit Habsburg zurückgekehrt, der diesmal mehr als 40 Jahre gehalten hat. Jedoch hat er gehalten nicht aus Sympathie, sondern weil beide Teile einander brauchten. Wie wenig freundschaftliche Gesinnung dafür maßgebend war, zeigt der schmähliche Handel, den beim Abschluß dieses Bündnisses Oesterreichs Gesandter mit dem Kronprinzen eingegangen ist. Hinter dem Rücken des Vaters verpflichtete sich Friedrich gegen Geld zur Rückgabe des Kreises Schwiebus, des Preises, den Oesterreich für das Bündnis bezahlte. Aber angewiesen waren beide Teile aufeinander. Oesterreich konnte die Hilfe der brandenburgischen Bataillone im Kampf gegen Frankreich nicht entbehren, und Brandenburg benutzte diese Lage, um die Erhöhung zum Königtum durchzusetzen, die es auch äußerlich über die andern Reichsstände hinausheben sollte. Sehr zögernd und widerwillig nur ist Kaiser Leopold auf diesen Handel eingegangen, nur die Zusammenhänge der europäischen Politik haben ihn umzustimmen vermocht. Der säkulare Kampf Oesterreichs gegen Frankreich hatte seinen Höhepunkt erreicht. England und Holland hatten sich mit Frankreich über die Teilung der spanischen Erbschaft geeinigt und so den Anspruch Habsburgs auf das Ganze nicht anerkannt. Der

Digitized by Google

Kaiser mußte in dieser Lage die Bedingungen Brandenburgs annehmen. Für dieses wiederum hatte die Teilnahme am spanischen Erbfolgekrieg zur Folge, daß es sich dem gleichzeitigen nordischen Krieg fernhalten mußte, der in ganz anderem Maße seine eigentlichen Interessen berührte. An den Krieg nach zwei Fronten war damals nicht zu denken. Erst nach dem Frieden zu Utrecht, der nur geringen Gewinn brachte, konnte Preußen sich an den Verhandlungen über das Schicksal der Ostseeländer beteiligen. Es ist auch unter Friedrich Wilhelm I. zunächst dem Kriege ferngeblieben, denn dieser König, so kraftvoll und selbstherrlich er war, hat doch seine ganze Regierung hindurch, solange es irgend ging, am Frieden festgehalten, den er zur Durchführung seiner schöpferischen Reformen brauchte. Die Kraft, die er seinem Staat einatmete, hat er selbst noch nicht verwertet. In dem fortwährenden Wechsel von Bündnissen, das die Zeit nach dem Utrechter Frieden kennzeichnet, hat er eine rein passive Haltung eingenommen; der Staat, der gerade keinen besseren Verbündeten fand, wendete sich an ihn. Am liebsten hatte er es, wenn er auf solche Weise mit dem Kaiser zusammengehen konnte. Das wurde zeitweilig dadurch erreicht, daß Oesterreich sowohl wie Preußen fast ausschließlich von einem bestimmten Interesse sich beherrschen ließen: für Karl VI. stand im Vordergrund aller Erwägungen die Sorge für seine Pragmatische Sanktion, Friedrich Wilhelms Bemühungen waren auf die Erwerbung Jülichs gerichtet. Als nun die europäische Politik sich derart gestaltete, daß England, Frankreich und Spanien zusammenstanden, haben sich beide gegenseitige Hilfe versprochen. Karl hat aber, als England wieder zu der ihm natürlichen Politik, zum Kampf gegen Frankreich, als die stärkste Macht des Kontinents, zurückkehrte und sich deshalb Oesterreich näherte, sofort Preußen fallen lassen, so daß dieses wieder den Werbungen Kardinal Fleurys Gehör schenken mußte.

Die bisherigen Versuche Brandenburgs in dem Getriebe der europäischen Politik sind also, vom Großen Kurfürsten abgesehen, alle bezeichnet durch eine gewisse Unselbständigkeit: seine Haltung entspringt nicht eigener Initiative, sondern sie wird bedingt durch das Vorgehen des Kaisers. Je nachdem, wie er sich zu den Wünschen Preußens stellte, war auch dessen Stellungnahme innerhalb der europäischen Konstellationen. So ist Preußens Politik durchaus noch die eines Territorialstaats. Damit hat nun Friedrich Wilhelms großer Sohn gründlich gebrochen. Friedrich hat aus der Geschichte seines Hauses die Lehre gezogen, daß eine große Entwicklung Preußens möglich war nur *gegen* Habsburg. So oft noch der Staat sich der kaiserlichen Politik verschrieben hatte, immer waren die Ergebnisse hinter den Erwartungen zurückgeblieben, niemals war eine wirklich tatkräftige Unterstützung erfolgt. In kühlster Berechnung hat deshalb Friedrich der Große seine Stellung gegen den Kaiser gewählt und gerade auf dessen Kosten die entscheidende Vermehrung der eigenen Macht vollzogen. Unter geschicktester Ausnutzung der großen Grundströmungen der europäischen Politik, der Gegensätze Frankreich-England und Frankreich-Habsburg hat er seinen Staat in eine Reihe mit diesen Großmächten gestellt und trotz allem Wechsel der politischen Kom-

Digitized by Google

binationen darin aufrechterhalten. Nicht mehr bloß als Hilfswerkzeug, sondern als gleichwertiger und gleichberechtigter Bundesgenosse tritt das Preußen Friedrichs in seine Allianzen ein. Und infolge der überragenden Persönlichkeit des Königs hat, solange er das Steuer in der Hand hielt, diese jüngste Großmacht sich geradezu zu ausschlaggebender Rolle aufgeschwungen. Habsburg aber hat es ihm nicht vergessen, daß die Grundlage dieses Aufstiegs die Eroberung seiner eigenen stärksten deutschen Provinz gebildet hat. Solange Oesterreich noch den Ehrgeiz besessen hat, als Deutschlands Vormacht aufzutreten, hat seitdem keine wahre Freundschaft zwischen beiden Staaten mehr bestehen können, trotz allen Bündnissen und trotz der Waffenbrüderschaft, zu der diese geführt haben.

War also das Bild des europäischen Staatensystems durch Preußens Aufstieg gänzlich verändert worden, so erfolgte gleichzeitig noch eine weitere Umbildung: es trat noch eine Großmacht hinzu, die gerade für die Beziehungen zwischen Oesterreich und Preußen die einschneidendste Bedeutung gewinnen sollte. Um die Freundschaft Rußlands haben sich Maria Theresia und Friedrich um die Wette beworben. Erst durch seinen Eintritt in die europäische Politik ist für beide Staaten die Gefahr entstanden, die uns heute so deutlich geworden ist, gleichzeitig von vorne und im Rücken von Großmächten angegriffen zu werden. Ihre geographische Lage in Zentraleuropa macht sich politisch erst jetzt in stärkstem Maße geltend. Solange sie sich bekämpften, ist es deshalb stets ihr Bestreben gewesen, den Einfluß des anderen in Petersburg zu verdrängen. Damals hat zunächst Friedrich trotz verzweifelten Anstrengungen, Rußland vom Krieg fernzuhalten, die Feindschaft der asiatischen Großmacht zu spüren gehabt, und gleichzeitig hat Oesterreich die große Schwenkung seiner Politik vollzogen. Der Haß gegen Preußen war groß genug, um den alten Gegensatz gegen Frankreich, der bisher den Grundton allen österreichischen Handelns abgegeben hatte, in den Hintergrund treten zu lassen. Dem diplomatischen Geschick des Fürsten Kaunitz gelang das berühmte „renversement des alliances“ von 1756, das Versailler Bündnis mit Frankreich. So vorteilhaft zunächst dieser Bund für Oesterreich aussah, so schweren Schaden hat er ihm zugefügt. Der Kaiser stand damit auf der Seite der Macht, die dem Reich als Erbfeind galt. Der Kampf gegen Frankreich hatte zum guten Teil das Zusammengehen der österreichischen mit der Reichspolitik veranlaßt. Von jetzt an erschien aber das Ringen Preußens als nationaler Widerstand gegen das Ausland; die Sympathien der Nation wandten sich vom Kaiser ab, wenn auch die Regierungen noch sich ihm fügten und den Reichskrieg gegen Preußen mitmachten.

In dieser unendlich schweren Prüfung hat der Genius des Königs und die jugendfrische Kraft seines Staats durchgehalten, auch als er ganz allein stand, als ihm sein einziger Bundesgenosse England den Rücken gewandt hatte. Der Hubertusburger Friede hat die Anerkennung der Großmachtstellung Preußens durch alle seine Feinde gebracht. Aber der erzwungene Verzicht auf Schlesien hat die in der Folgezeit verschiedentlich versuchte Annäherung zwischen Berlin und Wien immer wieder vereitelt. Friedrich und auch Kaunitz haben allerdings

Digitized by Google

daran gedacht, ob nicht der gemeinsame Gegensatz gegen Rußland beide Staaten zusammenführen könne. Ernste Versuche sind aber nicht gemacht worden, die Zeit war noch nicht reif für diesen Plan. So konnte Rußland bei den Teilungen Polens immer das entscheidende Wort reden, beide haben sich mit ihm zu verständigen gesucht, damit der andere möglichst wenig erhalte. Und ebenso wie bei diesen Geschehnissen im Osten, stießen Oesterreich und Preußen aufeinander im Reich. Oesterreich konnte sich noch nicht mit der Tatsache abfinden, daß Preußen jetzt als gleichwertige Macht neben ihm stand, es suchte deshalb seine eigene Vormachtstellung im Reich zu festigen. Das Mittel dazu sollte der Gewinn Bayerns sein. Aber Friedrich erkannte die Gefahr. Mit größtem Geschick nützte er die durch Josefs II. absolutistische Pläne und durch seine Säkularisationen entstandene Besorgnis aus; erst der bayerische Erbfolgekrieg, dann der Fürstenbund haben Josefs Pläne zunichte gemacht. Friedrich hat dabei rein preußische Interessen vertreten, er erscheint aber nach außen als Retter der reichsständischen Libertät; fast mehr noch als Roßbach hat die Gründung des Fürstenbunds dazu beigetragen, um den Alten Fritz dem deutschen Volk zur Idealgestalt werden zu lassen.

Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland hat damit begonnen — als selbstverständliche Folge der neu errungenen europäischen Stellung Preußens. Die Großmacht kann sich nicht einfach unterordnen, seit Friedrich dem Großen ist es entschieden, daß die Frage der deutschen Zukunft nur Habsburg oder Hohenzollern lauten konnte, wenn auch die Erkenntnis dieser Notwendigkeit noch sehr lange gebraucht hat, um sich durchzusetzen.

Friedrich hat also in jeder Beziehung über Oesterreich gesiegt: er hat ihm seine schönste Provinz geraubt und es dadurch sowohl wie durch die Verhinderung seiner deutschen Pläne aus Deutschland hinweg auf den Orient verwiesen. Nur in einer Beziehung ist er nicht zum Ziel gekommen: den Bund Oesterreichs mit Frankreich hat er nicht zu erschüttern vermocht. Der blieb eine Drohung, aber wenige Jahre nach Friedrichs Tod zerfiel auch er. Unter diesem Gesichtspunkt wurde die Revolution zunächst freudig in Berlin begrüßt, bis sich dann Preußen genötigt sah, der revolutionären Offensive selbst entgegenzutreten. Aber infolge der Ergebnislosigkeit des Kampfes zerbricht der so zustande gekommene Bund mit Oesterreich nach kurzer Zeit wieder. Preußen kehrt zurück zu der Politik, die sich mit seiner Groß machtstellung erst recht nicht vertrug: im Brande der ganzen Welt bleibt es neutral. Es sieht der Zerschmetterung Oesterreichs ruhig zu, und als es sich dann selbst zum Kampf mit dem Imperator gezwungen sieht, sucht es Habsburgs Hilfe natürlich vergebens. So hat Preußen wieder für einige Jahre aus der Reihe der Großmächte ausscheiden müssen, Metternich hat sogar mit dem Gedanken seiner vollen Auflösung und der Rückgewinnung Schlesiens gespielt. Bis dann Preußen dank der ihm von seinen großen Königen unverlierbar eingehauchten Kraft und dank der Macht der Idee wieder auferstand. Gemeinsam, aber doch nicht gleichen Geistes haben Oesterreich und Preußen den Entscheidungskampf durchgeführt. So sehr sich auch durch neueste Forschungen die

Digitized by Google

Beweise gehäuft haben, daß auch dem österreichischen Volke der nationale Schwung, der Preußen durchglühte, keineswegs fremd war, so hat es doch dabei zu bleiben, daß der Befreiungskampf in dem Sinne, den wir in diese Jahre hineinlegen, doch im wesentlichen von Preußen und seinen großen Männern gekämpft worden ist. Preußen hat damals durch die Reformer den Bund mit der deutschen Bildung geschlossen, die ihm und der es bisher ablehnend gegenübergestanden hatte, und mit der Bildung hing zusammen die Entstehung des Nationalgefühls. Eine der wichtigsten Grundlagen für die preußische Lösung der deutschen Frage war damit geschaffen.

So stark auch auf dem Wiener Kongreß die Meinungsverschiedenheiten zwischen Metternich und den Vertretern Preußens waren, in dem Problem der Bundesverfassung bestand zwischen ihnen Einhelligkeit. Gemeinsam haben sie die Schuld, daß die nationalen Träume Träume blieben. Der Bund, der entstand, war weder einheitlich noch freiheitlich — ein schwächliches Wesen, von vornherein zum Untergang bestimmt. Wie konnte das aber auch anders sein! Preußen hatte durch den Kongreß seine Stellung als Großmacht zurückerhalten, und so sollte der Bund die unmögliche Aufgabe lösen, zwei Großmächte zu einheitlichem Staatsgebilde zusammenzuschmieden. Lebensfähig konnte er nur werden, wenn eine von beiden sich unterordnete. Das war unmöglich, und so ist es das Schicksal Deutschlands gewesen, unter allen Umständen einen Teil abstoßen zu müssen, um den Rest zu erhalten. Aber damals hat auch unter den verantwortlichen Männern Preußens noch keiner an eine Ausstoßung Oesterreichs gedacht. Dennoch war das Resultat des Kongresses für diese Entwicklung günstig: Preußen hatte den größten Teil seiner deutschfremden polnischen Lande wieder abgegeben, der Zuwachs, den es erhielt, bestand aus rein deutschen Ländern. Um eine Verbindung seiner einzelnen Teile herzustellen, war es noch auf weitere deutsche Erwerbungen angewiesen. So hat der Satz Dohms, daß das deutsche und das preußische Interesse sich nie im Wege stehen könnten, neue Bekräftigung erfahren. Oesterreich dagegen blieb in noch verstärktem Maße ein Mosaik verschiedener Nationalitäten, unter denen das deutsche Element nur eines von vielen bedeutete.

Die Schulung des politischen Denkens fiel nach 1815 den deutschen Kleinstaaten zu. Denn Metternich hielt aus Furcht vor einem Zerfall Oesterreichs die freiheitlichen Regungen fern, und auch Preußen hat die erworbenen Sympathien durch seinen Rückfall in die auf das wilde Zeitalter der Revolution notwendig folgende Restauration wieder eingebüßt. Friedrich Wilhelm III. hat sich bis zur Aufopferung der preußischen Selbständigkeit an sein Prinzip, in gutem Verhältnis zu Oesterreich zu bleiben, angeklammert. Es ist allerdings wohl kaum richtig, daß die Verfassung deshalb nicht gegeben worden ist, weil man fürchtete, ein liberales Parlament werde den Kampf mit Oesterreich herbeiführen. Jedenfalls hat aber das Zurückstellen des preußischen Verfassungsplans im Jahre 1823 eine gewaltige Steigerung des österreichischen Einflusses im Reich zur Folge gehabt. Ebenso ist Preußens auswärtige Politik bestimmt durch

Digitized by Google

die Zugehörigkeit zur Heiligen Allianz, in der es je länger, je mehr hinter den Kaisermächten zurücktrat. Aber gerade die Politik der Heiligen Allianz hat das Maß, in dem Oesterreichs Interessen sich nach Osten richteten, gewaltig verstärkt. Die deutsche Frage tritt für es mehr in den Hintergrund. So hat Preußen den einen großen Fortschritt tun können, der das Zukunftsreichste bedeutet, was diese Jahrzehnte hervorgebracht haben, die letzte Großtat der altpreußischen Bureaukratie, den Zollverein, der direkt gegen Oesterreich gerichtet ist. Metternich hat seine Bedeutung wohl erkannt, aber die Worte, durch die er die deutschen Regierungen von ihm fernzuhalten suchte, vermochten nichts gegen die Vorteile, die der Verein brachte. Deshalb sind auch die späteren Versuche Oesterreichs, ihn durch seinen Beitritt zu sprengen, erfolglos geblieben.

War so die wirtschaftliche Einheit unter Ausschluß Oesterreichs erzielt, so kam auch die politische Frage in Fluß durch die Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV. Ihn hat dabei die Liebe zu Oesterreich beherrscht, er sehnte sich nach dem Teutschen Reich des Mittelalters, er bedachte nicht, daß er Preußen eine seiner Lebensbedingungen nahm, wenn er an der Wiederherstellung einer starken Bundesgewalt unter dem Vorsitz Oesterreichs arbeitete. Wenn aber auch sein Ziel dem Vorteil des Staates, den er vertrat, zuwiderlief, so klingt doch in allen seinen Entwürfen als Unterton auch das preußische Staatsgefühl an. Zu klarem Ausdruck konnte es aber in diesem König nicht gelangen. Nach der Wiener Revolution wäre der Augenblick denkbar günstig gewesen, um Preußen an die Spitze Deutschlands zu stellen, aber die Berliner Märztage, die Selbsterniedrigung des preußischen Königtums vor der Barrikade, machten dem ein Ende. Beide Großmächte lagen am Boden, sie traten den Weg ins Frankfurter Parlament an. Auch hier war für Preußens Haltung maßgebend der Wunsch, den Bruch mit Oesterreich zu vermeiden. Daran zum guten Teil ist der Plan der Kleindeutschen, Preußen in Deutschland aufgehen zu lassen, gescheitert. Aber als sich, vor allem an der schleswig-holsteinischen Frage, die Unfähigkeit des Parlaments zu stärkerem Handeln erwies, traten Oesterreich und Preußen wieder in den Vordergrund — Oesterreich, jetzt unter Schwarzenbergs Führung entschlossen, seine Vorherrschaft zu sichern, mit dem Rückhalt an dem zentralistischen Einheitsstaat, den die Verfassung von 1849 gewährleisten sollte, Preußen, wo Friedrich Wilhelm unter dem Einfluß von Radowitz sich jetzt zur Ausschließung Oesterreichs bekehrt hatte. Der Konflikt konnte also nicht ausbleiben. Den Lockungen Schwarzenbergs, durch die er Preußen jede Aussicht auf die Führung rauben wollte, der Mediatisierung der Kleinstaaten versagte Friedrich Wilhelm sich. Am Scheideweg zwischen territorialer und nationaler Politik hat er sich zum Bund mit der Nationalbewegung entschlossen. Diesem Gedanken ist, als Oesterreich den von Radowitz vorgeschlagenen Ausgleich ablehnte, die Unionsgründung entsprungen. Durch die Persönlichkeit des Königs war sie aber von vornherein zur Erfolglosigkeit verurteilt. Er hat nicht die Kraft gefunden, sie mit allen Mitteln durchzuführen, und so ist der Erfolg dem Gegner zugefallen, dessen Pläne nur auf die Weiterentwicklung des Staaten-

Digitized by Google

bundes, nicht auf wirkliche Staatseinheit gerichtet waren. Preußen hat alle Gelegenheiten zu einem Rückzug in Ehren vorübergehen lassen, und so erfolgte, als Rußland sich in die deutsche Frage einmischte, in Olmütz Friedrich Wilhelms Verzicht auf allen deutschen Ehrgeiz. Oesterreich steht als Alleinherrscher in Deutschland da; durch seine gleichzeitigen Siege in Italien und Ungarn hat es sich noch einmal zu glänzendster Stellung aufgeschwungen. Mit Schwarzenbergs Tode hört aber die kraftvolle Reichspolitik auf, der Plan, der österreichischen Herrschaft Dauer zu verleihen durch den Eintritt sämtlicher habsburgischen Besitzungen in den Bund, ist gescheitert. In dieser Zeit der Ruhe vor der Entscheidung haben die europäischen Verhältnisse stärker auf die Beziehungen zwischen Oesterreich und Preußen eingewirkt als die deutsche Frage. Im Krimkrieg suchten sie bei ihrer Neutralität Halt aneinander, sie haben beide an Ansehen verloren. Als aber 1859 Oesterreich gegen Frankreich die Hilfe Preußens forderte, ist zwar das Bündnis an den Gegenforderungen des Prinzregenten gescheitert. Aber zu der anderen Möglichkeit, die Schwäche Oesterreichs auszunützen und es aus Deutschland hinauszuwerfen, hat er sich erst recht nicht entschließen können. So blieb es bei der Neutralität, die wie schon so oft sich als unvorteilhaft erwies. Für die Stimmung, die damals zwischen Habsburg und Hohenzollern herrschte, ist das Wort, daß Oesterreich nicht einmal gerettet sein wollte von Preußen, die beste Kennzeichnung.

Das Gewitter, das über Deutschland lag, drängte zum Ausbruch. Schmerling hat noch einmal die Schwarzenbergsche Politik wiederaufgenommen. Aber er stieß auf einen übermächtigen Gegner. Bismarcks Tätigkeit ist nicht von vornherein ausschließlich auf die Verdrängung Oesterreichs gerichtet gewesen, wenn auch zweifellos sein Wunsch immer dahin gegangen ist. Aber wie stets hat er auch hier nur das im Augenblick Erreichbare sich zum Ziel gesetzt. Deshalb hat er auch an den Ausweg einer Teilung von Nord und Süd gedacht; unbedingt ist er nur gegen die Vorherrschaft Oesterreichs aufgetreten. Aus diesem Grunde hat er König Wilhelm vom Frankfurter Fürstentag ferngehalten. Mit der schleswig-holsteinischen Frage beginnt dann sein eigener Vorstoß, und trotz der Unsumme von Hindernissen hat er alles erreicht, was er sich vorgezeichnet hatte. Er hat Oesterreich an seiner Seite festgehalten und trotzdem die beiden Herzogtümer befreit und ihre Gewinnung durch Preußen möglich gemacht. Damit Preußen nicht allein den Gewinn einstecke, mußte Oesterreich an seiner Seite ausharren; widerwillig hat es sich Bismarcks Leitung gefügt. Der Erfolg zersetzte, wie Bismarck vorausgesehen hatte, die Einigkeit. Es kommt, nachdem der Gasteiner Vertrag noch einmal die Risse im Bau verklebt hatte, zur entscheidenden Auseinandersetzung, zum Waffengang auf Leben und Tod.

Es ist zweifellos eine der größten Taten Bismarcks gewesen, daß er nach dem herrlichsten Siege die Erniedrigung Oesterreichs gehindert, daß er ihm keine seiner Provinzen genommen hat, die ja tatsächlich schon seit Jahrhunderten sich als außerhalb des Reichs stehend zu betrachten gewohnt waren. Nach Ueberwindung des selbstverständlichen Grolls des Unterlegenen ist auf dieser Grundlage

Digitized by Google

der Bund möglich geworden, der seitdem für alle politischen Konstellationen Europas maßgebend geblieben ist, sei es durch freundliche, sei es durch feindliche Beziehungen zu ihm. Nachdem einmal die deutsche Frage ihre endgültige Lösung gefunden hatte, da zeigte sich, daß der jahrhundertelange Kampf ganz allein durch sie veranlaßt worden war, daß nach ihrem Wegfall in der europäischen und auch bei der Weiterentwicklung zur Weltpolitik nichts existierte, was prinzipiell trennend zwischen sie getreten wäre. Wie Treitschke es ausgedrückt hat: „Nun wir diesen Kampf durchgefochten haben, denken wir österreichischer als viele Oesterreicher selber." Der Staat der Habsburger ist zu seiner ursprünglichen Aufgabe zurückgekehrt, er ist, wie jüngst gesagt worden ist (Kjellén), „Europas Wachtposten im Osten und sein Puffer gegen niedrigere Kulturen" geworden.

Bei dieser seiner nach dem Orient gekehrten Politik stieß Oesterreich notwendig auf Rußlands Gegnerschaft. Das türkische Problem, das im 18. Jahrhundert noch ein Bindemittel zwischen beiden Staaten gewesen war, da sie gemeinsam sich der Angriffe der Türkei zu erwehren hatten, hat sie im Laufe des 19. Jahrhunderts, nachdem sie selbst zur Offensive übergehen konnten, zu Todfeinden gemacht. Zum Schutz gegen Rußland hat Andrássy den Rückhalt an Deutschland gesucht. Bismarck hat die Hand Oesterreichs freudig ergriffen, sein Bestreben aber war, die neue Freundschaft zu ergänzen durch die Verbindung mit dem für beide gefährlichsten Gegner, mit Rußland. Das hat sich als unmöglich erwiesen, die Balkaninteressen Oesterreichs und Rußlands haben sich schon damals als unversöhnlich gezeigt. Vor die Wahl gestellt, welches Bündnis er vorziehe, hat Bismarck an Oesterreich festgehalten, allerdings daneben noch die größten Bemühungen angewendet, um die eignen guten Beziehungen mit Petersburg zu wahren. Er sah voraus, daß die Freundschaft mit Rußland allzuleicht Störungen ausgesetzt war, um darauf ein beständiges System gründen zu können. Der Bund mit Oesterreich dagegen konnte solche Garantien bieten. Nur in einer Beziehung schien eine Gefahr zu bestehen: es schien fraglich, ob der Zusammenhalt des Staats durch die Dynastie kräftig genug sein würde, um der fortschreitenden Zersetzung durch den Kampf der Nationalitäten Einhalt zu tun. Bismarck hat selbst derartige Befürchtungen gehegt, und die Entwicklung der letzten Jahrzehnte hatte scheinbar diese Gefahr noch dauernd verstärkt. Aber der Ausbruch des Weltkriegs hat in überraschendem Maße die Festigkeit der Monarchie zutage treten lassen. Der Kitt, den die jahrhundertelange Zusammengehörigkeit unter derselben Dynastie bildet, hat sich kräftiger erwiesen als alle Rassengegensätze. Es ist wieder deutlich geworden, wie sehr der Staat Oesterreich ein Werk seines Herrscherhauses ist. Das hat er gemeinsam mit Preußen, beider Eigenart beruht durchaus auf den Taten ihrer Dynastien.

Wie werden Habsburg und Hohenzollern nach diesem Kriege zueinander stehen? Das Auge des Historikers ist rückwärts gerichtet, er soll nicht prophezeien. Aber so viel wird er wohl sagen dürfen, daß der gemeinsame Kampf unter allen Umständen das Band zwischen ihnen noch enger knüpfen wird. Siegen wir, wie wir zuversichtlich hoffen und worauf so sicher zu rechnen wir alles Recht

Digitized by Google

haben, daß wir die Folgen der gegenteiligen Möglichkeit, die übrigens erst recht auf engsten Zusammenschluß hinweisen würde, nicht ins Auge zu fassen brauchen, so ist die Gemeinschaft beider Staaten nötig, um eine Wiederholung des Kriegs unmöglich zu machen. Ein aus diesem Ringen siegreich hervorgegangenes Mitteleuropa ist für jede denkbare Kombination unüberwindlich. Es stellt deshalb die beste Friedensgarantie dar. Habsburg und Hohenzollern gehören also zusammen; ihr eigner Vorteil und der Europas verlangen ihren Bund.

Ob diese Freundschaft auch staatsrechtlich sich in engerer Form als der des rein politischen Bündnisses äußern wird, müssen wir der Zukunft überlassen. Bismarck hat das Ausscheiden Oesterreichs aus Deutschland nur als Uebergang zu festerem Zusammenschluß bezeichnet. Er hat schon 1879 beantragt, daß das Bündnis in die Verfassungen beider Staaten aufgenommen werde. Wenn jetzt — trotz allen zweifellosen Schwierigkeiten — ein engerer Verband zur Tatsache werden sollte, so würde das nur die Wiederaufnahme einer Idee bedeuten, die schon einmal beim Versuch der Lösung der deutschen Frage eine bedeutsame Rolle gespielt hat. Gagern und Radowitz haben das Deutsche Reich unter Preußens Führung errichten wollen, und neben diesem engeren Bund sollte untrennbar der weitere stehen, der Oesterreich an die neue Schöpfung ketten sollte. So kann also vielleicht auch hier wieder eine der vielverspotteten Ideen von 1848 zu Ehren kommen. Jedenfalls, so sehr auch Habsburg und Hohenzollern sich bekämpft haben, solange sie demselben Staatsverbande angehörten, die Gemeinschaft dieses Verbandes ist ihnen doch untilgbar aufgeprägt. Es ist die folgerichtige Entwicklung ihrer Geschichte, wenn sie auch fernerhin einem unendlich erweiterten Horizonte gegenüber diese Einheit wahren.

Anpassung und Krankheit

Von

Prof. Dr. Hugo Ribbert (Bonn)

Alle Organismen hängen in ihrer Existenz ab von den äußeren Bedingungen, unter denen sie leben. Sind diese ihnen günstig, so ist ihr Dasein gesichert, sind sie ungünstig, dann drohen ihnen allerlei Gefahren, die nur vermieden werden, wenn die Lebewesen es lernen, den schädlichen Einflüssen zu widerstehen. Das gilt nicht nur heute, das hat während der Entwicklung der gesamten organischen Welt immer gegolten. Wenn die Individuen und Arten sich neuen Bedingungen gegenübergestellt sahen, dann war ihr Gedeihen nur dadurch möglich, daß sie sich anzupassen vermochten. Andernfalls starben sie früher oder später aus.

An was aber mußten und müssen sich auch heute noch die Organismen gewöhnen? Es waren zu allen Zeiten in der Hauptsache die gleichen Be-

Digitized by Google

dingungen. Es handelte sich um einen Wechsel der Umgebungstemperatur, des Feuchtigkeitsgehaltes der Luft, der klimatischen Verhältnisse im allgemeinen, um die Notwendigkeit, das Leben im Wasser mit dem auf dem Lande und umgekehrt zu vertauschen, um Aenderungen der Nahrung, um den Wettbewerb mit andern Arten in eng umgrenzten oder weiten Wohngebieten, um den Kampf mit ihnen und insbesondere mit den niedersten tierischen und pflanzlichen Lebewesen, die als Parasiten in den höheren Organismen zu leben vermögen und nicht selten zu schweren Erkrankungen führen.

Was hieß aber in allen diesen Fällen Anpassung und was heißt heute noch so? Sie bedeutet im Individuum niemals das Auftreten einer neuen Eigenschaft, sondern stets nur die Betätigung der im Körper vorhandenen, in der früheren Gesamtentwicklung der organischen Welt allmählich entstandenen und sich durch Uebung weiter ausbildenden Fähigkeit, sich in diesem oder jenem Teile so zu ändern, daß er den ungünstig gewordenen Außenbedingungen widerstehen kann. An Kälte paßt sich der Organismus durch dichtere Behaarung, an Hitze durch ein dünneres Hautkleid, stärkere Färbung der Haut, geringere Verbrennungsprozesse in seinem Innern und durch gesteigerte abkühlende Verdunstung auf der Körperoberfläche an. Das Leben im Wasser, auf dem Lande, auf Bäumen ließ diese oder jene Muskelgruppen kräftiger werden, so daß das Schwimmen, Gehen, Klettern besser ausgeübt werden konnte. Im Wettbewerb mit den übrigen Organismen siegten die, deren Körper sich stärker und geschickter entwickelte, und an die Bakterien paßten sich die Tiere dadurch an, daß sie den Parasiten durch eine Aenderung in der Zusammensetzung ihrer Säfte das Leben in ihren Geweben unmöglich machten. So kam es dahin, daß auf den äußern und innern Oberflächen des Körpers von Tier und Mensch stets zahllose Bakterien leben, ohne in ihn eindringen und ihm Schaden zufügen zu können.

Alle diese Anpassungen vollzogen sich nicht mit einem Schlage, sondern an vielen aufeinanderfolgenden Generationen, deren einzelne Glieder den allmählichen Fortschritt kaum erkennen ließen. Eine Extremität konnte nicht an einem Individuum im Wasser zur Flosse, in der Luft zum Flügel werden und an den Kampf mit andern Lebewesen gewöhnten sich nur lange Reihen von Organismen in langsamer Umbildung. So entwickelte sich nach und nach die neue Art. Die Auslese aber, die Selektion kam in der Weise ergänzend hinzu, daß immer die Individuen die meiste Aussicht auf Fortpflanzung hatten, die auf jeder Stufe den Außenbedingungen am besten entsprachen.

Für diese schrittweise Anpassung aber war es eine notwendige Voraussetzung, daß die geänderten Verhältnisse der Umgebung sich nicht mit einem Male, sondern in langen Zeiträumen allmählich geltend machten. An plötzlich einsetzende neue, für seine Existenz bedeutungsvolle Lebensbedingungen kann sich kein Organismus gewöhnen. Wenn eine Art ihre Nahrung mit einem Schlage völlig hätte ändern müssen, so wäre ihr eine Anpassung unmöglich geworden, und wenn sie mit andern ihr in irgendeinem Punkte überlegenen Arten in den Kampf geriet, mußte sie unterliegen. Das ist gewiß nicht selten vorgekommen,

Digitized by Google

und das Aussterben mancher Gattungen erklärt sich auf die eine oder die andre Weise. Solche rasch sich vollziehenden Umwälzungen konnten also keine die Entwicklung der Art fördernden Umwandlungen hervorrufen. Hier waren nur langsam sich steigernde, eine Anpassung ermöglichende Aenderungen maßgebend, und so ist anzunehmen, daß sich im ganzen die Umbildung der Organismen in voller Harmonie mit der Umgebung vollzog. Die fortschreitende Entwicklung ging immer ohne Kampf vor sich. Denn dieser trat nur ein, wo eine Anpassung nicht möglich war, wo also eine Entstehung neuer Artmerkmale ausblieb.

Wie aber eine ganze Gattung, so vermag auch ein einzelnes Individuum sich plötzlich eintretenden Aenderungen nicht anzupassen und zahlreiche Tiere sind stets solchen Verhältnissen zum Opfer gefallen. Aber noch ausgedehnter spielt diese individuelle Widerstandsunfähigkeit bei dem Menschen eine Rolle. Denn die ungünstigen Bedingungen, die uns (und teilweise auch den domestizierten Tieren) so außerordentlich häufig entgegentreten, wie die willkürlichen und erzwungenen vielgestaltigen Aenderungen der Nahrung, die Ungunst der Wohnungen und die mit beiden Umständen zusammenhängende viel größere Gefahr einer bakteriellen Infektion (ganz abgesehen von zahlreichen mechanischen Einwirkungen, Schädigungen durch Gewerbebetrieb usw.) kommen für die unter natürlichen Bedingungen lebende Tierwelt nicht entfernt so oft in Betracht. Der Mensch aber verfällt ihnen immer wieder. Unerwartet wird er von ihnen herausgefordert und gerade deshalb vermag er ihnen nicht standzuhalten.

Auf der andern Seite aber ist der Mensch langsam zunehmenden Beanspruchungen durch seine Anpassungsfähigkeit bis zu einem gewissen Grade gewachsen. Aber das gilt doch leider nur in engen Grenzen. So vermag er sich an hohe Konzentrationen von Giften, auch wenn sie noch so langsam gesteigert werden, an intensive Hitze und Kälte, an übermäßige mechanische Arbeit nicht zu gewöhnen. Nur eine geringe Anpassung ist möglich. Ein Beispiel bietet uns die Zunahme der Muskulatur bei Turnern, Arbeitern, Athleten. Sie erscheint uns manchmal recht auffallend. Und sie trifft nicht nur die Skelettmuskulatur, sondern auch die des Herzens, das sehr viel größer wird und dessen Wände an Dicke erheblich zunehmen. Aber alle diese Muskelveränderungen gehen doch über ein gewisses Maß nicht hinaus und wenn die Ansprüche noch höher steigen, bleibt ein weiteres Wachstum aus und das Organ versagt.

Aehnlich ist es mit andern Körperteilen und ihren Funktionen. *Keiner von ihnen paßt sich unbeschränkt an.* Wird er über die Grenze hinaus beansprucht, so leidet er. Es verhält sich dann mit ihm ähnlich wie mit einem Bogen, der überspannt wird und dann zerbricht, oder mit einem elastischen Stab, der bei Ueberdehnung an Elastizität einbüßt. So zerreißen auch die Stützgewebe unsers Körpers (die Sehnen usw.), so zerbrechen die Knochen, wenn die mechanischen Anforderungen eine gewisse Grenze überschreiten. Wirkt ferner eine zu große Hitze auf unsre Gewebe ein, so verbrennen sie, werden sie von Giften getroffen, an die sie sich nicht gewöhnen konnten, so gehen sie mit ihnen eine Verbindung ein, die ihren Bau verändert und ihre Tätigkeit aufhebt. Das gilt

Digitized by Google

ganz besonders auch dann, wenn Bakterien in den Körper eindringen, deren Gifte den Geweben nicht angepaßt sind.

So entstehen also an unsern Organen durch die Schädlichkeiten, an die wir nicht gewöhnt sind, vielfache Veränderungen. Von ihnen aber hängen die Krankheiten ab. Denn die getroffenen Teile sind funktionell minderwertig, sie leisten weniger als sonst oder nichts mehr, und so muß unser Körper leiden. Es entstehen in ihm eine Menge von Störungen, die in ihrer Gesamtheit das Krankheitsbild ausmachen, die aber alle eine Herabsetzung oder ein Fehlen bestimmter einzelner oder vieler Funktionen bedeuten. Unsre psychische Leistungsfähigkeit ist vermindert, unsre Atmung, Herztätigkeit und Verdauung liegt darnieder usw. Es gibt ja freilich in Krankheiten auch scheinbar erhöhte Leistungen. Im Fieber ist unser Geist oft besonders lebendig, unsre Gedanken überstürzen sich und ebenso ist die Herztätigkeit erhöht. Aber in Wirklichkeit dürfen wir darin keine besseren, für uns günstigeren Funktionen erblicken. Die lebhaftere psychische Tätigkeit ist ungeordnet, sie führt zu nichts, das schneller pulsierende Herz versagt leichter als sonst. So bedeutet also die Krankheit unter allen Umständen eine von den Organveränderungen abhängige Beeinträchtigung bald dieser bald jener Lebensvorgänge. Niemals handelt es sich bei ihr um eine Steigerung irgendeiner Funktion. Wie denn ja auch jeder weiß, daß ein kranker Mensch immer und ausnahmslos weniger leistet als ein gesunder. Was aber nicht ausschließt, daß solche Funktionen, wie vor allem die geistigen, die neben den geschädigten normal geblieben sind, auch in einem siechen Körper mit Erfolg ausgeübt werden können.

Organveränderungen also mit ihrer funktionellen Minderwertigkeit und den davon abhängigen Krankheitserscheinungen stellen sich überall da ein, wo wir uns den äußern Einwirkungen nicht anpassen können, sie bleiben aus, wo wir es vermögen. Aber die Fähigkeit oder Unmöglichkeit zur Anpassung spielt nicht nur bei der Entstehung von Krankheiten eine Rolle, sondern auch bei ihrer Heilung. In allen den Fällen, in denen, wie vor allem bei Infektionskrankheiten durch die Gifte der Bakterien, aber auch unter andern Verhältnissen, Teile von Organen zugrunde gehen, hängt die Gesundung davon ab, daß die noch übriggebliebenen Abschnitte sich den an sie herantretenden vermehrten Ansprüchen anzupassen und die Funktionen der verlorengegangenen zu übernehmen vermögen.

Sie können es einmal dadurch, daß sie den Verlust durch neues, von ihnen gebildetes Gewebe decken, das in die Lücke hineinwächst. Dieser Vorgang, den wir Regeneration nennen, kann im weitesten Sinne auch als Anpassung bezeichnet werden und so mag auf ihn kurz hingewiesen sein. Er hat aber gerade da, wo er etwas leisten könnte, nämlich bei den besonders lebenswichtigen Organen einen sehr geringen Wert. Es gibt kaum ein einziges, das den Untergang durch eine funktionell brauchbare Neubildung ganz oder auch nur zu einem nennenswerten Teile zu ersetzen vermöchte. In weitaus den meisten Fällen ist der Wiederersatz durchaus ungenügend. Die neue Substanz ist nur ein raumerfüllendes Stützgewebe. Weder ein Defekt des Gehirns noch des Rücken-

Digitized by Google

markes, der Leber, der Nieren, des Herzens, der Lunge, der Speicheldrüsen, des Magens und Darmes usw. wird durch funktionsfähiges neues Gewebe geschlossen. Die Regeneration der für unser Leben wichtigsten Organe ist also außerordentlich unvollkommen und entspricht durchaus nicht den vielfach und oft mit besonderem Nachdruck geäußerten Vorstellungen über die hohe Zweckmäßigkeit dieser Lebensvorgänge. Man kann die Regeneration in allen diesen Fällen geradezu als durchaus unzweckmäßig bezeichnen.

Aber die Regeneration ist nicht das eigentliche Gebiet der zur Heilung von Krankheiten beitragenden Anpassungen. Denn bei diesen handelt es sich in erster Linie darum, daß die nach teilweisem Untergang von Organen übrigbleibenden Abschnitte sich vergrößern und so die Funktion der fehlenden übernehmen. Wir nennen das ausgleichende (kompensatorische) Hypertrophie. Diese Volumenzunahme erfolgt in ähnlicher Weise wie bei der stärkeren Inanspruchnahme von Geweben, insbesondere der obenerwähnten Muskulatur gesunder Individuen. Denn es handelt sich auch hier in allen Fällen darum, daß die noch vorhandenen Teile wie dort stärkere Arbeit leisten müssen. Wenn Abschnitte der Leber, der Niere, der Lunge und andrer Organe zugrunde gingen, vergrößern sich die Reste. Und hier haben wir es nun mit Anpassungen zu tun, die recht weitgehend zu sein scheinen. Wenn man von der Leber drei Viertel operativ entfernt, wird das übrigbleibende eine Viertel so groß wie das ganze Organ war, und wenn eine Niere herausgeschnitten wurde, erreicht die andre in ihren funktionierenden Abschnitten den doppelten Umfang. Auch im Gehirn sehen wir zuweilen nach Untergang einzelner bestimmter Bezirke eine verstärkte, den Verlust deckende Funktion korrespondierender Teile eintreten. Aber anatomisch kann man es nicht sicher nachweisen, weil eine in die Augen fallende Volumenzunahme ausbleibt.

Es gibt aber auch Anpassungen durch Organvergrößerungen in Fällen, in denen keine Gewebe in Verlust geraten sind. So nimmt das Herz bei den sog. Klappenfehlern, die den Kreislauf erheblich belasten, an Dicke außerordentlich zu und verhütet dadurch die sonst notwendig eintretenden Störungen. Die Wand kann das Doppelte des normalen Volumens erreichen. Darüber hinaus geht es nicht und wenn, wie es stets der Fall ist, der Herzfehler sich immer weiter steigert, dann versagt auch der verdickte Muskel.

Aber auch alle diese Anpassungen sind doch strenge genommen keine besonders große Leistungen. Denn schon die normalen Organe können, wenn auch nur kurze Zeit, dasselbe zuwege bringen wie die vergrößerten. Sie arbeiten unter gewöhnlichen Verhältnissen nur mit der Hälfte ihrer Kraft, können sie also, wenn es nötig ist, verdoppeln. Diese Einrichtung ist deshalb von Bedeutung, weil die Zellen so nicht bis zur Erschöpfung in Anspruch genommen werden, sondern weil die Teile sich in der Tätigkeit abwechseln, die einen sich erholen können, während die andern funktionieren. Und nur dieser Zustand wird wieder hergestellt, wenn die Organe an Volumen um das Doppelte zunehmen. Sobald das geschehen ist, hat sich auch die frühere Arbeitsteilung wieder hergestellt und ein Erlahmen der arbeitenden Teile wird vermieden. Aber

Digitized by Google

— und darin zeigt sich nun wieder die Unvollkommenheit dieser anscheinend so zweckmäßigen Kompensationen — über das Doppelte geht die Vergrößerung und die davon abhängige Leistungsfähigkeit im allgemeinen nicht hinaus. Ist dieses Resultat erreicht, dann findet eine weitere Volumenzunahme nicht mehr statt.

Aber wie verhalten sich nun diese pathologischen Anpassungen zu denen, die wir in der Entwicklung der gesamten organischen Welt antreffen? Führen sie auch wie diese zur Bildung neuer Arten? Nein, das tun sie niemals, und zwar aus leicht verständlichen Gründen. Die Bedingungen, die eine Anpassung zur Folge haben, wie der Untergang von Organabschnitten, die Veränderungen an den Herzklappen usw. wirken stets nur auf einzelne und relativ wenige, nicht auf alle Einzelwesen und auch nicht auf die zahllosen einanderfolgenden Generationen, wie es dort der Fall ist. Denn es handelt sich ja nicht um außerhalb der Lebewesen gelegene Einflüsse, die doch allein imstande wären, die Art in allen ihren Gliedern zu treffen, sondern um innere, individuelle Schädigungen. Diese aber kehren bei den Nachkommen niemals genau in der gleichen Weise wieder. Sie vererben sich nicht, können also höchstens wieder aufs neue bei ihnen erzeugt werden. Ebensowenig aber wie diese pathologischen Organveränderungen gehen auch die durch sie bedingten Anpassungen für sich allein auf die folgenden Generationen über. Sie würden ja auch bei ihnen, da die entsprechenden abnormen Zustände, denen sie ihre Entstehung verdanken, fehlen, völlig überflüssig sein.

Aehnlich verhält es sich mit den Anpassungen, die in unserm Körper bei den Infektionskrankheiten an die Bakterien und ihre Gifte zustande kommen und die wir durch die Schutzimpfung künstlich hervorrufen. Der Organismus gewöhnt sich zwar ohne augenfällige Organveränderungen, aber doch mit gewissen Umwandlungen seiner Zellen an die parasitären Einwirkungen, und so widersteht er einer neuen Infektion. Aber auch hier handelt es sich in der Hauptsache um einen individuellen Vorgang, der noch dazu von begrenzter Dauer ist und nach Monaten oder Jahren wieder verschwindet. Er hat also schon deshalb keinen artbildenden Wert. Auch eine Vererbung findet nicht oder doch nur in einer sehr geringen, für unsre Erörterungen unwesentlichen Ausdehnung statt. Die Nachkommen von Personen, die eine Infektionskrankheit überstanden haben und dadurch oder auch durch Schutzimpfung unempfänglich wurden, müssen, wenn sie der gleichartigen Infektion widerstehen wollen, stets von neuem geimpft werden. Nun hat man freilich beobachtet, daß Völker, die seit Jahrhunderten von gewissen infektiösen Erkrankungen heimgesucht wurden, daran weniger schwer leiden als andre, denen sie bis dahin unbekannt waren und neu zugeführt wurden. Es geht also daraus hervor, daß sich bei jenen ersten Völkern während der langen Zeit eine Verminderung der Empfänglichkeit eingestellt hatte. Aber sie bedeutet keineswegs eine Immunität. Auch die Angehörigen der durchseuchten Völker werden immer wieder ergriffen, nur weniger heftig als die der andern. Also ist auch in diesen Fällen von der Bildung einer neuen Art keine Rede. Freilich würde man hier,

Digitized by Google

auch wenn die Unempfänglichkeit die Jahrhunderte überdauerte, kaum von etwas Neuem reden wollen. Denn es kommt ja durch die Anpassung an die Bakterien keinerlei Formveränderung zustande. Die immunen Individuen unterscheiden sich von den empfänglichen äußerlich und in ihren Lebenseigenschaften in keiner Weise.

Aber nun gibt es auch Fälle, in denen die gewissen Krankheiten zugrunde liegenden Organveränderungen sich vererben. Das scheint in Widerspruch zu stehen mit der obigen Angabe, daß eine solche Uebertragung nicht vorkomme. Aber diese Bemerkung bezog sich auf Läsionen der Organe im werdenden oder ausgebildeten Individuum, die durch bekannte, von außen in unsern Körper eindringende Schädlichkeiten erzeugt werden, wie auf Entzündungen der Niere, Leber, Lunge usw., die in der Tat niemals vererbt werden. Die übertragbaren Affektionen aber sind uns *nur als solche bekannt*. Ihre Entstehung, die in der Reihe der Generationen beliebig weit zurückliegen kann und von der wir teils nichts, teils nur Ungenügendes wissen, muß nicht in die werdenden oder fertigen Individuen, sondern in deren *Keimzellen* verlegt werden. Denn nur so ist ihre Vererbung möglich. Wie steht es nun hier mit der *Bildung neuer Arten*, wie z. B. bei der Uebertragung gewisser Veränderungen des Blutes (bei der Bluterkrankheit), des Auges (bei der Farbenblindheit), des Gehirns (bei den Geisteskrankheiten) usw.? *Auch in diesen Fällen ist von ihr keine Rede*. Das ist zunächst auch hier wieder schon einfach deshalb selbstverständlich, weil in den aufeinander folgenden Generationen nicht alle Individuen, sondern nur wechselnde Mengen ergriffen werden. Man hat sich das früher nicht immer klargemacht und deshalb angenommen, daß alle Nachkommen an der Vererbung beteiligt sein könnten und daß auf diese Weise eine eigne (pathologische) Rasse gebildet würde. Aber diese Entwicklung wäre doch dann nur möglich, wenn die betroffenen Organismen völlig lebens- und konkurrenzfähig wären, d. h. sich an ihren abnormen Zustand so völlig angepaßt hätten, daß dieser ihnen keinen Eintrag tun könnte. Dann wäre es denkbar, daß sie dauernd als eine selbständige Art existierten. Aber jene Voraussetzung trifft eben nicht zu. Individuen mit schlechten oder blinden Augen, mit psychischen Defekten, mit Mißbildungen sind nicht fähig, neben den normalen zu bestehen. Daher würde die eben erst entstandene Rasse sehr bald wieder verschwinden. Aber dieses Ergebnis folgt nicht allein aus der mangelnden Konkurrenzfähigkeit, sondern eben auch daraus, daß, wie wir hervorhoben, sich die Vererbung niemals auf alle Nachkommen erstreckt. Wir wissen vielmehr, daß immer nur ein Teil von ihnen krank wird und daß die Zahl der gesunden und der abnormen Individuen sich in vielen Fällen nach den zuerst von *Mendel* festgestellten Regeln richtet. Die jedesmalige abnorme Beschaffenheit geht also nicht in alle der Fortpflanzung dienenden Zellen über. Sie vereinigt sich zwar bei der Befruchtung mit dem entsprechenden normalen Zustand der andern Zelle, aber bei der späteren Bildung neuer Keime trennen sich die beiden Merkmale wieder voneinander, das eine geht in einen Teil der Zellen, das andre in die übrigen. Es bleibt daher ein wechselnder Prozentsatz von Nachkommen gesund. Aber auch das Vorhandensein des ab-

Digitized by Google

normen Merkmals hat nicht immer Krankheit zur Folge. Es können auch mehrere Generationen ganz übersprungen werden. Trotzdem in ihnen, wie das nachherige Auftreten zeigt, der pathologische Zustand vorhanden gewesen sein muß, ist er nicht zur Geltung gekommen.

So sehen wir also, daß die zu Krankheiten führenden Zell- und Organveränderungen und die von ihnen abhängigen Anpassungen nichts darstellen, was, wie die Arteigenschaften, untrennbar mit dem Organismus verknüpft wäre. Sie sind, auch wenn sie durch Jahrtausende auf einen Teil der Nachkommen erblich übertragen werden, stets etwas Individuelles. Die Art wird durch sie nicht beeinflußt, sie bleibt ihnen gegenüber siegreich, und es ist überhaupt nicht zu erwarten, daß sie durch die Krankheiten oder vielmehr durch die ihnen zugrunde liegenden anatomischen Veränderungen in ihrer fortschreitenden Entwicklung irgendwie beeinträchtigt wird. Es könnte andernfalls keine Menschen geben, die in körperlicher und geistiger Hinsicht als ganz normal angesehen werden dürften. Sie sind ja freilich auch nur selten anzutreffen, ja in völlig reiner Ausprägung kommen sie überhaupt nicht vor. Aber es gibt doch viele, deren Funktionen so wenig hinter dem zurückbleiben, was wir uns unter dem menschlichen Typus vorstellen, daß wir sie praktisch als normal bezeichnen dürfen. Das wäre aber nicht möglich, wenn die Krankheiten die Art in ihrem Wesen schädigten. Denn jedes Individuum hat ungezählte Vorfahren gehabt, die für sich allein oder erblich krank waren, und doch ist das alles oft ohne bleibenden Einfluß auf die näheren und entfernteren Nachkommen gewesen und wird es künftig sein.

Damit gewinnen wir aber auch die Ueberzeugung, daß es eine Entartung des Menschengeschlechtes als solchen, von der man so oft mit Sorge sprechen hört, nicht geben kann. Was man allein unter diesem Begriff zu verstehen und zu fürchten hat, das ist eine so erhebliche Zunahme der erblichen, besonders der psychischen Affektionen, daß alle oder doch weitaus die meisten Menschen beteiligt würden. Eine derartige Verbreitung der Krankheiten käme freilich, so groß der theoretische Unterschied ist, praktisch ungefähr auf dasselbe hinaus, wie eine weitgehende Entartung, von der das Wesen der menschlichen Art getroffen würde. Denn der ungeheure Nachteil, den die Menschheit dadurch haben würde (vgl. meine Schrift: „Die Bedeutung der Krankheiten für die Entwicklung der Menschheit"), wäre in beiden Fällen der gleiche, und unsre langsam zunehmenden Bestrebungen, die erblichen Zustände zu beseitigen, ihr Neuauftreten zu verhüten und so die kommenden Generationen gesunder zu machen, sind unter allen Umständen berechtigt und notwendig, auch wenn eine Entartung im engsten Sinne nicht zu fürchten ist. Aber eben nur in diesem Falle sind die Bemühungen nicht von vornherein aussichtslos. Denn wenn die Art in ihrem Innern, ihrem Wesen geschädigt wäre, dann bestände keine Möglichkeit, die krankhaften Zustände zu bekämpfen und auszurotten. Dann wäre wirklich eine Entartung vorhanden, und mit ihr bliebe die Menschheit für alle Zeiten behaftet.

Digitized by Google

Neuidealismus und Pädagogik

Von

Prof. Dr. Budde (Hannover)

In den modernen Lebensordnungen, wie sie sich uns in der Sozialkultur, der Individualkultur, dem Intellektualismus und dem Naturalismus darstellen, tritt uns eine Vielheit entgegen, die unser Leben zerreißt. Es gilt deshalb, eine Einheit zu finden, die über die Spaltung hinausführt. Nun bemerkt der Mensch in sich noch eine andre Wirklichkeit als die der sinnlichen Erfahrung; diese andre Wirklichkeit ist das Geistesleben, und dieses Geistesleben bildet das Fundament des modernen Neuidealismus, wie ihn vor allem Rudolf Eucken vertritt.

Dieses Geistesleben ist kein abstrakter Begriff, es entspringt nicht metaphysischer Spekulation, sondern es ergibt sich aus dem Studium des Lebens selbst, wie es sich in dem gesellschaftlichen Kreise, in Geschichte, Moral, Wissenschaft, Kunst und Religion darstellt.

Es handelt sich also bei diesem Neuidealismus nicht um eine konstruktive Begriffsphilosophie, sondern um eine aus dem Leben und der Geschichte schöpfende Lebens- oder Kulturphilosophie. Das Geistesleben, in dem die Vernunft zu vollem Siege gelangt, erweist sich sowohl im unmittelbaren Leben des Einzelnen als in den großen Bildungen der Geschichte. Bei dem Einzelnen entsteht jenseits aller Aufregung und Verwicklung, aller Hemmung und Erschütterung ein Reich bei sich selbst befindlichen Lebens und erweist sich in der Bildung einer weltüberlegenen Persönlichkeit. In der Geschichte sind es besonders die Religionen, welche das Geistesleben verkünden. Aber auch die großen Persönlichkeiten der Geschichte liefern einen Beweis für die Tatsächlichkeit des Geisteslebens. Dieses ist aber nicht an den Menschen gebunden, sondern es hat einen Weltcharakter; es ist demnach wohl zu unterscheiden von dem Seelenleben des bloßen Individuums. Das Wirken, das der bloße Mensch hervorbringt, bleibt immer auf den Menschen gerichtet und hat seinem Befinden zu dienen. Die geistige Arbeit enthält aber in aller Verzweigung den Trieb, den Menschen über die bloß menschliche Art und den bloßmenschlichen Kreis hinauszuheben. Alles Mühen der Forschung um Wahrheit war ein solcher Kampf zur Durchbrechung der bloßmenschlichen Enge, ein Verlangen nach einem Leben aus der Weite und Tiefe des Alls.

Das menschliche Leben zeigt eine Fülle von Erscheinungen, welche nur aus dem Wirken eines Geisteslebens bei uns verständlich sind. Zu ihnen gehört vor allem die Bewegung zur Freiheit. Unser Leben scheint zerstört, wenn es auf Freiheit gänzlich verzichtet. Trotzdem uns die Gebundenheit des Menschen an ein übermächtiges Schicksal draußen und drinnen durch tausendfache Erfahrung deutlich vor Augen gerückt wird, sträuben wir uns dagegen, uns diesem Schicksal ganz zu ergeben. Denn wenn wir dies tun, dann verzichten wir auf eine ethische

Digitized by Google

Gestaltung des Lebens, dann geben wir zu, daß das Leben nur an uns vorgeht, aber nicht von uns selbst geführt wird, dann erniedrigen wir uns zu einem Stück eines starren Weltmechanismus und hören auf, Mitarbeiter am Bau der Wirklichkeit zu sein. Dann gibt es weder ein Handeln noch Gesinnung und Ueberzeugung, dann gibt es auch keine Pflichtidee. Entweder ist die Pflichtidee ein eitler Wahn, oder unser Leben geht nicht in dem gegebenen Dasein auf, sondern weist auf eine größere Tiefe hin, in der die Wurzeln unsres Wesens liegen. Und auch jede nähere Betrachtung der Geschichte zeigt uns, daß in ihr der Menschen eignes Tun und Entscheiden die Hauptrolle spielt, daß die Verbindung der Zeiten nicht in automatischer Weise erfolgte, sondern von uns selbst hergestellt wurde. Wie könnten wir auch eine Schätzung der Vergangenheit vornehmen, wenn wir nicht in der Geschichte ein selbsttätiges Wirken freier Menschen anerkennen!

Erst durch die Lebensordnung selbständiger Geistigkeit erhält das menschliche Zusammensein, die menschliche Gemeinschaft einen Wert. Eine Gemeinschaft ist notwendig, damit ein Zusammenwirken der Kräfte erfolgen kann. Aber es kommt darauf an, daß sich in der Gemeinschaft möglichst viel ursprüngliches Leben entwickeln kann. Das hat aber zur Voraussetzung nicht nur eine Freiheit im Staate, sondern auch eine Freiheit gegenüber dem Staat überall da, wo es sich um die Entwicklung selbständiger Geistigkeit handelt. Denn der Staat erzeugt nicht das Geistesleben, sondern er setzt umgekehrt ein überlegenes Geistesleben voraus. Wenn der Staat unter Abschwächung aller geistigen Zusammenhänge sich selbst als den höchsten, ja den alleinigen Selbstzweck gibt, dann bemächtigt sich des Lebens ein politischer Utilitarismus, der Kunst und Wissenschaft, Religion und Erziehung vornehmlich daraufhin ansieht und danach behandelt, was sie für Staatszwecke leisten. Dadurch werden sie aber innerlich erniedrigt. Aber auch den Individuen droht von einem solchen „Politismus" Gefahr. Bei einer Beherrschung des ganzen Lebens durch die Staatsidee wird ihre freie Bewegung und ihre freie Art aufs stärkste eingeengt. Es droht ihnen von hier aus aber auch die Gefahr einer sittlichen Veräußerung. „Wenn der Mensch sein Sinnen und Denken vor allem darauf richtet, einen Platz im Staatsgefüge zu erringen und in diesem weiter zu kommen, wenn sein Wert daran hängt, was er in ihm bedeutet und leistet, so wird damit der Schwerpunkt seines Lebens nach außen verlegt, so muß die Selbständigkeit und Ursprünglichkeit des Lebens unvermeidlich Schaden leiden" (Eucken). Einem solchen „Politismus" ist nur zu widerstehen, wenn sich der Staat selbst als Diener und Glied einer umfassenden Geisteswelt betrachtet. Dann wird er in Aneignung und Entwicklung dieser Geisteswelt ein höheres Ziel erreichen als das der bloßen Machtentfaltung, dann wird er sich damit über alle bloßen Formen hinaus zu einer gehaltvollen geistigen Individualität zu gestalten vermögen, die wünschen wird, möglichst viel Selbständigkeit innerhalb seines Bereichs zu entwickeln. Die innere Selbständigkeit darf dem einzelnen Menschen weder vom Staat noch von der Gesellschaft verkümmert werden; sie kann auch durch keine noch so großen Leistungen und Güter einer

Digitized by Google

äußeren Kultur ersetzt werden. Die letzten Maßstäbe seines Handelns liefert dem Menschen nicht die Gemeinschaft, auch nicht die, die sich im „Staat" verkörpert, sondern das Geistesleben. Und von solchem Standpunkt aus erscheint nunmehr als die eigentliche Aufgabe, die der Einzelne der Gemeinschaft gegenüber zu erfüllen hat, die, daß er an seinem Teil und nach besten Kräften dazu mitwirkt, daß das Geistesleben die Gemeinschaft mehr und mehr durchdringe.

Wie sich vom Standpunkt des Geisteslebens das Verhältnis des Menschen zur Gemeinschaft ändert, so wirkt dieser Standort auch auf sein Verhältnis zur Geschichte zurück. Die Geschichte muß einen tieferen Grund, eine ewige Ordnung der Dinge hinter sich haben, wenn sie geistig irgend etwas schaffen, wenn sie wahre Geistesgeschichte sein soll. Eine Geschichte im geistigen Sinne enthält ein Heraustreten aus der Zeit und eine Ueberwindung der Zeit; sie wird getragen von einem ursprünglichen Geistesleben, das aus der zeitlichen Leistung eine ewige Wahrheit heraushebt und alles Erzeugnis in ein Erlebnis zurückverwandelt.

Erweist sich so sowohl in dem Verhältnis des Menschen zur Gemeinschaft wie auch zur Geschichte das Geistesleben als die überlegene Macht, so zeigt dieses seine Ueberlegenheit auch in dem Verhältnis des Menschen zur Natur. Allerdings lehrt uns die Wissenschaft der Neuzeit, daß der Mensch in engster Verkettung mit der Natur um ihn steht und von ihrem Getriebe umfangen ist. Unverkennbar erstreckt sich die Natur auch tief in das Seelenleben des Menschen hinein; aber es ist eine andre Frage, ob die Natur das ganze Seelenleben in sich zu ziehen vermag, ob auch das menschliche Seelenleben ganz innerhalb der Grenzen der Natur bleibt oder ob es diese überschreitet. Tatsächlich überschreitet es diese Grenzen sowohl im Denken wie im Fühlen und Wollen. Als denkendes Wesen vermag der Mensch sich dem Ganzen der Umgebung entgegenzustellen und sein Verhältnis zu ihr abzuwägen; seine Seele bekundet hier eine innere Selbständigkeit und ein Vermögen, von sich aus Bewegungen zu erzeugen. Und das Fühlen, das im tierischen Seelenleben an die sinnliche Erregung gebunden bleibt, wird beim Menschen auch wieder von innen heraus von den eignen Bewegungen der Seele erzeugt, wenn auch dabei Körperliches mitschwingt. So weist auch das Fühlen den Menschen über die Natur hinaus. Das geschieht aber auch im Bereiche des menschlichen Wollens. Mehr und mehr erfolgt hier eine Hinaushebung über den Nutzen, der die bloße Natur beherrscht. An seine Stelle tritt vielmehr das Bewußtsein eines an sich Notwendigen, welches den Zwecken des bloßen Menschen überlegen ist. „Gut und Böse scheinen dabei nicht im Belieben des Menschen, weder des Individuums noch der Gesellschaft zu liegen, sondern aus einer der Tiefe der Seele innewohnenden Ordnung aufzusteigen" (Eucken). So weisen also das Denken, Fühlen und Wollen den Menschen über die Natur hinaus und gewährleisten ihm ihr gegenüber eine Selbständigkeit des Innern.

Diese Selbständigkeit des Innern aber wurzelt im Geistesleben, das in dem Menschen zum Durchbruch kommt und die tiefere Wirklichkeit darstellt. Es offenbart sich uns in Religion, Moral, Wissenschaft und Kunst auf mannigfache

Digitized by Google

Weise. Diese verschiedenen Gebiete sind gewissermaßen verschiedene Emanationen des transzendenten und zugleich immanenten Geisteslebens, d. h. eines Geisteslebens, das dem Menschen überlegen ist und nicht von ihm selbst geschaffen wird, das aber zugleich in ihn hineinreicht und von ihm angeeignet werden kann.

Eucken nennt seine Philosophie des Geisteslebens „Noetismus". Das Geistesleben, das ihre Grundlage bildet, gehört einer höheren Ordnung der Dinge an, steigt aber in den menschlichen Kreis hinab. Hier gerät es nun fortgesetzt in Kampf mit dem Bloßmenschlichen, das es zu sich hinabzuziehen versucht. Dagegen hat es sich zu wehren und seine Selbständigkeit zu behaupten. Es fällt also dem Menschen nicht einfach zu, sondern er muß es sich kämpfend und überwindend aneignen. Das versetzt sein Leben in eine gewaltige Bewegung und Aktivität und läßt keine träge Ruhe zu. Deshalb kann Eucken seine Philosophie mit vollem Recht auch als „Aktivismus" bezeichnen. Dieser Aktivismus hat aber einen ethischen Charakter und rückt damit weit ab von dem modernen Aesthetizismus, der im Anschauen und Genießen der Welt und ihrer Schönheit den Kern des Lebens sieht, und bei dem der Mensch keine Verwicklungen der Seele und keine Konflikte im eignen Wesen kennt.

Nur durch ethische Aktivität, nur in stetem Kampfe um die Aneignung des Geisteslebens kann sich auch der Mensch erst zur wahren „Persönlichkeit" entwickeln, und in solchem Kampfe erstarkte Persönlichkeiten sind die eigentlichen Träger der weltgeschichtlichen Entwicklung. Das ist ein dritter Grundgedanke der Philosophie Euckens, die deshalb mit voller Berechtigung auch als ein „Personalismus" bezeichnet werden kann. Aber diesem Personalismus wird das Persönlichsein zu einer schweren sittlichen Aufgabe. Heute sieht es oft so aus, als ob dieses leicht jedem erreichbar sei. Die heutige Bewegung zur Persönlichkeit erscheint im Lichte des Euckenschen Personalismus verworren und in mancher Beziehung direkt verfehlt. In diesem Personalismus ist bei „Persönlichkeit" immer gedacht an die Lebensentfaltung der geisterfüllten Persönlichkeit, die ein weiter Abstand trennt von der Zerstreutheit und Subjektivität des natürlichen Individuums.

Was folgt nun aus solchen allgemeinen Anschauungen, wie sie der Neuidealismus Euckens vertritt, für die Pädagogik?

Persönlichkeit im obenerwähnten Sinne des Euckenschen Personalismus zu werden, ist die Bestimmung des Menschen. Ist dies richtig, dann kann das oberste Erziehungsziel kein andres sein, als die Persönlichkeit in dem einzelnen Menschen vorzubereiten. Nun ist es aber das Wesen der Persönlichkeit, daß sie im Geistesleben wurzelt und von diesem aus gegenüber der ganzen Welt der Erfahrung Selbständigkeit gewinnt. Somit wird es auch die oberste Aufgabe der Erziehung sein müssen, in dem einzelnen Zögling das Geistesleben wachzurufen und ihn so zu leiten, daß er sich dieses Geistesleben in Selbsttätigkeit und Freiheit aneignen kann, ohne darin durch irgendwelche Rücksichten andrer Art gehindert zu werden. Erst wenn für die Lösung dieser Aufgabe alles Erforderliche geschehen ist, kann die Welt der Erfahrung, wie sie sich in

Digitized by Google

der Gemeinschaft und den naturhaften Individuen darstellt, ihre Forderungen geltend machen. Damit wird die Pädagogik über Sozialpädagogik und Individualpädagogik hinausgehoben und zu einer auf noologischer Grundlage ruhenden, d. h. im Geistesleben wurzelnden Persönlichkeitspädagogik. Weder die naturalistische und die intellektualistische Pädagogik, noch auch die Sozialpädagogik und die Individualpädagogik berücksichtigen zugleich die Stellung, die der Mensch zum All und im empirischen Dasein einnimmt; sie beachten nicht, daß der Mensch in erster Linie ein kosmisches und erst in zweiter Linie ein soziales Wesen und ein Naturwesen ist, und daß demgemäß für seine Bestimmung und damit auch für seine Erziehung den ersten Standort das Geistesleben abgeben muß und die Gesellschaft und das naturhafte Individuum mit ihren Forderungen hinter die Forderungen des Geisteslebens zurücktreten müssen, daß jene aber Berücksichtigung verdienen, soweit sie diesen nicht widersprechen.

Die Philosophie des Geisteslebens, die Euckens Neuidealismus vertritt, erkennt in dem Menschen ein Wesen, das zweien Welten angehört, nämlich einmal der Geisteswelt, die eine ihm überlegene Welt darstellt, aber doch in ihn hineinreicht und von ihm angeeignet werden kann, und anderseits der Welt der Erfahrung, der Natur. Als Naturwesen unterliegt er dem die ganze Natur beherrschenden Kausalitätsgesetz; als Bürger der der Natur überlegenen Geisteswelt dagegen besitzt er eine Freiheit des Willens. Sein Wille kann zwischen Gutem und Bösem wählen; er kann gelenkt und angeleitet werden, sich für das Gute zu entscheiden, und nur diese Möglichkeit einer Lenkung und Anleitung gewährleistet auch die Möglichkeit der Erziehung.

Die Ziele der Erziehung müssen sich aus der Bestimmung des Menschen ergeben. Der Mensch ist ein kosmisches, ein soziales und ein naturhaftes Wesen. Vor allem gehört er einer zeitüberlegenen Geisteswelt an, die er sich in fortgesetztem Kampf mit dem Bloßmenschlichen aneignen muß. Zu diesem Kampfe muß ihm die Erziehung das Rüstzeug liefern, indem sie ihn die Forderungen des Geisteslebens als absolut bindende Normen anerkennen lehrt und ihn zur Erfüllung dieser Forderungen geschickt macht. Das ist die höchste und oberste Aufgabe aller Erziehung. Man kann dieses Erziehungsziel, weil es den Menschen zu seiner eigentlichen Bestimmung als Mensch führen soll, das humanistische nennen. — Der Mensch gehört aber auch der Welt der Erfahrung an. In ihr ist er innerhalb einer Gemeinschaft zu leben und zu wirken berufen. Jede Gemeinschaft aber untersteht bestimmten Existenzbedingungen, die von dem Einzelnen, der ihr angehört, anerkannt und beachtet werden müssen. Deshalb muß der Mensch so erzogen werden, daß er Einsicht gewinnt in die Bedingungen eines sozialen Zusammenlebens und gewillt wird, sich diesen Bedingungen zu fügen. Daraus ergibt sich ein soziales Erziehungsziel. Dabei hat aber die Erziehung zu beachten, daß die sozialen Forderungen niemals den Forderungen des Geisteslebens widersprechen dürfen, sondern sich ihnen unterordnen müssen, daß mit andern Worten das humanistische Erziehungsziel immer voranstehen muß und das soziale erst in zweiter Linie in Betracht kommen kann. — Der Mensch ist

Digitized by Google

endlich aber auch ein Naturwesen und als solches an die Gesetze gebunden, die die Natur beherrschen. Er muß deshalb so erzogen werden, daß er Einsicht gewinnt in diese Gesetze und gewillt und fähig wird, sein körperliches Leben mit ihnen in Einklang zu bringen. Daraus ergibt sich als drittes ein naturhaftes Erziehungsziel.

Wie gelangt nun die Erziehung zu diesen Zielen, oder welche Mittel hat die Erziehung anzuwenden, um jene drei Ziele, das humanistische, das soziale und das naturhafte, zu erreichen? Nach alter Fassung sind die Mittel der Erziehung Unterricht und Zucht. Der Unterricht ist das Haupterziehungsmittel der Schule; er unterscheidet sich durch seine systematische Gestaltung wesentlich von der bloß gelegentlichen Unterweisung oder Belehrung, die auch schon in der häuslichen Erziehung erfolgt. Die Zucht ist der Haus- und Schulerziehung gemeinsam. Während der Unterricht Einsicht verschaffen soll, soll die Zucht zur Gewöhnung führen. Wenn aber der Zögling überall und immer unter der Zucht steht, d. h. wenn ihm überall und immer genau der Weg abgemessen ist, den er zu gehen hat, dann kann er nicht zur Selbständigkeit und Selbstverantwortung gelangen. Deshalb muß zu Unterricht und Zucht noch als drittes Mittel der Erziehung die Freiheit hinzukommen. Dessen ist sich die Pädagogik vielfach zu wenig bewußt gewesen, und auch die heute herrschende Schulerziehung läßt dieses Bewußtsein in manchen Stücken noch arg vermissen.

Die Ziele des Unterrichts müssen den allgemeinen Erziehungszielen entsprechen. Demnach muß der Unterricht in erster Linie eine humanistische Bildung erstreben, d. h. also eine Bildung, die in dem Zögling die in ihm verborgenen Quellen des Geisteslebens zum Fließen bringt, die ihn die Forderungen des Geisteslebens kennen lehrt und in ihm die Lust und den Willen weckt, sich ihnen unbedingt zu unterwerfen. Die Quellen des Geisteslebens im Menschen sind aber Gemüt, Wille, Verstand und Phantasie. An sie alle muß der Unterricht sich wenden; er darf nicht die eine Kraft auf Kosten der andern pflegen. — Das soziale Erziehungsziel verlangt auch ein soziales Unterrichtsziel. Die Schüler müssen im Unterricht einmal darüber belehrt werden, wie überhaupt menschliche Gemeinschaften, Völker, Staaten usw. entstehen und sich entwickeln, und besonders, wie sich die engere Gemeinschaft, der sie angehören, gebildet hat, und anderseits müssen sie erfahren, welches die Grundlagen der Organisation dieser Gemeinschaft sind, und auf welchem Uebereinkommen, welchen Gesetzen und Verordnungen sie beruht. Das führt für den Unterricht zu der Forderung eines geschichtlichen und eines staatsbürgerlichen Unterrichts. Diese umfassen im eigentlichen Sinne das soziale Unterrichtsziel. — Das naturhafte Erziehungsziel endlich stellt dem Unterricht die Aufgabe, den Schüler die Gesetze kennen zu lehren, die in der Natur herrschen, und durch deren Kenntnis er sich die Natur unterwerfen kann; vor allem wird er auch die Bedingungen klarlegen müssen, an die alles organische Leben geknüpft ist. Außerdem wird er Mittel und Wege zeigen müssen, mit denen der Mensch den Forderungen der Natur entsprechen und sein physisches Leben naturgemäß gestalten kann.

Digitized by Google

Im Hinblick auf das humanistische, das soziale und das naturhafte Unterrichtsziel werden auch die Unterrichtsgegenstände ausgewählt werden müssen. Das höchste Ziel des Unterrichts ist die humanistische Bildung, hinter die an allen Schulen die Berufsbildung zurücktreten muß. Eine moderne humanistische Bildung kann für uns aber nur auf dem Boden des Deutschtums erwachsen. Deshalb muß an allen deutschen Schulen das Deutsche das alle andern Fächer überragende Zentralfach sein. Dieses Zentralfach findet für die humanistische Bildung die wertvollste Unterstützung von seiten der Religion und auch von der richtig verstandenen Geschichte. Somit müssen im Mittelpunkt des Lehrplans aller Schulen Deutsch, Religion und Geschichte stehen; um dieses Zentrum gruppieren sich dann die andern Fächer. Das führt zu wichtigen Folgerungen für die Schulorganisation, auf die ich aber hier nicht näher eingehen kann.

Und was die Unterrichtsmethode angeht, so ist zu beachten, daß es bei allem Unterricht nicht sowohl darauf ankommt, Kenntnisse mitzuteilen, als vielmehr darauf den Geist des Schülers in eigne Tätigkeit zu versetzen und durch solche Selbsttätigkeit in ihm Kraft zu wecken. Daraus ergibt sich als allgemeines methodisches Prinzip die Selbsttätigkeit und die Weckung von Kraft. Die Leistung einer Schule darf nicht, wie es heute meistens noch geschieht, nach dem Quantum des Wissens bemessen werden, das sie übermittelt, sondern sie ist zu beurteilen nach dem Quantum innerer Kraft, das sie in den Schülern weckt.

Während der Unterricht mehr oder weniger allein die Aufgabe der Schule ist, geht die Zucht das Elternhaus und die Schule in gleicher Weise an. Auch die Zucht hat ebenso wie der Unterricht sowohl der humanistischen wie der sozialen wie auch der naturhaften Erziehung zu dienen. Sie dient der humanistischen Erziehung, indem sie die Zöglinge anleitet, geistige und sittliche Gebote in Gehorsam zu befolgen und damit den Forderungen des Geisteslebens zu entsprechen; sie dient der sozialen Erziehung, indem sie den Zögling lehrt, das persönliche Interesse den Interessen einer kleineren oder größeren Gemeinschaft, der er angehört, willig zu opfern und jedem Mitglied dieser Gemeinschaft immer helfend und fördernd zur Seite zu stehen; sie dient der naturhaften Erziehung, indem sie die Zöglinge gewöhnt, ihr körperliches Leben so zu gestalten, daß es den Forderungen der Gesundheitslehre nicht widerspricht, und zu diesem Zwecke Anordnungen willig zu befolgen, die zur Förderung ihrer körperlichen Entwicklung getroffen worden sind. Alles dieses gilt sowohl für die häusliche Zucht wie für die Schulzucht.

Keine Zucht kann des Gehorsams entbehren, aber sie bedarf doch anderseits zugleich einer Ergänzung durch Freiheit. Jetzt werden vielfach die Schüler, womöglich noch die Primaner höherer Lehranstalten, fortgesetzt am Gängelbande von Geboten und Verboten geführt; allein zu laufen wird ihnen nie gestattet, weil man befürchtet, daß sie einmal fallen möchten. Und doch würde ihnen ein kleiner Fall sittlich ebensowenig schaden, wie er körperlich dem kleinen Kinde schadet, das das Laufen lernt. Man vergesse nie, daß sich keine Kraft entwickeln kann, wenn ihr nicht die Möglichkeit und Gelegenheit zur Entwicklung gegeben

Digitized by Google

wird; das gilt von körperlichen, geistigen und sittlichen Kräften in gleicher Weise. Wie soll sich aber bei unsern Schülern z. B. das Gefühl der Verantwortlichkeit entwickeln, wenn man ihnen keine Gelegenheit gibt, sich in der Verantwortlichkeit zu üben, sondern sie Schritt für Schritt gängelt und leitet! Deshalb mehr Freiheit in der Zucht! — Aber auch mehr Freiheit im Unterricht! Vor allem muß im Unterricht möglichst der individuellen geistigen Eigenart der Zöglinge Rechnung getragen werden, und dies muß besonders dann geschehen, wenn diese individuelle Eigenart charakteristisch hervortritt; das ist aber in dem Alter der Fall, in dem sich die Jünglinge und die Jungfrauen unsrer höheren Schulen befinden. Darum muß auf der Oberstufe aller höheren Schulen die Unterrichtsorganisation eine den Hauptbegabungsrichtungen Rechnung tragende freiere Gestalt erhalten und hier mit dem überlieferten Prinzip der sog. „allgemeinen Bildung" entschlossen gebrochen werden.

Das sind in großen Zügen die allgemeinen pädagogischen Forderungen, die sich aus den philosophischen Grundanschauungen des Neuidealismus ergeben. Daß die vorhandenen Schulorganisationen ihnen in manchen Punkten nicht entsprechen, liegt auf der Hand und wurde auch schon mehrfach angedeutet. Das gilt am meisten von unsern höheren Schulen und hier wiederum besonders von den höheren Knabenschulen, die sich bislang in erster Linie nicht sowohl von humanistischen als von geschichtlich-gesellschaftlichen Gesichtspunkten haben leiten lassen und dadurch aus Bildungsanstalten zu Gelehrtenschulen geworden sind, eine Erscheinung, die schon Nietzsche aufs tiefste beklagt hat.

Aus vergangenen Tagen

Kriegsbriefe aus dem Jahre 1859

Ausgewählt und herausgegeben

von

Theodor v. Sosnosky

Heute werden die Redaktionen der Tageszeitungen und Zeitschriften mit Feldbriefen überschwemmt; ein typisches Symptom unsrer schreibwütigen Zeit. In den Kriegen früherer Zeiten war das ganz anders: da dachten die Männer im Felde nicht entfernt daran, für das Unterhaltungs- und Sensationsbedürfnis der Daheimgebliebenen zu sorgen und sie mit anschaulichen und spannenden Schilderungen der erlebten Kriegsereignisse zu versehen, wie das heute in so überreichlicher Weise die Regel ist. Sie wären freilich auch nur in den seltensten Fällen hierzu imstande gewesen, denn dazumal hat's noch keine allgemeine Wehrpflicht gegeben, und die Männer, die ins Feld gerückt waren, verstanden es wohl, den Säbel und die Flinte zu handhaben, wußten aber nur ausnahmsweise auch mit der Feder umzugehen. Nicht einmal ihren Angehörigen schrieben

Digitized by Google

sie mehr als das Allernotwendigste — vorausgesetzt, daß sie überhaupt schreiben konnten, was bei der Mannschaft wohl nicht allzuoft zugetroffen sein dürfte, denn vor fünfzig Jahren und früher hat's noch keine allgemeine Volksbildung gegeben, also auch noch keine allgemeine Schreibsucht ...

Mein Urgroßvater väterlicherseits, meine beiden Großväter, mein Vater und mehrere Onkel haben als Berufsoffiziere des Kaisers Rock getragen und für ihn gekämpft: in Flandern und in den Apenninen, bei Marengo und vor Venedig, in den Ebenen Ungarns und in den Bergen Siebenbürgens, in Sachsen und in Bayern. Sie hätten also wahrlich genug zu erzählen gehabt; aber geschrieben darüber haben sie alle, wenn überhaupt, offenbar nur sehr, sehr wenig, denn sonst wären doch wohl einige Briefe von ihnen noch vorhanden; ich wenigstens habe, mit einer Ausnahme, nie solche zu Gesicht bekommen, was ich lebhaft bedaure, denn so unbedeutend der Inhalt eines Briefes auch sein mag: wenn er aus den Napoleonischen Kriegen oder selbst nur aus dem ungarischen Insurrektionskriege von 1848/49 stammt, wird er zum Zeitdokument und hat als solches seinen Wert; ich würde mich daher glücklich schätzen, solche Briefe meiner Vorfahren zu besitzen. Mein kleines Familienbriefarchiv enthält aber nur von einem einzigen unter allen diesen Kämpfern Briefe, von einem Bruder meiner Mutter, der den Feldzug gegen Frankreich und Italien im Jahre 1859 als zwanzigjähriger Kadett und Leutnant bei einem Infanterieregiment bis zu seiner schweren Verwundung mitgemacht hat.

Seine Briefe sind ganz schmucklos und literarisch ganz ohne Bedeutung; aber sie spiegeln das Denken und Fühlen eines jungen Mannes aus jener Zeit jedenfalls getreulich wider und scheinen mir daher als Zeitdokumente, zumal im Hinblick auf die Feldbriefe der jungen Leute aus unsern Tagen, einer teilweisen Veröffentlichung nicht ganz unwert.

*

Obwohl der Krieg von 1859 erst Ende April begann, war das Regiment meines Onkels doch schon im Januar aus seiner Wiener Garnison nach Italien beordert worden. Der Neujahrsempfang in den Tuilerien, bei dem Napoleon III. dem österreichischen Gesandten bekanntlich sein Bedauern ausdrückte, daß die Beziehungen zwischen Frankreich und Oesterreich nicht so gute seien, wie es sein Wunsch wäre, hatte in Wien wie ein Blitz aus heiterm Himmel gewirkt, und man sandte, aufs äußerste alarmiert, sofort einen Teil der Wiener Garnison nach Italien.

Ganz arglos saß der Schreiber der folgenden Briefe im Kreise der Seinen bei Tische, als eine Ordonnanz ihm den Marschbefehl überbrachte.

Am 15. Januar traf sein erster, vom 9. Januar aus Urbino datierter Brief ein, bloß einige Bleistiftzeilen, in denen er seine Ankunft beim Regiment meldete — er hatte aus Gründen dienstlicher Natur noch einige Tage in Wien zurückbleiben müssen — und die mit der bezeichnenden Unterschrift „Euer Ueberglücklicher N." schlossen.

Digitized by Google

Teils auf der Eisenbahn, teils in Fußmärschen nahm das Regiment seinen Weg über Duino, Ronchi (beide Orte noch im Görzischen gelegen), Palmanova, Pordenone, Mestre, Padua, Desenzano nach Crema in der Lombardei, von wo aus mein Onkel seinen ersten ausführlichen Brief an seine Eltern richtete. Er fand das gelobte Land Italien „ungeheuer kalt", was durch Steinböden und den Mangel an Oefen besonders empfindlich würde. Der Dienst wurde äußerst strenge gehandhabt. Als das Teuerste bezeichnet er die Wäscher, die für ein Hemd 6 Kreuzer Münze verlangten (man muß lachen, wenn man damit die heutigen Preise vergleicht); dagegen seien Kastanien und Stracchinokäse so spottbillig, daß man um 2 Kreuzer mehr erhalte, als man aufessen könne.

Der nächste, ebenfalls noch aus Crema datierte Brief ist etwas elegisch gehalten. Der Schreiber spricht darin von der kriegerischen Stimmung und von dem Gerüchte, das Regiment werde in die Abruzzen gehen. Er habe sich im Theater abonniert und für achtundzwanzig Vorstellungen im Parterre 3 Lire gezahlt (o tempora! Anmerkung des Herausgebers). Er gedenke oft sehnsüchtig seiner Lieben. Er schließt den Brief mit dem seinem Vater gegebenen Gelöbnis, ehrenhaft und des Vaters würdig zurückzukehren oder nie.

Wiewohl die Briefe aus dem Elternhause infolge des sehr mangelhaften Postwesens zu seiner Betrübnis und Ungeduld nur spärlich eintreffen, schreibt er fleißig. Im Februar erzählt er von dem hohen Krankenstande, der bei der Armee herrsche, die Maroden- und Bagagewagen wimmelten von Kranken aller Art. Auch er selber leidet, obschon gesund, unter den Strapazen: „Der vollbepackte Tornister, der Staub, die neu vorgeschuhten Schuhe, kurz: alles wirkte zusammen, um mich halb zu erdrücken; nur die moralische Kraft hielt mich aufrecht." Aber diese Marschleiden vermögen sein zwanzigjähriges Kadettenherz nicht von zarten Gefühlen abzuhalten. Es fängt an den schönen Augen der Primadonna des Theaters von Piacenza Feuer, und weil' das Herz voll ist, fließt die Feder über. Er schwärmt von den herrlichen Opern: „Karneval von Venedig" und „La Traviata" und schimpft über die Teuerung der Lebensmittel und die arge Kälte.

Am 26. März meldet er sein heiß und ungeduldig ersehntes Avancement zum Leutnant nach Hause und setzt mit kindlichem Stolz unter seinen Namen das Wort „Leutnant".

Im übrigen zeigt er sich während der Monate März und April weniger schreibluſtig; vielleicht war sein Herz zu sehr beschäftigt?

Inzwischen ist der Krieg erklärt worden. Anfang Mai schreibt er:

Pavia, am 6. Mai 1859.

Meine Lieben!

Wir sind hier eine halbe Stunde von der Stadt mit der Kompagnie einquartiert, ich bei einem sehr lieben Pfarrer, mit der Aussicht über einen herrschaftlichen Park, hinter dem sich die lieblichen, von tausend Flüssen und Bächen durchschnittenen Ebenen bis zu den Apenninen ausdehnen.

Digitized by Google

Gestern früh wurde plötzlich Alarm geschlagen, und es lief die Meldung ein, daß sich an der Einmündung des Ticino in den Po mit Piemontesen bemannte Barken gezeigt hätten. Sonach wurde ich von Major St. mit achtzehn Rotten dahin abgesendet, um der Sache auf den Grund zu kommen und, so es nötig, dem Feinde die Landung zu verwehren, im Falle dies aber schon geschehen, ihn so lange aufzuhalten, bis die nötigen Vorkehrungen zur Deckung des Parks getroffen seien.

Voll Hoffnungen auf guten Erfolg zog ich mit meinem kleinen Häuflein dahin und gelangte endlich, oft bis an die Knie durch die überschwemmten Felder watend, in die Nähe des dicht bewaldeten Ufers. Da ließ ich meine Abteilung halten und ging mit zwei Mann vorsichtig voraus. Jetzt trennte mich nur mehr ein Raum von kaum hundert Schritten vom Uferdamm. Mit hochklopfendem Herzen wurde auch dieser zurückgelegt. Nur noch ein Schritt und ich stehe dem Feinde Stirn gegen Stirn. Kein Laut war vernehmbar, die Vögel ruhten alle unter der drückenden Sonne, kein Blatt regte sich. Mit einer Büchse in der Hand begann ich eben langsam den steilen Damm hinaufzuklettern, da hörte ich plötzlich ein leises Rauschen, einen Ruderschlag, unterdrücktes Zurufen. Ich hob meinen Schwanenhals und erblickte ein, zwei, drei grüne Mützen in einem Schiff, ein zweites mit einer Mütze. Als ich mich mehr hob — o Himmel! — welche Feinde! — waren es Finanzer[1]), die fischten. Voll Zorn rief ich sie ans Ufer, was sie zitternd und bebend erreichten, und erfuhr, daß sich niemand als österreichisches Militär in der Nähe gezeigt.

Nun trat ich mit gesenktem Geweihe meinen Rückmarsch an, ließ meine Wut an den Eidechsen und Kröten aus und gelangte wieder so, wie ich ausgegangen, zu meiner Truppe. Als ich dem Major meine Meldung erstattete, daß keine Lazzaroni da waren, so lachte er, was mich noch mehr ärgerte, und sagte mir, es sei gemeldet worden, daß ein Rudel Freischärler 3 Meilen unterhalb meines Schlachtfeldes sich gezeigt hätte.

Heute nachmittag gehe ich auf Vorposten gegen dieselben und werde morgen wieder abgelöst, wonach ich Rapport an Euch erstatten werde.

Wie geht es Euch im lieben Wien? Niemand bekommt hier einen Brief. Wahrscheinlich gehen sie alle an das Regiment und bleiben dort liegen. Heute nacht brachte man 64 Verwundete aus Piemont.

So geht es mir aber immer; ich kann nicht beim Regiment in den schönsten Augenblicken sein. Das Regiment Liechtenstein (Nr. 5) soll sich in einem Treffen vorzüglich gehalten haben.

Nun genug, jetzt könnt Ihr Euch doch nicht beklagen über zu wenig Briefe. Hoffentlich werdet Ihr davon genug haben von

Eurem dankbaren treuen N.

*

[1]) „Finanzer" ist die in Oesterreich allgemein übliche Benennung der Finanzwächter (Zollwächter).

Digitized by Google

Am 17. Mai, drei Tage vor dem Treffen von Montebello, schreibt N. wieder ausführlich:

Vorposten bei Pavia, am 17. Mai 1859.

Verehrtester Vater!

Vor allem bitte ich um Verzeihung, daß ich so schlecht und mit Blei schreibe, allein ich bin hier auf Vorposten mit meiner halben Kompagnie und schreibe auf der Trommel.

Gestern, den 16. ds., erhielt ich Deinen teuern Brief vom 11., worin Du sagst, daß Ihr bloß drei Briefe erhalten und ich doch vier schrieb, welche bis zum 11. hätten anlangen können, nämlich Nr. 1 von Pizzighettone, Nr. 2 aus Piacenza vom 30., Nr. 3 vom 4. und Nr. 4 vom 6. aus Pavia. Ebenso ist der vom 11. der erste, den ich von Wien erhielt.

Endlich erhielt ich nach langen Bemühungen das Paket, welches so lange meiner harrte. Die Freude, welche mir all die lieben Dinge bereiteten, kann ich gar nicht beschreiben. Von ganzem Herzen danke ich Dir, teuerster Vater, für die schöne Gabe.

Was bei der Armee geschieht, wissen wir nicht, da wir keine Silbe hören. Alle zweiten Tag kommen wir auf Vorposten und haben von dem schlechten Wetter viel zu leiden. Das Regiment ist nicht mehr zu erkennen, die neue Montur schon halb abgenutzt, das Riemenzeug gelb, die Kittel beinahe alle zerfetzt, kurz, ein Bild des Schreckens. Dabei alle Abend fast einen von General B. (dem Brigadier) befohlenen Uebungsalarm, wobei man Stunden im Eilmarsch forttrabt und welcher die Mannschaft äußerst mißmutig macht, da die dienstfreien Leute dadurch erst um 10 bis 11 Uhr zur Ruhe kommen und um 3 Uhr wieder auf Vorposten gehen.

Vor einigen Tagen mußte ich mit einem Zuge requirieren gehen nach Piemont, wobei ich 18 Ochsen, 30 Eimer Wein, 5 Säcke Mehl, 57 Schaufeln und Hacken, sowie 300 Stück piemontesische Zigarren mitbrachte. Das ganze Kommando, aus vier Kompagnien bestehend, lieferte über 100 Ochsen und massenhaft die andern Artikel.

Gestern erhielt ich den Auftrag, die Gewehre der Kompagnie auszuschießen, da sie schon vierzehn Tage geladen in Regen und Tau gewesen, wobei mir eines in der Hand an der Mündung zersprang, ohne irgend jemand zu verletzen.

*

Der nächste Brief ist schon im Spital geschrieben.

Pavia, am 22. Mai 1859.

Ihr Lieben!

Die erste Schlacht ist geschlagen. Am 19. marschiert unser 3. Bataillon von hier ab, um mit Urban[1]) zusammenzustoßen, bis Barbianello (südlich). Am 20.

[1]) Gemeint ist General Urban, der Kommandant eines selbständigen Korps.

Digitized by Google

rückten wir, die linke Flanke deckend, gegen Voghera vor. Bei Casteggio trafen wir den Feind und drängten ihn bis Montebello zurück, woselbst er sich verschanzte. Das 3. Jägerbataillon und wir erhielten Befehl, zu stürmen. Nun ging das Gemetzel an. A., der neben mir Fahnenoffizier war, erhielt eine Kugel durchs Herz. Von beiden Seiten türmten sich die Leichen. Wir begannen zu weichen. Unser Major und ich waren die letzten Offiziere, die standhielten, doch bald traf ihn eine Kugel in den rechten Arm, und ich erhielt einen ganz leichten Prellschuß in die linke Hüfte. Da auch wir nun umkehren mußten, so war das allgemeine Retirieren unausweichlich. Wir wurden gänzlich geschlagen und zogen uns nach Pavia zurück, woselbst ich nun gegen meinen Willen im Spital bin. Bis nun weiß man von unserm Bataillon allein 51 Tote, 37 Vermißte und über 100 Verwundete. Im ganzen sind in den vier Spitälern hier nahe an 600 Verwundete aufgenommen. Die französischen Miniers[1]) schießen vorzüglich. Eine Kugel riß mir das Feldzeichen vom Tschako, eine andre traf meine Uhr, ohne mich zu verletzen.

Einen Minier sah ich, wie er auf mich anschlug, entriß meinem Nebenmann das Gewehr und schoß ihn nieder.

Die Aerzte meinen, daß ich binnen vierzehn Tagen so ziemlich hergestellt sein werde und dann ein Bad besuchen muß, was mich binnen kurzer Zeit gänzlich heilen wird.

Lebt wohl und habt keine Angst um Euren gehorsamen N.

Meine Adresse: Spital Nr. 4 zu Pavia.

*

In Wahrheit verhielt es sich mit der Verwundung N.s ganz anders. Sie war so schwer, daß er zuerst für tot galt und seine Eltern ihn unter den Gefallenen lasen. Dank seinen Verbindungen gelang es meinem Großvater, dem Vater N.s, der als Oberst in Pension in Wien lebte, nach Tagen marternder Ungewißheit Näheres zu erfahren. Sein Sohn war wohl am Leben, aber dieses hing an einem Faden, denn die Verwundung war furchtbar. N. selber gibt hierüber in folgendem Briefe Auskunft:

2. Juni.

... Nun, da alle Gefahr mit mir vorüber ist, so will ich aufrichtig die Wahrheit sagen:

Die Kugel bei der linken Leiste hinein und drang, keinen edleren Teil als die Blase etwas verletzend, durch und durch, auf der rechten Seite (des Gesäßes) unter der Haut noch $1^1/_2$ Zoll sitzen bleibend, von wo ich sie mir noch gleich am Verbandplatz unter fürchterlichen Schmerzen herausschneiden ließ...

Die Wunde rückwärts hört schon auf zu eitern, und die Heilung beginnt langsam von innen; die vordere Wunde ist gerade im besten Eitern begriffen

[1]) Der Ausdruck Miniers ist nicht ganz klar. Offenbar meint der Schreiber damit die französischen Infanteristen, die mit dem Miniégewehr bewaffnet waren, denn es ist nicht anzunehmen, daß damit Mineurs gemeint sind.

Digitized by Google

und somit jede Gefahr vorüber,[1]) die Nächte sind ruhig, Appetit ist da, ich kann mich schon ganz gut bewegen. Habt daher keine Angst mehr um mich, denn bald komme ich in Eure Arme ...

*

N. muß schwer gelitten haben, und es war ein Wunder, daß die zerrissene Blase (auf deren Folgeerscheinungen ich nicht eingehen will) wieder vollständig verheilte. Bleisplitter schwärten noch nach Jahren aus der einstigen Wunde heraus. Die Kugel, die ganz verdrückt ist, befindet sich in meinem Besitze.

Vicenza, am 5. Juli 1859.

Ihr Lieben!

... Also Samstag, den 9. ds., werde ich von hier, so Gott will, mit gutem Wind in See stechen, um endlich in den Hafen meines ganzen irdischen Glückes nach langer Irrfahrt einzulaufen.

Gestern nachmittag kam der Regimentsarzt und setzte sich zu uns:

„Herr Doktor," bat ich, „wann kann ich denn endlich einmal fort von hier?" — „Nun," sagte er nach langem Nachdenken, „Samstag sind sieben Wochen vorüber, da können Sie gehen."

Meine Freude könnt Ihr Euch gar nicht vorstellen, ich war ganz wie verrückt. Wann wir ankommen, weiß ich nicht, denn ich übernachte in Pordenone, Palma, Nabresina und noch einigen Stationen, die ich noch nicht bestimmen kann. Jedenfalls werde ich Euch vom Wege aus Nachricht geben, wo ich bin und wie es geht.

Das wilde Fleisch ist fast ganz mit Lapis weggebrannt worden, zu materisieren[2]) hat die Wunde auch aufgehört, und ich kann schon recht gut herumtrippeln, auf dem linken Fuß beinahe ganz und, ohne ihn anzustrengen, auftreten.

Das wilde Fleisch brannte ich mir immer selbst und ohne Schmerz; wenn ich aber aufs lebendige kam, da mußte ich schreckliche Gesichter schneiden.

Am 6. Juli 1859 (als Nachschrift):

Soeben wurde beschlossen, daß ich nicht Samstag den 9., sondern morgen Donnerstag den 7. von hier abfahre ...

Die Reisekäufe sind gemacht, alles so ziemlich in Ordnung. Ich gehe mit der möglichsten Bequemlichkeit und Ruhe. Wie ich glaube, werde ich am 12., abends, in Wien einlangen oder am 13. früh.

Lebt nun recht wohl, auf baldiges Wiedersehen hofft

Euer treuer N.

*

[1]) Die Aerzte hielten früher das Eitern einer Wunde für ein gutes Zeichen, da hierdurch die „schlechten Säfte" abflössen.

[2]) Gemeint ist eitern. Früher (und heute noch im Volke) nannte man den Eiter Materie.

Digitized by Google

Von der Heimfahrt datiert der letzte, 38. Brief. Er ist in bester Stimmung geschrieben:

Palma, am 8. Juli 1859.

Ihr Lieben!

Bis hierher bin ich glücklich mit einigem Aergernis gekommen. Morgen nach Nabresina, und wenn es mir noch so gut wie bisher geht, geht es wieder zu Euch, meine Teuern.

Seit ich aus dem Spitale bin, blühe ich ganz auf, meine edle Visage wird schon wieder glanzvoll. Mehr kann ich nicht schreiben vor — Hunger, denn ich erhielt aus der Hand eines himmlischen Geschöpfs meine Speise.[1]) Addio, pensate sempre al vostro dankbarissimo figlio N.

Mit dem „Aufblühen" aber hatte es noch gute Wege. Er traf, für die Seinen ein erschütternder Anblick, auf zwei Stöcke gestützt, den Oberleib ganz vornübergebeugt, in Wien ein, und es bedurfte noch geraumer Weile, bis er sich erholte. Seine Jugend, seine gute Konstitution und nicht zum wenigsten die aufopfernde Pflege durch seinen Burschen, den er als zarter denn eine barmherzige Schwester rühmte, haben ihn diese Attacke auf sein Leben überstehen lassen. Das Verdienstkreuz mit der Kriegsdekoration war der Lohn für seine, wie es in der Regimentsgeschichte heißt, „heldenmütige Haltung im feindlichen Feuer", in dem er mit dieser Wunde im Leibe noch einige Zeit weitergekämpft hatte.

*

Die zwanzigjährigen jungen Leute aus unsern Tagen pflegen über ihre Schicksale im Felde gewandter und weniger naiv zu schreiben; aber bei ihren Darstellungen ist man oft nicht ganz sicher, ob sie nicht ein wenig auch für das Publikum geschrieben sind: die hier mitgeteilten schlichten Briefe haben hingegen jedenfalls den Vorzug, daß ihnen auch die leiseste schriftstellerische Absicht ganz fern liegt, weil sie wirklich nur für die Augen und Herzen der Angehörigen bestimmt waren, und daß sie darum als intime Aeußerungen echten Denkens und Empfindens eines jugendlichen Kriegers der damaligen Zeit sicherlich mehr Wahrheitswert haben als so manche der in unsern Tagen veröffentlichten Feldbriefe junger Leute; freilich auf Kosten ihres literarischen Wertes.

[1]) Diese Anspielung ist nicht klar. Vielleicht hat der Briefschreiber die Kommunion erhalten und daher vorher fasten müssen?

Digitized by Google

Gablenz vor Oeversee

In Briefen aus dem Jahre 1864

Von

Strobl v. Ravelsberg (Wien)

In der Abhandlung, die im August-Heft 1914 dieser Zeitschrift erschien, haben wir Gablenz in seinem Wirken als Generalstabschef bei einem Armeekorps kennen gelernt. Der ungarische Feldzug von 1849 schloß für Gablenz mit der Oberstencharge ab. Das Jahr darauf verwendete ihn der österreichische Ministerpräsident Fürst Felix Schwarzenberg zu diplomatischen Missionen, die dahin führten, daß Gablenz temporär sogar der sächsischen Armee zugeteilt wurde. Ursache waren die Konferenzen in Olmütz, die bekanntlich für Preußen demütigend verliefen. Am 10. Februar 1851 kam aber Gablenz wieder als Generalsstabschef zu Graf Schlick zurück. Auf diesem Posten, der ihn in Brünn festhielt, verheiratete er sich im November 1853 mit der Baronesse Helene Eskeles, Tochter eines Börselöwen der Wiener Gesellschaft. Bei Ausbruch des Krimkrieges rückte Gablenz zum Generalmajor vor, in den Donaufürstentümern befehligte er eine Brigade, und als einer der letzten verließ er die Moldau im Oktober 1856. Im italienischen Kriege von 1859 befehligte Gablenz abermals eine Brigade mit Umsicht und Verständnis. Darauf wurde er Feldmarschalleutnant, 15. August 1862. Der Feldzug von 1864 sollte für ihn zum Prüfstein werden, ob er auch das Zeug zum Truppenführer besaß; er hatte zu erweisen, ob er sich aus einem Gneisenaumenschen in eine Blüchernatur verwandeln könne.

Wir bringen nachstehend 17 Briefe von, an oder über Gablenz und bemerken hierbei, daß die Schriftstücke aus dem Wiener Kriegsarchiv stammen. Bei der Lektüre der Berichte beginnt man zu ahnen, warum der Krieg von 1866 so ungünstig für die österreichischen Waffen verlief. Es hat für Gablenz nicht an Rügen gefehlt, wo er Lob verdient hätte. Schon vor seinem Abgehen aus Wien — Gablenz kam von der italienischen Armee Benedeks — sind sich Crenneville, der Chef der Militärkanzlei, und Gablenz in der Hofburg Aug' in Auge gestanden. Crenneville war Feldmarschalleutnant wie Gablenz, gab jedoch ihm zu verstehen, daß er unbedingten Gehorsam verlange. Der Schriftenwechsel zwischen Crenneville und Gablenz ist immer in recht frostigem Tone gehalten.

Daß Gablenz zum Führer in Schleswig-Holstein designiert sei, erfuhr er am 10. Dezember 1863. Vor Weihnachten berichtete ihm der Kommandant der vom Deutschen Bunde mobilisierten Exekutionstruppen, der sächsische Generalleutnant Hacke aus Boitzenburg, daß die in Prag befindliche Brigade Gondrecourt nach Hamburg zu gehen haben werde. Am 22. Dezember wurde Gablenz zum Führer des österreichischen Armeekorps für den dänischen Feldzug ernannt. Am Neujahrstage des Jahres 1864 erging an Gablenz die Verständigung, daß Feldmarschall Wrangel den Oberbefehl führen werde. Das große Oester-

Digitized by Google

reich, das erst ganz kürzlich am Fürstentage zu Frankfurt nach Erweiterung seiner Macht gestrebt hatte, räumte somit dem kleinen Preußen die führende Rolle ein. Mitte Januar wurde das österreichische Armeekorps aktiviert, mit dem 21. Januar begann der Bahntransport auf der Strecke Prerau—Breslau—Berlin, durch sechs Tage je acht Militärzüge. Sechs Tage für ein Korps von 27 000 Mann! Als allererster setzte sich Gablenz auf die Bahn, und nach seiner Ankunft in Berlin richtete er an Crenneville den Bericht Nr. 1, an den Kriegsminister Frank das wärmer gehaltene Schreiben Nr. 2. Beide Berichte wie der unter Nr. 3 verzeichnen die Tatsache, daß der Berliner Hof überaus liebenswürdig mit den österreichischen Truppen verfuhr.

Nr. 1. Gablenz an Crenneville

Berlin, 23. Januar 1864.

Am 22. d. M. hier eingetroffen, habe ich mich bei Seiner Majestät dem Könige und den königlichen Prinzen vorgestellt und bei Seiner Exzellenz dem königlich preußischen Generalfeldmarschall Freiherrn v. Wrangel um Entgegennahme seiner Befehle gemeldet. Sowohl von den höchsten Herrschaften mit besonderer Auszeichnung empfangen, als überhaupt und namentlich vom Feldmarschall auf das herzlichste begrüßt, bin ich in der Lage, Eurer Exzellenz zu berichten, daß man in den königlich preußischen Militärkreisen sich ebenso erfreut als geehrt über die österreichisch-preußische Waffengemeinschaft zu fühlen scheint und dies in jeder Hinsicht, namentlich aber durch die größte Willfährigkeit in allen auf die Beförderung des Armeekorps bezüglichen Angelegenheiten zu beweisen sucht. Nach der gegenwärtigen Stimmung ist anzunehmen, daß man das gute Einvernehmen aufrichtig anstrebt, und daß Konflikte vorerst wohl nicht zu erwarten sein dürften ...

Nach einer vorläufigen Verständigung sollen dem Armeekorps 6 Stück zwölfpfündige gezogene königlich preußische Geschütze beigegeben werden, welche mit requirierten Pferden bespannt und ihre Einteilung bei der Korpsgeschützreserve erhalten werden. Feldmarschall Wrangel, welcher bis nun seine definitiven Instruktionen noch nicht erhalten hat, geht gleichwohl am 24., abends, nach Hamburg, wohin ich vorläufig mein Korpshauptquartier verlege ...

Die Brigade Generalmajor Gondrecourt, über welche ich mit dem 24. d. M. das Kommando übernehme, ist gestern in die Gegend von Neumünster vorgerückt, wo die Räumung seitens der Sachsen anstandslos erfolgte. Das 18. Jägerbataillon steht in Nortorf, der Brigadestab und der Rest der Brigade in Neumünster und Konkurrenz. Generalmajor Graf Gondrecourt lobt die Haltung seiner Truppen und gibt den Krankenstand auf 165 Mann an. Er verpflegt sich selbständig in Neumünster aus einem Magazin. Er hält sich zugleich verpflichtet, das Benehmen des sächsischen Generalleutnants Hacke und insbesondere des Obersten Fabrice wärmstens hervorzuheben und zu bemerken, daß von seiten der genannten Herren auch in den schwierigsten Momenten ebenso konziliant als taktvoll vorgegangen wurde.

Digitized by Google

Die Tete der über Lübeck eingerückten königlich preußischen Kolonne unter Prinz Friedrich Karl war gestern in Plön, von der 13. Division waren bereits mehrere Echelons bei Hamburg über die eisgefrorene Elbe gegangen ... Gestern stand 2 Zoll hoch Wasser ober der Eisdecke.

Nr. 2. Gablenz an Frank

Berlin, 23. Januar.

Ich erlaube mir zur Kenntnis zu bringen, daß Seine Majestät der König mit sichtlicher wärmster Genugtuung seine Freude und die zuversichtlichsten Erwartungen über das gemeinschaftliche Auftreten kaiserlich österreichischer und königlich preußischer Truppen zu äußern und insbesondere mit Rührung der aus der offiziösen Zeitung entnommenen Ansprache Seiner Majestät des Kaisers an das nach Schleswig-Holstein abgehende k. k. Offizierskorps zu gedenken, ferner die Ueberzeugung zu äußern geruhten, daß hiermit nicht nur für gegenwärtig, sondern auch für alle Zeiten ein festes und unwandelbares Einvernehmen erzielt sei.

Gestern war ich in Begleitung meiner Suite zur königlichen Hoftafel befohlen, nach welcher Seine Majestät uns Eintrittskarten zu dem Opernballe zustellen zu lassen geruhten. Die aufmerksame und zuvorkommende Bereitwilligkeit der königlich preußischen Behörden und der Militärwürdenträger habe ich bereits hervorzuheben Anlaß genommen.

In den Intentionen Seiner Majestät des Kaisers habe ich im Verkehr mit Feldmarschall Wrangel mich auf die strikte Entgegennahme seiner Befehle beschränkt und jede Erörterung bezüglich der bevorstehenden Operationen vermieden. Der Feldmarschall sprach sich unter vier Augen nur in allgemeinen Zügen aus, wobei ich die unstete Lebhaftigkeit, mit der Seine Exzellenz von einem Gegenstand zum andern absprang, als ein einigermaßen bemerkenswertes Symptom erwähne.

Nr. 3.

Der Etappenkommandant in Berlin, Major Németh, an Gablenz

Berlin, 31. Januar.

Ich melde gehorsamst, daß sämtliche 46 Züge Berlin anstandslos passiert haben. Das 1. Bataillon von Belgien-Infanterie (Nr. 27) und das 2. von Coronini (Nr. 6) wurde von Seiner Majestät dem König besichtigt und an das Offizierkorps des ersteren eine sehr gnädige Ansprache gerichtet. Sowohl das Offizierkorps als die Mannschaft des 1. Bataillons Belgien wurde vom patriotischen Verein glänzend bewirtet.

Das ganze Offizierkorps des Armeekorps wurde von Seiner Majestät dem König mit einem Imbiß regaliert. Jeder der 46 Züge wurde von einer Musikbande und einer Deputation von 6 bis 15 Offizieren empfangen und auf die ausgezeichnetste Art bewillkommt. Der Zug des Armeekorps durch Berlin war ein Triumphzug.

*

Digitized by Google

Die Operationen eröffnete Wrangel am 1. Februar mit den bezeichnenden Worten: „In Gottes Namen druff!“ Gablenz mit seinen Oesterreichern bildete die Mitte, links von ihm rückte die preußische Gardedivision vor, rechts Prinz Friedrich Karl. Am 3. Februar drängte Gablenz die bei Oberselk und Jagel aufgestellten Vortruppen der Dänen zurück. Hierüber erstattete Wrangel telegraphisch Bericht nach Wien, direkt an Kaiser Franz Josef (siehe das Stück Nr. 4). Man wird zugeben, daß sich Gablenz bei diesem ersten Debut als Truppenführer vorteilhaft einführte, er führte wirklich. Selbstverständlich schrieb auch Gablenz über die Affäre einen amtlichen Bericht an Crenneville, einen Brief an seine in Verona zurückgebliebene Frau, endlich auch an seinen Gönner Benedek, dem er vielleicht die Berufung nach Schleswig-Holstein zu danken hatte. Benedeks Antwort erliegt unter Nr. 5 und läßt erkennen, daß Gablenz die Fähigkeit zum Heerführer in hohem Maße besaß.

Nr. 4. **Wrangel an Kaiser Franz Josef**

Damendorf, 3. Februar.

Avantgarde des k. k. österreichischen Korps unter Feldmarschalleutnants v. Gablenz persönlicher Anführung, sowie die der königlichen Gardedivision gegen Schleswig vormarschiert. Brigade Gondrecourt die zwischen Lottorf und Geltorf aufgestellten Dänen mit großer Entschiedenheit angegriffen. Nach dreimaligem Bajonettangriff die Dänen geworfen. Den Königsberg bei Oberselk gestürmt. Ein gezogenes Geschütz durch das 18. Jägerbataillon erobert und bis unter die Kanonen der Danewerke vorgedrungen. Die Tapferkeit des Generals Gondrecourt und seiner Brigade über alles Lob erhaben. Verluste nicht unbedeutend, 4 Offiziere und zirka 100 Mann tot. Ich sah 80 dänische Gefangene zurückbringen.

Großherzog von Mecklenburg nach dem Sturm auf den Königsberg, der nun aus den Schanzen beschossen wurde, sogleich dort zu sehen.

Nr. 5. **Benedek an Gablenz**

Verona, 9. Februar.

Lieber alter Freund! Deine freundliche Zuschrift d. d. Groß-Brekendorf vom 4. d. M. heute mit Dank erhalten. Den beigelegten Brief an Deine Frau allsogleich mit kurzer Einbegleitung zugeschickt.

Die kaiserliche Armee in Italien jubelt über die Haltung, Tapferkeit und Erfolge des braven österreichischen VI. Armeekorps. Wir haben in Dir den energischen, unternehmenden, mit Verstand begabten und nachhaltig tapferen Führer längst erkannt, und es freut mich als alten österreichischen Soldaten, als Deinen alten Kameraden, daß auch das Glück Dich begünstigt und in diesem Feldzug Dir sobald die Gelegenheit gegeben hat, Deinen eignen Wert und den Wert der kaiserlichen Truppen zur schönsten Geltung zu bringen.

Die schöne Eigentümlichkeit der österreichischen Armee hat sich in den am Kampfe beteiligten Nationalitäten abermals bewährt. Gut geführt sind alle unsre Truppen brav. Eine eiserne, aber gelenke Hand wird besonders im Kriege

Digitized by Google

unerläßig, und die hast Du, mein Freund, nebst Deinen sonstigen guten Eigenschaften.

Wir trauern zwar recht wehmütig über den Verlust tapferer Kameraden, aber der Jubel über Eure Erfolge übertäubt alles andre. Unseres Kaisers Wille ist unsre Religion, des Kaisers Beifall unser Stolz und unsre Freude. Die wahre gute und edle Kameradschaft aber ist ein fester Kitt, der die große österreichische Armee fest aneinander bindet.

Sonntag den 7. d. M. hat der Erzherzog Josef, diese prächtige Soldatennatur, mit so vielen andern Herren bei mir gegessen, und da haben wir auf Dich und Deines tapferen Armeekorps Wohl getrunken, wie es von Herzen kommt bei guten Kameraden.

Und nun grüße ich Dich und Euch alle als alter Kamerad und auch als Armeekommandant im Namen der mir anvertrauten Armee. Gott beschütze Dich! Wie immer, Dein aufrichtiger alter Freund.

*

Einmal mit dem Gegner in Fühlung, trachtete Gablenz dieselbe nicht mehr zu verlieren. Nach den Kämpfen des 3. Februar, der auf einen Mittwoch fiel, herrschte am Donnerstag und Freitag Ruhe. In der Nacht zum Samstag räumte der Gegner in aller Stille die Stadt Schleswig und das westlich gelegene Danewerk. Um 4 Uhr früh erfuhr Gablenz davon, und bei Tagesgrauen, um 7 Uhr, rückte er bereits in Schleswig mit der Brigade Nostiz ein. Anderthalb Stunden später stand die am Mittwoch hart mitgenommene Brigade Gondrecourt im Danewerk. Noch zwei Stunden später, um $10^1/_2$ Uhr, traf Feldmarschall Wrangel mit dem Kronprinzen von Preußen an Ort und Stelle ein. Hundewetter, Schneegestöber im Gesicht, Glatteis unter den Füßen. Da Gablenz selber danach verlangte, fiel es Wrangel nicht schwer, den Befehl zur Verfolgung zu erteilen. Zunächst machten sich zwei Schwadronen auf den Weg, später brachte Gablenz sechs Geschütze mit; die Dänen wichen bis Oeversee zurück. Das Hundewetter hielt an, im Schneesturm kniff jeder die Augen zu, bitter kalt war's dazu, und so befahl Wrangel, nicht weiter als bis Oeversee vorzugehen. Darüber war es $3^1/_2$ Uhr geworden, in längstens einer Stunde mußte der Abend hereinbrechen. Gablenz handelte aber, wie Blücher unter gleichen Umständen ebenso verfahren wäre, er nützte noch den Rest des Tages für einen Einbruch in den Feind. Bei Eintritt der Dunkelheit waren die Dänen aus Oeversee geworfen, dreimal hatten die Weißröcke mit dem Bajonette gestürmt. So war denn der Samstag mit dem Erfolge gekrönt, in der ersten Operationswoche die Dänen aus Schleswig gedrängt zu haben.

Sonntag, den 7. Februar ritt Gablenz den Kampfplatz ab mit dem Gefühle, seine Pflicht als Soldat erfüllt zu haben. Das Schneegestöber dauerte noch an, ebenso hüllte Glatteis den Boden ein. Es war ein mühseliges Reiten im Schritt, voll aufregender Bilder, denn überall lagen die Gefallenen, starr vom Tode und hart gefroren vor Kälte, an der Stelle, wo sie von der feindlichen

Digitized by Google

Kugel ereilt worden waren. Beim Anblick der vielen Leichen sagte sich Gablenz im stillen, daß alle diese Menschen noch am Leben wären, wenn er den späten Nachmittagskampf nicht geliefert hätte. Am tiefsten bedauerte er die Neuner Jäger, weil er sie als erste Angriffsstaffel dem Feinde entgegengeworfen hatte. Dabei war ein Offizier, Oberleutnant Laiml, gefallen, der Frau und Kinder in dürftigen Lebensverhältnissen zurückließ. Mit dem Vorsatze, für diese Kinder zu sorgen, verließ Gablenz das Schlachtfeld. Sympathie beruht zumeist auf Wechselwirkung; seiner Person bemächtigten sich denn auch gleich die Neuner Jäger (es waren Steirer) für ein Volkslied, das später lange Jahre hindurch mit nachstehendem Texte gesungen wurde:

Es war bei Oeversee,
Bis an die Knie im Schnee,
Da hat der Gablenz g'sagt:
„Legt's die Torniſter ab
Und nehmt's den Wald auf der Höh',
Eng Jager kenn' i eh!"
Da san wir sakrisch drein,
Wir, die von Numro Neun!

Nichts kennzeichnet das Verhältnis zwischen Gablenz und Crenneville besser als das Stück Nr. 6. Wrangel mußte den Vermittler abgeben, damit Gablenz jene Anerkennung finde, die das Gefecht von Oeversee bedingte. Gablenz bekam das Kommandeurkreuz des Theresienordens, aber wann! Erst am 15. März, und zwar auf Beschluß des Ordenskapitels. Wie anders handelte der König von Preußen, der durch Prinz Friedrich Karl an Gablenz den Orden Pour le Mérite einhändigen ließ, lange bevor in Wien das Ordenskapitel überhaupt zusammengetreten war (vgl. Nr. 7).

Nr. 6. Wrangels Tapferkeitszeugnis für Gablenz

Flensburg, 13. Februar.

Ich habe am 6. d. M. Eurer Exzellenz den aus dem Chausseehause zu Stenderup datierten anliegenden Befehl geschickt, mit der Spitze Ihrer Avantgarde bis Oeversee vorzugehen, das dortige Defilee besetzen und die sehr ermüdete Kavallerie, nachdem sie sattsam gerastet, womöglich gegen Flensburg rekognoszieren zu lassen. Mit Tagesanbruch sollte sodann ein allgemeines Vorrücken gegen Flensburg beginnen, welcher Absicht gemäß ich auch die Dislokation der andern Korps angeordnet hatte.

Wie mir noch desselben Abends der mit jenem Befehle an Eure Exzellenz abgeschickte k. k. Oberstleutnant v. Schönfeld meldete, fanden sich Eure Exzellenz aber veranlaßt, über meine Dispositionen hinaus den nächst dem Bilschauer Kruge in einer sehr guten Arrieregardestellung hier eingeholten Feind mit der ganzen Brigade Generalmajor v. Nostiz und den bereits engagiert gewesenen Liechtensteinschen Husaren anzugreifen, wodurch es Ihnen gelang, denselben von der Chaussee ab und nach Klein-Solt zu drängen, ihm 600 Gefangene nebst 5 Fahnen abzunehmen und überhaupt eine entscheidende Niederlage beizubringen.

Digitized by Google

Abgesehen von dem Umstande, daß Eure Exzellenz schon am Morgen desselben Tages, als Ihnen die Meldung von der Räumung Schleswigs und der Dannewerke zukam, ungesäumt Ihre Truppen zur Verfolgung des Gegners in Bewegung setzten, diese Verfolgung durch das Regiment Liechtenstein-Husaren und 6 Geschütze mit ebensoviel Umsicht als Erfolg persönlich geleitet, haben Eure Exzellenz mit dem hervorleuchtenden Beispiele persönlichen Mutes in den Reihen Ihrer Untergebenen, wo der Allmächtige das auf Sie gerichtete tödliche Geschoß an der Schnalle Ihres Säbelkoppels abprallen ließ, und unterstützt durch die Tapferkeit und Ausdauer Ihrer braven Truppen, in der Forcierung der Stellung am Bilschauer Kruge aus eignem Antriebe und in richtiger Erkenntnis der Kriegslage eine Tat unternommen und durchgeführt, die nicht nur einen wesentlichen Einfluß auf den beschleunigten Rückzug des Gegners, sondern auf die noch in dieser Nacht erfolgte Räumung von Flensburg geübt hat.

[Das Stück schließt mit der Aufforderung, im Dienstwege um die Verleihung des Theresienordens einzukommen, weil Wrangel dem Gesuch eine Befürwortungsklausel beifügen wolle.]

Nr. 7. Gablenz an Crenneville (Telegramm)

Hadersleben, 28. Februar.

Seine Königliche Hoheit Prinz Karl von Preußen hat mir ein eigenhändiges Handschreiben Seiner Majestät des Königs nebst dem Orden Pour le Mérite übergeben. Bei der Anwesenheit des königlichen Prinzen im Hauptquartier glaube ich, mir durch Eure Exzellenz die Allerhöchste Erlaubnis zur Annahme und Tragen dieses Ordens telegraphisch erbitten zu müssen.

*

In Berlin betrachtete man den Feldzug gegen Dänemark nicht wie eine interne Soldatenangelegenheit, man nützte die Ereignisse für das Erstarken nationaler Bewegung. Für Crenneville dagegen war der Krieg eine Sache, die keinen Dritten etwas anging, und so durfte sich im Hauptquartier kein Berichterstatter für Zeitungen aufhalten. Nur mit den Engländern machte man eine Ausnahme, der Korrespondent der „Times“ und der Zeichner für die „Illustrated News“ hatten bei Gablenz ungehinderten Zutritt. Für die österreichischen Blätter dagegen wurde niemand geduldet. Bei dieser Feindseligkeit gegen alles, was auf öffentliche Meinung hindeutete, wird man den Unmut Crennevilles verstehen, als er in der „Presse“, dem verbreitetsten Wiener Blatte, einen Aufruf las, der von Gablenz herrührte (vgl. Nr. 8). Gablenz erreichte mit diesem Aufruf, daß im Wege der Privatwohltätigkeit 53 000 Gulden ihm selbst und 65 000 Gulden dem Kriegsminister Frank zur Verfügung gestellt wurden, um Witwen und Waisen der gefallenen Soldaten zu unterstützen. Was Crenneville darauf veranlaßte, ist aus Nr. 9 zu ersehen. Der für seine Truppen sorgende Führer bekam eine harte Rüge. Die Rüge ist längst vergessen, mit der von Gablenz gesammelten Summe aber werden noch heutzutage Veteranen unterstützt.

Digitized by Google

Nr. 8. Gablenz an die Redaktion der „Presse"

Hadersleben, 21. Februar.

Geehrte Redaktion! Nachdem ich am 12. Februar in Flensburg, kraft des mir von Seiner Majestät dem Kaiser allergnädigst verliehenen Rechtes, vor der Front des k. k. 9. Jägerbataillons Beförderungen vorgenommen habe, ... sprach ich die aus dem Innersten meiner Seele kommenden Worte:

Eine heilige Pflicht bleibt uns noch zu erfüllen, tapfere Jäger! In unsrer Freude über den Sieg dürfen wir nicht vergessen der Witwen und Waisen unsrer gefallenen Kameraden. Sie stehen jetzt allein in der Welt mit dem Gefühl unendlichen Schmerzes im Herzen. Sie können nicht bitten, sie haben nur Tränen. Unter meinen Befehlen haben die teuren Toten gefochten, die sie beweinen, in denen sie ihre Stütze verloren haben. Ich betrachte deshalb die Hinterlassenen der vor dem Feinde gefallenen Offiziere und Soldaten des VI. Armeekorps als meine Adoptivkinder.

Heute zum erstenmal bedaure ich, daß ich nicht reich mit Glücksgütern gesegnet bin, denn es gibt unter meinen Adoptivkindern viele, die Hilfe bedürfen, gar viele, für deren Erziehung und ehrliches Fortkommen gesorgt werden muß. Vor vierzehn Tagen war ich so glücklich, mir unter ähnlichen Verhältnissen in Schnee und Eis das Ritterkreuz des Theresienordens zu erkämpfen, mit welchem die Munifizenz der glorreichen Stifterin eine Jahrespension von 600 Gulden verbunden hat. Als erste Gabe widme ich meine einjährige Ordenspension ...

Ich rechne auf die wohlwollende Unterstützung der Presse, die niemals fehlt, wo es Not zu lindern, wo es Tränen zu trocknen gibt. Sie wird sicherlich ihre Stimme erheben zugunsten meiner Adoptivkinder.

Meine Hoffnung ist zu meiner großen Freude in Erfüllung gegangen, und so zahlreich sind die von allen Seiten, aus dem Kaiserstaate und ganz Deutschland von hoch und nieder gespendeten Gaben, daß ich mich veranlaßt sah, einer eignen Kommission, die unter meiner Leitung steht, die Uebernahme und Verbuchung der Beiträge zu übertragen ...

Im Namen meiner Adoptivkinder wie in meinem eignen spreche ich allen jenen meinen herzlichsten Dank aus, welche in der einen oder andern Weise den von mir angestrebten Zweck teilnahmsvoll fördern helfen. Einer geehrten Redaktion ergebenster ...

Nr. 9. Crenneville an Gablenz

Wien, 22. März.

Obwohl es nicht verkannt wird, daß bei den vielseitigen patriotischen Spenden und Beweisen der Aufopferung auch bei jedem einzelnen Ihrer unterstehenden Truppen der Drang nach Dankbarkeit sich regen muß, so ist doch die Art und Weise, in welcher sich solche Kundgebungen äußern, besonders im Auge zu behalten und unser Standpunkt und unsre militärische Würde vor allem zu berücksichtigen.

Digitized by Google

Die beiden, in der heutigen Ausgabe (Nr. 82) der „Presse“ vom 22. März enthaltenen Zuschriften an den Redakteur dieses Blattes vonseiten des Herrn Generalmajor v. Nostiz und mehreren Unteroffizieren in Schleswig sind derartige Kundgebungen, welche mit unsern Armeegebräuchen durchaus nicht übereinstimmen und für die Zukunft zu vermeiden wären.

Ich sehe mich demnach auch erneuert veranlaßt, Euer Hochwohlgeboren beauftragen zu müssen, alle derartigen Korrespondenzen mit Zeitungsredaktionen bei Hochdero unterstehendem Armeekorps vollständig einzustellen, und dürfte durch eine allgemeine öffentliche Erklärung, „daß bei der Menge, Dringlichkeit und hohen Wichtigkeit der eignen dienstlichen Geschäfte keine Zeit zur Beantwortung aller Privatzuschriften und zu speziellen Danksagungen erübrigt“, dem beabsichtigten Zweck ein für allemal am besten entsprechen (!) werden.

*

Wrangels Abberufung erfolgte am 2. Mai. Vorerst erfuhr bloß die Armee davon, später, am 18. Mai, auch die Oeffentlichkeit. König Wilhelm verlieh Wrangel den Grafenstand und hielt so den Brauch fest, der genau vor fünfzig Jahren aus Yorck einen Grafen v. Wartenberg, aus Kleist einen Grafen v. Nollendorf, aus Bülow einen Grafen v. Dennewitz gemacht hatte, nicht zu reden von Blücher, der zum Fürsten von Wahlstatt erhoben worden war. Die Zeitgenossen hatten das vielleicht schon vergessen, doch König Wilhelm erinnerte sich dessen, weil er ja damals in Paris gewesen war, als diese Standeserhebungen erfolgten. In die Maitage von 1864 fallen die Stücke Nr. 10, 11, 12 und 13. Die beiden letzten Stücke gelten dem in Fridericia aufgestellten Monumente, das unter dem Namen „der dappere Landsoldat“ allgemein bekannt war. Den dapperen Landsoldaten verherrlichte übrigens auch ein Marschlied, das aber die österreichischen Kapellen nicht spielen durften. Der in Nr. 13 als Adressat genannte Major Beck befand sich unter Crenneville in der Militärkanzlei, später wurde er deren Vorstand, dann Chef des Generalstabs, und gegenwärtig ist er Kapitän der Arcierenleibgarde.

Nr. 10. Gablenz an Crenneville (Telegramm)

Fridericia, 30. April.

Kronprinz von Preußen und Feldmarschall Wrangel soeben Festungswerke und verschanztes Lager genau besichtigt und nach fünfstündigem Aufenthalt abgereist. Totalanzahl der in unsre Hände gefallenen Geschütze 206. Abtransportierung derselben und Demolierung der Werke angeordnet und in Einleitung begriffen.

Nr. 11. Gablenz an Crenneville

Kolding, 2. Mai.

Auf Anordnung Seiner Majestät des Königs von Preußen und, wie ich vermute, über Antrag Seiner Königlichen Hoheit des bei der Armee anwesenden

Digitized by Google

Kronprinzen ist Generalleutnant Vogel v. Falkenstein mit dem Kommando der in Nordjütland stehenden königlich preußischen Truppe betraut und an seine Stelle Generalleutnant v. Moltke zum Chef des Generalstabes bei der Armee ernannt worden. Es sollen in letzterer Zeit die zwischen dem Feldmarschall und Generalleutnant Falkenstein obwaltenden Mißhelligkeiten zu wiederholten stürmischen Auftritten und schließlich zu diesem Ausgange geführt haben. Der neuernannte Chef des Generalstabs stattete mir einen kurzen Besuch ab ...

In Fridericia hat sich seit der Besetzung der Festung durch die Brigade Generalmajor Nostiz am 29. April und seit dem Besuche Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Preußen und des Feldmarschalls v. Wrangel am 30. desselben Monats kein bemerkenswertes Ereignis ergeben. Die angeordnete Desarmierung und Demolierung der Werke hat bereits begonnen.

Nr. 12. Gablenz an Crenneville (Telegramm)

Kolding, 7. Mai, 1/2 3 Uhr nachmittags.

Feldmarschall Wrangel dringt in einem Privatbrief erneuert in mich, das schöne Monument „Der tapfere Landsoldat" von Fridericia noch vor dem 9. d. M. auf schleswigsches Gebiet und sodann nach Wien zu schaffen. Ich antwortete, daß ich mich dazu nicht ermächtigt halte und die Allerhöchsten Intentionen einholen würde. Das Monument, zur Erinnerung an den siegreichen Ausfall der Dänen Anno 1849 gegen Schleswig-Holstein unter dem preußischen General Bonin errichtet, ist würdevoll gehalten und enthält keinerlei provozierende Aufschrift. Ich bitte Euer Exzellenz um telegraphischen Bescheid. Demolierung Fridericias schreitet fort und wird über gestern angelangte Andeutung von Berlin mit allen Mitteln beschleunigt.

Nr. 13. Gablenz an Major Beck (Telegramm)

Kolding, 7. Mai, 3/4 3 Uhr nachmittags.

Wrangels Andringen wegen „tapferer Landsoldat" ist nur dessen Privatgelüst. Der Kronprinz äußerte noch gestern: „Ich hoffe, dem Monument geschieht nichts." Im ganzen Armeekorps herrscht nur ein Wunsch: ihn unversehrt zu lassen. Vor Räumung der Festung hielten dänische Offiziere Rat. Ein Teil wollte ihn vernichten, zuletzt gab die Ueberzeugung den Ausschlag: die Festung würde von Oesterreichern besetzt, deren Ritterlichkeit man dasselbe anvertrauen könne. Seine Majestät wolle Behelligung verzeihen, aber Wrangel läßt sich sonst schwer abweisen. Es ist ein Seitenstück zum Flensburger Löwen, dessen Fortschaffung der König von Preußen auch nicht gestattete.

*

Zum Nachfolger Wrangels wurde Prinz Friedrich Karl ernannt, mit dem Gablenz gleich von allem Anfang an gute Beziehungen unterhalten hatte. Wenn nun Gablenz die nächste schickliche Gelegenheit ergriff, dem Prinzen Glückwünsche zu übermitteln, so versteht sich das eigentlich von selbst (vgl. Nr. 14). Die Stücke

Digitized by Google

Nr. 15 und 16 bringen die Tatsache in Erinnerung, daß König Wilhelm den Geburtstag des Kaisers Franz Josef in Ischl verbrachte, und dort übergab der König seinem Flügeladjutanten 70 Ordensdekorationen zur Verteilung an das Gablenzsche Armeekorps. In Schleswig-Holstein ließ Prinz Friedrich Karl in allen Orten, wo preußische Truppen weilten, den 18. August als militärischen Feiertag begehen.

Nr. 14. Gablenz an Prinz Friedrich Karl

Kolding, 29. Juni.

Die soeben vom Major v. d. Beke eingelaufene telegraphische Depesche bringt mir die erhebende Nachricht, daß die Wegnahme von Alsen durch das königlich preußische kombinierte Armeekorps eine vollendete Tatsache ist. Die Tragweite dieses Ereignisses wird jedenfalls eine bedeutend große sein, zur Stunde aber lassen sich die nächsten Folgen des Resultates noch nicht absehen.

Von meinen Gefühlen gedrängt, kann ich die weiteren Nachrichten hierüber nicht erwarten, sondern erlaube mir, Eurer Königlichen Hoheit in diesen wenigen Zeilen meinen und des mir unterstehenden Armeekorps herzlichen Glückwunsch darzubringen.

Nr. 15. Crenneville an Gablenz

Wien, 17. August.

Auf Grundlage spezieller Verabredungen zwischen Seiner Majestät dem Kaiser und Seiner Majestät dem König von Preußen haben Allerhöchst Seine Majestät mit Entschließung vom 8. August jene königlich preußischen Offiziere mit k. k. Orden zu dekorieren geruht, welche aus dem in vollinhaltlicher Abschrift beiliegenden, an Seine Königliche Hoheit den Prinzen Friedrich Karl gerichteten Allerhöchsten Handschreiben ersichtlich sind.

Euer Hochwohlgeboren werden in Erledigung der bezüglichen Ordensanträge mit dem Beifügen in Kenntnis gesetzt, daß Seine Majestät der König von Preußen auch geruhen wird, die an Offiziere Ihres unterstehenden Armeekorps zu verleihenden königlich preußischen Dekorationen durch einen Flügeladjutanten direkt zu übersenden. (130 Dekorationen brachte Flügeladjutant Major Fürst Paul Metternich dem Prinzen Friedrich Karl.)

Nr. 16. König Wilhelm an Gablenz

Ischl, 18. August.

Ich übersende Ihnen durch Meinen Flügeladjutanten Major Prinzen zu Hohenlohe-Ingelfingen die Auszeichnungen, welche Ich mit Zustimmung Seiner Majestät des Kaisers, Ihres erlauchten Monarchen, an die Mir hierzu vorgeschlagenen Offiziere des tapferen Armeekorps, welches unter Ihren Befehlen steht, verliehen habe. Ich ersuche Sie, Mein lieber Feldmarschalleutnant Baron v. Gablenz, diese Dekorationen den damit beliehenen Generalen und Offizieren

Digitized by Google

in Meinem Namen auszuhändigen und ihnen hierbei Meine vollste Anerkennung auszusprechen. (Folgt eine Namensliste von 70 Personen.)

*

Die Waffen hatten gesprochen, der Friede trat wieder in seine Rechte. Wie im Januar, vor Beginn des Feldzuges, so wünschte König Wilhelm auch im November, nach dem Feldzuge, die österreichischen Truppen in Berlin zu sehen. Auf Wunsch des Prinzen Friedrich Karl schloß sich Gablenz dem ersten Transport an, der ein Bataillon des den Namen des Königs tragenden Regiments brachte. Ueber den Empfang, der dem Regimente zuteil wurde, berichtet in Nr. 17 Gablenz so ausführlich, daß kein Kommentar notwendig ist. Freikarten in den Hoftheatern, Ausspeisung im Krollschen Etablissement, Konzert im Theater der Friedrich-Wilhelm-Straße, das waren, nach der würdevollen Begrüßung am Bahnhofe, die Angebinde des ersten Tages. Der nächste Tag brachte eine Ausrückung in Parade Unter den Linden und eine Hoftafel im königlichen Palais, bei der Bismarck anwesend war.

Nr. 17. Gablenz an Crenneville

Berlin, 22. November.

Mit dem ersten Echelon der k. k. Truppen, bestehend aus dem 1. Bataillon des Regiments König von Preußen (Nr. 34) samt Regimentsstab und dem Brigadier Baron Piret, bin ich gestern 1 Uhr 40 nachmittags hier eingetroffen. Die k. k. Truppen wurden vom Oberkommandanten Seine Königliche Hoheit Prinz Friedrich Karl, sämtlichen Prinzen des königlichen Hauses und Generalität sowie einer großen Zahl von Offizieren empfangen. Während sich die Truppe formierte, erschienen Seine Majestät der König in der kaiserlichen Regimentsuniform.

Nach Besichtigung der Front ließen Seine Majestät die Offiziere vor der Front versammeln und richteten an dieselben einige gnädige Worte, worauf die Truppe einrückte. In ähnlicher Weise wurde das 2. Bataillon, um 5 Uhr 5 Minuten ankommend, empfangen. Die Fahnen des Regiments wurden, unter den vom Reglement vorgeschriebenen Formalitäten, bei Seiner Majestät, seinem erlauchten Inhaber, deponiert.

Die Truppen waren für die Zeit ihrer Anwesenheit in mehreren Kasernen untergebracht. Am Abend waren in den königlichen Theatern sowohl für Offiziere wie für die Mannschaft freie Plätze in großer Zahl reserviert. Im Krollschen Etablissement wurden von einem patriotischen Vereinskomitee eine Anzahl der hier anwesenden Verwundeten der alliierten Armee gespeist, bei welcher Gelegenheit Seine Königliche Hoheit Prinz Albrecht und Feldmarschall Wrangel den Vorsitz führten. Im Friedrich-Wilhelm-Straße-Theater wurde gleichzeitig ein Konzert zum Besten der Verwundeten veranstaltet, in welchem das hier anwesende k. k. und das Musikkorps eines Garderegiments spielten.

Digitized by Google

Heute um 11 Uhr morgens fand die Ausrückung in Parade Unter den Linden statt. Seine Majestät, in der Regimentsuniform, geruhten persönlich das Kommando zu übernehmen, stellten sich nach Passierung der Front vis-à-vis der Hauptwache auf und ließen die Truppen, in Halbkompagnien formiert, defilieren. Nach der Defilierung wurde in Bataillonsmassen geschlossen. Seine Majestät versammelte hierauf noch einmal die Offiziere und verabschiedete sich in sehr gnädigen Worten.

Die heute eingerückten Truppen des Regiments Baron Martini Nr. 30 wurden angewiesen, beim Einrücken vor dem königlichen Palais vorüberzumarschieren, vor welchem Seine Majestät der König zu Fuß [stand und] die Truppen defilieren ließ. Ein gleicher Vorgang ist für alle Truppen anbefohlen [die noch nachkommen werden].

Um 2 Uhr nachmittags waren die Offiziere des den Namen Seiner Majestät des Königs tragenden Regiments zum Diner befohlen, bei welchem alle königlichen Prinzen, die Generalität wie auch der kaiserliche Gesandte und der Ministerpräsident v. Bismarck zugegen waren. Seine Majestät trank zunächst auf das Wohl Seiner k. k. apostolischen Majestät, seines erhabenen Alliierten, dann auf das Wohl der Führer in dem nun beendeten Feldzuge, sowie auf jenes der ruhmvollen kaiserlichen Armee, insbesondere seines tapferen Regiments. Auf spezielle Anregung des k. k. Gesandten, der hierüber mit dem Ministerpräsidenten v. Bismarck Rücksprache gepflogen, habe ich einige Worte auf das Wohl Seiner Majestät des Königs und Hochdessen Armee zu entgegnen mir erlaubt.

*

In Berlin sah Gablenz die führenden Geister des preußischen Staates als Freunde um sich, auf dem Schlachtfelde von Königgrätz war das Gegenteil der Fall. Er tat in Böhmen wieder seine Schuldigkeit, der Tag von Trautenau bewies dies zur Genüge. Doch die andern versagten, der Korpsführer und auch der Armeekommandant, der von Crenneville in ähnlicher Weise, aber viel ärger noch behandelt wurde wie Gablenz. Erbauliches über Crennevilles Scharfsinn ließe sich manches berichten. So verlangte er Ende April ein Gutachten über Vorkehrungen zur Belagerung von Fridericia, die Dänen dachten aber nie daran, sich ernstlich belagern zu lassen. Die unter Nr. 10 angeführte Antwort entbehrt somit nicht eines gewissen Humors. Im Juni wieder erließ Crenneville den Befehl, zwei italienische Offiziere, die mit Einwilligung der preußischen Regierung den Kriegsschauplatz bereisten, recht frostig zu empfangen. Der Befehl kam nur um fünf Tage zu spät, die beiden Italiener hatten sich längst schon empfohlen. Eine Schriftstellersgattin, Josefine Lang in Kolding, richtete am 18. August telegraphisch einen Glückwunsch an den Kaiser; anstatt ihr zu danken, ließ Crenneville erst Erkundigungen einziehen, wer die Frau eigentlich sei.

Schließen wollen wir mit einem Hinweis auf die Pflege der Verwundeten, weil da Dr. Esmarch eine Aktion großen Stils einleitete. Er und seine Doktoren an der medizinischen Fakultät in Kiel sorgten nach Möglichkeit, daß den Kranken

Digitized by Google

die entsprechende Behandlung zuteil wurde. Auch in Rendsburg und Hamburg geschah in dieser Beziehung viel. Mitte Februar befanden sich in Spitalsbehandlung 720 zumeist schwer verletzte Oesterreicher. Es hat sich die Liste jener Aerzte erhalten, für die Gablenz zur Belohnung ihres humanitären Wirkens eine Auszeichnung erreichte. Am 9. Mai verschickte er den Orden der Eisernen Krone an Professor Esmarch; den Franz-Josefs-Orden an die fünf Herren: Dr. Karl Völkers, Privatdozent in Kiel, Dr. Julius v. Franzius in Kreuznach, Dr. Johann Blieffert in Itzehoe, Dr. Johann Banek und Kandidat der Medizin Heinrich Krogh; das Goldene Verdienstkreuz mit der Krone an Dr. Max Salomon in Altona und an die vier in Kiel ansässigen Doktoren Karl Moriz Franke, Ernst Lehmann, Eduard Asmosen, Adolf Ritter. Für ihre Tätigkeit im Spitale zu Schleswig bekamen: den Franz-Josefs-Orden der Physikus Dr. Suadicani; das Goldene Verdienstkreuz mit der Krone die Doktoren Anton Henningsen, Jakob Clausen, Franz Sager, Heinrich Sager, Heinrich Witt und Wilhelm Volquarts, weiter die Mitglieder der Lazarettkommission Karl Ludwig Schmidt, Wilhelm Rüpperl, Claus Heinrich Hansen, Heinrich Peter Türen; das Goldene Verdienstkreuz die Amtschirurgen Karl Hansen, Heinrich Jakobsen und Wilhelm Kleber. Wir haben hier 25 Aerzte namentlich angeführt, weil es Menschen gibt, die einem Arzte die Dankbarkeit auch nach dem Gesundwerden bewahren, nicht nur solange sie sich in Schmerzen winden. Angehörige dieser Aerzte sind gewiß noch am Leben, vielleicht freut es sie, zu hören, daß Gablenz Herz besaß für Wohltäter an der Menschheit.

Italienische Erinnerungen

Von

F. v. Wantoch-Rekowski

Friedrich Krupp

Schon seit zwei Jahren hatte Friedrich Krupp, unser großer Krupp, auf den jeder deutsche Patriot stolz war und um den das gesamte Ausland uns beneidete, aus dem Sturm und Drang seines ungeheuren Geschäftsbetriebes in Essen flüchtend, alljährlich mehrere Monate auf der ihm besonders lieben malerischen Felseninsel Capri, fern vom Weltgetriebe, Ruhe und Erholung gesucht, er, der König über Stahl und Eisen mit dem menschenfreundlichen Herzen.

Erst ziemlich spät lernte ich ihn aus einem dienstlichen Anlasse persönlich kennen, während Professor Anton Dohrn, der bekannte Schöpfer und Leiter der Deutschen Zoologischen Station in Neapel, ihm bereits früher näher getreten war, da Friedrich Krupp an der Station und den in ihr wissenschaftlich behandelten Problemen lebhaften Anteil nahm. Dieses Interesse ging so weit und wurde so ernstlich gepflegt, daß Krupp sich nicht nur einen der gelehrten Naturforscher

Digitized by Google

der Station, Professor Lobianco, als ständigen Gehilfen und Begleiter ausbat und erhielt, sondern auch mit seinem Fischerkutter erfolgreiche Forscherfahrten unternahm, deren lehrreiche Ergebnisse, mit künstlerischem Bilderschmuck ausgestattet, veröffentlicht wurden. Ganz besondere Aufmerksamkeit wandte Krupp der bis dahin erst wenig betriebenen Tiefseefischerei zu und ging, unter Anleitung der Professoren Dohrn und Lobianco, mit dem Plan um, auf der Insel Capri ein altes Klostergebäude anzukaufen und dort eine reich ausgestattete Station für Tiefseeforschung zu gründen.

Nebenbei zeigte er sich als freigebiger Wohltäter der armen Inselbevölkerung, indem er Hilfsbedürftige unterstützte, Bedrängten aufhalf, der Stadt Capri zur Anlage eines öffentlichen Gartens einen großen Platz — später Villa Krupp genannt — schenkte und auch einen neuen, wundervollen Promenadenweg — Passeggiata Krupp — stiftete. Letzterer führt, in die steile Felswand gesprengt, von der Stadt aus an der bis dahin unzugänglich gewesenen Südseite der Insel nach der sogenannten Piccola Marina hinunter.

Kein Wunder, daß Krupp infolgedessen auf der Insel schnell zu einer großen Volkstümlichkeit und Beliebtheit gelangte und allgemein als der Wohltäter Capris gefeiert wurde. Er selbst liebte die Insel über alles; für ihn, den kunstsinnigen, feinfühligen Naturfreund, war sie „das Paradies auf Erden", in welchem er sich von allem geschäftlichen und lästigen gesellschaftlichen Druck losgelöst und aller seelischen Bedrängnis und dem ständigen wogenden Kampfe, den seine außerordentliche Stellung daheim mit sich brachte, weit entrückt fühlte. Mit diesem wohltätigen Gefühle völliger Befreiung von den Lasten und Beunruhigungen eines arbeitsvollen Lebens erfüllte ihn eine unbegrenzte und vertrauensselige Begeisterung für sein geliebtes Capri, auf dem ihm kein leidiger Schatten zu ruhen schien. Das milde Klima, die herrliche Natur, der alles verklärende blaue Himmel, das leuchtende Sonnenlicht, das schimmernde Meer, die wunderbaren Küstenlandschaften des weitberühmten Golfes, die anspruchslose, harmlose, jeden Zwanges entbehrende Lebensführung, sowie die ihm bis dahin mit bescheidener Zurückhaltung und mit Dankbarkeit begegnende Bevölkerung, alles dies vereint, machten den ruhebedürftigen, durch verantwortungsvolle Arbeit zermürbten und daneben herzleidenden Mann auf Capri zu einem glücklichen Menschen!

Krupp lebte als einfacher Privatmann still und zurückgezogen in dem allen Caprireisenden bekannten großen Hotel Quisisana. Als ständige Gesellschafter hatte er nur seinen Privatsekretär und den vorerwähnten Gelehrten der Zoologischen Station, einen ernsten, im Leben und bei der Arbeit bewährten, zuverlässigen Berater, ständig um sich. Daneben verkehrte er fortlaufend und abwechselnd mit einzelnen auf Capri vorübergehend sich aufhaltenden deutschen Landsleuten von Rang, Stellung und Bedeutung, unternahm mit ihnen Fischereiausflüge, lud sie zu Tisch oder zu den anspruchslosen Gesangsvorträgen seiner kleinen, aus einigen Volkssängern bestehenden improvisierten Privatkapelle, oder zu Picknickausflügen in eine von ihm ausgestattete malerische Felsengrotte ein,

Digitized by Google

dergestalt, daß er durch alle diese harmlosen Unternehmungen mit der menschlichen Gesellschaft in Verbindung blieb und keineswegs eine hypochondrische, einsame Sonderlingsexistenz führte.

Allein des Lebens ungetrübte Freude ward keinem Sterblichen zuteil! Und Undank ist der Welt Lohn!

Nach und nach fielen allerlei Schatten in dieses frohe und helle Idyll, indem Krupp durch die seiner Umgebung erwiesenen Wohltaten in andern Kreisen sich versteckte und erbitterte Feinde schuf. Daneben fiel ins Gewicht, daß nirgends mehr als in den sehr selbständigen italienischen Gemeindewesen eine überaus gehässige Parteiherrschaft und mit ihr ein erbitterter Kampf um Macht, lokalen Einfluß und persönlichen Vorteil vorzuherrschen pflegt. Natürlich konnte Krupp nicht nach allen Seiten und an alle, die ihre Hände ausstreckten, seine Wohltaten ausstreuen. Da er nun zufällig im Gasthause eines der beiden die Insel beherrschenden Parteihäupter wohnte und lebte, so ergab sich ganz von selbst und ungewollt, daß die von ihm gespendeten Wohltaten vorwiegend den Anhängern dieser Partei zugute kamen und deren materielle Sonderinteressen Förderung erfuhren. Außerdem konnten diese, in Wahrheit keineswegs durchweg harmlosen, sondern eigensüchtigen und rachsüchtigen Naturkinder in keiner Weise verstehen, daß jemand in ganz selbstloser Weise, nur aus rein menschlichem Wohlwollen heraus, Wohltaten ausstreute, Arme unterstützte, jungen Pärchen eine Aussteuer spendete, einem verschuldeten Bauern seine Hütte befreite usw., wie Krupp dies persönlich oder durch seinen Sekretär gern zu tun pflegte. Auf diesem Wege also erstanden dem Wohltäter der Insel heimtückische Gegner, die dann, als es zu neuen Gemeindewahlen kommen sollte, mit allen erdenklichen Mitteln gegen die sogenannte „Krupp-Partei" und gegen Krupp persönlich zu wühlen begannen. Dabei wurde nach Ortsgebrauch vor keiner Verleumdung und keiner Gehässigkeit zurückgeschreckt. Hierzu trat noch der Uebelstand, daß Krupp, ohne Absicht und ohne es zu ahnen, das Mißfallen der einflußreichen Geistlichkeit auf sich gezogen hatte, indem einerseits versäumt worden war, etwas für die Kirche zu tun, andrerseits eine gewisse Verstimmung erzeugt worden war, und zwar durch die Aufstellung einer irgendwo zufällig aufgefundenen Terrakottafigur vor eben jener Felsengrotte, die das Zerrbild eines Mönches darstellte; an sich ein Scherz, aber, in der dortigen streng kirchlichen Umgebung, ein gefährlicher Scherz.

Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß damals auf Capri gewisse deutsche Landsleute sich breitmachten, welche glaubten, sich dort alles erlauben zu dürfen. Sie bereiteten dem deutschen Namen keine Ehre und gaben zu allerhand üblen Gerüchten Anlaß, so weit, daß uns in Neapel die Insel Capri schließlich geradezu verleidet war.

Professor Dohrn hat diese bedenkliche Situation öfter besorgt mit mir durchgesprochen, im Einvernehmen mit mir Krupp gewarnt und ihm nahegelegt, seine Umgebung in Capri nicht nur weniger harmlos zu nehmen, sondern Capri wenigstens für ein Jahr zu meiden! Aber Krupp wollte uns nicht glauben und das Vertrauen in seine, wie er meinte, trefflichen und harmlosen Natur-

Digitized by Google

kinder nicht erschüttern lassen, bis es zu spät war, und Bosheit, Gehässigkeit und Verleumdung ihn endlich nötigten, Capri ganz aufzugeben.

Auf seinen Wunsch kamen wir dann, der damalige Botschafter in Rom, Professor Dohrn und ich, im Herbst 1902 in Berlin zu einer ernsten und schmerzlichen Besprechung zusammen, die in Baden-Baden einen Fortgang und Abschluß haben sollte. Der schwer enttäuschte, gepeinigte und in seinen heiligsten Gefühlen unheilbar gekränkte Mann wollte seine Interessen und seine Ehre in unsre Hände legen. Aber es war zu spät. Schon Ende November starb unser vortrefflicher Krupp an gebrochenem Herzen. Das deutsche Volk war um einen großen Mitbürger, Ehrenmann und echten Menschenfreund ärmer geworden. Seine Majestät der Kaiser erwies ihm durch sein persönliches Erscheinen zur Beisetzung eine letzte Ehrung, und auch die achtbare italienische Presse widmete dem Verstorbenen einen ehrenden Nachruf.

Brief eines Gewesenen

(Von einem früheren Minister)

Wenn ich mir von Verwahrungen gegen die humanitären und völkerrechtlichen Ausschreitungen im gegenwärtigen Weltkriege derzeit wenig Erfolg zu versprechen vermag, so liegt dies in der nicht erst heute gewonnenen Ansicht, daß die Dinge, wie sie gekommen sind, im wesentlichen so kommen mußten, indem sie aus der geschichtlichen Entwicklung im letzten Jahrhundert folgerichtig hervorgegangen sind.

Die Ursachen liegen in der Ausbreitung der allgemeinen Wehrpflicht, in der durch die außerordentliche Entfaltung der Industrie und des Verkehrswesens gebotenen Möglichkeit, die allgemeine Wehrpflicht bis zum äußersten durchzuführen und zur Geltung zu bringen, und in der zum Kriege aller gegen alle drängenden Nationalitätenbewegung.

Die allgemeine Wehrpflicht, unterstützt durch die modernen Produktions- und Verkehrsmittel, ermöglicht es den Großstaaten, Armeen aufzustellen, zu versorgen und in geregelte Aktion zu bringen, deren Ausdehnung von der Grenze eines Operationsschauplatzes zum andern reicht, derart kaum zu umgehen ist, während der frontale Vorgang durch die enorm gesteigerte Feuerwirkung aus teils vorbereiteten, teils improvisierten, mit Hindernissen verstärkten Deckungen außerordentlich verlustreich wird. Es entwickelt sich hieraus eine endlos hartnäckige, Schritt für Schritt um Verstecke ringende Kampfweise mit unerhörter menschlicher Anstrengung und Aufopferung, welche große Ländergebiete in blutdurchtränkte, leichenbesäte Trümmerhaufen verwandelt. Auch diese Art der Kriegführung wird überwunden werden, und was der menschliche Erfindungsgeist auf

Digitized by Google

der Erde, auf dem Wasser nicht zuwege brächte, wird er unter Erde und Wasser und über selben in der Luft, nicht minder verderblich, erreichen.

Die bis zur Aktivierung aller kriegsdiensttauglichen Männer durchgeführte allgemeine Wehrpflicht erheischt weiter eine so tief ins allgemeine Leben greifende Unterstützung durch Arbeit, Fürsorge, Inanspruchnahme der Erwerbs- und Besitzmittel aller Bevölkerungskreise für Kriegszwecke, daß es vom Standpunkte dieser letzteren keine Privatpersonen, kein Privateigentum mehr gibt, der Volkskrieg im weitesttragenden Sinne des Wortes eintritt und alles, alles, was den Lebens- und Leistungskräften des einen kriegführenden Staates abträglich sein kann, vom andern zur Niederringung nicht nur des äußeren staatlichen Apparates des Gegners, sondern dessen ganzen völkischen und kulturellen Inhalts, ohne Rücksicht auf rechtliche Theorien, ins Werk gesetzt wird.

Was dann noch an zweckloser Härte und Vertilgungssucht vorkommt, das wird vom Hasse, von der Leidenschaft verursacht, welche die Nationalitätenhetze erzeugt hat. Diese war es, welche zur äußersten Durchführung und zum kriegerischen Ausspielen der allgemeinen Wehrpflicht mit den ungeheuren Opfern an Gut und Blut getrieben und im ausgebrochenen Weltkriege vielfach unmenschliche Grausamkeiten gezeitigt hat.

Die Steigerung des individuellen Verkehrs, die Verbreitung geistiger Bildung und Betätigung, die Teilnahme der breiten Schichten der Bevölkerung an den Fragen des öffentlichen Lebens haben der Sprache in Wort und Schrift eine erhöhte Bedeutung verliehen, die Elemente von gleicher Ausdrucksweise und Naturanlage zu ausgebildeterem Nationalgefühl, zum Zusammenstreben, zum Widerstreben gegen fremde Beeinträchtigung gebracht. Das Nationalgefühl wirkt hebend auf das Individuum und das öffentliche Leben, kann gedeihliche Errungenschaften zeitigen, wenn es im Rahmen des wirklichen, gerechten Bedürfnisses bleibt. Wenn es sich aber zu engherziger, überschwenglicher Eigenliebe, zur Vergrößerungssucht, zu Haß und Unterdrückung anderer treiben läßt, wird solcher Auswuchs zum Fluche für die Menschheit.

Die Beobachtung der Natur, der Jahreszeiten zeigt uns, daß die Wirkungen, den Ursachen nachfolgend, oft bedeutend später ihren Gipfelpunkt erreichen, wenn die Anlässe sich schon geändert haben. Dieses erklärt, wie der Höhepunkt nationaler Leidenschaftlichkeit in eine Zeit fällt, wo bereits der weltumspannende materielle und geistige Verkehr, die Erschließung der fernsten, schwerst zugänglichen Gebiete der weiten Erde die Völker auf internationale Verständigung über höhere Gesichtspunkte, lohnendere Aufgaben hinweist und die Nationen besser täten, statt einander gegenseitig, lieber ihre Hetzer zu erschlagen.

Bisher hat indes der erleichterte Weltverkehr nur dazu geführt, daß wir selbst bei uns auch noch mit den verschiedenfarbigsten Halbmenschen zu kämpfen bekommen. Und wenn es heute zu einem Friedensschlusse käme, würde morgen die nächste Frage nach vervollkommneteren Zerstörungsmitteln, Luft- und Unterseeflotten usw., sein.

Digitized by Google

Die Natur hat ihre unwandelbaren Gesetze, welche manchmal durch furchtbare Krisen zu fortschrittlichem Dasein führen. Es ist eine schöne, edle Aufgabe, ungeachtet anscheinender Trostlosigkeit, für fortschreitende Erkenntnis in der Oeffentlichkeit zu wirken. Nur insofern eine richtige Erkenntnis der Gestaltung und Erfordernisse der Zukunft durch nüchterne Ableitung aus den Lehren der Vergangenheit unterstützt zu werden vermag, könnten vorstehende Zeilen hierzu einen ganz kleinen Beitrag bieten; für die Zukunft weiterzuarbeiten, muß ein „Gewesener" den „Werdenden" überlassen. Es wird eine lange Arbeit sein.

W.

Berichte aus allen Wissenschaften

Geschichte

Ein Fürstenbundplan des Freiherrn Hans v. Gagern aus dem Jahre 1794

Die glänzenden Untersuchungen Friedrich Meineckes über die Entstehung und Entwicklung des Nationalstaatsgedankens seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts locken dazu, dem Problem, das Meinecke nur auf den geistigen Höhen, in den Schriften der Großen verfolgt hat, in die Niederungen der Tagesliteratur, in den Tageszeitungen, Flug- und Zeitschriften nachzugehen. Denn indem wir erkennen, welche Wandlungen der nationale Gedanke bei seiner Wanderung in die Tiefe der Volksmasse durchmacht, begreifen wir zugleich, wie er zur stärksten Kraft in der deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts werden konnte.

Aus dem vielstimmigen Chor derer, die damals glaubten, das Heil für Deutschland gefunden zu haben, soll im folgenden die Stimme eines Reichsritters, kleinstaatlichen Ministers, feingebildeten Mannes und Patrioten zu Wort kommen.

Hans v. Gagern, der zu Unrecht vergessene Vater seiner berühmteren Söhne, war geboren zu Klein-Niedesheim bei Worms in dem damaligen Fürstentum Nassau-Zweibrücken. Als er zur Welt kam, hatte bereits der Zerfall der jahrhundertealten politischen Ordnung Deutschlands begonnen. Drei Jahre vorher war Preußen mit dem Frieden von Hubertusburg endgültig in die Reihe der Großmächte eingetreten, womit zugleich die Wurzel des die deutsche Zukunft beherrschenden Streites der beiden Großmächte gepflanzt war.

In der Jugend Gagerns steht Deutschland im Zeichen der beständigen politischen Um- und Neubildungen. Hand in Hand damit geht eine Umbildung der Vorstellungen von Volk, Staat und Nation, denn da das alte deutsche Reich längst nur noch ein Schattengebilde war, so hatte der Begriff „deutsches Vaterland" sich ins Wesenlose verflüchtet.

Seine Erziehung erhielt der junge Edelmann zuerst von einem französischen Hofmeister, später in der rationalistischen Schule der Exjesuiten in Worms. Seine Lehrer waren vornehmlich Dompropst Wessenberg und der spätere Fürstprimas Dalberg.

Die beiden großen Erlebnisse seiner Jugendjahre waren die erste polnische Teilung und der amerikanische Unabhängigkeitskrieg. Und weil seinem beweglichen Geiste das politisch lebensunfähige Gebilde seiner Heimat nichts bieten konnte, so schwärmte er, wie viele seiner Zeitgenossen, für die große Persönlichkeit und den allgemeinen Fortschritt des Menschengeschlechts. Noch 1822 ruft er in der Erinnerung an seine Jugendjahre voll Stolz

Digitized by Google

aus: „Ich war Mensch, ehe ich Europäer war, und freute mich überall des Flors der Gattung und der Ausbreitung des menschlichen Geschlechts.“ [1])

Durch die Beziehungen seines Vaters erhielt er sogleich nach seiner Studienzeit in Leipzig und Göttingen die Stelle eines Beisitzers bei der Regierung in Zweibrücken, vertauschte sie aber bald mit einem Sitz in der Regierung von Nassau-Weilburg, deren Präsident er bereits nach einem Jahre wurde. Es war kurz vor Ausbruch der großen französischen Revolution. Ihre expansiven Tendenzen brachten die Miniaturstaaten am Rhein in um so größere Gefahr, hauptsächlich als die Kriegführung Preußens und Oesterreichs durch den Gegensatz in der polnischen Frage von Anfang an eine wenig entschiedene war. In dieser Zeit der drängenden Not, als der Konvent das Massenaufgebot organisierte, griff Gagern zur Feder, um seinen Landsleuten den Weg zur Rettung zu zeigen.[2]) Die Schreckensherrschaft des Konvents, so beginnt er, hat in Frankreich zur völligen Zerrüttung aller Verhältnisse geführt, aber sie hat zugleich in den Bürgern eine begeisterte Liebe zum Vaterland erweckt. Gegen diesen Enthusiasmus der Anarchie gilt es, in Deutschland den Enthusiasmus für die Ordnung und den Schutz des Vaterlandes aufzurufen. Ruhe, Verfassung, Eigentum, Religion, ja das bloße Dasein sind von der revolutionären Ueberflutung bedroht. Trotzdem sind wir noch immer uneinig und sehen untätig dem hereinbrechenden Verderben zu. Jeder denkt nur an sich und glaubt die Gefahr von den Grenzen seiner engeren Heimat noch weit entfernt. Und doch ist Deutschland noch nicht erschöpft; es fehlt nur an dem guten Willen zur Einigung. Ein Hindernis ist aber auch die Verfassung des Reiches, denn sie entspricht nicht mehr dem Bedürfnis der Zeit. Es fehlt eine Macht, um die sich alle scharen können.[3]) Die großen Höfe verzehren sich in Eifersüchteleien, ein jeder trachtet nur nach Vergrößerung seines Staates, dabei reden alle von der Erhaltung des politischen Gleichgewichts. Noch weniger ist von dem Reichshofrat in Regensburg und von den Kreisversammlungen zu erwarten. Einzelne Ansprachen an die Nation nützen nichts mehr; eine Vereinigung der Besten und Einsichtigsten muß sich zu einem Bunde der Eintracht zusammenschließen, der die Mittel erwägen und fördern soll, die Deutschland noch retten können. An der Spitze dieses Bundes sollen die ausgezeichnetsten Männer stehen, die jedem Deutschen durch ihre Gesinnung, durch ihre hohe Begabung und durch ihre Lebensleistung bekannt und teuer sind. Als solche schlägt er vor: den Kurfürsten von Sachsen, den Herzog von Braunschweig — Gagern betont ausdrücklich, daß er ihn trotz seiner Mißerfolge in der Champagne vorschlage —, ferner den Herzog Karl August von Weimar, den Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen-Kassel, den Markgrafen Karl Friedrich von Baden, den Fürsten zu Hohenlohe-Kirchberg, der im ersten Koalitionskrieg das österreichische Korps und die Hessen kommandiert hatte, endlich den Koadjutor Dalberg und den österreichischen General Mack. Ihnen zur Seite sollen die weisesten und tätigsten Staatsmänner stehen, Weltweise, die die Sitten der Menschen, die Verfassungen der Völker und ihres Vaterlandes und die Entwicklung der französischen Revolution am gründlichsten kennen.“ Hier empfiehlt er Goethe,[4]) Wieland[5]) und die beiden Hannoveraner Meiners und A. W. Rehberg.[6])

---

[1]) Gagern, Mein Anteil an der Politik 1, 2.

[2]) „Ein deutscher Edelmann an seine Landsleute“.

[3]) Er nennt sie den „point de réunion“.

[4]) Goethe lehnte höflich ab. Seine Antwort kennzeichnet treffend die innere Unmöglichkeit des Planes. Vgl. Bielschowsky, Goethe, II, 43.

[5]) Ueber Wielands Einfluß auf das politische Denken seiner Zeit vgl. Wenck, Deutschland vor hundert Jahren, 2, 96 ff.

[6]) Im Jahre vorher hatte Rehberg seine antirevolutionären „Untersuchungen über die französische Revolution“ als Buch erscheinen lassen. Der Göttinger Popularphilosoph Meiners stellte sich damals in einer Unmasse von Schriften die Aufgabe, dem Publikum historisch-politische Bildung zu übermitteln.

Digitized by Google

Es ist eine wunderlich gemischte Versammlung, die an unserm Auge vorübergezogen ist: neben den beiden hochsinnigen Fürsten von Baden und von Sachsen-Weimar, die nächst Friedrich dem Großen wohl die hervorragendsten Vertreter des aufgeklärten Absolutismus waren, die drei Regenten, die als Vasallen Napoleons I. ein ruhmloses Ende gefunden haben. Sie haben freilich beide, und mit ihnen selbst der berüchtigte Landgraf von Hessen,[1]) durch Reformen in der Verwaltung, und besonders Dalberg durch sein Interesse für Kunst und Wissenschaft, die Zuneigung ihrer Untertanen sich erworben. Dieser Versammlung stellt er nun die folgenden Aufgaben:

1. Die Herstellung der deutschen Einheit; 2. die Erweckung des nationalen Enthusiasmus der Deutschen. Als ein echter Sohn seiner vernunftgläubigen Zeit meint er dies große Ziel durch belehrende volkstümliche Schriften erreichen zu können.

Auch der Landesverteidigung soll der Fürstenverein seine Aufmerksamkeit schenken, aber hier erheben sich seine Anschauungen nicht über die durchschnittliche Höhe. Wohl soll in Deutschland die allgemeine Volksbewaffnung und das Aufgebot der Masse organisiert werden, dabei ist er aber weit entfernt von den national-sittlichen Gedanken, wie wir sie etwa aus Steins Insurrektionsplan kennen. Er, der später einmal aussprach, daß die Politik nach den Geboten der Sittlichkeit geleitet werden müsse,[2]) trägt doch nicht das mindeste Bedenken, den Mut und die Tapferkeit der Truppen durch das Versprechen von Belohnungen in Geld und Landbesitz, ja durch die Erlaubnis zum Beutemachen, anzufeuern.

Diese Fürstenversammlung braucht keine Zwangsgewalt, denn sie wirkt allein durch das Ansehen ihrer Mitglieder. „Die Stimme dieser Versammlung müßte die Stimme Deutschlands werden, weil sie weder von Wien noch von Berlin gedungen und abhängig ist. Ihre Vorschläge werden auf dem Reichstage durchgehen. In ganz Deutschland wird es widerhallen, wenn sie Verachtung, Fluch und Verwünschung gegen die Verräter ausspricht, die zwischen Franz und Friedrich Wilhelm den Zankapfel werfen,[3]) die in München Bereicherung der Bastarde für wichtiger halten als das Wohl des Vaterlandes.[4])

Um die Finanzkraft des Reiches zu stärken, empfiehlt er die Säkularisation der mittelbaren Stifter, Abteien und Klöster. „Denn ihre Aufhebung und Veräußerung bewahrt vielleicht die Religion im Vaterland vor dem Untergang." Dann kann auch eine ausreichende Fürsorge für die durch den Krieg Geschädigten und für die Flüchtlinge eintreten.

Am Schluß seiner Betrachtungen regt sich in ihm aber doch der Staatsmann der alten Zeit. „Ist eine solche Organisation," so fragt Gagern sich selbst, „nicht ein Staat im Staat? Wird eine solche Verbindung nicht ausarten wie die Logen, die Klubs und die Versammlungen der Notabeln?" Seine Antwort ist besonders deshalb lehrreich, weil sie Gedanken und Stimmungen aufweist, die bis zum Jahre 1870 immer wieder aufgetaucht sind. „Ein Fürstenverein ist der Konstitution und den Sitten der Vorfahren nicht zuwider. Aber er mag unterbleiben, wenn die mächtigen Höfe unsre Erhaltung und Ruhe garantieren. Jeder wird wünschen, daß Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm II. dem Bunde vorstünden, die Geschichte alter und neuer Zeit lehrt aber, daß zwei so mächtige und so schon eifersüchtige Monarchen sich nie sehen, ohne noch feindseliger sich zu trennen. Es sollte erstes Gesetz sein, sich im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht in das Innere der deutschen Regierungsverfassung zu mengen." — „Ein deutscher Fürstenbund möge entstehen, der für deutsche Verfassung und Eigentum wache, allmähliche Verbesserungen zulasse, willkürlichen Ver-

---

[1]) Vgl. über ihn v. Petersdorff in der „Allgemeinen Deutschen Biographie".

[2]) Mein Anteil an der Politik 1, 7.

[3]) Er meint vermutlich die Kaiserin von Rußland, die in der polnischen Frage Oesterreich und Preußen zu entzweien suchte.

[4]) Vgl. den Artikel „Karl Theodor" von Heigel in der „Allgemeinen Deutschen Biographie", 15, 250 ff. Gemeint sind vermutlich die geheimen Abmachungen mit dem Wiener Hof über Abtretung bayerischen Gebietes an Oesterreich.

Digitized by Google

größerungen und Teilungen widerstehe und Vermittler und Schiedsrichter der großen, immer glimmenden, immer genährten, zur Nationalantipathie ausartenden Fehde zwischen Deutschen und Deutschen, zwischen Habsburg und Hohenzollern werde."

Ihren Sitz müßte die Versammlung in Frankfurt a. M. haben, denn diese Stadt mit ihrer großen Vergangenheit, ihrem Reichtum ist zugleich eine Feindin des Jakobinertums.

Erinnern wir uns: seit dem Frieden von Hubertusburg hatten in der Literatur die Erörterungen über einen Zusammenschluß der Kleinstaaten nicht mehr aufgehört. Ihr Grundgedanke war, daß die Mindermächtigen sich gegen einen neuen Zusammenstoß der Großmächte schützen müßten. Schon Goethe hatte 1778 seinem Herzog den Plan einer Fürstenvereinigung zum Schutz gegen die Bedrohung ihrer Selbständigkeit durch die Großen vorgelegt.[1]) Die unruhige und ausgreifende Politik Josephs II. hatte die Furcht der Kleinen von neuem erregt. Sehen wir von Friedrichs des Großen Fürstenbund ab, der in erster Linie den Interessen Preußens dienen sollte, so haben wir aus dieser Zeit eine Reihe von Vereinigungsplänen: so hatte Markgraf Karl Friedrich von Baden durch seinen Minister Edelsheim einen Entwurf ausarbeiten und ihn den kleineren Höfen vorlegen lassen. Erstrebt wurde gemeinsames Handeln auf dem Reichstag, Schutz aller Reichsstände, Unterstützung in Schuldsachen, um Oesterreichs Einfluß fernzuhalten, endlich die Bildung einer Bundeskasse und Bundesstreitmacht. Zugleich sollte ein Gelehrtenbund ins Leben treten, der die verschiedenen Stämme in ihren Anschauungen und Interessen einander näher bringen sollte. Und während Friedrich seinen Plan vorbereitete, der badische Landesherr sich anschickte, den seinigen zu veröffentlichen, ging eine ähnliche Anregung auch von dem Hofe in Zweibrücken in die Welt.

Wir sehen also, daß Gagerns Plan nur eine Fortsetzung früherer Bestrebungen darstellt. Darin freilich unterschied er sich von ihnen, daß er sein Entstehen der Gefahr von außen verdankte. Wir erkennen auch deutlich, wie er von seinen Vorgängern beeinflußt ist, nicht nur in der Wahl der Personen, deren Pläne Gagern sicher kannte, sondern auch in seinen rationalistischen Grundgedanken. Idealistischer als seine Vorgänger, erstrebte er die Einigung des gesamten Deutschland, allerdings in der spezifisch süddeutschen Färbung, die man aus den Verfassungskämpfen bis 1870 kennt, d. h. man wollte zwar die Einheit, ließ sich auch zur Not die militärische und diplomatische Führung Preußens oder Oesterreichs gefallen, ohne indessen geneigt zu sein, auch nur ein Titelchen von seiner Zufallssouveränität zu opfern.[2]) Da Preußen und Oesterreich, wenn auch aus sehr verschiedenen Gründen, das Interesse des übrigen Deutschland hintansetzten, so fanden die Bestrebungen des Zusammenschlusses ein unrühmliches Ende in dem Rheinbund.

Ernst Lennhoff.

---

[1]) Vgl. O. Lorenz, Goethes politische Lehrjahre. Berlin 1893, S. 60.

[2]) Bezeichnenderweise glaubte noch kurz vor Ausbruch des Krieges von 1866 ein großer Teil der Süddeutschen auf dem damaligen Abgeordnetentage, daß die Mittel- und Kleinstaaten durch ein Schutz- und Trutzbündnis die Entscheidung in dem Kampf der beiden Großmächte herbeiführen und zugleich Gesamtdeutschland vor einem feindlichen Angriff bewahren könnten.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Heft 51—56. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis des Heftes 50 Pf.

Auch die neuesten Hefte dieser Flugschriftenreihe bieten jedem, der mit ernstem sachlichem Interesse an die großen, vom Weltkrieg aufgerollten Probleme herantreten will, Belehrung und Anregung in reichem Maße. — Zwei unter den neuerschienenen Heften beziehen sich auf unsern intimsten Feind, England: Der Anglist der Universität Jena, Professor Levin L. Schücking, schildert den „Englischen Volkscharakter" (Heft 53) in wissenschaftlich begründeten geistreichen Ausführungen; Dr. Hans Rost bringt im 51. Heft, „Deutschlands Sieg — Irlands Hoffnung", ein besonders beredtes Kapitel zum gleichen Thema, indem er zeigt, wie englische Humanität und Liberalismus sich an dem nächsten Nachbarn, Irland, jahrhundertelang betätigt haben; er zeigt aber auch, welche Wichtigkeit Irland für die englische Weltmachtstellung hat, und zieht daraus interessante Schlüsse. — Die Beziehungen zwischen unserm treuen Verbündeten, Oesterreich-Ungarn, und dem treulosen, Italien, behandelt Th. v. Sosnosky: „Irredenta-Politik" (Heft 55). Einer der besten Kenner dieser Dinge, der recht vieles von dem, was jetzt gekommen ist, schon seit langem vorausgesehen und damit tauben Ohren gepredigt hat, macht uns in knapp gefaßter Darstellung die herausfordernde, ewig unruhige Politik Italiens und die fast allzu langmütige, nachsichtige, die der Donaustaat dem seltsamen Verbündeten gegenüber innehielt, durch einen historischen, bis zur unmittelbaren Gegenwart reichenden Ueberblick höchst anschaulich. — Fragen, die für Sittlichkeit und Gesundheit unsres Heeres — und damit unsres ganzen Volkes — von höchster Bedeutung sind, erörtert der berühmte Breslauer Mediziner Professor Dr. A. Neisser in der Flugschrift „Der Krieg und die Geschlechtskrankheiten" (Heft 54) in männlich offener, taktvoller Weise, die seinen Mahnungen und Ratschlägen nicht minderen Nachdruck gibt wie seine streng wissenschaftliche und doch menschlich verständnisvolle Betrachtung. — Vor einen Kernpunkt unsrer inneren Politik stellt uns Professor Dr. R. Liefmann mit der Frage: „Bringt uns der Krieg dem Sozialismus näher?" (Heft 56). Liefmann verneint diese Frage aus wohlerwogenen und, wie uns scheint, unwiderleglichen Gründen; er warnt vor der Kräftevergeudung und -zersplitterung, die durch die Verfolgung utopistischer Ideale auf dem Gebiet des wirtschaftlichen Sozialismus eintreten müßte, fordert aber zugleich — und das verknüpft seine Schrift mit der so ganz anders orientierten von Fendrich über den „Krieg und die Sozialdemokratie" — eine stärkere Demokratisierung unsrer Gesellschaft im Sinne sozialer Versöhnung und Gerechtigkeit. — Ein ganz allgemeines Thema hat sich N. Goldmann gestellt und auf die geistvollste, in Begründung und Folgerungen wahrhaft mitreißende Weise behandelt in seiner Schrift „Der Geist des Militarismus" (52. Heft). Er zeigt, wie das, was unsre Feinde uns mit dem Wort „Militarismus" zum Vorwurf machen, unsre größte Tugend ist; er zeigt, warum jene unsre Art von Militarismus nicht besitzen können und warum wir, die wir sie haben, siegen müssen. Tiefe philosophische Bildung gibt diesen Ausführungen eine feste Grundlage und hebt sie über die Tagesfrage zu allgemeiner Gültigkeit hinaus. g.

England im Spiegel der Kulturmenschheit. Von Karl Strecker. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Preis gebunden M. 2.—.

Es braucht heute eigentlich nicht mehr über die Engländer gesagt zu werden, und doch ist es äußerst interessant, [illegible] von Strecker gesammelten Aussprüche hervorragender Männer aller Zeiten und Nationen über das perfide Albion zu lesen. Napoleon, Bismarck, Dante, Dostojewski, Friedrich der Große, Goethe, Gogol, Grillparzer, Hegel, andre, aber auch Engländer selbst: Byron, Burke, Burns, Byron, Carlyle, Chamberlain, Dickens, Scott, Shakespeare usw. usw. treten als Zeugen gegen England auf. Das Buch ist das beschämendste Zeugnis, das jemals ein Volk von unanfechtbaren Richtern, von den führenden Geistern der Menschheit ausgestellt wurde. Das Zeugnis dieser Männer ist erdrückend, moralisch vernichtend für England und eine höhere Instanz als diese „Besten ihrer Zeit" gibt es nicht.

Ein Doppelleben und andere Erzählungen von Josef Viktor Widman. Bern, A. Francke. 175 S. Gebunden M. 1.60.

Mehrere Erzählungen aus Widmans früherem Schaffen, die er selbst noch zur Neuausgabe zusammengestellt hat, werden hier in schönem Gewande dargeboten. Es sind gehaltvolle Gaben, ausgezeichnet durch reiche Phantasie und edle Form. Eigentümlich für die Kunst des Verfassers ist es, wie er aus wild erregter Handlung, die eine

Digitized by Google

tragische Wendung nahelegt, doch einen versöhnlichen und anmutigen Ausgang zu finden weiß. Vielleicht mag man darin eine Art von Schwäche erblicken, aber sie ist mit so viel Liebenswürdigkeit vereinigt, daß man sie gern gelten läßt. H. Brömse.

Moderne Naturphilosophie. Von Wilhelm Ostwald. Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H., Leipzig. Geheftet M. 12.—, gebunden M. 13.20.

Inter arma silent litterae gilt vielleicht in den weniger kultivierten Ländern des Auslandes, aber nicht in Deutschland, nicht einmal in den tiefernsten Zeiten vor hundert Jahren, viel weniger jetzt, wo wir Deutschen einer großen Zukunft entgegenzumarschieren im Begriff sind, am wenigsten die technischen und Naturwissenschaften, die sich den augenblicklichen Tagesforderungen anzupassen bemüht sind, aber auch die Stimme der Königin der Wissenschaften, der Philosophie, ist nicht verstummt.

Das Ostwaldsche Buch ist als das erste eines dreibändigen Werkes geplant, das vorliegende Buch enthält die Darstellung der Ordnungswissenschaften, während der zweite Teil die energetischen Wissenschaften, Ostwalds eigentliches Lebenswerk, und der dritte Teil die biologischen Wissenschaften behandeln soll.

Der erste Teil des vorliegenden Buches schließt sich an die viel gelesenen „Vorlesungen über Naturphilosophie" aus dem Jahr 1902 an, behandelt den Unterschied zwischen der alten Naturphilosophie eines Schelling usw., die von der Natur eigentlich nichts wußte, und unsrer modernen Naturphilosophie, die nicht von einem Punkt aus gleich das ganze Weltproblem löst, sondern auf Grund der Erfahrungen, Beobachtungen, Versuche eine Lösung der wichtigsten Fragen des Weltproblems anbahnt. Das Buch enthält dann folgende Vorlesungen: Die Erfahrung, die Sprache, die elementaren Begriffe, die Bildung der Begriffe; die sechste und siebente Vorlesung behandeln die Sinne, zunächst die zeitlichen Sinne, den Temperatursinn, die Geschmacksempfindungen, die Gerüche, das Fechnersche Gesetz von der Schwelle, dann die Raumsinne, das Gehör und die Töne, die Tastempfindungen, die Lichtsinne. Die folgenden Vorlesungen behandeln die Logik oder Gruppenlehre, die Mannigfaltigkeit der Gruppeninhalte, die Reihen, die Zahlen, die Algebra, die Größen und ihre Messung, den Raum und die Zeit.

Im Gegensatz zu den alten Naturphilosophen stellt Ostwald den Grundsatz auf: Unser Denken wird sich überall nach der Erfahrung regeln, und nicht umgekehrt. Besonders charakteristische Kapitel des Buches sind die über die elementaren Begriffe, die Bildung der Begriffe, das scandalum der Philosophie, „daß das einzige, wovon ein jeder absolute Gewißheit der Wirklichkeit hat, der augenblickliche Inhalt seines Bewußtseins sei, weil jede Erinnerung, auch die kürzeste, bereits durch Erinnerungstäuschungen verunstaltet sein kann", und die Sinne. Dieses Kapitel bestimmt der Grundgedanke, daß, je mehr Sinne, je mehr Aufnahmeorgane ein lebendiges Wesen hat, um so reicher seine Erfahrungen werden und um so vollständiger sein Weltbild wird.

Zu der Logik oder Gruppenlehre gehören auch die Naturgesetze; zum Unterschied von menschlichen Verordnungen und Zweckgesetzen sind sie weiter nichts als dem augenblicklichen Stand der Wissenschaft entsprechende große Zusammenfassungen oder Synthesen.

Die Schlußkapitel über den Raum und die Zeit beherrscht das neue Relativitätsprinzip: „In letzter Instanz vermag man die Zeit nicht ohne räumliche Beziehungen und den Raum nicht ohne zeitliche Beziehungen zu definieren." Daß die Darstellung dieser naturphilosophischen Gedanken mit Goetheschen Klarheit und Anschaulichkeit durchgeführt ist, ist bei den Ostwaldschen Büchern bekannt genug.

Professor Dr. Rohland-Stuttgart.

Der Weltkrieg. Von Generalleutnant v. Reichenau, Privatdozent Dr. Hashagen, Generalmajor z. D. v. Werlhof und Kapitän zur See a. D. Persius. Essen (Ruhr), W. Girardet.

Ein Historiker und drei Fachleute des Kriegs- und Seewesens haben sich hier zusammengetan, um einen Ueberblick über die Vorgeschichte des Weltkrieges und die bis zum Februar 1915 erreichten Erfolge auf allen Kriegsschauplätzen und zur See zu geben. Eine Ergänzung dazu im einzelnen bildet die Beigabe der sämtlichen Tagesberichte der Obersten Heeresleitung. Ungefähr alle Vierteljahre sollen Nachträge zu dem Buche herausgegeben werden, so daß der Benutzer schließlich eine fortlaufende und abgeschlossene Kriegsgeschichte besitzen wird. Die beiden Karten am Schluß genügen nur bescheidensten Ansprüchen. Z.

Ursula. Von Wilhelm Speck. Novelle. Verlag von Martin Warneck, Berlin. Preis geheftet M. 2.80, gebunden M. 3.60.

Wilhelm Speck ist ein starkes Erzählertalent, er besitzt die Gabe, sicher und tief zu beobachten und einen Charakter anschaulich darzustellen. Das zeigten schon seine Erzählungen „Zwei Seelen", „Menschen, die den Weg verloren" und „Der Joggeli", und das bestätigt wiederum seine neue Erzählung „Ursula", die eine psychologische Feinarbeit von hoher Schönheit ist. Der Dichter läßt uns in der „Ursula" einen Blick tun in das

Digitized by Google

sittliche Empfindungsleben eines jener „Kinder des Lichts, die nur in der reinsten Luft atmen und im reinsten Lichte bestehen können, die sogleich den Tod in sich fühlen, wenn sie von den Schatten der Nacht auch nur gestreift werden". Dem Dichter liegen solche feinfühligen Naturen besonders gut, er dringt in die Tiefe ihrer Seele und deckt ihre edlen Regungen auf unter Lebensschutt und Hoffnungstrümmern. Ein feines Buch, dem wir viele dankbare Leser wünschen. —n.

Die Ursachen und Ziele des europäischen Krieges. Von Albert Osterrieth. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 1.—.

Osterrieth, sonst bekannt als ausgezeichneter Kenner und Dolmetscher der Urheberschutzgesetzgebung, sucht hier den Ursachen des gegenwärtigen Krieges nachzugehen, nicht den diplomatischen Verwicklungen, die den Anstoß dazu gegeben haben, sondern den in der Geschichte der Völker und ihren jüngsten Beziehungen liegenden Ursachen. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die Russen der Drang nach den Dardanellen, also nach dem freien Austritt zum Meer, die Franzosen die Revancheidee und die Engländer die Angst vor der Gefahr weiteren Erstarkens der deutschen Flottenmacht zu einem gegen Deutschland gerichteten Bündnis zusammengeführt hat, und daß das Bestehen und die Wirksamkeit dieses Dreiverbandes notwendigerweise zu einer kriegerischen Auseinandersetzung führen mußte. — Das Ziel des Krieges muß sein, eine Lage zu schaffen, welche die Wiederkehr derartiger Kämpfe ausschließt, die Europas Machtstellung und Kultur zu vernichten drohen. Da keine Aussicht besteht, daß eine oder die andre Mächtegruppe vollkommen vernichtet wird, und ein den Streitstoff nicht beseitigender Friede die Gefahr neuer Verwicklungen bestehen läßt, scheint das einzige Mittel zur dauernden Sicherung des Friedens ein Zusammenschluß der Weltmächte zu einem europäischen Bunde zu sein, dessen Aufgabe es sein muß, den Machtbestand des durch seine geographische Gestaltung abgeschlossenen, durch Rasse und Kultur und seine geschichtlichen Erinnerungen zusammengehörigen Europa den außereuropäischen Völkern gegenüber zu verteidigen. H. Z.

Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten. Band I: Aus der Zeit der Freiheitskriege 1813—1815. Bd. II: Napoleons Zug gegen Rußland 1812. Herausgeber Prof. Hellinghaus. Freiburg, Herder. Gebunden je M. 2.80.

In einer Zeit, wo sich die Augen öfter als je, und zwar mit einem ungeahnt belebten und vertieften Interesse nach den Entscheidungen und Vorgängen in dem Deutschland vor hundert Jahren zurückwenden, kommen die hier anzuzeigenden beiden Bände gerade wie gerufen. Sie bedürfen besonderer Empfehlung kaum, denn abgesehen von ihrer soliden äußeren und inneren Form bringen sie inhaltlich so viel des Fesselndsten und lebendigst Geschauten, so viel jetzt plötzlich als zeitgemäß Empfundenes (z. B. die Aufrufe zum Beginn der Freiheitskriege u. a. m.), zumal es das Streben des Herausgebers war, aus den klassischen Dokumenten öffentlichen oder privaten Charakters das jeweilig Bedeutsamste herauszuheben und zusammenzureihen, mit getreuer Quellenangabe und in klarer Disposition. Jedem der beiden Bände sind zwölf, meist den damaligen Zeiten entstammende (auch von damals modernen Künstlern geschaffene) bildliche Darstellungen beigegeben, wodurch ihr historischer Wert noch wesentlich erhöht worden ist. Solche im besten Sinne volkstümliche Ausgaben sind einer großen und dankbaren Lesergemeinde gerade heute sicher, wo nationalgeschichtliche und patriotische Stoffe von der geistigen Bedeutung der Kämpfe vor hundert Jahren mit Macht in den Vordergrund gestellt sind und wahrlich nicht so bald wieder rückwärts gedrängt werden sollen.

O. Beyer.

Das Jahr des Erwachens. Zwei Erzählungen aus der Zeit der Befreiungskriege. Von Franz Adam Beyerlein. Berlin-Charlottenburg, [illegible], Deutsches Verlagshaus. 17[illegible] Seiten. M. 1.50.

Die Erzählung von dem weltbürgerlichen oder besser weltfremden Gelehrten, [illegible] vaterländischem Sinn erzogen wird, [illegible] ihren Grundzügen erfreulich, in ihrer [illegible]führung recht ungleichmäßig. Zwischen [illegible] vielversprechenden Anfang und dem [illegible] Schlußbild dehnen sich öde Strecken. [illegible] die zweite Erzählung, „Not und [illegible] Feldpredigers Gotthilf Haberkorn", [illegible] in der Charakterzeichnung Hoffnung[illegible] sie zu erfüllen. [illegible]

Geschichte der deutschen Kolonialp[illegible]. Von Dr. Alfred Zimmerm[illegible]. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. [illegible].

Nachdem Zimmermann, der schon [illegible] mehr als zwanzigjährige amtliche Tätigkeit auf kolonialpolitischem Gebiete berufen war, auch als Schriftsteller über diesen Gegenstand Hervorragendes beizubringen, seit 1895 in vier stattlichen Bänden die Entstehung und Entwicklung der außerdeutschen Kolonien geschildert hat, führt er mit diesem fünften Bande sein zugleich grundlegendes und abschließendes Werk „Die europäischen Kolonien" zu Ende: er schildert, ruhig und sachlich, klar und in lebensvoller Anschaulichkeit, von ernster Unparteilichkeit getragen, die

Digitized by Google

Vorgänge, die zum Erwerb der Kolonien des Deutschen Reiches geführt, und die Ereignisse, die sich in ihnen während der ersten drei Jahrzehnte ihres Bestehens abgespielt haben. Die koloniale Geschichte der letzten Jahre ist in einem besonderen Abschnitt behandelt. Die von Hauptmann v. Seefried beigesteuerte chronologische Uebersicht der wichtigsten Ereignisse in den deutschen Kolonien ist eine sehr willkommene Beigabe. Praktiker der Verwaltung und Kolonialwirtschaft, Historiker und Geographen wie Politiker sind die hauptsächlichsten Interessenten für dieses Werk, das als erstes seinesgleichen einen Ehrenplatz in der Wissenschaft verdient.

Dr. Hans Zimmer.

Brüderlein und Schwesterlein. Ein Wiener Roman von E. v. Handel-Mazzetti. Kempten und München, Jos. Kösel. 321 S. M. 4.— (M. 5.—).

Die Verfasserin hat dem Roman die Bemerkung hinzugefügt, daß er „1898 konzipiert, 1901—1902 weitergeführt und in jüngster Zeit abgeschlossen" sei. Im wesentlichen ist es also eine Anfängerarbeit, jedenfalls älter als die Werke, die ihr berechtigten Ruhm eingebracht haben. Aber sie braucht sich dieses Buches gewiß nicht zu schämen. Es ist freilich leicht, vor allem im Vergleich mit ihren späteren Leistungen, Schwächen der Erfindung und der Darstellung herauszufinden, so etwa zu bemängeln, daß die Farben reichlich dick aufgetragen sind, daß äußeren starken Wirkungen zuliebe die innere Wahrscheinlichkeit zuweilen fraglich ist, daß der Charakter des Schwesterleins etwas allzu blutleer erscheint, daß auch manches sprachliche und stilistische Bedenken erregt, aber im ganzen überwiegt doch bei weitem der Eindruck des Tüchtigen. Welch scharfe Beobachtung der heutigen Wiener Gesellschaft und vor allem: welche dramatische Spannung und Wucht in der Durchführung dieser Geschichte von Geld und Liebe, von Glaubensinbrunst und Gemeinheit! H. Brömse.

Das Deutsche Reich. Eine geographische Landeskunde von Dr. W. Ule, Professor für Geographie an der Universität Rostock. Leipzig, Friedrich Brandstetter.

Im Vergleich mit dem Interesse für Geschichte ist dasjenige für die Erdkunde selbst im Kreise der Gebildeten in Deutschland leider ein außerordentlich geringes; man geht kaum über dasjenige hinaus, was für die Benutzung des Fahrplanes erforderlich ist und bei dieser Benutzung erworben werden kann. Freilich scheint der Krieg mit seinem beständigen Hinweise auf die Landkarte hierin eine Veränderung zu Gutem herbeiführen zu wollen. So muß das vorliegende Buch als besonders zeitgemäß angesehen werden. Es weiß in einer schönen und klaren Sprache die gesamte Geographie des Deutschen Reiches zu geben. Anerkennenswert ist besonders, daß der allgemeine Teil (Bodengestalt, Gewässer, Pflanzen- und Tierwelt usw.) eine Darstellung gefunden hat, die ihn für jeden Gebildeten, auch ohne besondere Vorkenntnisse, verständlich und anziehend macht, ohne daß damit den Anforderungen der Wissenschaftlichkeit Abbruch geschieht. Dasselbe Lob verdient die Beschreibung der einzelnen Landschaften, wobei freilich die Aufgabe leichter ist. Nur hätte man hier manchmal eine größere Ausführlichkeit gewünscht, die wohl wegen verständlicher Rücksichten auf den Umfang des Buches nicht gegeben werden konnte. Einen Vorzug des Buches bilden die vielfach wertvollen Karten, insbesondere auch zur Darstellung statistischer Verhältnisse. Freilich sind die Karten einfach in der Ausführung, aber gerade darum außergewöhnlich klar und übersichtlich. Auch die eingestreuten Städte- und Landschaftsbilder sind gut gewählt, so daß sie nicht nur einen reinen Bilderschmuck darstellen, sondern die Zwecke des Buches wesentlich fördern.

A. L.

Landwehrbriefe 1813. Ein Denkmal der Erinnerung an den Burggrafen Ludwig zu Dohna-Schlobitten. Herausgegeben von C. Krollmann. Danzig, A. W. Kafemann. 260 S. M. 7.—.

Der Briefwechsel des Burggrafen Ludwig zu Dohna-Schlobitten mit seiner Gattin und seinem Bruder ist von mehrfacher Bedeutung: er beleuchtet mit kräftigen Schlaglichtern die Zeit von 1812 und 1813, die vaterländische Erhebung im allgemeinen, die Begründung der preußischen Landwehr im besonderen; er erneuert in anschaulicher Form das Andenken wackerer und geistig hochstehender Männer; er vermag zu deutschem Fühlen und Denken zu erziehen. Die meisten der hier gebotenen Briefe waren bisher unveröffentlicht. Der Herausgeber hat sich seiner Aufgabe mit sorgsamer Mühewaltung unterzogen, eine gute Einführung geschrieben und zahlreiche Anlagen hinzugefügt, die zur Erläuterung und Ergänzung der Briefe dienen.

Br.

1914. Ein Tagebuch. Von Eduard Engel. Mit Urkunden, Bildnissen und Karten. Band 1: Vom Ausbruch des Krieges bis zur Einnahme von Antwerpen. Band 2: Von der Einnahme Antwerpens bis zum Ende des Jahres 1914. Braunschweig, Verlag von George Westermann. Preis jedes Bandes M. 5.50.

Eduard Engel, der Verfasser der bekannten Deutschen Literaturgeschichte und der Herausgeber der Deutschen Meisterprosa, hat in dem vorliegenden Buche ein Werk geschaffen,

Digitized by Google

das unbedingt als eines der besten über den Krieg und als Geschichtswerk größten Stils zu bezeichnen ist. In begeisterter und begeisternder Darstellung, in meisterlicher Sprache, sprühend von Geist, dabei mit musterhafter Vollständigkeit der Urkunden wird alles festgehalten, was sonst zum größten Teil verstreut und unwiederbringlich wäre. Engel ist ein guter Patriot und ein temperamentvoller Schriftsteller, und so ist es selbstverständlich, daß er gegen die Niederträchtigkeiten und die Lügen unsrer Feinde ordentlich zu Felde zieht, aber er läßt ihnen auch Gerechtigkeit widerfahren, wo sie es verdient haben. Eines möchten wir noch hervorheben: der Verfasser hatte sich die Aufgabe gestellt, nicht nur die Kriegsgeschichte, sondern auch die Seelengeschichte der größten Zeit Deutschlands und Oesterreichs zu schildern. Das ist ihm glänzend gelungen!

Als Venedig noch österreichisch war. Erinnerungen zweier Offiziere von Paul Rohrer. Stuttgart, Robert Lutz. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.50.

In diesen Tagen, da die österreichisch-ungarische Flotte in kühnen Vorstößen gegen die zahlenmäßig weit überlegene italienische Flotte sich neue reiche Lorbeeren erwirbt, wirkt dies Buch besonders zeitgemäß. Schildert es doch in leuchtenden Farben, mit einer Kraft der Schilderung, die den Leser unwiderstehlich fesselt, Menschen, Zustände und Taten der kleinen Marine der habsburgischen Monarchie aus jener Zeit, da Tegetthoff diese wenigen, nur teilweise den damals modernen Ansprüchen genügenden Schiffe als Oberkommandierender befehligte und zu Siegen führte, die für alle Zeit der Schimmer kühnen Wagemuts und eines fast romantischen Heldentums umleuchtet. — Das Buch ist so entstanden, daß der Herausgeber die eingehenden, anschaulichen Erzählungen zweier österreichischer Offiziere, Friedrich und Max v. Rottauscher, literarisch festhielt. Der jüngere, Max v. Rottauscher, hat das Material für den Hauptbestandteil des Buches, die Schilderungen von der Flotte, gegeben, der ältere, Friedrich, hat den Stoff zu acht (von den sechundzwanzig) Kapiteln beigesteuert, die von seiner Teilnahme als Kaiserkürassierleutnant am böhmischen Feldzug von 1866 berichten. — Der überaus starke, eigenartige Reiz des Buches läßt sich schwer schildern; er beruht auf dem durchaus persönlichen Gepräge dieser Erinnerungen, verbunden mit aufrichtiger Wahrheitsliebe der Berichtenden, die dem Erzählten auch einen bedeutenden dokumentarischen Wert verleiht.

s.

Der junge Friedrich List. Ein schwäbischer Politiker. Biographischer Versuch von Dr. Karl Goeser. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Das vorliegende Buch, das uns das innere Werden wie die äußeren Schicksale Lists bis zu seiner Auswanderung nach Amerika in den großen geschichtlichen und wissenschaftlichen Zusammenhängen schildert, ist ein im besten Sinn zeitgemäßes, nicht nur historisch belehrendes, sondern auch politisch anregendes Buch. Der Biograph gibt dem Bild seines Helden als Hintergrund die innerlich gesunde politische Kultur der alten freien Reichsstädte, aus der List, ein Sohn Reutlingens, hervorgegangen ist und die im scharfen Gegensatz zu der immer unerträglicher und schädlicher werdenden Bureaukratie des altwürttembergischen „Schreiberstaates" stand. Es ist erstaunlich, wieviel List, gefördert durch den klugen, energischen Minister v. Wangenheim, in den Jahren bis 1821 seinem engeren Vaterland durch scharfsichtig erdachte, kühn verfochtene Anregungen, besonders auf dem Gebiet der Gemeindeverfassung, zu geben vermocht hat; nicht minder erstaunlich aber, wie er bei dieser praktischen, der inneren Politik eines Kleinstaats gewidmeten Tätigkeit schon seine weitere, große, dem ganzen Deutschland gewidmete Lebensaufgabe erfaßt und verfolgt, das „im Dienste großer Zukunftsarbeit schaffende Prophetentum des Politikers" (wie Goeser es treffend und schön bezeichnet). Wie sein Geist, den kein Widerstand brechen, keine Hemmung einengen konnte, bis zum Abschluß seiner ersten Lebenshälfte sich entwickelte, seine Weltanschauung und Lehre sich ausbaute, das kann man in der Darstellung Goesers genau verfolgen, der ihn als den „(wirtschafts)politischen Weiterbildner des deutschen Idealismus", als Jünger und Nachfolger des Freiherrn vom Stein schildert und besonders interessant herausarbeitet, wie List die romantische Staats- und Wirtschaftslehre überwindet, indem er doch ihr Richtiges, Positives übernimmt.

— r.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Bachem, Dr. Julius, Zur Jahrhundertfeier der Vereinigung der Rheinlande mit Preußen. Köln, J. P. Bachem. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Bauer, Karl, Führer und Helden. Federzeichnungen. Leipzig, B. G. Teubner.

Berling, Karl, Die Meißner Porzellangruppen der Kaiserin Katharina II. in Oranienbaum. Dresden, C. Heinrich. Geb. M. 15.—.

Bernstein, Eduard, Die Internationale der Arbeiterklasse und der europäische Krieg. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. 50 Pf.

Bischoff, Diedrich, Die Macht des Wahnes. Leipzig, Bruno Zechel, 50 Pf.

Bratter, C. A., Prinz-Nihilist. Berlin, Robert Markiewicz' Verlag. M. 1.50.

Bredow, Heinrich, Lodernde Flammen. Kriegsgedichte. Hamburg, C. Erich Behrens' Verlag. 10 Pf.

Bücher, Dr. Karl, Unsere Sache und die Tagespresse. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. M. 1.—.

Chamberlain, Houston Stewart, Die Zuversicht. München, F. Bruckmann A.-G. 50 Pf.

Chronik des Deutschen Krieges. Band II. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Geb. M. 2.80.

Conrad, Heinrich, Napoleons Haß und Kampf gegen England. Stuttgart, Robert Lutz. M. 1.20.

Consentius, Ernst, Bürgers Gedichte. I. und II. Teil. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Cornicelius, Max, Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. Jahrgang 9, Heft 7 bis 12. Leipzig, B. G. Teubner.

Der Luftkrieg 1914—1915. Leipzig, Hesse & Becker. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.—.

Deutsche Kriegsklänge. 2. Heft. Leipzig, K. F. Köhler.

Diederich, Prof. Dr. Benno, Preußens Aufgang. Braunschweig, George Westermann. M. 2.60.

Diercks, Dr. G., Hie Allah! Das Erwachen des Islam. Berlin, Karl Curtius. M. 1.50.

Dietrich, Rudolf, Unser Handel mit unsern Feinden. München, Duncker & Humblot. M. 1.50.

Erdös, Renée, Die Perlenschnur. Saarlouis, Hausen, Verlagsgesellschaft m. b. H. M. 3.—.

Frank, Reinhard, Die belgische Neutralität. Tübingen, J. C. B. Mohr. 75 Pf.

Fried, Alfred H., Die Friedenswarte für zwischenstaatliche Organisation. Heft 3/4. Wien, Selbstverlag.

Frisch, Prof. Dr. Hans, Der Krieg im Wandel der Jahrtausende. München, Duncker & Humblot. M. 1.—.

Goebel, Heinrich, Deutsche Sturmflut. Kriegsnovellen 1914/15. Berlin, Morawe & Scheffelt. M. 1.—.

Hagemann, Dr. Georg, Logik und Noetik. Neu bearbeitet von Dr. Adolf Dyroff. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Geh. M. 4.—, geb. M. 4.60.

Hammer, W. A., Aus der Kriegszeit. Gedichte. Wien, Carl Fromme. Kr. 1.—.

Hampe, K., Belgiens Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.50.

Handbuch für Heer und Flotte. Lieferung 76, 77, 78. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. à M. 2.—.

Hettner, Alfred, Englands Weltherrschaft und der Krieg. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. M. 3.—, geb. M. 3.80.

Hoffmann, Dr. Jakob, Werde ein Mann! Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. Geh. M. 1.60, geb. M. 2.—.

Jacoby, Dr. C., Die Flechten Deutschlands und Oesterreichs als Nähr- und Futtermaterial. Tübingen. J. C. B. Mohr. Geh. 30 Pf.

Jacoby, Dr. C., Die Lager von Renntierflechte und ihre Verwertung als Futter. Tübingen, J. C. B. Mohr. 30 Pf.

Jaques, Hermann, Der neue Werther. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus G. m. b. H. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Kaplun-Kogan, Wlad. W., Der Krieg. Eine Schicksalsstunde des jüdischen Volkes. Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag. 80 Pf.

Kirchhoff, Hermann, Der Seekrieg 1914—1915. Leipzig, Hesse & Becker. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.—.

Kirchrath, Anton, Krieg dem deutschen Handel. Neue Folge. Aus dem Englischen übersetzt von Reinhold Anton. Leipzig, Otto Gustav Zehrfeld. M. 1.—.

Klaje, Prof. Dr. Hermann, Pommern im Jahre 1813. 2. Teil. Kolberg, Dietz & Maxerath. M. 1.50.

Knabe, Dr. K., Der Weltkrieg und die deutsche Schule. Leipzig, K. F. Köhler. 40 Pf.

Korte, Theodora und **Hans Hoppe,** Zeitgesänge. 2. Auflage. Papenburg, Emsland Verlag Heinrich Rohr. 50 Pf.

Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier. Heft 8 und 9. Preis je 25 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. (Diese ausführlichen, aus dem Großen Hauptquartier stammenden Berichte sind die ersten und wichtigsten Bausteine zu einer Geschichte des Krieges. Ihre Anschaffung und vollständige Sammlung empfiehlt sich daher für jedermann.)

Kriegshefte aus dem Industriebezirk. 6. Heft: Hasbagen, Justus, England und Japan seit Schimonoseki. 7. Heft: Günther, Dr. Ernst. Die wirtschaftlichen Hilfskräfte Deutschlands und seiner Hauptgegner. Essen, G. D. Baedeker. à 80 Pf.

Lamprecht, Karl, Neue Schule, neue Erziehung. Ein Vortrag. Leipzig, K. F. Köhler. 30 Pf.

Li Hung Tschang. Memoiren. Berlin, Karl Siegismund. Brosch. M. 6.—, geb. M. 7.—.

London-Untermann, J., Vor Adam. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. Geh. M. 1.80, geb. M. 2.80.

Marie Wegrainer, Der Lebensroman einer Arbeiterfrau. München, Delphin-Verlag. Geh. M. 2.50.

Mehlis, Dr. Georg, Lehrbuch der Geschichtsphilosophie. Berlin, Julius Springer. Geh. M. 20.—, geb. M. 23.—.

Digitized by Google

Meinecke & Bigener, Historische Zeitschrift. 114. Band, 3. Heft. München, R. Oldenbourg.
Müller, Dr. Raimund, Der Stern von Ys. Eine Sage. Wien IX, Technologisches Gewerbemuseum.
Müller-Guttenbrunn, Adam, Völkerkrieg. Graz, Ulr. Mosers Buchhandlung. M. 1.40.
Münsterberg, Hugo, The Peace and America. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. Brosch. M. 1.60.
Natur und Gesellschaft. Band II, 5. Heft. Berlin-Charlottenburg, Soziologischer Verlag.
Norddeutsche Monatshefte. Heft 6. Hamburg, Drei Türme Verlag G. m. b. H. à 50 Pf.
Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. 1. Heft. München, G. Franz.
Oßwald, P., Belgien. Leipzig, B. G. Teubner.
Peez, Alexander v., England und der Kontinent. Wien, Carl Fromme G. m. b. H.
Polen. Wochenschrift für polnische Interessen. Nr. 27, 1. Jahrgang. Wien I, Hermann Goldschmiedt G. m. b. H.
Potthoff, Heinz, Volk oder Staat? Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag. M. 1.—.
Rickert, Heinrich, Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. M. 2.75, geb. M. 3.75.
Rickert, Heinrich, Zur Lehre von der Definition. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. M. 2.25, geb. M. 3.—.
Roethe, Gustav, Von deutscher Art und Kultur. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 80 Pf.
Rohrbach, Paul, Bismarck und wir. München, F. Bruckmann A.-G. M. 1.—.
Rudolph, Hermann, Die zehn Hauptlehren der theosophischen Weltanschauung. Leipzig, Theosophischer Kultur-Verlag. 30 Pf.
Sager, Dr. Adolf, Zeppelin. Der Mensch, Der Kämpfer, Der Sieger. Stuttgart, Robert Lutz. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.
Salzmann, Walter, Der sorgenfreie Kriegsinvalide. Cassel, Friedr. Lometsch. Geh. 25 Pf.
Schaffner, Jakob, Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. Geh. M. 2.25, geb. M. 3.—.
Schaukal, Richard, Eherne Sonette. 1914. Gesamtausgabe. München, Georg Müller.
Schilling, Heinar, Die zwanzig Gedichte. Dresden, F. Emil Boden G. m. b. H.
Schliep, Ludwig, Im Julifeldzug 1913 auf dem Balkan. Berlin, Gebrüder Paetel.
Schmidt, Otto Eduard, Eine Fahrt zu den Sachsen an die Front. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. M. 1.20.
Schneider, Alexander, Kriegergestalten und Todesgewalten. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Geb. M. 5.—.
Schöttler, Horst, Deutsche Art. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. Geb. M. 3.—.
Sorge, Reinhard Johannes, Metanoeite. Drei Mysterien. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.50.
Spielmann, Dr. C., Der Weltkrieg 1914/15. 1. Teil. Die Vorgeschichte und die ersten Kriegsmonate. Halle a. S., Hermann Gesenius. 80 Pf.
Stengel, Dr. Karl v., Zur Frage der wirtschaftlichen und zollpolitischen Einigung von Deutschland und Oesterreich-Ungarn. München, Georg D. W. Callwey. Geh. 75 Pf.
Stern, Dr. Norbert, Mode und Kultur. Dresden, Expedition der Europäischen Modenzeitung. Band I. M. 15.—. Auch brosch. in 12 Lieferungen à M. 1.20.
Technik für Alle. Heft 1 und 2. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. Vierteljährlich M. 1.25.
Thorsch, Dr. Berthold, Soziale Entwicklung und Umbildung der Volkswirtschaft. Dresden, Carl Reißner.
Tönnies, Ferdinand, Deutschlands Platz an der Sonne. Berlin, Julius Springer. 50 Pf.
Totentanz 1914/15. Aus dem Skizzenbuch eines Feldarztes. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. M. 1.—.
Ulmann, Heinrich, Geschichte der Befreiungskriege 1813—14. 2. Band. München, R. Oldenbourg. Geb. M. 10.—.
Umschneider, Adolf, Südwestafrikanische Skizzen. Leipzig, W. Härtel & Co. Nachf.
Unsere Offiziere. Episoden aus den Kämpfen der österr.-ung. Armee im Weltkrieg 1914/15. Wien, Manzsche Hof-, Verlags- und Univ.-Buchhandlung. Geh. M. 4.50, geb. M. 5.50.
Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. 7. Band. Heft 3. Das Deutsche Volk und der Osten. Von D. Schäfer. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. M. 1.—.
Wach, Dr. Adolf, Grundfragen und Reform des Zivilprozesses. Berlin, Otto Liebmann. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.
Wagner, Richard, Was ist deutsch? Ausgewählt von Professor R. Sternfeld. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.50.
Wiese, Leopold, Politische Briefe über den Weltkrieg. München, Duncker & Humblot. M. 2.—.
Windelband, Wilhelm, Präludien. 1. und 2. Bd. Tübingen, J. C. B. Mohr. à M. 10.—.
Wolzendorff, Kurt, Politische Kriegsfürsorge. Marburg a. L., Verlag der Christl. Welt. 50 Pf.
Zeit-Echo. Ein Kriegs-Tagebuch der Künstler. Nr. 2. München, Graphik-Verlag. à 50 Pf.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Deutsche Kriegsklänge 1914/15

Erstes und zweites Heft

Ausgewählt von

Johann Albrecht Herzog zu Mecklenburg

1. **Feldpostausgabe**, Preis jedes Heft versandfertig (portofrei ins Feld zu senden) 40 Pfg.
2. **Buchausgabe** in eleg. Pappbd. Preis je 1.20 M.
3. **Liebhaberausgabe** auf Büttenpapier in Leder gebunden, 150 handschriftlich vom Herzog Johann Albrecht signierte Exemplare Preis je 15 M.

Herzog Johann Albrecht, der frühere Regent von Braunschweig, ist als Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft weithin als förderer der deutschen Sache bekannt. Die von ihm ausgewählten Gedichte, denen sich weitere Fortsetzungen anschließen werden, sollen in ernster und heiterer Abwechselung die Taten und Stimmungen widerspiegeln, die in dem jetzigen Riesenkampf um unsere Freiheit die Seele unseres Volkes ergriffen und durchbebten.

Verlag von K. F. Koehler / Leipzig

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

In neuen Auflagen liegen vor:

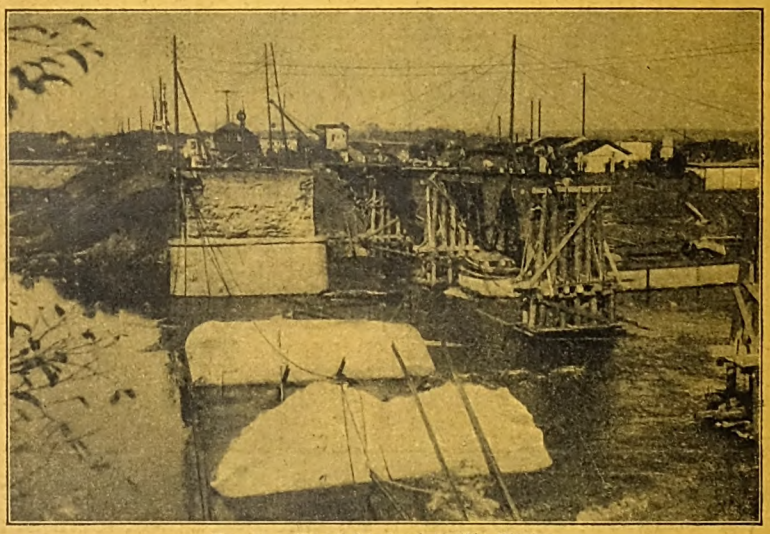
Im polnischen Winterfeldzug
mit der Armee Mackensen

Von **Fritz Wertheimer**

Mit zahlreichen photographischen Aufnahmen und 1 Umschlagbild von Ludwig Putz

4. Auflage. Geheftet M 3.–, gebunden M 4.–

„Eindrücke und Erlebnisse auf dem östlichen Kriegsschauplatze, die zu den besten Schilderungen gehören, die wir von Kriegsberichterstattern gelesen haben. Ihre Lektüre hat uns einen vollen Genuß bereitet. Der Verfasser weiß viel vom Geist unserer Truppen, von der Rauheit des Kriegshandwerks und von echt menschlichen, rührenden Zügen unserer Soldaten zu erzählen. Mit einem Wort: eines der besten Bücher über die Ereignisse auf dem östlichen Kriegsschauplatz."
(Augsburger Postzeitung.)



Bau einer Maasbrücke durch deutsche Pioniere
Illustrationsprobe aus Binder, Mit dem Hauptquartier nach Westen

Mit dem Hauptquartier nach Westen
Aufzeichnungen eines Kriegsberichterstatters

Von **Heinrich Binder**

Mit 40 photographischen Aufnahmen, 1 Kartenskizze und 2 schematischen Darstellungen im Text

4. Auflage. Geheftet M 3.–, gebunden M 4.–

„Ein kluger und hellsehender Mann berichtet in diesem Buche, was er in dem ersten Teil des Krieges, der Eroberung Belgiens, gesehen hat. Er hat eine außerordentlich starke Beobachtung, eine subjektive und deshalb interessante Weise, die Dinge zu fassen, und einen lebhaften und gewandten Stil. Überall klingen uns Namen entgegen, die wir vor Monaten mit Zittern oder mit Begeisterung genannt haben; überall erleben wir all die reizenden kleinen Züge mit, die den Mitkämpfern den Krieg erträglich machen und die Mannesfreundschaften gründen."
(Hamburger Fremdenblatt.)

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Diesem Hefte ist ein Prospekt der **Politik, Verlagsanstalt und Buchdruckerei** in **Berlin** beigegeben, der hiermit gefl. Beachtung empfohlen wird.

Title page

Vierzigster Jahrgang | September 1915 | Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

HARVARD COLLEGE
SEP 25 1915
CAMBRIDGE, MASS.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Dr. **Freiherr v. Jettel**: Albanien 241

Scheich Abdul-Asis Tschawisch: Der Islam und Deutschland. Wie soll man sich die Zukunft des Islams denken? 249

W. Reiche (Wiesbaden): Der französische General Champion, ein Anhänger Kaiser Wilhelms I. 253

Prof. Dr. **H. Guthe** (Leipzig): Französische und englische Pläne im vorderen Orient 258

Dr. phil. **W. Koester** (Münster): E. M. Arndt über die Erbkaiserpartei und über die deutsche Einigung. Ungedruckte Briefe Arndts 267

Prof. Dr. **Bernhard Fehr**: Der englische Machtbegriff 282

Prof. **Karl B. Hofmann** (Graz): Die sakrale Rolle des Wassers 287

K. Th. Zingeler (Sigmaringen): Fürst Karl Anton von Hohenzollern in seiner Politik. Aus Briefen an ihn und von ihm (Schluß) 301

Karl Mollenhauer: Dorpat-Jurjew. Erinnerungen aus der Studienzeit . . . 311

Dr. **Max B. Weinstein**: Die Zusammenhanglosigkeit und Verbindung in der Welt 318

Robert Albert (Klein-Zschachwitz bei Dresden): Einer der letzten Frühdeutschen 324

Dr. **Heinr. Schierbaum** (Burgsteinfurt): Lenaus Geistesumnachtung. Sein Aufenthalt in Winnenthal. Mit unveröffentlichten Briefen des Hofrats Dr. med. Zeller 328

Dr. **Maximilian Lewels**: Buchara 340

Berichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte. **Raimund Friedrich Kaindl** (Wien): Die Deutschen in Ungarn 350

Literarische Berichte 353

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 356

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig
1915
Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig. **Anzeigen** Bei größeren Aufträgen angemessener Rabatt. Prospektbeilagen nach Tarif.
Inseratannahme bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, u. sämtl. Annoncenexpeditionen des In- u. Auslandes

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
Dividendenzahlungen an die Versicherten in den beiden Kriegsjahren mehr als 15 Millionen Mark.
Mitversicherung der Kriegsgefahr.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei
Schlaflosigkeit und Nervosität
In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier

Erscheinen in zwanglosen Heften zum Preise von je 25 Pf.

Neue Hefte:

8. Die Schlacht in Galizien: Von Przemysl bis Lemberg. Mit zwei Karten.
9. Ypern — Les Eparges — Ban de Sapt. Mit drei Karten.
10. Neues vom Feldmarschall Hindenburg. Mit einer Karte.
11. Die Argonnenkämpfe vom 20. Juni bis 2. Juli u. vom 13./14. Juli 1915. Mit vier Karten.

„Die Darstellung ist durchweg anziehend und wird auch denjenigen fesseln, dem der allgemeine Verlauf aus den mannigfachen in zeitlicher Ordnung gegebenen Übersichten genau bekannt ist. Denn er erfährt hier eine Fülle belangreicher und packender Einzelheiten ... Die dankenswerte Sammlung sei bestens empfohlen."
(Literarisches Zentralblatt, Leipzig.)

Ein Verzeichnis der früher erschienenen Hefte der Sammlung ist kostenlos von jeder Buchhandlung zu erhalten; auf Wunsch auch direkt durch die

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Albanien

Von

Dr. Freiherrn v. Zettel

Die Londoner Botschafterreunion, die mit einigen Unterbrechungen vom 16. Dezember 1912 bis zum 9. Juni 1913 tagte, vermochte keines der ihr unterbreiteten Probleme: Albanien, wirtschaftlicher Zugang Serbiens zum Meere und ägäische Inseln, zu einer befriedigenden Lösung zu bringen. Am wenigsten haben sich ihre Beschlüsse hinsichtlich der Zukunft Albaniens bewährt. In der großen Oeffentlichkeit weiß man herzlich wenig von diesem Lande, höchstens, daß die Albanesen vermöge ihrer kriegerischen Eigenschaften sowohl dem Sultan als den Bourbonen in Neapel als Leibgarde dienten, aber kaum, daß Wallenstein sich ihrer als einer Art von Landsknechten gegen die Türkei bedienen wollte. Dann hat man vielleicht von Skanderbeg (Georg Kastriota) gehört, der durch dreißig Jahre den Türken widerstand, und von Ali-Pascha von Janina, dem von Byron verewigten „ehrenwerten Freunde" Napoleons, der später als Rebell geächtet und enthauptet wurde. Albanien war seit langem ein Sorgenkind der Türkei. Seine wilde, unbotmäßige Bevölkerung zeigte sich jeder staatlichen Ordnung abhold, widerstrebte jedem Versuche, die althergebrachten Sitten und — Unsitten anzutasten. Von jeher genoß es eine Sonderstellung. Das Vilajetsgesetz von 1880 sollte nicht auf Albanien Anwendung finden, ebensowenig die mazedonische Reform auf die albanesischen Sandschaks des Vilajets Monastir.

Als die beiden an den Vorgängen auf dem Balkan seit jeher am nächsten interessierten Mächte, Oesterreich-Ungarn und Rußland, angesichts der Gefahr schwerer Komplikationen, welche die Unruhen Mitte der siebziger Jahre heraufbeschworen, miteinander in Fühlung traten, um sich über ihr Verhalten zu verständigen, wurde zum ersten Male, neben Bulgarien und Rumelien, auch Albaniens gedacht. Nach dem Reichsstädter Uebereinkommen vom 20. Juni 1876, wie nach den Budapester Abmachungen vom März 1877 sollten diese drei Gebiete, wenn das ottomanische Reich in Europa zusammenbräche, autonome Staaten bilden, Thessalien, Epirus und Kreta aber an Griechenland fallen. Italien scheint von diesem damals geheimgehaltenen Abkommen Kunde erhalten zu haben und fürchtete offenbar, daß zwischen den beiden Mächten ein förmlicher Teilungsvertrag zu-

Copyright 1915 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

standegekommen sei. Am 22. April 1877 ließ sich der damalige Minister des Aeußern, Melegari, in der Deputiertenkammer über die Balkanfragen interpellieren. Seine Antwort lautete, Italien sei nach keiner Seite gebunden, es könne aber unter Umständen vorteilhaft sein, auf Rußlands Seite zu treten, um auch für Italien etwas von der türkischen Beute zu erhaschen. Man erzählte sich schon damals, Italien habe sein Auge auf Albanien geworfen. Das römische Kabinett regte damals in Wien einen Ideenaustausch über die orientalische Frage an, worauf aber Graf Andrássy nicht einging. Die Ungewißheit der Lage, wie nicht minder die Befürchtung, es könnte in Frankreich eine konservative Regierung ans Ruder kommen, die die römische Frage wieder aufs Tapet brächte, veranlaßte die italienische Regierung, den damaligen Präsidenten der Kammer, Francesco Crispi, im Herbst 1877, in geheimer Mission an die europäischen Höfe zu entsenden. In dem von seinem Neffen Palamenghi Crispi veröffentlichten Berichte über die Ergebnisse seiner Rundreise, die ihn mit den leitenden Staatsmännern Frankreichs, Englands, Deutschlands und Oesterreich-Ungarns in Berührung brachte, erzählt Crispi bekanntlich u. a., daß sowohl der damalige englische Minister des Aeußern, Lord Derby, als Fürst Bismarck auf seine Einwendungen gegen die Ueberlassung Bosniens an Oesterreich-Ungarn die gleiche Antwort gegeben hätten: „Nehmen Sie sich doch Albanien." Weder in den „Gedanken und Erinnerungen" noch sonst in der reichen Bismarckliteratur wird der Begegnung des deutschen Reichskanzlers mit Crispi und insbesondere einer solchen Aeußerung Erwähnung getan, und selbst von italienischen Schriftstellern wird die Richtigkeit dieser Behauptung in Zweifel gezogen. Wie dem auch sei, von da an tritt Italien als Interessent an dem Schicksale Albaniens auf den Plan. Zur Verwirklichung seiner Absichten dienten ihm zwei Mittel. Zunächst mußte es trachten, die Albanesen nicht zur Ruhe kommen zu lassen, anderseits seinen gefährlichsten Konkurrenten, Oesterreich-Ungarn, im Schach zu halten. Das Mittel dazu sollte sich bald bieten.

Gelegentlich des Besuches Kaiser Franz Josephs in St. Petersburg fand ein Gedankenaustausch zwischen den beiderseitigen Ministern des Aeußern statt, dessen Ergebnis in übereinstimmenden Noten an die Regierungen der Balkanstaaten vom 29. April 1897 ihren Ausdruck fand. Von diesem Schritte wurde den beiden andern Mitgliedern des Dreibundes Mitteilung gemacht. Im November desselben Jahres begab sich Graf Goluchowski nach Monza, um sich dem Könige von Italien vorzustellen. Dort fanden sich auch die italienischen Minister Visconti Venosta und Rudini ein. Es kam zu einer Aussprache über die Fragen der auswärtigen Politik, insbesondere über die Balkanfragen. Graf Goluchowski erklärte, Oesterreich-Ungarn habe in Albanien nur die Absicht, beruhigend und aufklärend zu wirken. Für den Fall aber, daß sich der Statusquo in der Türkei nicht mehr aufrechterhalten ließe, sei sein Ziel die Gewährung einer Autonomie an Albanien unter der Oberherrschaft der Pforte. Die österreichisch-ungarische Regierung sei bereit, ihren Konsuln entsprechende Weisungen zukommen zu lassen und ihnen aufzutragen, mit den italienischen Konsuln in diesem Sinne zusammen-

Digitized by Google

zuwirken. Die Erklärung des Grafen Goluchowski schien den italienischen Ministern einen Stein vom Herzen zu wälzen. Sie erklärten, sich dieser Auffassung auch ihrerseits nun durchaus anschließen zu können. Der König empfing den Minister am folgenden Tage nochmals in Audienz, verlieh ihm den Annunziatenorden, es kam zur üblichen Umarmung, und alles schien in schönster Ordnung zu sein. Drei Jahre später erst trat der damalige italienische Botschafter Graf Nigra an den Grafen Goluchowski mit der Frage heran, ob er etwas dagegen einzuwenden hätte, daß die damals getroffene Abmachung der Oeffentlichkeit übergeben werde, welche Frage der Minister verneinte. So konnte Visconti Venosta am 18. Dezember 1900 in Beantwortung einer offenbar bestellten Interpellation der italienischen Deputiertenkammer von dem Uebereinkommen Mitteilung machen. Die albanesische Frage stand eben damals wieder in Italien auf der Tagesordnung und gab Anlaß zu lebhaften Erörterungen. Der Moloch mußte also gefüttert werden, wenn nicht mit Taten, so doch mit Versprechungen. Oesterreich-Ungarn und Italien, sagte der italienische Minister, hätten Gelegenheit gehabt, ihre beiderseitigen Interessen an der türkischen Küste des Adriatischen Meeres zu erörtern und zu erkennen, daß diese Interessen ihren Schutz in der Erhaltung des territorialen Statusquo haben. Der italienische Botschafter erhielt den Auftrag, den Wortlaut dieser Aeußerung zur Kenntnis des Wiener Kabinetts zu bringen und gleichzeitig eine präzisere Fassung des Abkommens anzuregen, und zwar in drei Punkten: 1. Aufrechterhaltung des Statusquo, solange es die Umstände gestatten, 2. für den entgegengesetzten Fall gemeinsame Bemühungen im Sinne einer Autonomie Albaniens, 3. beiderseitige Geneigtheit, so oft sich ein Anlaß dazu ergibt, Mittel und Wege zu suchen, um die beiderseitigen Interessen in Einklang zu bringen und zu wahren. Graf Goluchowski beantwortete die italienische Mitteilung, indem er die Richtigkeit der Wiedergabe des getroffenen Abkommens bestätigte. Albanien sollte also, wie Tittoni sich einmal ausdrückte, für beide Teile ein Noli me tangere sein. Damit war Italien gegen unangenehme Ueberraschungen von dieser Seite gesichert. Im folgenden Jahre, 1902, begab sich Graf San Giuliano, der damals noch nicht Minister des Aeußern war, nach Albanien und berichtete einem italienischen Blatte über die Ergebnisse seiner Reise. In einem seiner Briefe gibt er dem Zweifel Ausdruck, ob das albanesische Volk alle nötigen Eigenschaften besitze, um einen selbständigen Staat zu gründen. Und aus Janina schreibt er, die Südalbanesen besäßen kein nationales Bewußtsein und vermöchten nicht, sich zu einem ethnisch-patriotischen Ideale aufzuschwingen. Damit sollte wohl gesagt sein, sie würden sich ebenso leicht Griechenland anschließen als jeder andern Macht, „die sie zu nehmen versteht", wie Bérard in seinem Werke „Pro Macedonia" sagt. Französische Publizisten beschäftigten sich um jene Zeit überhaupt viel mit Albanien, so Loiseau, Gravier, Lamouche, Degrand, und zwar in kaum weniger italienfreundlichem Sinne als die Italiener selbst, wie Lorechio, Mantegazza, Guicciardini, Galanti u. a.

Die blutigen Wirren auf dem Balkan, die schließlich zu dem österreichisch-russischen Reformprojekt vom Oktober 1903 führten, griffen auch auf Albanien

Digitized by Google

hinüber. In Italien war man sofort unruhig geworden, und — es war zur Zeit des dreibundfeindlichen Ministeriums Zanardelli-Prinetti — von der Regierungsbank fiel damals angeblich die beruhigende Erklärung, Italien könne bei der Wahrung seiner Ansprüche, Rechte und Interessen am andern Ufer der Adria der Unterstützung Frankreichs und Englands sicher sein. Das Jahr 1904 brachte den Russisch-Japanischen Krieg. Was war näherliegend als die Befürchtung, Oesterreich-Ungarn könnte das Engagement Rußlands im fernen Osten benützen, um auf dem Balkan eine Diversion zu machen und den Interessen Italiens nahezutreten! Wie der Schelm ist, so denkt er von den andern. Ricciotti Garibaldi richtete deshalb einen Aufruf an die Balkanslawen, gemeinsam mit Italien ihre Interessen zu schützen. Allein es kam anders. In Oesterreich-Ungarn dachte niemand daran, sich in Abenteuer zu stürzen und etwa die italienischen Interessen zu gefährden. Zum Ueberflusse trafen sich im April die beiden Minister des Aeußern in Abbazia, und es gelang scheinbar, den letzten Rest von Mißtrauen zu zerstreuen. Am 14. Mai erklärte Tittoni in der Kammer, Italien sowohl als Oesterreich-Ungarn läge nichts ferner als der Gedanke an eine Besetzung oder Teilung türkischer Gebiete. Oesterreich-Ungarn habe wiederholt erklärt, daß es ganz und gar nicht an eine territoriale Vergrößerung denke, die bezüglich Albaniens gegen das Spezialabkommen gegenseitiger Nichteinmischung verstoßen würde.

In den nächsten Jahren war die Aufmerksamkeit durch die Bandenkämpfe in Mazedonien und durch die Reformtätigkeit der Mächte vollauf in Anspruch genommen. Die albanische Frage trat demgegenüber in den Hintergrund. Als aber im Juli 1908, durch die in Reval verabredeten russisch-englischen Teilungspläne veranlaßt, in der Türkei die Revolution ausbrach und alles von oberst zu unterst geworfen wurde, blieb begreiflicherweise auch Albanien von der Bewegung nicht unberührt. Das jungtürkische Regime, das auf eine Zentralisierung der Verwaltung hinausging, stieß bei den Albaniern auf entschiedenen Widerstand. Von Montenegro unterstützt, wo seit langem jeder Malissore, der nach Cettinje kam, vom Fürsten empfangen und mit einem Geldgeschenk entlassen wurde, erhoben sich im Frühjahr 1910 zuerst die Bergstämme Nordalbaniens gegen die Türkei, und ihnen schlossen sich dann die Bewohner der angrenzenden Gebiete an. Turghut Schefket-Pascha gelang es wohl, den Aufstand zu unterdrücken, indem er an die zwangsweise Entwaffnung der Albaniern schritt; allein unter der Asche glomm er weiter. Die österreichisch-ungarische Regierung ließ es an Warnungen in Konstantinopel nicht fehlen und trachtete anderseits, auf die Albanier beruhigend einzuwirken. Sie mögen sich, wurde ihnen gesagt, der legitimen Gewalt unterwerfen und nicht, fremden Einflüsterungen Gehör schenkend, einen Kampf fortsetzen, der höchstens andern zugute kommen könnte. Es bedurfte einiger Zeit, bis die Pforte diesen wohlmeinenden Ratschlägen Gehör schenkte und ernstlich daranging, der Aufstandsbewegung in Albanien durch entsprechende Zugeständnisse ein Ende zu machen. Aber es war zu spät. Vielleicht gerade angeregt durch diese einseitige Aktion zugunsten der Albanier, nahmen die vier

Digitized by Google

Balkanstaaten das Schicksal ihrer noch unter türkischer Herrschaft stehenden Konnationalen selbst in die Hand und entrissen der Türkei nach blutigen Schlachten den größten Teil ihres europäischen Besitzes. Das infolge der damaligen Kurzsichtigkeit der jungtürkischen Regierung wehrlos gewordene Albanien fiel fast ohne Kampf in die Hände der Nachbarstaaten, unter denen es ja nach den vorher unter ihnen getroffenen Abmachungen geteilt werden sollte.

Die Londoner Botschafterreunion übernahm die dornenvolle Aufgabe, nachdem die Waffen gesprochen hatten, die Grundlagen für eine Neuordnung der Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel zu suchen. Eines der schwierigsten Probleme war das albanische. Frankreich schlug vor, die Verwaltung des Landes einer internationalen Kommission mit einem Oberkommissär an der Spitze anzuvertrauen, während die damaligen Dreibundmächte sich dafür einsetzten, sofort ein selbständiges autonomes Fürstentum zu schaffen. Ihr Vorschlag drang durch. Es wurde ein umfangreiches Statut für den neuen Staat vereinbart, der neutral sein und der Suzeränität des Sultans unterstehen sollte. Große Schwierigkeiten bot die Abgrenzung des Landes. Rußland und seine Alliierten wollten es auf ein möglichst kleines Gebiet einschränken, wogegen Oesterreich-Ungarn und Italien darum zu tun war, ein halbwegs lebensfähiges Gebilde ins Leben zu rufen. Erst nach monatelangen Verhandlungen gelang es, wenigstens über die Nord- und Ostgrenze sich zu verständigen. Schließlich fand man auch einen Herrscher für das neue Land, der sich nach einigem Zögern entschloß, sich dem schwankenden Schifflein anzuvertrauen. Er sollte aber wenig Freude erleben. Jungtürkische Agitationen, die Umtriebe Essad-Paschas, die offene Gegnerschaft zwischen den Vertretern Oesterreich-Ungarns und Italiens, vor allem aber der Mangel an genügenden Geld- und Machtmitteln ließen in ihm den Entschluß reifen, nach kaum sechs Monaten der Herrschaft das Land wieder zu verlassen und die Zügel der Regierung in die Hände der internationalen Kontrollkommission zurückzulegen. In Rom wurde die Abreise des Fürsten in einem offiziellen Kommuniqué veröffentlicht und daran die Warnung geknüpft, daß eine Besetzung albanischen Gebietes durch die Montenegriner, Serben oder Griechen gegen die Beschlüsse der Londoner Konferenz verstieße und daß sie ihr zu Unrecht erworbenes Gut wieder herausgeben müßten. Was aber Valona anbelangt, würde Italien seine Besetzung durch Epiroten unter keinen Umständen zugeben. Wie man in Rom vorausgesehen hatte, wiederholte sich das Spiel wie zur Zeit des Balkankrieges. Die Nachbarstaaten betrachteten Albanien als herrenloses Gut. Montenegro bemächtigte sich Skutaris, die Serben zogen gegen Durazzo, und die Griechen rückten neuerdings in die ihnen vorenthaltenen Gebiete Südalbaniens ein. Dabei gab es ein heiteres Intermezzo, eine erbitterte Preßkampagne zwischen Italien und Rußland, das seinen südslawischen Schützlingen dieselben Landstriche zugedacht hatte, auf die jetzt Italien Anspruch erhob. Denn neben Montenegro, Serbien und Griechenland trat nun Italien, nicht mehr als heiliger Michael mit dem Schwerte, als Hüter der Vertragstreue, eine Rolle, die ihm schlecht anstünde, sondern als förmlicher Prätendent offen hervor,

Digitized by Google

wenigstens als Ansprecher auf die einzig wertvolle Küste Albaniens, vor allem auf Valona. Nur Oesterreich-Ungarn konnte seine Pläne durchkreuzen, und das war in einen schweren Krieg verwickelt. Immerhin mußte man sich mit ihm anstandshalber auseinandersetzen. Ueber die Peripetien der bezüglichen Verhandlungen gibt das österreichisch-ungarische Rotbuch interessanten Aufschluß. Am 28. August, kaum vier Wochen nach Kriegsbeginn, teilte der italienische Botschafter dem Grafen Berchtold im Auftrage seiner Regierung mit, daß die englische und die französische Regierung in Rom erklärt hätten, Valona nicht okkupieren zu wollen. Eine Woche später läßt Sonnino auf dem Umwege über Berlin die österreichisch-ungarische Regierung wissen, Italien würde sehr gerne, natürlich nur im Einvernehmen mit Oesterreich-Ungarn und Deutschland und um die Abmachungen über Albanien aufrechtzuerhalten, die Insel Saseno in der Bucht von Valona besetzen, diese Maßregel würde aber einen rein vorübergehenden Charakter besitzen. Am 29. September erklärte die italienische Regierung eine Expedition nach Valona als ganz ausgeschlossen, es sei denn, daß epirotische Streitkräfte sich des Ortes bemächtigen würden, dann könnte Italien die in diesem Punkte sehr empfindliche öffentliche Meinung (den Moloch!) nicht ignorieren. Die österreichisch-ungarische Regierung antwortete darauf, sie würde eine Besetzung Valonas als Bruch des albanischen Akkords ansehen und müßte sich vorbehalten, entweder die Herstellung der Parität in Albanien anzustreben oder Valona als Kompensationsobjekt für etwaige territoriale Erwerbungen auf dem Balkan zu betrachten. Am 19. Oktober erklärt die italienische Regierung, in Anbetracht des Vormarsches griechischer Truppen auf Argyrokastro und die Treibereien Essad-Paschas sehe sie sich, damit die Neutralität Albaniens nicht gefährdet werde, als einzige (damals noch wenigstens äußerlich) neutrale Macht veranlaßt, ihre dortigen Schiffsbestände zu verstärken. Schon vier Tage später hatte sich offenbar die Lage wesentlich verschärft. Der englische Botschafter in Rom verwies auf die drohende Situation im Epirus und auf die Gefahr von Massakers. Venizelos schicke Truppen dahin, er hätte aber gegen die Besetzung Valonas durch Italien nichts einzuwenden. Sir J. Rennell Rodd hoffe, daß sich Italien mit Griechenland verständigen werde. Die italienische Regierung läßt sich das nicht zweimal sagen. Sie sieht sich durch die Verhältnisse „genötigt", polizeiliche Verfügungen und humanitäre Maßnahmen zu treffen, unter Aufrechterhaltung der Londoner Beschlüsse, wie sie ausdrücklich versichert. Inzwischen haben sich, so erklärt die italienische Regierung Ende Dezember, in Albanien anarchische Zustände entwickelt, die entsprechende militärische Maßregeln erfordern. Italien beabsichtige deshalb, Valona, und auch dieses nur provisorisch, zu besetzen. Wenige Tage nach dieser Ankündigung, am 1. Januar 1915, landen drei Bataillone Versaglieri, vier Gebirgsbatterien, im ganzen 2000 Mann mit reichem Kriegsmaterial, in Valona. Allein Italien habe nicht die Absicht, beteuert bald darauf Sonnino dem österreichisch-ungarischen Botschafter gegenüber, sich dort zu etablieren, es wolle nur dafür sorgen, daß keine andere Macht (als Italien?) sich dort festsetze. Man scheint aber in Rom bald

Digitized by Google

andern Sinnes geworden zu sein. Als die italienische Regierung im April die Bedingungen bekanntgab, unter denen sie die volle Neutralität aufrechterhalten wolle, befand sich darunter die Anerkennung der italienischen Souveränität über Valona samt seiner Bucht und der Insel Saseno, sowie des zur Verteidigung nötigen Hinterlandes, ferner das Desinteressement Oesterreich-Ungarns bezüglich ganz Albaniens. Dieses Hinterland aber sollte sich auf das Gebiet zwischen den Flüssen Skumbi und Vojussa und bis zum Ochridasee erstrecken. Auf eine solche Proposition erklärte die österreichisch-ungarische Regierung vorerst nicht eingehen zu können; es handle sich um eine europäische Frage, die nur durch den übereinstimmenden Willen aller Mächte geregelt werden könne. Das gab Salandra in einem Gespräche mit Baron Macchio auch zu, indem er zugleich meinte, es würde sich wohl eine Verständigung über die Zukunft Albaniens erzielen lassen, vielleicht auf Grundlage der Schaffung von Interessensphären. Einen Monat später erfolgte die italienische Kriegserklärung.

Der heutige Zustand in Albanien ist ein völlig chaotischer. Montenegriner, Serben, Italiener und Griechen haben sich dort häuslich niedergelassen, darauf rechnend, daß es, wenigstens solange der Krieg dauert, kein „europäisches Konzert" gebe, das ihnen die Beute wieder entreißen könnte. Wie ist aber diesem tatsächlichen gegenüber der rechtliche Zustand? Die Beschlüsse der Londoner Botschafterkonferenz bestehen heute noch zu Recht. Das hat Italien den Balkanstaaten gegenüber wiederholt betont und ihnen bedeutet, das künftige Schicksal Albaniens werde seinerzeit durch den Friedenskongreß entschieden werden. Eine Aeußerung desselben Inhalts, die der Herzog von Avarna in einem Gespräche mit Baron Burian fallen ließ, ist im italienischen Grünbuche unter Nr. 12 verzeichnet. Es ist also anzunehmen, daß Italien diese ganz korrekte Auffassung auch für sich selbst gelten lassen wird. Formell ist ferner Fürst Wilhelm von Wied noch immer Beherrscher Albaniens. Er hat nur für die Zeit seiner Abwesenheit der internationalen Kontrollkommission die Regierung übergeben. An seine Rückkehr ist aber kaum zu denken. Ebensowenig wohl daran, daß sich nach den gemachten Erfahrungen so bald eine andere Persönlichkeit finden würde, die bereit wäre, sich auf den wackeligen albanischen Thron zu setzen. Es ist überhaupt fraglich, ob die Großmächte nicht zu der Einsicht gelangt sind, daß die in London beschlossene Lösung der albanischen Frage keine sehr glückliche war. Welche andre Ordnung der Dinge verspräche aber eine dauerhafte zu sein? Daß Albanien innerhalb der engen Grenzen, welche ihm die Londoner Botschafterkonferenz gesetzt hat, nicht lebensfähig ist, scheint festzustehen. Es hat seine Aufgabe, gewissermaßen als Pufferstaat zu dienen, nicht erfüllt und würde sie ein zweites Mal ebensowenig erfüllen können, sondern käme nur in Gefahr, zerrieben zu werden. Schon die religiösen und sprachlichen Verschiedenheiten deuten viel eher auf eine Teilung Albaniens, wie sie ja die Balkanstaaten beabsichtigt und zum Teil auch bereits verwirklicht hatten. Dabei müßte nur die nationale Eigenart des Landes geschont und es dürften die Albanier, ein immerhin wertvolles Volk, nicht der Ausrottung preisgegeben werden, wie etwa die Indianer Nordamerikas.

Digitized by Google

Das Vordringen Serbiens an die Adria, abgesehen von dem ihm in London zugebilligten Accès commercial, der aber erst zu definieren wäre, stößt, wie es scheint, in Rom nicht minder wie in Wien auf Widerstand. Wenigstens war in den der italienischen Regierung nahestehenden Blättern wie im „Giornale d'Italia" wiederholt zu lesen, Italien werde niemals die Festsetzung Serbiens an der Adria dulden. Für Mittelalbanien, das fast ausschließlich von Bekennern des Islam bewohnt ist, könnte immerhin die Gründung eines mohammedanischen Fürstentums unter türkischer Oberhoheit ins Auge gefaßt werden. Was Südalbanien anbelangt, würden vielfache Erwägungen dafür sprechen, es Griechenland anzugliedern: zunächst Gründe der Stammverwandtschaft, behaupten doch viele Ethnographen, die Bewohner des griechischen Festlandes seien zum großen Teile gräzisierte Albanier, sodann die Gleichheit des Glaubensbekenntnisses, endlich alte Sympathien, die in der Beteiligung der Südalbanier, vor allen der Sulioten, an den griechischen Befreiungskriegen zutage traten. Wenn auch die seinerzeit vom „Courier des Balkans" ausgestreute Nachricht, zwischen Oesterreich-Ungarn und Griechenland bestünde ein geheimes Abkommen, durch das Südalbanien bis zum Skumbi dem griechischen Einfluß unterstellt worden wäre, sich als Erfindung erwies, würde eine solche Lösung durchaus den Sympathien entsprechen, die man in Oesterreich-Ungarn stets für Griechenland hegte. Damit wäre auch eine andre Frage aus der Welt geschafft, an der Oesterreich-Ungarn das lebhafteste Interesse hat, die Frage von Valona. Die Erwerbung dieses Hafens wurde während der Londoner Friedensverhandlungen von Griechenland angestrebt. Der damalige griechische Minister des Aeußern, Venizelos, machte dafür geltend, daß die griechische Interessensphäre und Sprachgrenze bereits nördlich von Valona beginne. Seine Bemühungen stießen aber in Rom auf entschiedenen Widerstand, und in dem Bestreben, die Grenzen des zu schaffenden autonomen Albanien möglichst wenig einschränken zu lassen, schloß sich die österreichisch-ungarische Regierung damals den Einwendungen Italiens an. Heute aber liegen die Dinge ganz anders. Das autonome Albanien steht nur mehr auf dem Papier, und die Bedenken, die damals gegen die Erfüllung der griechischen Wünsche sprachen, fielen bei einer Neuordnung der Dinge von selbst weg. Den Wert Valonas, des einzigen brauchbaren Hafens an der albanischen Küste, hat der damalige italienische Minister des Aeußern, Tittoni, in seiner Rede vom 14. April 1904 treffend gekennzeichnet. Albanien habe an sich keine große Wichtigkeit, sagte er, seine Bedeutung liege in seinen Küsten und Häfen. Ihr Besitz sei für Oesterreich wie für Italien gleichbedeutend mit der unbestrittenen Vorherrschaft über die Adria, die aber weder Italien Oesterreich zugestehen könnte noch Oesterreich Italien. Wenn der eine danach streben sollte, müßte sich der andre mit allen Mitteln diesem Vorhaben widersetzen. Dieser Auffassung kann gewiß nur beigestimmt werden, jedoch mit einer Einschränkung. Oesterreich-Ungarn hat ein weitaus größeres Interesse, sich gegen eine Festsetzung Italiens in Valona zu wehren, als umgekehrt, denn die Beherrschung der Adria durch Italien, das dann in der Lage wäre, die nur 80 Kilometer breite Straße von Otranto zu jeder Zeit

Digitized by Google

zu sperren, würde Oesterreich-Ungarn eine unentbehrliche Lebensader unterbinden und es zu einem Binnenstaate herabdrücken, während im andern Falle der Seeverkehr Italiens aus seinen Häfen im Adriatischen und im Tyrrhenischen Meere keinerlei Störung zu befürchten hätte.

Die Erörterung der verschiedenen Möglichkeiten einer Lösung der albanischen Frage muß übrigens vorläufig eine akademische bleiben. Wie so viele andre, weitaus wichtigere Probleme wird auch sie von dem Ausgange des gegenwärtigen Weltkrieges abhängen. Ist der endgültige Sieg den verbündeten Zentralmächten beschieden, dann müssen die Dinge auch dort so geregelt werden, wie es die Interessen Oesterreich-Ungarns erheischen.

Der Islam und Deutschland

Wie soll man sich die Zukunft des Islams denken?

Von

Scheich Abdul-Asis Tschawisch[1])

Wie wird man auch in Zukunft die Freundschaft zwischen der deutschen und islamitischen Welt zu gegenseitigem Nutzen erhalten können?

Seit vielen Jahren beschäftigen sich meine Freunde und ich mit dem Problem des Islams, und wir haben dabei festgestellt, in welchem Maße wir unter der Herrschaft der lateinischen, angelsächsischen und slawischen Rasse zu leiden hatten. Es war daher ein Bedürfnis, sich mit einem auf hoher Kulturstufe stehenden Volke zu vereinigen, welches die gleichen politischen und wirtschaftlichen Interessen wie wir verfolgt. Zu diesem Zwecke konnten wir kein geeigneteres Volk wählen als die Deutschen, denn ihre Freunde sind unsre Freunde und ihre Feinde sind auch die Feinde der Mohammedaner; dazu kommt, daß sich Deutsche und Mohammedaner gegenseitig ergänzen.

Wir Mohammedaner sind mehrere hundert Millionen Menschen, lieben die Freiheit und sind bestrebt, dauernd frei zu sein — nicht, wie einige glauben, ohne Ruhm dahinzusiechen — nein, wir schrecken nicht zurück, wenn es gilt, unsre Freiheit mit dem Schwerte in der Hand zurückzugewinnen. Wir kennen die Bedeutung und den Zweck des Lebens. Ich brauche an dieser Stelle wohl nicht auf die Taten unsrer Vorfahren einzugehen, sie sind in den Geschichtsbüchern zur Genüge verzeichnet. Spuren unsrer alten Kultur sind in Afrika, Asien und selbst in Europa hinreichend vorhanden.

---

[1]) Der Verfasser, einer der hervorragendsten Schriftsteller der islamitischen Welt, der sich letzthin einige Zeit in Deutschland aufhielt, lebt gewöhnlich in Konstantinopel, fungiert aber als Rektor der Saladinuniversität in Medina, die eine der berühmtesten und heiligsten Lehrstätten des Islams ist.

Digitized by Google

Ich möchte hier nur flüchtig der Geschichte des ottomanischen Volkes seit seinem Befreiungskriege und der Tapferkeit gedenken, welche die an Zahl geringen Senussis im Kampf gegen das mächtige Volk der Italiener bewiesen haben.

Da die Bekämpfer des Islams in Europa wissen, welch tiefes Seelenleben der Mohammedaner besitzt, und überzeugt waren, daß er nach den Bestimmungen des Korans entweder frei leben oder auf ehrenvolle Weise den Tod suchen würde, so haben sie ihm den Besitz von Waffen unterbunden und die geistige Bildung vorenthalten. So haben die Engländer in Aegypten das Tragen von Waffen nur den Angehörigen des mohammedanischen Glaubens verwehrt, während sie es allen andern dort gestatten. Im Sudan haben sie sogar einen Klub zur Förderung gymnastischer und militärischer Uebungen gegründet, in den sie unter keinen Umständen Mohammedaner aufnehmen.

Aehnlich verfahren auch die Russen und Franzosen in den von ihnen eroberten Gebieten des Islams. Bestünde noch der Ringkampf, so würden die Mohammedaner ihren Bedrückern gewiß zeigen, daß sie ihren Mann stellen. Jetzt aber, im Zeitalter der Bomben, der Unterseeboote und Luftschiffe sind Kampfmittel maßgebend, über die wir nicht verfügen. Was sollen die Mohammedaner angesichts solcher Vernichtungsmaschinen tun? Wäre es nicht geradezu unsinnig, sich mit dem bloßen Körper in einen solchen Kampf hineinzuwagen?

Die Frage, warum die Mohammedaner nicht ebenso gerüstet dastehen wie die andern Völker, erübrigt sich wohl, wenn man ihre Lage in der letzten Vergangenheit, das über sie hereingebrochene Unglück und die Fehler ihrer Staatshäupter und Staatsmänner, die inneren Zustände und den Haß der äußeren Feinde berücksichtigt — alles Tatsachen, welche die Entwicklung der islamitischen Völker hinderten und sie in einen Zustand versetzten, wie er in Europa zur Zeit des Mittelalters vorhanden war.

Wir erwarten nun unter solchen Umständen Hilfe von einer uns freundlich gesinnten stärkeren Macht, die trotz Religionsunterschiedes imstande wäre, für die Existenz des islamitischen Volkes einzustehen. Ein Volk, das sich befreien will, muß Hilfe von außen her bekommen, um sich das Rückgrat zu stärken. Wir finden in unsrer alten Geschichte, daß auch der Prophet, wenn er seine Anhänger von Feinden bedroht sah, sich um Hilfe an Häuptlinge wandte, die seiner Lehre fernstanden. So haben sich die Mohammedaner auf Geheiß des Propheten an den Herrscher von Abessinien gewandt, um von ihm Schutz gegen ihre damaligen Feinde zu erlangen.

Auch im vorigen Jahrhundert hat noch kein Volk seine Verhältnisse aufgebessert, es wäre denn mit Hilfe stärkerer Staaten, so ließ sich z. B. Italien, als es emporsteigen wollte, von stärkeren Mächten unter die Arme greifen.

Selbstverständlich ersehnten auch die Mohammedaner die Hilfe einer Großmacht, der sie sich gewiß für die Befreiung aus der Not dankbar erwiesen hätten. Leider aber fand sich solche Hilfe nicht. Nicht einmal die selbständigen Mächte des Islams wollten helfen, weil sie den Haß der europäischen Regierungen, von denen sie abhängig waren, befürchteten. Die Regierungen der wenigen selbständigen

Digitized by Google

mohammedanischen Staaten haben durch schlechte Politik und unterdrückende Verwaltung den Mohammedanern bittere Erfahrungen gebracht.

Deshalb sind die bisherigen Versuche der mohammedanischen Völker, sich aus der Unterdrückung zu befreien, stets nur von einzelnen Personen oder von geheimen Bruderschaften unternommen worden, die wenig Macht und geringe Mittel besaßen. Wie gesagt, es ist darum notwendig, daß die Hilfe zur Befreiung der unterdrückten Völker von außen komme. Auch bei einem Kranken erwartet man in der Regel nicht, daß sich die Mittel zur Bekämpfung seiner Krankheit ausschließlich im eignen Körper vorfinden, sondern der Arzt wendet auch Heilmittel an, die von außen kommen. Es ist also klar, daß die mohammedanischen Völker sich bisher nicht erheben konnten, weil sie nicht genügend vorbereitet waren und ihnen die Möglichkeiten zur Vorbereitung fehlten. Die Annahme, daß die unabhängigen, selbständigen mohammedanischen Staaten in der Lage gewesen wären, ihren unterdrückten Glaubensgenossen materielle oder geistige Hilfe zu gewähren, ist falsch, denn jene selbständigen Staaten wurden von den Großmächten für jede Kleinigkeit zur Rechenschaft gezogen und in jeder Weise verdächtigt, gleichgültig, ob Grund zur Verdächtigung vorhanden war oder nicht.

Man darf sich also nicht wundern, wenn es jetzt in den verschiedenen mohammedanischen Staaten ruhig bleibt. Es bedeutet dies durchaus nicht, daß diese Völker gern unter dem Joch der sie unterdrückenden Fremden bleiben, der Aufforderung zur Teilnahme am Heiligen Kriege nicht nachkommen wollen oder sich scheuen, in den Reihen ihrer Kameraden gegen die Feinde Gottes zu kämpfen. Obgleich den Mohammedanern wohl bekannt ist, daß sie dem Aufruf zum Heiligen Kriege nach dem Gesetze des Korans Folge leisten müssen, wenn er vom Kalifat ergeht oder von Sekten an andern Plätzen, die zur Bekämpfung der Feinde des Islams auffordern, so wissen sie doch auch, daß es zum Aufstande notwendigerweise gewisser Vorbereitungen bedarf, wie z. B. der Versorgung mit Gewehren, Waffen und allem, was sonst zum Kampfe gehört.

Zu der Befolgung der Gesetze des Korans gehört auch, daß für den Kampf die günstigste Gelegenheit abgewartet werden und der Krieg genügend vorbereitet werden muß. Es soll nicht etwa der Feind durch solches Abwarten unterstützt, sondern nur verhindert werden, daß der Mohammedaner sein Blut unnütz vergießt und Leib und Leben opfert, ohne etwas zu erreichen.

Es müssen nach den Vorschriften des Gesetzes auch mohammedanische Soldaten in den Reihen der Nichtmohammedaner kämpfen, wenn es gilt, einen Feind des Islams zu besiegen, wie jetzt z. B. Mohammedaner der Herzegowina und Bosniens an der Seite der Oesterreicher und Ungarn gegen den ewigen Feind des Islams, die Russen, kämpfen. Man wird nun fragen, woher dieses Recht stammt. Ich will darauf antworten: Als Djaafer ibn ebi Talib (der Onkel des Propheten) in Abessinien war, versuchten Ungläubige das Land anzugreifen. Da bestimmte Djaafer, daß die in Abessinien angesiedelten Mohammedaner in die abessinische Armee eintreten und mit dieser, die aus Christen bestand, gegen den andringenden Feind kämpfen.

Digitized by Google

Die mohammedanische Welt besitzt also noch genug geistige Kraft, und der Gedanke der Freiheit wird im Herzen der Mohammedaner lebendig bleiben, solange der Koran unter ihnen besteht. Daß der Mohammedanismus noch große Lebensfähigkeit besitzt, geht daraus hervor, daß die Feinde in neuerer Zeit bei allen ihren Unternehmungen berücksichtigten, wie sich wohl die mohammedanischen Völker dazu stellen würden, und den Aufstand der Mohammedaner fürchteten. So hat z. B. England, obgleich es den Besitz von Waffen in Indien schon lange verboten hat und man doch keinen einzigen Indier im Besitz von Waffen finden kann, bei Ausbruch des jetzigen Krieges seine Truppenmacht in Indien um das Vierfache verstärkt. Noch bevor die Türkei sich am Kriege beteiligte, wurden den Aegyptern von der englischen Regierung unter einem trügerischen Vorwand alle Waffen, auch Jagdwaffen, abgenommen und alle mohammedanischen Soldaten aus der Armee sofort entfernt. Trotz alledem suchen die ägyptischen Mohammedaner fortgesetzt nach Möglichkeiten, ihren Feinden zu schaden. Man braucht z. B. nur an den inzwischen hingerichteten tapferen Helden Mohammed Halil zu denken, der, sobald er hörte, daß der Scheich-ül-Islam die Tötung des Scheinkhediven Hussein Kiamil gestattet hatte, einen Versuch machte, diesen zu erschießen, wenn er auch sein Ziel verfehlte. Solcher Helden gibt es in Aegypten unzählig viele, aber sie alle erwarten die günstige Gelegenheit, sich zu betätigen. Kleine, vereinzelte Aufstände haben keinen Zweck, es sei denn, daß eine große Revolution daraus entsteht oder ihnen zu Hilfe kommt. Wenn es uns gelungen wäre, vor Ausbruch des Krieges eine Revolution unter den mohammedanischen und orientalischen Armeen vorzubereiten, den Armeen, mit deren Hilfe sich jetzt England, Frankreich und Rußland behaupten, so würden wir sehen, daß diese Soldaten jetzt unter Befehl der Türkei und seiner beiden Bundesgenossen stünden, und der Krieg hätte in weniger als Jahresfrist mit der Vernichtung der so ungerechten Feinde geendet.

Es ist auch ein Irrtum, Hussein Kiamil und den Indier Aga Khan zu den Mohammedanern zu rechnen. Man kann die Bezeichnung „Mohammedaner" für diese Männer geradezu nur in geographischem Sinne gebrauchen, weil beide zufällig in mohammedanischen Ländern geboren sind und mohammedanische Tracht tragen.

Um die echten Mohammedaner kennen zu lernen oder den Geist des Islams zu begreifen, muß man die mohammedanischen Länder Asiens und Afrikas bereisen und sich mit der Bevölkerung beschäftigen. Es genügt nicht, im Studierzimmer aus geographischen Lehrbüchern seine Kenntnisse zu schöpfen.

Es ist allbekannt, daß das Gesetz des Korans vorschreibt, eingegangene Versprechungen zu erfüllen und das gegebene Wort zu halten. Die Mohammedaner werden also ehrliche und von Natur aus aufrichtige Freunde und treue Bundesgenossen des großen deutschen Volkes sein. Das Bündnis wird für beide Nationen ein Segen sein, denn Ziele und Feinde beider sind die gleichen. Wenn es für Deutschland und Oesterreich-Ungarn unbedingt notwendig ist, die mohammedanischen Völker zu stärken und das Bündnis mit dem Kalifat aufrecht zu erhalten,

Digitized by Google

so müssen sie die Türkei mit allen Mitteln unterstützen, um zu erreichen, daß sie zu einem festen Hort für alle Mohammedaner werde. Wenn die uns verbündeten Reiche Wünsche an den Islam haben, so mögen sie dieselben ruhig der Türkei gegenüber aussprechen, weil sie auf die vielen Millionen Mohammedaner den größten Einfluß ausübt. Es ist nötig, sich in dieser Beziehung der Türkei als „Mittelmann" zu bedienen, denn es steht außer Zweifel, daß die mohammedanischen Völker bisher von den Europäern viel zu leiden hatten, und da der ungebildete Mann des Ostens zwischen den einzelnen Nationen Europas keinen Unterschied kennt, sondern ihm eben alle nur „Europäer" sind, so wird es nicht leicht sein, Vertrauen zu gewinnen. Sobald aber etwas von der Türkei aus verbreitet wird, ist es überall im Orient der besten Aufnahme sicher. Besonders jetzt befinden sich in der Regierung des großen Kalifats die berühmtesten Männer, welche die Liebe der ganzen mohammedanischen Welt gewonnen haben. Es genügt, wenn ich den hervorragendsten unter ihnen, den heldenhaften Sieger Enver-Pascha, nenne, der die Herzen seiner Freunde und seiner Feinde bezwingt.

Und wie hat es mich gefreut, in Deutschland zu sehen, wie beliebt die türkische Regierung hier ist, und daß man ihr in politischer Hinsicht Bestand und in wirtschaftlicher Erstarkung wünscht, und dazu beitragen möchte, daß die nahe Zukunft glückliches und ruhmreiches Leben der Türkei bringe!

Der französische General Champion, ein Anhänger Kaiser Wilhelms I.

Mitgeteilt von

W. Reiche (Wiesbaden)

Unsre Zeit ist nicht danach angetan, von französischer Bewunderung deutschen Geistes zu reden — sie ist beherrscht von wilder Erbitterung und unüberwindlichem Haß auf allen Seiten ... und wer will heute bemessen, wann der tiefe Schnitt, der jäh alle Beziehungen der Völker zerhieb, ausgewachsen sein wird!

Gewiß wurde der Revanchegedanke 1870 ebenso fanatisch gehegt, aber es lebte noch etwas andres in den Völkern wie heute, wo der Maschinenkrieg die persönliche Berührung mit dem Feind vermindert hat — das war die Achtung vor dem Heldentum des Gegners — ein Stück alten Reckengeistes, der die Anerkennung auch dem Ueberwundenen nicht versagt.

Schon während des Krieges 1870/71 erhoben sich auf beiden Seiten Stimmen, die anerkennend die Namen einzelner Großer aussprachen, und nicht zuletzt war es die Heldengestalt des Deutschen Kaisers, der selbst auf feindlicher Seite ehrliche Bewunderung hochgesinnter Männer gefunden hat. Vielleicht war es die Schlichtheit seines Wesens, die Sympathien auszulösen verstand — wer

Digitized by Google

je den Zauber seiner Persönlichkeit empfunden hat, wird dem beipflichten. „Le grand Guillaume“ nannten ihn die französischen Offiziere unter sich — nicht mit Spott, sondern mit ehrlicher Anerkennung, und „Il a fait bien du mal à mon pauvre pays — mais c'était un grand homme“, kritisierte ihn nach seinem Tode der durch den Sturm auf den Malakowturm (Krimkrieg) berühmt gewordene General Champion — eben derselbe, der durch selten interessante Umstände aus einem Widersacher ein warmer Anhänger des Kaisers Wilhelm geworden ist.

Um von dieser Freundschaft zu reden, bedarf es der Erwähnung einer Vorgeschichte von so zartem poetischem Reiz, die mir, wäre sie mir nicht als teures Vermächtnis seiner Gemahlin behufs Veröffentlichung anvertraut worden, Stoff zu einer Novelle gegeben hätte. Die feinfühlige Frau hat es zeitlebens gescheut, die reizende Episode aus des deutschen Prinzen und ihrem Jugendleben der Oeffentlichkeit preiszugeben — wohl aus Furcht, daß dies den Schimmer von ihrer Lieblingserinnerung streifen könne. Fünf Jahre ruhte ihr Vermächtnis — und nicht ohne Absicht wähle ich hierzu die gegenwärtige Zeit, die Zeit tiefsten Zerwürfnisses aller Völker, zur Mitteilung eines großen Zuges aus des Kaisers Leben; möchte die lichte Erscheinung dieses großen Helden, der über den Haß der Parteien hinweg das Große auch im Feinde fand, in alle Dunkelheit hineinleuchten!

Es würde über den Rahmen der Skizze hinausführen, die zahlreichen Dokumente zu veröffentlichen, die mir zur Hand sind — die Wiedergabe des Wesentlichen mit einigen Worten der Erklärung mögen genügen.

Frau Generalin Champion, geborene Natalie Rigaud, steht dem Kreise, den die interessante, lebhafte Frau in den drei Jahrzehnten, die sie in Frankfurt a. M. verlebte, um sich zu versammeln pflegte, in lebhafter Erinnerung. Ihre Familie war 1840 aus dem Jura nach Wesel eingewandert und nahm dort eine äußerst geachtete Stellung ein. Natalie, die älteste von drei Töchtern, heiratete achtzehnjährig den über zwanzig Jahre älteren, damals schon zu hohen Ehren gestiegenen General François Champion, mit dem sie nachmalig in Besançon und nach dessen Abschied in Deutschland lebte. Champion wurde vor zirka anderthalb Jahrzehnten auf Anordnung der Militärbehörde mit hohen militärischen Ehren in Wesel begraben; seine zahlreichen Orden, sein Degen und Nationale sind dem dortigen Museum übergeben worden. In Wesel ereignete sich auch die Episode, die Prinz Wilhelm der späteren Gemahlin Champions zu Dank verpflichtete und den Kaiser Wilhelm später in so zarter Weise dem gefangenen Feinde abtrug.

Erinnerlich wird sein, daß Prinz Wilhelm an jenem unglücklichen Abend des 18. März 1848, an welchem man seinem voreiligen Handeln (?) zuschrieb, den Volksaufstand in Berlin veranlaßt zu haben, einige Zeit am englischen Hofe lebte und in den Junitagen des Jahres 1849 nach Deutschland zurückkehrte. Inkognito (man wußte ja noch nicht, wie das deutsche Volk seine Rückkehr auffassen würde) reiste der Prinz per Wagen durch Holland und überfuhr die Grenze nahe bei Wesel, wo die holländische durch die deutsche Hofequipage ab-

Digitized by Google

gelöst wurde. Zwei Tagebuchblätter des damaligen Fräulein Rigaud enthalten das hierauf Bezügliche in so hübscher Form, daß ich diese unverändert wiedergeben will.

Wesel am Rhein, Juni 18..

... Seitdem wir, Berta und ich, aus der Pension (Straßburg) zurückgekehrt sind, leben wir sehr gesellig; trotzdem wir französische Emigranten sind, verkehren doch alle Honoratioren von Wesel sehr intim mit uns, insbesondere die Familie des Stadtkommandanten, dessen älteste Tochter meine Freundin geworden ist. Das alte herrliche Haus, die Kommandantur, zieht mich schon allein an, ganz abgesehen von den teuren Menschen, die es bewohnen — es liegt so etwas ruhig Vornehmes, ich möchte fast sagen französisch Gemütliches darüber ... Wesel hat eine reizende Lage — jetzt, in der Lenzzeit, schwärmen wir viel aus. Diese herrlichen deutschen Wälder sind entzückend — ich liebe sie —, besonders nach Holland zu ist ein wunderbarer Bestand, der dem Grafen v. S. gehört, den wir bei dem Kommandanten kennen lernten; am Waldrand, hart an der Chaussee, steht ein malerisches Försterhaus, das meist das Ziel unsrer Spaziergänge bildet. An schönen Tagen ist hier die ganze Weseler Patrizierwelt versammelt; kaffeetrinkend und plaudernd sitzt man zwischen den Rosenhecken des Gartens, der sich eine Viertelmeile an der Chaussee nach Holland hinzieht. B. und ich wandern häufig allein hinaus, obgleich wir erst siebzehn sind ... das ist hier so ganz anders wie in Frankreich, wo jeder Schritt ins Freie eine Begleiterin erfordert. Ich freue mich auch der deutschen Freiheit, denn durch sie habe ich so Herrliches erlebt, daß ich nicht Worte finde, das seltene Erlebnis niederzuschreiben: „Ich habe den Prinzen von Preußen gesehen" — eine rührend schöne Heldengestalt — rührend, denn er kam als „Vertriebener" zurück in sein Vaterland.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war ein so duftiger Tag heute — nach einem warmen Regen sind tausend Rosen aufgeblüht. Ueber und über davon bedeckt liegt die Försterei in ihrem Rosengarten. Berta und ich sind gleich nach dem Diner hinausgegangen, um den Duft zu atmen — noch waren keine Besucher da — nur wir und der geliebte Wald, durch den wir nun planlos hin und her wandelten. Plötzlich kommt aus einem Seitenwege ein offener Wagen dahergebraust. Mit knapper Not konnten wir beiseite springen, um von den feurigen Pferden nicht überrannt zu werden. Der Wagen hält vor der Försterei, zwei Herren springen heraus, ein eiliges Laufen beginnt. Die Pferde werden ausgespannt und frischer Vorspann aus dem Stall gezogen ... wir sind indessen näher gekommen, und auf unsre neugierigen Fragen vertraut uns der Förster ganz insgeheim, Prinz Wilhelm von Preußen sitze drinnen in seiner Stube und speise mit seinem Adjutanten — in einer halben Stunde fahre er ins Deutsche. „Gott sei Dank, daß er wieder da ist," fügte er hinzu.

B. und ich sahen uns lächelnd an — ein Gedanke hatte uns bewegt! Und dann sind wir davongestoben und haben Rosen gepflückt, soviel unsre Hände

Digitized by Google

tragen konnten; den Sitz, den Fond und die Kappe des Wagens haben wir mit Rosen geschmückt, auch den Pfad und die Treppe mit solchen bestreut! — Als der Prinz aus dem Hause trat, standen wir von ferne und erspähten seine Freude und sein Erstaunen — aber auch er sah uns — aufrecht stand der schöne, herrliche Mann in seinem Wagen, als er davonfuhr, und winkte uns mit der Hand Dank zu. Wir sind beide sehr rot geworden vor Glück — das herrliche Bewußtsein soll mich all mein Leben lang begleiten, die erste gewesen zu sein, die den Kronprinzen auf deutschem Boden begrüßt hat.

— — — — — — — — — — — — — — —

Unser Erlebnis hat noch ein reizendes Nachspiel gefunden. Prinz Wilhelm hat im Hause des Kommandanten übernachtet; am Abend fand ein kleines Bankett der Behörden und Spitzen der Stadt statt, bei welchem der Prinz einige Worte sprach — am Schreibtisch der Hausfrau hat er diese kleine Ansprache flüchtig skizziert und darin des „Rosenwunders" erwähnt: „Zwei Feen sind mir heute auf der Grenze meines Landes entgegengetreten, Rosen in den Händen — und haben meinen Weg über und über damit geschmückt — das soll mir ein gutes Omen sein bei meiner Rückkehr in die Heimat — Rosen will ich lieben, solange ich lebe ..." so lautete das Konzept.

Die Frau des Kommandanten hat meiner Mutter den kleinen Zettel, einen halben Briefbogen mit dem Aufdruck „Kommandantur, Wesel am Rhein", für mich übergeben, denn Mutter hatte ihr unser Erlebnis nicht verschwiegen — ich werde das Schriftstück als mein Heiligstes aufbewahren, es soll mir ein Talisman sein.

Soweit die kleine Vorgeschichte. Zwei Jahre später reichte die „gute Fee" dem schlanken französischen Chasseur d'Afrique, der sich soeben von den Wunden eines Feldzuges erholt hatte, in Paris die Hand zum Ehebund. Sie beschreibt in einem kleinen Buche „Mon amour" die glänzende Trauung in Notre-Dame, die Teilnahme des Voltigeur-Garderegiments und das märchenhafte Dejeuner in einem der ersten Hotels. Kaum zwei Jahrzehnte waren dem Eheglück in Frieden beschieden, als Champion 1870 zu seiner Fahne berufen wurde. Frau und Sohn in Wesel, wo sie zurzeit zu Besuch bei ihrer Familie geweilt hatten, zurücklassend, eilte Champion nach Weißenburg. Aber bereits bei Wörth wurde er durch einen Granatschuß verwundet; Kameraden seines Regiments sahen ihn, durch den Sturz seines Pferdes zu Boden gerissen, im Getümmel der Schlacht untergehen. „En avant, mes braves!" rief er hinsinkend. Durch französische Gefangene gelangte die Nachricht, daß Champion verwundet und in deutsche Gefangenschaft geraten sei, nach Mainz, wo sich zurzeit ein Verwandter desselben aufhielt. Sein jetzt in Magdeburg lebender Neffe teilt hierüber mit: „Mein Vater befand sich zurzeit in der Nähe des Kriegsschauplatzes. Mit Erlaubnis der Militärbehörde fuhr er gleich nach Erhalten der Nachricht auf einem offenen Güterwagen, auf welchem eine Kanone stand, nach Saarbrücken und kam zwei Tage nach dem Kampf über das Schlachtfeld. Nach endlosen Nachforschungen hatte er das Glück, seinen Schwager in einem in der Nähe

Digitized by Google

befindlichen Schloß unter den verwundeten Franzosen zu finden; den Kopf auf einen alten Pferdesattel gestützt, lag er, von drei Schüssen verwundet, nahezu aufgegeben, unter den Gefangenen. Seine Freude und Dankbarkeit gegen meinen Vater fand den rührendsten Ausdruck in den Worten: „Ich klage nicht, ich habe nichts zu klagen," und wahrlich, kein Wort des Schmerzes über seine schweren Leiden kam über seine Lippen; nur als er der Tatsache erwähnte, daß man ihm seinen Degen genommen habe, traten Tränen in seine Augen. „On m'a pris mon vieux camarade de guerre," sagte er trübe. Leider kehrte mein Vater unverrichteter Dinge zu uns zurück, der bayerische Kommandant C. hatte nicht die Befugnis besessen, den Gefangenen behufs seiner Uebersiedlung zu uns auszuliefern.

Ich weiß heute nicht mehr, auf welche Weise das Konzept seiner in Wesel am ersten Tage seiner Heimkehr nach Deutschland verfaßten Ansprache in Kaiser Wilhelms Hände gelangte. Ich erinnere mich nur, daß mein Vater nochmals, ausgerüstet mit diesem „Talisman", nebst einem erklärenden Schreiben meiner Tante, nach Mainz ins Hauptquartier fuhr — und schon wenige Tage nachher an den bayerischen Kommandanten ein Befehl gelangte, der wörtlich lautete: „Man gewähre dem tapferen General Champion alle Erleichterungen des Transportes zu seiner Familie; er hat als Kriegsgefangener auf Ehrenwort seinen Aufenthalt in Bad A. zu nehmen. (gez.) Wilhelm."

Beim Verlesen des Zettels übergab der bayerische Kommandant C. Champion seinen Degen mit einem Gruß des Kaisers an seine Gemahlin. Diesen Degen hielt Champion, da ihm seine beiden Hände verbunden waren, fest in den Arm gedrückt während des ganzen langwierigen Transports zu den Seinen. So langte er in Bad A. an, wo er während der Fortsetzung des Krieges in unserm Hause weilte. Nur schwer und mit Vorsicht konnte er von der Niederlage Frankreichs überzeugt werden und hielt es allemal für einen „geschmacklosen Ulk", wenn wir Kinder von dem Sturz Napoleons und der Vernichtung der französischen Armee sprachen. Nur schwer vermochte sich mein Onkel mit den veränderten Verhältnissen der Republik abzufinden; er erwog oft, seinen Abschied zu nehmen; schmerzlich bewegt gedachte er der alten Waffenbrüder, und vor allem seines langjährigen Freundes Abel Douai, der sein Genosse in Afrika und sein Trauzeuge gewesen war (derselbe fiel bei Weißenburg). Wohl kehrte Champion nach dem Kriege nach Frankreich zurück, lebte eine Zeitlang in Besançon, um dann, verabschiedet, endgültig in Deutschland seinen Aufenthalt zu nehmen. Eine Zuneigung seltener Art fesselte ihn an Kaiser Wilhelm, den er, wie er oft versicherte, als den größten Helden seiner Zeit bewunderte. Oft empfahl er seiner Gemahlin, wenn er vor seinem Freunde, dem Kaiser, sterben sollte, „d'envoyer une lettre de faire part a mon ami „ennemi" pour lui dire mes adieux" — aber sein Wunsch sollte unerfüllt bleiben; er überlebte den Kaiser um eine beträchtliche Reihe von Jahren.

Sein einziger Sohn Louis, der damals in einem französischen Artillerieregiment stand und seines Vaters Kaiserbegeisterung keineswegs teilte, aber oft

Digitized by Google

das Wort „Revanche“ auf der Zunge führte, war derjenige, der mit den Worten: „Ton vieux Guillaume est mort!“ an das Bett des Vaters trat. Champions Stimme klang tiefbewegt, und in seinen Augen glänzte es wundersam, als er seinem Kaiserfreunde das Denkmal mit den vorher erwähnten Worten setzte: „Il a fait bien du mal à mon pauvre pays — mais c'était le plus grand homme de son temps.“

Französische und englische Pläne im vorderen Orient

Von

Prof. Dr. H. Guthe (Leipzig)

Der französische Einfluß im vorderen Orient, bis 1860 und darüber hinaus im Steigen begriffen, ging in den letzten Jahrzehnten offenbar zurück. Die Grundlagen, die ihn bisher gestützt hatten, besaßen nicht mehr dieselbe Tragfähigkeit wie früher.[1])

Das Schutzrecht Frankreichs über die katholische Kirche in der Türkei, nach französischer Auffassung ein ausschließliches und allgemeines, hatte sich aus günstigen Verhältnissen entwickelt; es kann daher nicht wundernehmen, daß, sobald diese aufhörten, auch ihre Frucht verwelkte. Das Schutzvorrecht irgendeines Staates verträgt sich nicht mit der gegenwärtig herrschenden Auffassung, daß jeder Staat, mag er national geschlossen sein oder nicht, die Pflicht hat, seine Angehörigen, gleichviel wo sie sich aufhalten, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu schützen. Für das Gebiet des türkischen Staates hat ihr der nachdrückliche Eifer, mit dem Fürst Bismarck darüber wachte, daß jeder Deutsche den vollen kaiserlichen Schutz genoß, den Sieg erfochten, und demgemäß überträgt Artikel 62 des Berliner Vertrags von 1878 das Recht des amtlichen Schutzes den diplomatischen und konsularischen Vertretern der einzelnen Staaten. Da die französische Regierung diese Regel, wenn auch zögernd, selbst anerkannt hat, so ist das tatsächlich lange Zeit ausgeübte, aber rechtlich nicht genügend begründete Protektorat Frankreichs als aufgelöst zu betrachten. Es hat einzelne Reste hinterlassen, so gewisse kirchliche Ehrenrechte („Honneurs de l'église“), die von Oesterreich, Italien u. a. bekämpft werden, ferner den Schutz der „heiligen Stätten“ Jerusalems, Bethlehems usw., den Rußland für sich beansprucht (s. unten S. 260), sowie den Schutz über die katholische Kirche als Ganzes, der aber von Jahr zu Jahr um so mehr zu einer leeren Formel wird, je regelmäßiger sich

---

[1]) Außer eignen Beobachtungen (zuletzt 1914) benutze ich E. Graf v. Mülinen, Die lateinische Kirche im türkischen Reiche, 2. Auflage, 1903; Fritz Lorch, Beiträge zur Orientpolitik, I. Die römische und griechische Kirche in Syrien und Palästina, 1911; II. England und der Zionismus in Palästina (1913).

Digitized by Google

die einzelnen Staaten Europas der ihnen angehörenden Anstalten und Personen annehmen.

Im vorigen Jahrhundert hat sich der Einfluß Frankreichs auf Syrien ein breiteres Bett zu schaffen gesucht, indem man durch Unterricht die Seele des Volkes für sich gewinnen wollte. Für dieses Ziel arbeiteten in erster Linie die Jesuiten. Der Orden hatte um 1840 der Provinz Lyon in Frankreich den Auftrag erteilt, Syrien zu einem christlichen Lande zu machen; demnach trägt ihre Tätigkeit französisches Gewand und genießt französischen Schutz. Die St. Josephsuniversität in Beirut nebst ihren Vor- und Zweigschulen ist der Mittelpunkt ihrer Niederlassungen. Sie bildet nicht nur Priester und Lehrer für Syrien aus, sondern auch Aerzte und Apotheker, deren Zeugnisse wie in der Türkei so auch in Frankreich gelten, da sich die französische Regierung mit der türkischen in der Besetzung der Prüfungskommission geteilt hat und jährlich 100 000 Franken Beihilfe leistet. Was die Jesuiten in Syrien, das sind ungefähr die „christlichen Schulbrüder", Frères des écoles chrétiennes, in Palästina, und außerdem lassen sich noch rund zwanzig Orden und Kongregationen zählen, die in französischem Geiste und unter französischem Schutze hauptsächlich für die Bewohner Palästinas arbeiten. Ein reichlicher Strom von Unterstützungen floß den französischen Schulen zu aus den Mitteln des „Œuvre des écoles d'Orient", eines Vereins, der 1855 infolge des Krimkrieges gegründet und seit 1860 von dem eifrigen Kardinal Lavigerie geleitet wurde. Diese umfassende Unterrichtstätigkeit trug reichliche Früchte; die unverkennbarste war die starke Vorherrschaft der französischen Sprache, deren Spuren sich sogar in den Dörfern geltend machten. Französisch galt als die Sprache Europas, als die Sprache der Bildung. Der Eingeborene liebte es, mit ihrem Gebrauch prunken zu können.

Auch diese zweite Stütze des französischen Ansehens im Orient hat in der jüngsten Zeit Risse bekommen. Die Blüte des Schulwesens geht zurück infolge der Art, wie die französische Regierung die Trennung von Kirche und Staat im eignen Lande durchgeführt hat. Die Jesuiten müssen für die Unterhaltung der durch das Vereinsgesetz von 1901 ausgewiesenen Mitglieder neue Mittel bereitstellen und deshalb eine Anzahl Schulen im Libanon sparenshalber schließen. Aehnlich ist die Lage der Frères des écoles chrétiennes und des Œuvre des écoles d'Orient; die Gelder aus Frankreich fließen ihnen nicht mehr so reichlich zu, und die Beihilfen, die zur Förderung französischer Schulen im Auslande aus Staatsmitteln gezahlt zu werden pflegen, genügen nicht, um die Einbußen dieser Schulen an freiwilligen Beiträgen wettzumachen. Denn die Regierung bevorzugt die von ihr gegründeten Laienschulen („Missions laïques"), deren Stundenplan dem Religionsunterricht keinen Platz bietet. Ob es ihr gelingen wird, damit den Ausfall an französischem Einfluß zu decken, ist noch zweifelhaft; es handelt sich bisher nur um einen Versuch, und die Erfahrungen, die die Italiener mit ihren Laienschulen im Orient gemacht haben, sind nicht günstig ausgefallen. Außerdem kommt der Umstand in Betracht, daß in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts viele Kirchen, Unterrichts- und Liebes-

Digitized by Google

anstalten von solchen Gesellschaften, die weder französisch noch katholisch waren, in Palästina und Syrien gegründet, und daß durch unsre deutschen Kolonisten seit bald fünfzig Jahren ein sehr wirksamer Anschauungsunterricht für jeden, der sehen wollte, unentgeltlich gegeben wurde. Frankreich ist heute nicht mehr der einzige Bewerber um die syrische Volksseele, und die Eingeborenen haben die Erkenntnis gewonnen, daß es ein starker Irrtum ist, in Frankreich den einzigen Vertreter europäischer oder christlicher Kultur zu sehen. Was andren an Achtung zuwuchs, das verlor naturgemäß Frankreich.

Der Zusammenhang erfordert nicht, die einzelnen Mitbewerber Frankreichs in dem Ringen um die Seele des syrischen Volkes, z. B. die amerikanischen Lehranstalten in Beirut, dem Leser vorzuführen. Nur einen kann ich nicht übergehen, Rußland, den vielumworbenen Freund Frankreichs, der in Palästina und Syrien mit aller Kraft gegen seinen Bundesgenossen arbeitet. Das staatliche Organ Rußlands für diese Länder ist nämlich die „kaiserlich russisch-orthodoxe Palästinagesellschaft", die sofort bei ihrer Gründung, 1882, nach reiflicher Ueberlegung nicht einer kirchlichen Behörde, etwa dem heiligen Synod, sondern dem auswärtigen Amt in Petersburg unterstellt wurde. Dadurch ist ihre Aufgabe zur Genüge als eine politische gekennzeichnet; die wissenschaftliche Abteilung, die ihr ebenfalls angehört, vermag daran nicht das geringste zu ändern. Gemäß ihren Satzungen verfolgt sie ihre Aufgabe 1. durch Fürsorge für die russischen Pilger nach dem Heiligen Lande (deren Zahl neuerdings auf jährlich 10000 geschätzt wird!), 2. durch Pflege des orthodoxen Glaubens in Palästina, die sich in der Gründung und Erhaltung von Volksschulen und Lehrerseminaren in ganz Syrien vollzieht. Was Rußland aber unter der Pflege des „orthodoxen Glaubens in Palästina" versteht, das hat schon 1858 der russische Archimandrit Naumow bestimmt ausgesprochen, indem er es für „unbedingt notwendig" erklärte, „den Griechen die Patriarchate von Alexandria, Antiochia und Jerusalem zu entreißen, zum mindesten die beiden letzteren" — das Russentum soll also an die Stelle des Griechentums in Syrien treten — und in gleichem Sinne hat Rußland neuerdings den arabischen Grundstamm der griechischen Kirche, der von ihrer Leitung und Verwaltung stets ferngehalten war, als Sturmbock gegen die griechische Geistlichkeit benutzt, so daß es 1909 in Jerusalem zu blutigen Kämpfen der arabischen Partei gegen griechische Klöster und Schulen, selbst gegen den Patriarchen gekommen ist. Dieses unter den Russen sehr volkstümliche Ziel, das das russische Andreaskreuz statt des griechischen auf der Grabeskirche in Jerusalem fordert, läßt selbstverständlich von einem Protektorat Frankreichs über die heiligen Stätten nichts übrig; Frankreich mag die Personen und Anstalten schützen, die zur lateinischen Kirche gehören, aber die heiligen Orte in Obhut zu nehmen, ist allein die Sache der orthodoxen, d. i. der russischen Kirche. Der Anteil an den heiligen Stätten ist nur durch Raub an die Lateiner gekommen, und Rußland ist dazu berufen, dies Unrecht zu beseitigen. Bleibt bei einer solchen Auffassung noch eine Freundschaft zwischen Rußland und Frankreich im vorderen Orient möglich, außer wenn — Frankreich seine bisher dort verfolgte Politik aufgibt?

Digitized by Google

Frankreich hat 1901 noch versucht, die alte Form seiner Politik fortzusetzen. Als es damals — der Grund mag hier beiseite bleiben — eine Flotte an die Dardanellen sandte, bewilligte die Türkei die gestellten Forderungen, die auffallenderweise meistens rein kirchlicher Art waren, als ob man noch das Frankreich Ludwigs XIV. vor sich hätte und nicht die Dritte Republik! Doch handelte es sich um nichts anderes, als um die einstige Politik Franz I., der Frankreich nur zum Scheine vor den Wagen päpstlicher Wünsche spannte, die Beute der Fahrt aber sicher dem Markte der weltlichen Macht zuzuführen wußte. Da sich aber die übrigen Staaten des Abendlandes wenige Monate später im Besitz derselben Zugeständnisse sahen, so war von einem Vorrecht Frankreichs im Orient keine Rede mehr, und schon 1902 schien die französische Regierung gelegentlich eines Prozesses wegen einer Schlägerei zwischen Griechisch-Orthodoxen und Franziskanern aus Rücksicht gegen Rußland ihr Schutzrecht vergessen zu haben, die Freundschaft mit Rußland machte es ihr selbst unbequem. Man begreift es daher sehr wohl, daß die französischen Staatslenker nach neuen Mitteln ausspähten, um das wankende Ansehen Frankreichs im vorderen Orient mit kräftigen Stützen zu versehen.

Die Gelegenheit dazu bot sich 1913 nach dem Ende des zweiten Balkankrieges. Die türkische Regierung war äußerst geldbedürftig und hatte bei mehreren Staaten Europas bereits vergeblich angeklopft. Bei Frankreich fand sie Gehör. Es gelang dem Finanzminister Dschawid-Be, dort eine Anleihe von 800 Millionen Franken zustande zu bringen, die in zwei Teilen, zu 500 und 300 Millionen, nacheinander gezahlt werden sollte. Während sich die Türkei u. a. verpflichtete, auch nicht den geringsten Betrag der Anleihe zur Vorbereitung eines Angriffs gegen einen fremden Staat zu verwenden, gewährte sie an Frankreich folgende Konzessionen:

1. Bahnbauten im nordöstlichen Kleinasien. Von der Küste des Schwarzen Meeres werden zwei einander parallel laufende Linien in südöstlicher Richtung nach dem Innern des Landes angelegt. Die östlichere schafft eine Verbindung zwischen Trapezunt am Schwarzen Meere und Erzerum im obersten Euphrattale, die westlichere führt von Samsun, dem alten Amisus, nach Siwas am oberen Halys (Kisil Irmak), nimmt von dort die Richtung nach dem Euphrattale, berührt Charput und endet bei Arghana am westlichen Tigris, von wo aus ein Anschluß an die deutsch-türkische Bagdadbahn vorgesehen ist. Von dieser westlicheren Linie sollen zwei Stränge nach Osten zu gebaut werden, der eine von Siwas über Erzingjan nach Erzerum, der andre von Arghana über Bitlis nach Wan. Von Siwas soll ferner eine Verbindung mit Konstantinopel hergestellt werden. Diese Bahnen sollen binnen sechs Jahren gebaut sein.

2. Bahnbauten in Syrien. Die jetzigen französischen Bahnen (Beirut—Damaskus und Rejak—Aleppo im nördlichen Syrien) soll Frankreich das Recht haben zu ergänzen durch eine Linie, die von Rejak, in der Mulde zwischen Libanon und Antilibanos gelegen, südwärts nach er-Ramle führt, einem Städtchen der Küstenebene an der Eisenbahn zwischen Jafa und Jerusalem. Man

Digitized by Google

hat, so scheint es, diesen Ort als vorläufigen Endpunkt dieser Linie im Süden gewählt, nicht etwa das hoch gelegene Jerusalem, weil man die Hoffnung hegte, mit der Zeit von England die Zustimmung dazu erlangen zu können, daß das Niltal mit der Küstenebene Palästinas durch eine Bahn in engere Verbindung gebracht würde.

3. Hafenbauten. Am Schwarzen Meer werden die Häfen von Ineboli und Eregli (Heraklea), an der syrischen Küste die von Tripolis, Haifa und Jafa durch Frankreich ausgebaut.

4. Tariffragen. Die türkische Regierung verspricht, in Zukunft für die Linie Damaskus—Haifa der Hedschasbahn nicht niedrigere Tarife anzusetzen, als sie auf der französischen Linie Beirut—Damaskus üblich sind.

Welch glänzende Aussichten! Die erste Konzession macht Frankreich zum wirtschaftlichen Gebieter des an Wald und Erzen reichen Ostens von Kleinasien sowie der südlichen Küste des Schwarzen Meeres. Die zweite, dritte und vierte Konzession liefert den Verkehr und Handel fast des ganzen Syriens in französische Hände. Das sind gewaltige Fortschritte, die weit über alles hinausgehen, was Frankreich jemals unter der Fahne des Protektoratsrechts im Orient zu erringen hoffen konnte. Was namentlich Syrien anlangt, so liegt die Vermutung nahe, daß hinter diesen Plänen der Wunsch wirksam ist, Mittel- und Nordsyrien, mit denen Frankreich besonders rege Beziehungen unterhalten hat, formell in Besitz zu nehmen und dadurch noch einen späten Ertrag der Libanonexpedition Napoleons III. 1860 einzuheimsen. Kein Wunder, daß sich diese Aussichten 1914 wie ein schwerer Alp auf die Stimmung unserer deutschen Kolonisten in Palästina legten!

Die englische Politik im vorderen Orient hat von jeher ein viel festeres Gepräge gehabt als die französische: sie dreht sich um den Weg nach Indien — so 1583, als man von Aleppo aus den Versuch machte, zu Lande über Bagdad nach Indien zu gelangen, und ebenso in unsern Tagen; jedermann weiß, wie sie sich mit der Tatsache des Sueskanals abzufinden gewußt hat, sie ließ die Aktien der Gesellschaft ankaufen, besetzte 1878 Zypern und 1882 Aegypten. Daneben war sie auf die Sicherung des indischen Besitzes bedacht; da es sich für unsere Frage nur um dessen westliche und nordwestliche Grenzen handelt, so stießen die dazu dienenden Schritte Englands auf Rußland und die Türkei.

Mit Rußland sich zu verständigen konnte nicht schwerfallen, da die Kosten dieses Verfahrens lediglich von kleineren, eines größeren Widerstandes nicht fähigen Völkern zu tragen waren. Beludschistan nahm England für sich, Pamir teilte es mit Rußland, Afghanistan sollte beiden als Pufferstaat dienen, und Persien wurde, ohne gefragt zu werden, in drei Teile zerlegt (1907): der südliche wurde englischem Einflusse ausgeliefert, der nördliche für russische Behandlung freigegeben, während der mittlere noch die Erlaubnis erhielt, unter den Augen der Großmächte, die das persische Land um mehr als die Hälfte verkleinert hatten, auf eigenen Füßen zu stehen.

Digitized by Google

Gegen die Türkei konnte England nicht vorgehen, ohne in den absterbenden Leib des Reichs selbst einzugreifen. Zunächst nur an den äußersten Grenzen. Um sich die Herrschaft über den Persischen Meerbusen zu sichern, zog es das Küstengebiet von Oman seit 1862, nachdem der Schiedsspruch des indischen Vizekönigs Oman und Zanzibar für immer getrennt hatte, fester an sich. Von Aden aus, das 1839 besetzt wurde, legte es seine Hand auf die Südküste Arabiens und dehnte in den letzten Jahrzehnten seinen Einfluß auch auf arabische Gebiete am Roten Meere aus. Es gab Geld und Waffen an die dortigen Kleinfürsten gegen das Versprechen, sich von der Oberhoheit des türkischen Sultans loszumachen. Der Imam Jachja im sog. Jemen, das an die Umgebung von Aden stößt, ist bereits politisch und religiös von Konstantinopel unabhängig und hat sich unter britischen Schutz gestellt. Der Schech Saîd Idrîs, Herr des nördlicher gelegenen und Mekka benachbarten Landes Aßîr, fordert von dem Sultan die Befreiung arabischen Bodens von türkischer Herrschaft und die Rückgabe des Chalifats an die Araber. Dieser Auflehnung ist die Türkei mit Waffengewalt entgegengetreten, doch haben ihre Heere bis zum Ausbruch des jetzigen Krieges keinen entscheidenden Erfolg erringen können.

An und für sich betrachtet scheinen diese Versuche keine große Bedeutung zu haben. Aber sie erhalten Bedeutung, weil sie zu dem englischen Plane gehören, über ganz Arabien die Herrschaft zu gewinnen. Dieser tritt deutlich hervor in der Stellung, die sich England während der letzten zehn Jahre in dem innersten Winkel des Persischen Meerbusens, unweit der Mündung des Schatt el-Arab, der persischen Küste gegenüber gesichert hat. Es war für die Engländer eine leichte Sache, das Oberhaupt der kleinen Hafenstadt el-Kuwêt, die die Türken fast ganz ihrem einsamen, stillen Dasein überlassen hatten, durch Geldgeschenke und Waffenlieferungen für sich zu gewinnen, und als die türkische Regierung endgültig über den Ausgang der Bagdadbahn zum Persischen Meerbusen entscheiden wollte, erkannte sie, daß sie zu spät nach dem Rechten sehen wollte; sie mußte das Ende der Bagdadbahn englischen Händen überlassen. Jetzt ist el-Kuwêt schon auf dem besten Wege, nächst Aden die erste europäische Stadt Arabiens zu werden und den gesamten Handel bis Basra und nach Mesopotamien hinein von sich abhängig zu machen. El-Kuwêt ist jedoch von englischer Seite auch in Verbindung gebracht worden mit dem Bau einer Bahn, die vom Persischen Meerbusen nach einem Hafen des Mittelmeeres führen soll. Ihre Linie würde bei der Oase Dschôf im nördlichen Arabien den viel begangenen Wadi Sirchân erreichen, bei Dar'â im Hauran die Hedschasbahn kreuzen und bei Haifa am Fuße des Karmelgebirges (vgl. oben S. 262) endigen. Ihre Länge würde ungefähr der der Hedschasbahn entsprechen (1300 bis 1400 Kilometer), ihr Bau eher leichter als schwerer sein, und was die Hauptsache ist, die Strecke würde den Weg nach Indien nicht nur in mancher Hinsicht angenehmer machen, sondern auch um 1500 bis 2000 Kilometer kürzer. Inwieweit und ob sich überhaupt die englische Regierung mit dem Plane beschäftigt hat, vermag ich nicht festzustellen. Seine Ausführung würde nicht nur die Herrschaft über

Digitized by Google

Arabien, sondern auch über Palästina, den südlichsten Teil Syriens, einschließen.

Um Arabien hat sich keine der westlichen Mächte außer England gekümmert. Anders steht es mit Palästina. Dort hat der „friedliche Kreuzzug" seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Zahl der europäischen Christen sowie ihrer Kirchen, Klöster, Schulen und Anstalten für Liebestätigkeit gewaltig gesteigert. Unter ihnen gibt es viele, namentlich die deutschen, denen ein politischer Zweck völlig fern liegt. Von allen kann man es leider nicht sagen. Wir haben schon oben S. 259 f. die Beziehungen der französischen Schulen zur Politik hervorgehoben und S. 260 die Pläne Rußlands in Palästina gekennzeichnet.

Ferner hat Palästina deutsche und jüdische Kolonien. Die deutschen — das darf ich als bekannt voraussetzen — verdanken ihre Entstehung (1868) lediglich einem religiösen Gedanken, stellen aber gegenwärtig vermöge der zähen und erfolgreichen Arbeit unsrer Landsleute einen nicht geringen Wert dar, den das Deutsche Reich amtlich dadurch anerkannt hat, daß es ihnen seinen Schutz in reichem Maße hat zuteil werden lassen. Die Ehre des deutschen Namens fordert, daß die Reichsregierung auch in Zukunft ihre schützende Hand über sie ausbreitet und es nicht duldet, daß diese blühenden Dörfer etwa auf dem Altar der Bagdadbahn, einer fremden Macht zuliebe, als Opfer dargebracht werden.

Die jüdischen Kolonien sind jünger, 1882 läßt sich passend als ihr Gründungsjahr bezeichnen. So merkwürdig und lehrreich auch die Geschichte dieser Ansiedlungen ist, in diesem Zusammenhange muß ich mich damit begnügen, hervorzuheben, daß ihr Grundbesitz jetzt auf 53000 Hektar angegeben wird, d. h. $2^1/_2$ Prozent der Bodenfläche des ganzen Palästina und 10 Prozent des für Gartenkultur geeigneten Bodens, ferner daß sich die Gesamtzahl der Juden in Palästina gegenwärtig auf rund 120000 beläuft, d. i. 17 Prozent aller Landesbewohner. Hier ist vielmehr die Frage zu erledigen, für welche politische Macht der jüdische Einfluß in Palästina in die Wagschale fallen würde. Die Antwort unterliegt nicht dem geringsten Zweifel: zugunsten Englands! Als ersten Grund dafür führe ich an die allgemeine, namentlich unter den orthodoxen Juden verbreitete Stimmung, in England den Beschützer, wenn nicht den Befreier der Juden zu sehen. Sie spricht sich deutlich aus in der Anweisung für ein tägliches Gebet, die zur Zeit des Burenkrieges unter den Juden Jerusalems umlief und Bitten enthielt

> „für das erleuchtete englische Volk, das berufen ist, weite Strecken der Erde zu beschreiten und zu regieren; dem Du (Gott) die Heiden zum Erbe gegeben hast, daß es ihnen einen hochherzigen Geist und die Liebe zu Recht und Gerechtigkeit einhauche; das Freiheit und rechtschaffene Gesetze jeglicher Kreatur gegeben ...; für die englische Nation, die Dein Volk Israel vor Bedrückung schützt ... o König, der Du thronst in Jerusalem, daß doch der Erlöser käme gen Zion!" [1])

[1]) Vgl. Fr. Lorch, England und der Zionismus, S. 91 f.

Digitized by Google

Als zweiter Grund kommt in Betracht der Umstand, daß die Gründungen der Zionisten (Banken, Handels- und Grundstücksgesellschaften) fast ausschließlich englische Anstalten sind oder englischen Schutz genießen. Gewiß wollte man den Vorteil des englischen Gesetzes, das Aktien von einem Pfund Sterling zuläßt, benutzen. Aber wiederholte Aeußerungen führender Persönlichkeiten auf den zionistischen Kongressen machen es zweifellos, daß die Aussicht auf den völlig sichern Schutz der britischen Flagge den Ausschlag für diese Wahl gegeben hat. Wenn man nun ferner erwägt, daß die britische Regierung schon 1898 und 1901 den Zionisten — wenn auch vergebliche — Vorschläge über Siedelungsgebiete außerhalb Palästinas unter britischer Flagge gemacht hat und daß der bedeutende Aufschwung des englischen Handels mit Palästina nur durch die Juden herbeigeführt worden ist — in den letzten acht Jahren 147 Prozent Zunahme —, so ist daraus der sichere Schluß zu ziehen, daß die britische Regierung den Zionismus längst als einen Posten in ihre Rechnung eingestellt und daß sie auch über Palästina ihre Entschlüsse gefaßt hat. In welchem großartigen, fast phantastischen Zusammenhange, werden wir gleich unten sehen.

Von Indien über Persien und Arabien nach Palästina — vollendet England diesen Weg, so ist die Kette zwischen Indien und Aegypten zu Wasser und zu Lande geschlossen, Indien durch Vorderasien fest an Aegypten angegliedert. Und da das Niltal mit der Kapstadt durch eine englische Bahn verbunden werden soll, so tut sich vor unsern Augen ein gewaltiges Ländergebiet unter britischer Herrschaft auf, das vom Kap der Guten Hoffnung im Süden bis Palästina im Norden, vom Nildelta und Kongobecken im Westen bis zum Himalaja und Hinterindien im Osten reicht, das im Norden und Süden von Meeren bespült ist, die Englands Flagge beherrscht, vom Mittelmeer und vom Indischen Ozean. Die Schwäche der englischen Macht in Aegypten wird dann in ein großes und starkes Bollwerk verwandelt.

Doch hängen über diesem Zukunftsbilde einige Wolken. Zu den kleinen Wolken rechne ich die verschiedenen Fremdkörper in dem englischen Ländergebiet Ostafrikas, deutsche, portugiesische, italienische und andre Gebiete; sie würden bald nach und nach von der britischen Sonne aufgezehrt werden. Eine andre Wolke aber ist groß und drohend, sie heißt der Islam. England würde nämlich durch jenen Gebietszuwachs der Herr über rund 120 Millionen Muslims sein, kein Staat der Welt würde über mehr Anhänger Muhammeds gebieten, und das eigentliche Stammvolk des Islam, die Araber, würden in weltlichen Dingen Untertanen des Königs von England geworden sein, während ihr Oberherr für Religion und Recht der Chalife, nämlich der türkische Sultan, geblieben wäre. Das Band, das alle Muslims mit dem Chalifen vereinigt, ist sehr stark; auch wenn einer die Kraft hätte, es zu zerreißen, so könnte er doch darüber selbst zugrunde gehen. Diese Gefahr kennt England wohl und ist schon mehr als einmal zurückgewichen, wenn es aus der religiösen Glut des Islam ein Feuer gegen sich losbrechen sah. Aber als Herr von Aegypten glaubte es in der Lage zu sein, mit der weltlichen Beherrschung der Muslims zugleich auch die geistliche Oberhoheit

Digitized by Google

über sie in seine Hände bringen zu können. Es kommt darauf an, das Chalifat den türkischen Sultanen, die es 1517 erworben haben, zu nehmen und es den Arabern in Aegypten zurückzugeben, dann ist ja England durch die Araber der vollständige Herr des Islam geworden und der Gefahr überhoben, das Band zwischen dem Islam und dem Chalifat zu zerschneiden.

Klug wie der Plan ersonnen, wurde er auch in Angriff genommen. Der gegenwärtige Krieg hat es ja aller Welt klar gemacht, in welcher Weise die englische Regierung arbeiten läßt, um andern Leuten das einzureden, was, nach dem eignen Vorteil bemessen, die Wahrheit sein soll. Ein Körnchen Wahrheit, zwei Körnchen Lüge und ein Körnchen Schmeichelei, das ist die Mischung, die den Opfern englischer Neigung regelmäßig durch die Presse verabreicht oder durch besondere Sendboten in gefälliger Form vorgetragen wird. So ging es auch hier. Man schalt auf die Türken, man pries die Engländer, und man schmeichelte den Arabern, um sie zu gewinnen. Die englisch-ägyptische Presse, soweit die Regierung auf sie Einfluß hatte, spielte sich als Anwalt des arabischen Volkes auf, das einst unter den omaijadischen Chalifen von Damaskus so glänzende Tage gesehen habe, das jetzt von den Türken nicht nur vernachlässigt, sondern absichtlich zurückgedrängt werde, das aber unter der Fahne Englands sich selbst regieren und zu neuer Blüte emporsteigen solle. Der Anschluß Syriens an Aegypten werde die beiden berühmten Mittelpunkte arabischer Bildung, Damaskus und Kairo, einander nahe bringen und das arabische Volk unter englischer Leitung wieder zum Führer des Islam machen. Der Araber hat zuviel von der Empfänglichkeit eines Kindes und zuwenig von der Reife eines Mannes an sich, als daß ihn dieser Gedankengang nicht hätte gefangen nehmen sollen, und da ihm die „Hurrije", die neue Verfassung von 1908, nicht brachte, was er gehofft hatte, so sah er sich in der Meinung bestärkt, auf einen von außen kommenden Befreier rechnen zu müssen. Als solcher galt ihm England, nicht Frankreich.

Zur Zeit des italienischen Krieges um Tripolis, der ein grelles Licht auf die Ohnmacht der Türkei warf, ließ England seine Absichten deutlicher hervortreten. Außer ägyptischen Spionen sandte es in die syrischen Städte besondere Boten, die für die Uebertragung des Chalifats an den Vizekönig von Aegypten Anhänger zu werben suchten. Da sie der türkischen Regierung in die Hände gerieten, so hatte der Versuch zunächst nur die Folge, daß die syrische Presse 1912 die Annexion Syriens durch Aegypten lebhaft besprach. Mit aller Offenheit wurde der Plan von angesehenen Blättern Englands, wie der „Fortnightly Review" behandelt: Die Tage des türkischen Sultans gehen ihrem Ende entgegen, und der Khedive von Aegypten ist der berufene Mann, als Herr des Islam an seine Stelle zu treten; Syrien und Palästina gelangen unter die Oberherrschaft von Kairo, und Arabien wird dem ägyptischen Reiche angegliedert; England richtet das ägyptische Reich der Vergangenheit wieder auf und wird der Schutzherr von Mekka!

Die hier besprochenen Pläne Englands rechnen deutlich mit der Auflösung der Türkei, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie schon bei der Zusammen-

Digitized by Google

kunft der Vertreter Rußlands und Englands, Mai 1908, in Reval zur Sprache gekommen sind. Das Bild würde daher erst vollständig werden, wenn es möglich wäre, die russischen Ansprüche an das türkische Erbe daneben zu stellen. Da aber die erwähnten Verhandlungen geheim geblieben sind, so läßt sich, wenn auch mit großer Wahrscheinlichkeit, nur vermuten, daß Rußland das Schwarze Meer samt seiner ganzen Küste als russischen Binnensee fordert, einschließlich des Bosporus und der Dardanellen. Für die Türkei war es also ein offenbarer Fall der Notwehr, daß sie sich zum Kriege an der Seite der europäischen Zentralmächte entschloß. Ob und wie sich die Pläne Frankreichs auf Grund der erlangten Konzessionen in die Revaler Verabredungen, an denen es nicht teilgenommen hat, einfügen, läßt sich jetzt nicht ermessen. Sie scheinen nicht ohne weiteres mit den Zielen Rußlands und Englands vereinbar zu sein.

Sowohl die englischen als auch die französischen Pläne im vorderen Orient bedrohen die deutschen Interessen in Kleinasien, am Euphrat und Tigris sowie in Palästina aufs ernsteste. Sie würden unsre Tätigkeit dort zunächst einschnüren und schließlich erdrücken. Es erhellt daraus, wie wichtig der Sieg der türkischen Waffen nicht nur an den Dardanellen, sondern auch am Sueskanal und in Aegypten für das Deutsche Reich ist. Auch um deutschen Besitz, deutsche Arbeit und deutsche Zukunft wird dort gekämpft.

E. M. Arndt über die Erbkaiserpartei und über die deutsche Einigung

Ungedruckte Briefe Arndts

Mitgeteilt von

Dr. phil. W. Koester (Münster)

Mit E. M. Arndt ist ein Dichter dahingegangen, der wie kein andrer während seines ganzen Lebens an den politischen Geschicken des deutschen Volkes stets den regsten Anteil genommen hat. In den Jahren der tiefsten Erniedrigung Preußens der eifrige Mithelfer an der Steinschen Verfassungsreform, in Zeiten blutiger Schlachten und schmachvoller Demütigungen der begeisterte Freiheitsdichter, blieb Arndt, obschon er lange Jahre hindurch den Undank seines Vaterlandes fühlen mußte, auch späterhin ein echter deutscher Mann. Als Verfasser des Liedes „Was ist des Deutschen Vaterland?“ in dem Munde und Herzen eines jeden Deutschen, von allen geliebt und geachtet, war es dem Rügener im greisen Alter von achtundsiebzig Jahren noch vergönnt, in den politischen Wirren von 1848/49 für die Einigung und Kräftigung Deutschlands seine Person einzusetzen. Arndt wurde zum Mitglied des allgemeinen Deutschen Nationalparlamentes zu Frankfurt gewählt. Dieses Parlament, der erste Versuch einer modernen Volksvertretung, kam allerdings infolge der politischen Unruhen über

Digitized by Google

die Lebensdauer eines Jahres nicht hinaus. Ueber seine Vorgeschichte sei kurz bemerkt, daß nach den Beschlüssen des sog. Vorparlamentes und des Fünfzigerausschusses ein Parlamentswahlgesetz erlassen wurde, dem April 1848 die Wahlen folgen sollten. Zuerst auf je 70000, dann auf je 50000 Seelen ein Abgeordneter, sollte aus Nummer- und Kopfwahlen ein deutsches Volkshaus hervorgehen.

Arndt, damals Professor in Bonn, schenkte den Frankfurter Vorgängen das lebhafteste Interesse. In seiner Schrift „Das verjüngte oder vielmehr das zu verjüngende Deutschland" suchte er besonders den „lieben Bürgers- und Bauersmann" von der Notwendigkeit und Wohltat einer Volksvertretung zu überzeugen. Es solle ein großes deutsches Reichsparlament werden, wie die Bildung und Gewalt der Zeit es gebieten, ein wahres Volksparlament, wie die Deutschen es noch nimmer gehabt hätten. Als Programm des zu bildenden Hauses nannte er vor allem die Durchführung der Preßfreiheit, die Stiftung von Schwurgerichten und die Oeffentlichkeit aller Versammlungen und Verhandlungen, die freie Uebung aller Religionsbekenntnisse, das freie Einigungs- und Gesellungsrecht, die Gleichung oder Ausgleichung aller lästigen Vorrechte, die Schöpfung eines allgemeinen Zoll-, Gewerbe- und Handelswesens und eines wirklich gesamten deutschen Heeres und einer deutschen Flotte, als Blüte des Ganzen einen Kaiser an der Spitze der großen Reichsverwaltung und des Heeres und der Fürsten.[1]) Weiter heißt es dann: „Zum ersten Male in eurer Geschichte habt ihr jetzt ein neues wirkliches deutsches Parlament, ein echtes Volksparlament in den Händen; ihr könnt es würdig schaffen, ihr könnt dem großen deutschen Namen unvergängliche Ehre, Freiheit, Gesetzlichkeit und bei allen Völkern der Erde Macht und Ehrfurcht schaffen. Ja, gutes Volk, der kleinste Mann in dir hat das Glück und die Macht der deutschen Zukunft mit in den Händen. Ihr habt das Recht gewonnen, künftig eure Obrigkeiten zu wählen, und auch eure höchste Obrigkeit, eure Stellvertreter, die im Parlamente für euch raten und beschließen." — „Ein Parlament, das ein Volksparlament wird, zu welchem ihr die einsichtsvollsten und redlichsten Männer des Landes als eure Sprecher und Vertreter mit erwählet, kann euch nicht mehr übersehen, darf nicht übersehen und vergessen, daß von 45 Millionen deutscher Menschen 40 Millionen dem Stande der Bauern, Handwerker und Arbeiter angehören, denjenigen angehören, die den Segen Adams sichtbar auf ihren edeln Stirnen tragen."[2]) Seiner politischen Ueberzeugung gibt der Verfasser des „Büchleins" dann in beredten Worten Ausdruck und weist hoffnungsfreudig und unentwegt auf Preußens deutschen Beruf hin. Begeistert ruft er aus: „Eine herrliche Zukunft!"

Es mußte eine freudige Genugtuung für den greisen Freiheitssänger sein, es mußten sein „väterliches" Herz Gefühle wohlverdienter Ehre, aber auch erneuter Liebe zu seinem Volke erfüllen, wenn auch er zum Mitgliede des Frankfurter Parlamentes gewählt wurde. Es spricht denn auch das Gefühl einer

[1]) Kapitel 8.
[2]) Kapitel 18.

Digitized by Google

von Freude und berechtigtem Stolze atmenden Seele aus den Worten, die Arndt am 12. Mai 1848 an seinen Freund Moritz August v. Bethmann-Hollweg richten konnte: „Denk Dir, ich bin wirklich in vier rheinischen Kreisen gewählt, wovon ich Solingens Wahl für Frankfurt angenommen habe; und nun kann, wie ich aus einem heute empfangenen Briefe vermute, vielleicht noch eine Wahl aus der Heimat hinzukommen.“ [1]) Er täuschte sich nicht. Seine Vermutung ist bestätigt durch den Brief vom 14. Mai an Charlotte v. Kathen.[2])

Daß Arndt nicht auch in Bonn, seinem langjährigen Aufenthaltsorte, als Kandidat aufgestellt wurde, daran waren zum Teil die religiösen Gegensätze schuld. Er selbst bemerkt hierüber: „Es haben sich hier (Bonn) sehr natürlich Jakobiner und Pfaffen, wie vor achtzehn Jahren in Belgien, auf alle möglichen Fälle schon zusammengeknäuelt, und schwerlich wird ein Protestant hier gewählt werden — entweder einzelne tolle, wilde Jungen, wie ihrer schon unter den Fünfzigen in Frankfurt mitsitzen oder schlaue Wendemantler Ultramontanen.“ [3]) Dahlmann, ein politischer Gesinnungsgenosse Arndts, wurde zwar in Bonn aufgestellt, fiel aber trotz eifriger Agitation des letzteren durch.

Die vier rheinischen Kreise, in denen Arndt gewählt wurde, waren Simmern, Mülheim a. d. Ruhr, Essen und Solingen. Mit der Solinger Wahl beschäftigen wir uns näher.

Kaum war bei einer Volksversammlung in Heidelberg die Frage nach einem allgemeinen Deutschen Nationalparlament laut geworden (Ende Februar 1848), da begannen bereits die Bürger in Solingen sich nach einem geeigneten Manne umzusehen, der bei tatsächlichem Zustandekommen einer Volksvertretung ihre Interessen wahren würde. Es war Professor E. M. Arndt in Bonn. Wir entnehmen es aus einem Briefe, den er am 15. März 1848 an seinen Freund Berg schickte.[4]) Er lautet:

* Bonn, d. 15. des Frühlingsmonds 1848.

Liebster Pate und Freund.

Auf Ihre freundlichste Frage habe ich die Ehre Ihnen und Ihren Freunden Folgendes ehrlich zu erwidern:

Ich bin sehr alt und fühle mich oft schon schwach. Aeußere Ehre hat mich nie sehr gelockt; indessen diesem ersten deutschen Parlament mögte ich wenigstens auf einige Zeit beiwohnen, eben weil es die großen ersten Verfassungsfragen erörtern und umschütteln wird; wobei ich vielleicht nützlich sein könnte. Ich verspreche indessen im voraus nicht viel.

---

[1]) Meisner und Geerds, „Arndts Briefe“, Berlin 1898, Nr. 288.

[2]) Langenberg, „Arndts Briefe“, Berlin 1878, Bd. VII, S. 30.

[3]) Meisner und Geerds, S. 287.

[4]) Dieser und die folgenden mit * bezeichneten Briefe sind bisher ungedruckt und werden deshalb im Wortlaut mitgeteilt. Sie befinden sich im Privatbesitz und wurden mir freundlichst zur Verfügung gestellt.

Digitized by Google

Von einem Rheinischen Kreise gewählt zu werden, würde ich, jetzt ein völlig eingebürgerter Rheinländer, mir jedenfalls zu einer großen Ehre rechnen.

Tausend Grüße den lieben Aeltern und Geschwistern.

In deutscher Treue

Ihr

E. M. Arndt.

Nach elf Tagen schrieb Arndt weiter:

* Bonn, den 26. Frühlingsmonds 1848.

S. T.

Ich habe die Ehre, geliebter Pate, auf Ihr liebes Letztes, was ich eben empfange, Ihnen kurz zu erwidern, daß mich nur die Berufung ins erste deutsche Parlament zu Frankfurt zur Annahme reitzen kann, und keine andere.[1]) Da könnte ich vielleicht als ein gutes deutsches Gewissen Gutes wirken, und bei wichtigen Sachen durch eine Beredtsamkeit, die Gott mir verliehen hat, Unsinn von Thoren und Narren niederdonnern helfen und verhindern helfen, daß uns zum Unglück des Vaterlandes keine pöbelhafte Freiheit über den Kopf wachse.

Sollte ich für Frankfurt an mehreren Stellen im Vaterlande gewählt werden, so würde ich der Pflicht gemäß die mir zuerst kundgethane Wahl annehmen, zumal eine Rheinische Ehre als Rheinischer Bürger.

Dahlmann wird hoffentlich an mehreren Stellen für das erste Parlament gewählt werden, gewiß einer der vortrefflichsten bedeutendsten Männer. Er war im Feste hier, gestern bei mir, und ist heute früh wieder nach Frankfurt abgegangen. Eine Wahl für Berlin sieht er gegenwärtig nicht für bedeutend an; Preußen hat ihn zu seinem Bundestagsgesandten machen wollen; Mecklenburg hat ihn zur Ausarbeitung seiner Verfassung berufen. Das alles hat er abgelehnt, sagend, wenn er nicht für das große deutsche Parlament gewählt werde, so werde er den Sommer wieder Vorlesungen in Bonn halten.

Der brave Beseler, den ich seit Jahren persönlich kenne, wird wahrscheinlich von Obholstein für das deutsche Parlament gewählt.

Sie fragen mich um Namen von einsichtsvollen und wohlgesinnten hiesigen Männern für Berlin. Ich nenne Ihnen einen tüchtigen Mann bester Gesinnung, Duden aus Remscheid, weiland Staatsprokurator in Köln, den Professor Juris, Geh. Rat Blume, früher Vicepräsident des hanseatischen Obergerichts in Lübeck, vortrefflicher Mann von Kenntnissen und Karakter.[2])

Beste Grüße dem lieben Vater, dem braven Bruder Pastor und allen Freunden.

In deutscher Treue

Ihr

E. M. Arndt.

---

[1]) Danach scheinen ihm die Solinger die Vertretung ihres Kreises für die gleichzeitig zu berufende Berliner Versammlung angetragen zu haben.

[2]) Gewählt wurden für Berlin von den Solingern später Finanzminister Hansemann und Fabrikant Müller. Ersterer lehnte ab. An seine Stelle trat Geh. Finanzrat Hesse.

Digitized by Google

Arndt war also, wie wir sehen, gerne bereit, das ihm von den Solingern entgegengebrachte Vertrauen zu erwidern. Man begann deshalb für den Kandidaten Propaganda zu machen. Am 15. April 1848 erschien im „Solinger Kreis-Intelligenzblatt“ [1]) folgender Aufruf:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!“

Bei der bevorstehenden Wahl der Abgeordneten für das deutsche Parlament, welches laut Bundesbeschluß im Monat Mai zusammentreten soll, wird es jeder Freund des Vaterlandes einsehen, daß es bei den selbstsüchtigen Bestrebungen der republikanischen Partei und Anarchisten vor allen Dingen not tut, daß zu erwähnter Versammlung nur solche Männer gewählt werden, deren Bieder- und Gerechtigkeitssinn bekannt, die einen reichen Schatz von gereiften Erfahrungen und gediegenen Kenntnissen besitzen, und denen ein warmes Herz für die wahre Freiheit, d. h. Liebe zur Ordnung und Achtung vorm Gesetz im Busen schlägt, damit wieder Glück und Friede in unser liebes Deutschland einziehen. Verfasser dieses hält es deshalb für eine heilige Pflicht, die Aufmerksamkeit seiner lieben Mitbürger auf den Herrn Professor Ernst Moritz Arndt, den lieben Sänger des herrlichen Liedes:

„Was ist des Deutschen Vaterland? usw.
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das ganze Deutschland soll es sein“,

dessen Wahlspruch:

„Fürchte Gott und ehre den König!“

heißt, und der noch in jüngster Zeit seine kräftige Stimme für Wahrheit, Recht und Freiheit hat vernehmen lassen, zu lenken. Das Vaterland ist verpflichtet, dem hartgeprüften Wächter deutscher Ehre einen Beweis der Achtung und Liebe zu geben, und trage du Solingen ihm dadurch zuerst deine Schuld ab, daß du Herrn Ernst Moritz Arndt zu deinem Abgeordneten für das deutsche Parlament wählst.

„Es lebe die Ordnung!
Es lebe der König!“

Die Wahl für das allgemeine deutsche Nationalparlament war eine indirekte. Die Rheinprovinz wurde laut Allerhöchster Verordnung vom 11. April in fünfunddreißig Wahlkreise eingeteilt. Der Wahlkreis Solingen fiel mit dem geographischen nicht ganz zusammen. Die Bürgermeisterei Burscheid wurde ausgeschlossen; dafür traten aus dem Kreise Elberfeld die Bürgermeistereien Haan, Mettmann und Velbert hinzu. Am 17. April 1848 fand zwischen dem Landrat Grafen von dem Bussche-Kessel, ernanntem Wahlkommissar, und den Bürger-

[1]) Nr. 31. Die Einsicht in das „Solinger Kreis-Intelligenzblatt“ verdanke ich der Güte des Herrn Albert Pfeiffer (Solingen), in dessen Privatbesitz sich die Jahrgänge 1848/49 befinden.

Digitized by Google

meistern des Kreises eine Konferenz statt. Die einzelnen Bürgermeistereien wurden in Wahlbezirke eingeteilt und die Zahl der Wahlmänner festgesetzt. Es kamen auf Haan 17 Wahlmänner, Solingen 13, Dorp, Höhscheid und Velbert je 12, Mettmann 11, Merscheid und Schlebusch je 10, Wald, Monheim und Opladen je 9, Gräfrath und Leichlingen je 8, Richrat 7. Also auf 14 Wahlbezirke 147 Wahlmänner. Die sonstigen Beschlüsse lauteten:[1]) Das Amt als Urwähler kann jeder großjährige Preuße ausüben in der Gemeinde, worin er wohnt oder sich aufhält, nicht infolge rechtskräftigen richterlichen Erkenntnisses den Vollbesitz der bürgerlichen Rechte verloren hat und aus öffentlichen Mitteln keine Armenunterstützung bezieht. Die Urwähler eines Bezirkes können nur solchen Personen ihre Stimme geben, die in demselben Wahlbezirk seßhaft sind. Das Wahlgeschäft wird überall am 1. Mai 1848 7 Uhr morgens begonnen.[2])

Laut Verfügung des Justizministers fielen am 1. Mai alle gerichtlichen Termine und Verhandlungen aus. Außerdem bestimmte der Landrat für Solingen, daß der Wohnungs- und Gesindewechsel auf den 2. Mai verschoben werde.

Der eifrige Sinn der Solinger Bürger für die nationale Sache ließ am 22. April alsdann noch folgenden Aufruf veröffentlichen:

„Die Wahlen der Abgeordneten zum deutschen Parlament in Frankfurt und zur konstituierenden Versammlung in Berlin sind nahe bevorstehend. Daß für beide Versammlungen nur Männer gewählt werden, welche rücksichtlich ihrer Vaterlandsliebe, Gesinnungstüchtigkeit und Charakterfestigkeit das Vertrauen des Volkes besitzen, muß jedem Vaterlandsfreunde am Herzen liegen. — Von großer Wichtigkeit ist demnach die Wahl der Wahlmänner, und es wird zu einer Besprechung dieser Angelegenheit am Samstag, den 22. April ds., abends 7 Uhr, im Saale des Herrn Jakob Hilgers hier, eine Versammlung stattfinden, wozu die Urwähler hiesiger Stadt, welche von der Wichtigkeit der Sache überzeugt sind, hiermit eingeladen werden. Viele Urwähler.[3])

Ueber den Wahltag vom 1. Mai selbst findet sich keine Notiz. Es galt nunmehr, einen ehrenvollen und verdienten Mann für Frankfurt zu wählen. Da eine früher an E. M. Arndt gerichtete Anfrage in bejahendem Sinne ausgefallen war, suchte man bei sämtlichen Wahlmännern das Interesse für denselben zu wecken. In der Beilage zu Nr. 36 des „Solinger Kreis-Intelligenzblattes" vom 3. Mai erschien ein Lebensabriß des Dichters. Es wurde darin besonders des Unrechtes gedacht, das Arndt durch sein Exil erlitten, und mit eindringlichen Worten ertönte der Mahnruf, die Zeit, sich dem Schwergekränkten gegenüber dankbar zu erweisen, sei gekommen. Zum Schluß heißt es dann:

„Noch jüngst sahen und hörten wir ihn, den jugendlich kräftigen Greis mit schneeweißem Haupte, wie er mit Tränen der Freude und innigster Begeisterung

---

[1]) „Kreis-Intelligenzblatt" Nr. 33.

[2]) Am selben Tage sollten die Wahlen für Berlin stattfinden und denen für Frankfurt vorausgehen.

[3]) „Solinger Kreis-Intelligenzblatt" Nr. 33.

Digitized by Google

unter freiem Himmel und der über seinem Haupte geschwungenen schwarz-rot-goldenen Fahne die angebrochene Morgenröte deutscher Freiheit und Selbständigkeit begrüßte, die er all sein Leben lang, wie nur wenige, dem heiligen Grale gleich in seinem Herzen gehütet und bewahrt. Er, dem kräftigsten Volksstande entsprossen, mit geistiger Tiefe und edlem Freiheitsgefühle begabt, er ist der echte Repräsentant deutscher Nationalität, auf ihn richtet Eure Blicke, Ihr, die Ihr es wohl meinet. Ihr tragt ihm nur den schuldigen Dank ab für das, was er für Euch getan und gelitten, er, mit Recht gelobt und gepriesen

So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt!"

Es ist bekannt, daß die Wahl des Bonner Professors eine Frage war, die mehrere Wahlkreise beschäftigte. Ein Mülheimer Pfarrer und Schuldirigent führte dazu aus, Arndt trage den Glanz und Zauber des Märtyrertums an sich. Gewiß werde wieder das „Arndtlied" in Frankfurt das Hauptlied sein. Solle Arndt sein Lied nicht mitsingen? Solle er es nicht tun als der von ihnen Gewählte? Dies sei die Frage, die er an die Rheinprovinz richte, die er mit der festen Zuversicht an sie richte, daß dieser edlen und teuren Provinz auch diesmal ihre Pflicht, ihr Ruhm und das Wohl des Vaterlandes heilig sein werde.[1])

In Anbetracht dessen, daß Arndt wohl an mehreren Stellen im Rheinland gewählt werde, stellte man auch in Solingen einen zweiten Kandidaten auf, den Herrn v. Beckerath aus Krefeld. Letzterer habe bei den dortigen konfessionellen Gegenbestrebungen keine Aussicht, durchzukommen.[2]) Doch war die Stimmung der Solinger Wahlmänner, wie es scheint, nur für Arndt. Am 10. Mai, nachmittags 3 Uhr, fand dann im Hause des Gastwirtes Daniel Tillmann zu Solingen unter dem Vorsitz des Königlichen Landrates und Wahlkommissars Grafen von dem Bussche-Kessel die Wahl statt. Arndt wurde anscheinend mit weit überwiegender Mehrheit gewählt. Am gleichen Tage reiste sofort eine Deputation von Solingen nach Bonn, um dem Professor die auf ihn gefallene Wahl mitzuteilen. Gleichzeitig trafen auch schon Deputationen von andern Kreisen mit demselben Bescheid ein. Wir lassen Arndt über den freudereichen Abend des 10. Mai selbst sprechen. Er sagt in einem Briefe an Charlotte v. Kathen:[3]) „Ich bin hier am Rhein in vier Kreisen für Frankfurt gewählt, in Simmern, Mülheim a. d. Ruhr, Essen, Solingen. Ich habe es für die stählernen und eisernen Solinger (die Eisenhämmer und Waffenschmiede) angenommen. Das hat auch seinen tiefen Schmerz, nämlich, daß man absagen muß, und daß ich in der Heimat habe absagen müssen. Ich war den 10. abends fast zerrissen, nämlich mein bißchen Herz; es saßen drei Sendschaften vor mir von ehrenwertesten Männern, deren meisten ich ein Nein sagen mußte, und dann kam

[1]) Beilage 37 des „Solinger Kreis-Intelligenzblatts".
[2]) Beilage 36.
[3]) Langenberg a. a. O., Bd. VII, S. 30.

Digitized by Google

eine große, prächtige Musik mit Gesang und Liedern, begleitet von den Obersten und Offizieren eines Magdeburger Regiments."

Am 11. Mai kehrte die Solinger Deputation hocherfreut nach der Heimat zurück mit folgendem eigenhändigen Schreiben[1]) des ehrwürdigen Arndt:

„Ich Unterzeichneter bezeuge hierdurch dem verehrten Herrn Kommissarius und Wählern des Kreises Solingen, daß ich die auf mich gefallene Wahl für das Parlament in Frankfurt mit Freuden annehme, in der Zuversicht auf Gott und das Glück und die Freiheit unsers Volkes, daß aus jener großen Versammlung dem Vaterlande wahre Freiheit, Einigung und Stärke erwachsen werden.

Bonn, den 11. Mai 1848. Ernst Moritz Arndt,

D. D. Professor der Geschichte an der Königl. Preußischen Rheinischen Universität."

Am Abend der Wahl schrieb der Neugewählte an seinen Solinger Freund den folgenden Brief:

* Bonn, d. 10. Mai 1848, Abends.

Lieber Pate.

Herzlichen Dank Ihnen und den lieben Aeltern für Ihr gütiges Letztes.

Wohl wäre es billig, daß ich den Gönnern und Freunden, die mir soviel Vertrauen und Liebe erzeigen, mich in Person darstellte. Aber darauf würden doch ein paar Tage drauf gehen, und ich habe die 5—6 Tage, ehe ich nach Frankfurt gehe, so viel auf dem Halse, Haus- und Amtsgeschäfte, die geordnet seyn wollen, daß ich keine Tage dran zu geben habe. Die Freude will ich mir auf die Zeit versparen, wo ich von Frankfurt zurückkomme, wo ich hoffe, mich so aufzuführen, daß meine Herren Treugeber nicht unzufrieden mit mir seyn werden.

Also freundlichsten Dank und tausend beste Grüße den Aeltern und den Freunden. Ihr

E. M. Arndt.

Am 16. Mai reiste Arndt von Bonn nach Frankfurt, um der feierlichen Parlamentseröffnung vom 18. Mai in der St.-Pauls-Kirche beizuwohnen. Er hatte seinen festen Platz auf der zweiten Bank des rechten Zentrums, ganz nahe an der Rednerbühne. Das „weiße Haupt und der immer noch rüstige Körper im blauen deutschen Rocke" war die populärste Erscheinung in der Paulskirche. Der damalige Abgeordnete des deutsch-böhmischen Kreises Elbogen, Heinrich Laube, ebenfalls Anhänger des Zentrums und der erbkaiserlichen Partei, schildert uns den Arndt des Frankfurter Parlamentes also:[2]) „(Seine) Milde hat ihn während der Parlamentszeit nie gehindert, sehr feste Meinungen zu haben und sehr fest zu vertreten. Er ging bei den verfänglichsten Fragen unbekümmert um

[1]) „Solinger Kreis-Intelligenzblatt" Nr. 39.

[2]) Laube, Das erste deutsche Parlament, Bd. III, S. 228.

Digitized by Google

Unpopularität auf die Tribüne und redete gegen den französischen Nivellierungskram hinein, daß die Fetzen flogen. Es war überall ein sicherer Verlaß auf ihn, wie auf einen viel erprobten Wanders- und Kriegsmann, der alles wohl erwogen hat und weder nach links noch nach rechts ein Blatt vor den Mund nimmt. Ein Kernmann! Der Splint mag von den Jahren schadhaft werden, und auch dieser bleibt ihm, dem täglichen Fußgeher, welchem man immer auf den Spazierwegen Frankfurts begegnete, auch dieser Splint des Leibes bleibt dem siebzigjährigen Greise wunderbar fest; der Kern aber ist nur stärker geworden seit der Opposition gegen Napoleon und gegen polizeiliche Restauration. Er war mit seiner lauten Stimme in den Gesellschaften ein Schrecken für alle zarten Gewebe, die nichts brauchen konnten von einem durchgreifenden Entschlusse; er war bis zum letzten Atemzuge des Parlaments einer der Entschlossensten für den parlamentarischen deutschen Bundesstaat in erster, die Union mit Oesterreich in zweiter Linie."

Wir beschränken uns im folgenden darauf, den Briefwechsel Arndts an seinen Solinger Freund Berg bis zum Austritt aus dem Parlament und der Abreise nach Bonn mitzuteilen. Die eingestreuten Bemerkungen dienen zur Erklärung.

* Frankfurt, den 25. Juni 1848.

Lieber Pate.

Hier einige Reime, die Sie gütigst den Freunden mittheilen wollen.[1])

Wie es hier geht? Darüber zu schreiben, würde zu breit werden, und doch würde es Ihnen kein klares Bild geben.[2])

Wie es gerathe — ich gehöre weder zu den Zuwilden noch zu den Zuzahmen — das deutsche Volk wird in Herrlichkeit hindurchgehen. Das weiß ich, das wird der Schluß seyn.

Grüßen Sie vor allem die lieben Aeltern und die Freunde.

Ihr

E. M. Arndt.

Die Frankfurter Verhandlungen in den folgenden Monaten gingen sehr schleppend, und die Frage des Verfassungswerkes zur Einigung und Kräftigung Deutschlands war noch gar nicht berührt. Einige Urwähler aus dem Kreise Solingen fühlten sich sogar veranlaßt, in dieser Sache eine Resolution zu fassen.[3]) Nicht nur jeder Wahlmann, sondern auch jeder Urwähler müsse sich verpflichtet und angetrieben fühlen, die schleunige Erfüllung des ihren Vertretern in beiden Nationalversammlungen erteilten Mandates mit kräftigen Worten zu beantragen, damit Deutschland und in ihm Preußen nach innen erstarke und die

---

[1]) Worum es sich handelt, ist nicht ersichtlich.

[2]) Am 19. Juni hatten gerade die Verhandlungen über eine provisorische Vollziehungsgewalt begonnen. Die einen wollten ein Direktorium von drei Männern, die andern traten für einen Verweser ein.

[3]) „Solinger Kreis-Intelligenzblatt" Nr. 76.

Digitized by Google

unheimliche Schwüle, welche dieses innere Deutschland umlagere, verschwinde vor den erquickenden Strahlen der reinen, wahren und edlen Freiheitssonne. Auch Arndt klagt über den trägen Gang der Arbeiten:

* Frankfurt, den 20 des Weinmonds 1848.

Dank, mein theurer Freund, für Ihren lieben Brief.

Es ist unmöglich, Ihnen zu schreiben — weil es zu breit und weit werden müßte, warum es nicht geschwinder vorwärts geht mit den Arbeiten der Konstituierenden Versammlung. Doch fangen wir an schneller zu arbeiten. Aber es kommen gar zu viele zögernde Zwischenfälle,[1]) und noch mehr wirft die äußerste Linke oft absichtlich hinein. Man muß sich erinnern, daß die französische konstituierende Versammlung zur Vollendung ihrer Grundgesetze über anderthalb Jahre gebraucht hat. Wir werden mit dem Winter hoffentlich fertig werden.

Daß man gegen die radikalste Linke und selbst gegen ihren Auswuchs, was die Klubs zum Theil sind, nicht früher verfahren kann, das liegt in den ersten Einleitungen und Beschlüssen der deutschen Dinge vom März und April d. J. und in der Ohnmacht und Feigheit der Regierungen und der Lähmung und der Feigheit sogar mancher Gerichte.

Ade! Viele Grüße den lieben Ihrigen

Ihr E. M. Arndt.

* Frankfurt, den 1. November 1848.

S. T.

Hiebei, lieber Pate, 4 Louisdor, die mir ein frommer Mann zugestellt hat. Sie sollen an arme Fabrikanten vertheilt werden. Ich übergebe Sie Ihnen zur Verteilung.

Herzliche Grüße Ihren Lieben Ihr

E. M. Arndt.

* Frankfurt, den 12. November 1848.

Es ist ganz im Sinne des Gebers, wenn das Uebersandte für wohltätige Zwecke verwandt wird. Also, lieber Freund, verfügen Sie nach Ihrem Gefallen frei darüber.

In der Welt und in unserm lieben Deutschland geht es wild durch manche böse Wühlerei, die im Namen der Freiheit getrieben wird. Solche bittere Früchte muß man auch neben einigen süßen kosten. Wenn nur Berlin nicht endlich Wien es nachmacht! Es scheint nicht übel Lust dazu zu haben.

Ade! Viele herzliche Grüße dem lieben Vater und allen Freunden

Ihr E. M. Arndt.

---

[1]) Gemeint ist wohl die schleswig-holsteinsche Frage, die das Parlament seit dem Waffenstillstand zu Malmö (26. August) beschäftigte. Als die Majorität des Parlaments dem Waffenstillstand zustimmte, nahm das Volk gegen die Abgeordneten eine drohende Haltung an.

Digitized by Google

* Frankfurt, den 18. des Windmonds 1848.

S. T.

Hier, lieber Freund, sende ich Ihnen Papier, was Sie unter die wohlgesinnten Freunde austheilen!

Gebe Gott doch, daß man von beiden Seiten Verstand und Mäßigung gebrauchen lerne.

Viele Grüße Ihr E. M. Arndt.

* Frankfurt, den 24. des Wintermonds 1848.

Empfangen Sie, liebster Pate und Freund, meinen treuesten herzlichsten Dank für alle Ihre freundlichen Worte und Wünsche für das theure Vaterland und für mich Einzelnen.

Wir zerarbeiten uns seit Wochen über die schwersten Fragen von Oesterreich und Preußen und von Kaiser und Erbkaiser. Ich hoffe, Verstand wird da endlich über Unsinn und wahre Vaterlandsliebe über den Sonderungsgeist siegen. Ich sehe mit allen Verständigen keine andere Möglichkeit als Preußen an der Spitze, da wir doch alle barbarische oder halbbarbarische unter Habsburgs Scepter wohnenden Völker in unsern deutschen Bund mit Halbfreiheit nimmer aufnehmen können.

Es steht diese Lebensfrage, es steht viel für Deutschlands Zukunft Wichtigstes noch sehr dahin. Indessen Rom ist nicht in Einem Jahre erbaut und ehe die Neugestaltung Deutschlands sich bildet und fügt oder vielmehr mit seinen vielen schroffen Ecken sich einfügt, müssen noch die Wasser mancher Jahre vom Berge laufen. Ich werde dieser Gestaltung nicht lange mehr zuschauen — aber wir werden doch fortschreiten und nicht zurücklaufen.

In dieser Hoffnung sage ich Ihnen Ade und bitte allen Freunden und vor allem Ihren Vater und Ihren Liebsten meinen besten Neujahrsgruß zu melden.

In deutscher Treue Ihr E. M. Arndt.

* (Datum fehlt.) [Neujahr 1849.]

Ein glückliches Jahr Ihnen und den lieben Ihrigen und dem ganzen großen Vaterlande!

Hier, lieber Freund, mehrere Exemplare unserer Grundrechte, die Sie an Freunde vertheilen können.[1])

Bald kommen wir an die wichtigsten Fragen von Deutschlands Obermacht. Wir bedürfen eines starken Herrn zu starker Freiheit. Wolle Gott, daß wir Preußen durchbringen!

Viele Grüße dem Vater Ihr E. M. Arndt.

---

[1]) Die Grundrechte (Preßfreiheit, Vereinsrecht, Toleranz, Abschaffung der Feudallasten, Schwurgericht usw.) standen seit Juni 1848 zur Beratung. Ihre Fixierung konnte wegen der vielen unnützen Debatten hierüber erst im Dezember 1848 abgeschlossen werden.

Digitized by Google

* Frankfurt, den 22. des Lenzmonds 1849.

Theurer Pate!

Auf Ihr liebes Letztes vom 14. dieses M. hätte ich Ihnen schon früher geantwortet, wenn wir die letzten Wochen mit ewigen Versammlungen und Verhandlungen innerhalb und außerhalb der Paulskirche nicht auf eine schwere Weise zerarbeitet worden wären. Und nun? was kann ich Ihnen melden? Eben nichts Gutes. Wir haben eine Niederlage erlitten, so mächtig ist Oesterreich im Bunde mit den Ultramontanen und einem Bruch der Rothen. Ueber die Dinge weiter zu schreiben, würde zu breit und zu unnütz werden. Ob sich nun überall noch etwas Kräftiges und Ordentliches wird machen lassen, zumal da auch das Ministerium Gagern abtritt, steht dahin.

Ade! Tausend beste Grüße Ihr E. M. Arndt.

* Frankfurt, den 24. des Lenzmonds 1849.

Liebster, treuester Pate!

Wie ich Ihnen in meinem Letzten wenigstens andeutete, stehen wir in schlimmen Kämpfen mit der sich immer mehr stärkenden österreichisch-ultramontanischen Parthei, zu der sich unsere Jakobiner, — so will ich die ultraradikalen Narren nennen — meistens schlagen. Es wird nun das Letzte gebraucht werden — und ob wir etwas Festes Recht und Macht Vereinigendes mit der löblichen Freiheit endlich werden durchsetzen und machen können, das steht sehr dahin.

Sie sehen also, lieber Freund, daß von Vollendung unseres Werkes, vollends von Abreise — ich hoffe, man wird doch zuletzt nicht auseinanderjagen — noch gar nicht die Rede sein kann. Ihren lieben Aeltern sagen Sie aber wiederholt meinen allerherzlichsten Dank für all Ihre Gütigkeit. Ich werde die freundlichste Einladung nimmer vergessen, und falls mir durch Gott noch verliehen wird, mit leichtem Herzen von hier abzureisen, werde ich des lieben Solingen und meiner dortigen Freunde gedenken und Ihnen mehrere Tage vorher meine Ankunft melden.

Wie gesagt: wir stehen im harten Kampfe, doch man darf an dem lieben Vaterlande nicht verzweifeln.

Ade! Tausend beste Grüße Ihren lieben Aeltern und allen Freunden.

In deutscher Treue Ihr E. M. Arndt.

Im Januar 1849 war der Antrag angenommen, daß als Oberhaupt des Reiches ein regierender deutscher Fürst mit dem Titel „Kaiser" gewählt werden solle. Ein Antrag auf Erblichkeit dieser Würde jedoch fiel. Wir bemerken hierzu, daß der Solinger Bürgerverein laut Sitzung vom 15. Februar eine Adresse nach Frankfurt sandte, worin er eifrig für die Erblichkeit einer deutschen Kaiserwürde eintrat. Die Adresse wurde am 24. Februar abgeschickt.[1]) Die folgende Zeit hindurch

[1]) „Solinger Kreis-Intelligenzblatt" Nr. 16.

Digitized by Google

beschäftigte man sich in scharfen Debatten mit der Person des künftigen Kaisers. Die Hoffnung der Großdeutschen, die Kaiserwürde Oesterreich zu übertragen, schwand, da sich letzteres am 4. März als selbständige Erbmonarchie erklärte. Die größte Sympathie hatte man immer noch für den König von Preußen, die sogar die Großdeutschen jetzt nicht verhehlen konnten. Indessen war man sich in weiten Kreisen der Abneigung Friedrich Wilhelms IV. gegen die Uebernahme der Kaiserwürde wohl bewußt. Dies mag auch Arndt veranlaßt haben, am 9. März im vollen Vertrauen einen Brief an den König zu schicken, worin er ihn hoch und teuer beschwor, es als die heiligste Pflicht zu betrachten, die demnächst auf ihn fallende Wahl zum Kaiser anzunehmen. Die Rückantwort des Königs vom 18. März war ablehnend, verpflichtete Arndt aber zur strengsten Geheimhaltung. Am 28. März wurde dann Friedrich Wilhelm IV. zum Kaiser gewählt und der bestimmten Hoffnung Ausdruck gegeben, daß der Fürst die Wahl akzeptieren würde. Nur einer wußte, daß diese so schöne Hoffnung geknickt würde, es war E. M. Arndt; aber er mußte schweigen.

Die Solinger waren von demselben glühenden Eifer und derselben Ueberzeugung von Preußens deutschem Berufe getragen wie Arndt, davon zeugt die Adresse, die der Stadtrat von Solingen unter dem 30. März 1849 an seinen Landesherrn abschickte. Sie lautet:

„Eure Majestät wolle im Interesse des engeren und weiteren Vaterlandes eine Krone nicht verschmähen, mit welcher der Kern eines hochherzigen Volkes nur Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, gekrönt sehen möchte."

Am 30. März begab sich von Frankfurt eine Deputation nach Berlin, um dem König die Krone anzutragen. Unter den Deputierten befand sich auch der greise Arndt, immer noch hoffend, das Herz des Königs werde durch den feierlichen Akt der Ueberreichung umgestimmt. Doch er täuschte sich. Friedrich Wilhelm IV. lehnte in der Audienz vom 3. April das Anerbieten ab. Dennoch verließ Arndt nicht die eiserne Hoffnung auf Preußens hehren Beruf. Davon sprechen auch die folgenden Briefe:

* Frankfurt, den 13. des Frühlingsmonds 1849.

S. T.

Dank, geliebter Freund, für all Ihre Freundlichkeit und Liebe. Dies versichern Sie auch Ihre werthen Mitbürger, welchen Sie beiliegendes Blatt als eine Erwiderung gütigst vorlesen wollen.

Ich hoffe, wir werden doch noch zum Ziele kommen und der König von Preußen und die wenigen widerstrebenden Fürsten werden sich dem allgemeinen Willen beugen müssen. Geschähe das nicht, so könnten unabsehliche Weiterungen erfolgen.

In dieser Hoffnung und mit der Bitte, mich allen Ihren Lieben bestens zu empfehlen, bin ich

in deutscher Treue

Ihr E. M. Arndt.

Digitized by Google

E. M. Arndt an seine geehrten und geliebten Wähler und Freunde in Solingen usw.

* Frankfurt, den 13. April 1849.

Mit inniger Rührung, theure Mitbürger und Freunde, habe ich Ihre zu freundliche Nachricht vom 7. dieses Monats gelesen. Wenn meine hohen Jahre mir auch die Rüstigkeit und Tätigkeit nicht mehr erlauben, deren jüngere und kräftigere Männer sich erfreuen, so glaube ich mir doch zurechnen zu dürfen, daß ich mit Beständigkeit und Redlichkeit für das gestrebt habe, was ich zum Heil meines Volkes und Vaterlandes für nützlich und nothwendig erachte, für das Große, was ehrenwerte Männer unter dem hehren und hohen Namen Freiheit verehren.

Wir waren nach Berlin gezogen mit fröhlicher Hoffnung und mit jauchzendem Jubel alles Volkes. Wir hofften dort für unser Werk den Schlußstein zu finden, ... zu der edlen Freiheit die Einheit der Stärke und Macht zu schaffen, ohne welche sie nicht fest noch würdig bestehen kann. Wenn es augenblicklich auch scheint, daß wir diesen Zweck nicht erreicht haben, so wollen wir doch noch hoffen, daß wir ihn erreichen werden, daß die Fürsten des Volkes ihre und unsere Stellung und die ganze Gefährlichkeit der Zustände und Verhältnisse der Zeit begreifen werden.

In dieser Hoffnung und in dem Gefühl, daß der Gute und Tapfere nimmer am Vaterlande verzweifeln darf, drücke ich Ihnen allen mit dem herzlichsten Gruße die Hände.

In deutscher Treue Ihr E. M. Arndt.

Die folgenden Wochen vergingen in Frankfurt unter gehässigen Reden und stürmischem Lärmen der Parteien, ohne daß man irgendwie vorankam. Am 25. Mai erklärten dann 65 Abgeordnete der Erbkaiserpartei, darunter Arndt, Gagern, Dahlmann, Duncker, Droysen, ihren Austritt aus der Nationalversammlung. Am folgenden Tage schrieb Arndt nach Solingen:

* Frankfurt, d 21 Mai 1849.

(Größte Eile)

Lieber Pate!

Ich lege mein Mandat nieder und fahre zu Haus, weil die Dinge sich so gewendet und gestaltet haben, daß ich nach meiner Ueberzeugung, die von den besten Rednern des Reichstages getheilt wird, hier mit Ehren nicht länger wirken noch bleiben kann.

Wollen Sie Beifolgendes meinen Herren Wählern gütigst mittheilen. Es wird wohl am besten durch Abdruck in der Solinger Zeitung denselben mitgetheilt.

Herzlichen Gruß allen Ihren Lieben

Ihr E. M. Arndt.

Digitized by Google

Das folgende Schreiben wurde dem Wunsche Arndts entsprechend in Nr. 42 des „Solinger Kreis-Intelligenzblattes" vom 26. Mai 1849 abgedruckt. Es lautet:

Frankfurt, d. 21. Mai 1849.

Den Ehrenwerten Herren Wahlmännern des Kreises Solingen.

Ihnen, sehr werthe Herren und Freunde, habe ich die Ehre und Pflicht, hierdurch zu melden, daß ich heute mit ungefähr 50 der ehrenwerthesten Männer des Reichstages aus seiner Versammlung ausgetreten bin.

Unsere Erklärung über diesen Griff, welche Sie in den stenographischen Berichten und wahrscheinlich auch wohl bald in allen Tagesblättern lesen werden, wird Ihnen die Gründe unseres Austritts näher andeuten.[1])

Indem ich Ihnen für das Vertrauen und für die Ehre danke, welche Sie selbst meinem hohen und fast überlebten Alter geschenkt haben, hoffe ich durch meine in der Frankfurter Reichsversammlung erwiesene geringe Wirksamkeit, doch das immer gezeigt zu haben, daß mein Streben für eine rechte würdige Freiheit des Volkes und für die mögliche Einigung, Stärkung und Erhebung des geliebten Vaterlandes ein warmes und unermüdliches gewesen ist.

Wenn auch mehrere Könige Deutschlands sich bis jetzt geweigert und gesträubt haben, eine gewisse Nothwendigkeit und Unvermeidlichkeit der Zeit anzuerkennen und auf ihr Großes und ihr Kleines, auf ihre Nöthen und Bedürfnisse wie auch ihre Ehren und Freuden, mit uns mit gleichen Augen zu schauen, mit uns, welche sie selbst doch nach Möglichkeit zu erhalten strebten, glauben Sie, werthe Freunde, glauben Sie mir doch, die Strebungen und Arbeiten eines sicheren und mühevollen Jahres, welches ich mit vielen Ehrenmännern durchsessen und durchkämpft habe, werden nicht verloren seyn. Manche edle Samen sind doch ausgesäet, die endlich gute Früchte tragen werden.

Nun ein herzliches Lebewohl und einen festen treuen Handschlag aus der Ferne. Erhalten Sie mir Ihr freundliches Wohlwollen und streb . . . . . mit mir, daß Gott unser Vaterland frei und glücklich und einig und stark machen wolle!

In deutscher Treue Ihr

Reichstagsmann E. M. Arndt.

Am 21. Mai reiste Arndt von Frankfurt nach Bonn zurück. Der Austritt der Erbkaiserpartei machte ein weiteres gedeihliches Arbeiten des Frankfurter Parlamentes zu Deutschlands und Preußens Wohl unmöglich. Die weiteren Verhandlungen in der Paulskirche und die Sitzungen des sog. Stuttgarter Rumpfparlaments sind die letzten Zuckungen eines siech gewordenen Körpers. Aber die Frankfurter Tage bis zum 20. Mai 1849, mögen sie uns auf den ersten Anblick vergeblich erscheinen, sie haben manchen Stein herbeigetragen zu dem

[1]) Die Erklärung der Austrittspartei wurde in Nr. 42 des „Solinger Kreis-Intelligenzblattes" veröffentlicht.

Digitized by Google

stolzen Bau des großen Deutschen Kaiserreiches von 1870. Mit intuitivem Blick hat auch E. M. Arndt dies vorausgesehen:

„Ein Jahr? Was haben wir geschaffen?
Ein Jahr des deutschen Weltgerichts?
Wie brausend lief es uns bergunter,
Und sein Ergebnis war ein Nichts."

O schlimmste aller schlimmen Reden!
Auch Deutschland also bliebe Nichts?
Nein, nimmer! Geister schlugen Schlachten,
Und Funken flogen rings des Lichts.

Unsterblich unter ihren Aschen —
Ja, auf ihr Leben kannst du trau'n.
Ein Wind von Gott wird wieder blasen,
Und schöne Flammen wirst du schaun.

Der englische Machtbegriff

Von

Prof. Dr. Bernhard Fehr

Seit Kriegsausbruch ergeht sich England in den heftigsten Ausfällen gegen Deutschlands Auffassung und Verfechtung des Staats- und Machtbegriffes. Es fallen die Namen Treitschke, Nietzsche und Bernhardi. Treitschke habe gelehrt, der Staat sei Macht, seine höchste Pflicht die Selbsterhaltung. Selbsterhaltung aber bedeute Macht. Salus populi suprema lex. Diesem höchsten Gesetze müsse sich das internationale Recht beugen. Jeder Vertrag, den ein Staat schließe, sei nur so lange für ihn bindend, als die Umstände die gleichen blieben. Aenderten sie sich, dann löse sich der Vertrag von selber auf; denn kein Staat könne seinen Willen für die Zukunft andern Staaten gegenüber festlegen. Die Deutschen seien ein Volk der Kraft und Fähigkeit, somit am geeignetsten, die Welt zu beherrschen. Sie hätten die Gewalt und deshalb das Recht. — Was ist gut? habe Nietzsche gefragt und dazu die Antwort gegeben: Alles, was das Machtgefühl, den Willen zur Macht und die Macht selber erhöht. Was ist schlecht? Alles, was der Schwäche entspringt. „Werdet hart, o Brüder!" Die Welt ist unser. Wenn uns die Menschen nicht die besten Dinge geben wollen, nehmen wir sie: die beste Nahrung, den reinsten Himmel, die stärksten Gedanken, die schönsten Frauen. So laute die Herrenmoral Nietzsches, den sich übrigens die Engländer als einen auch äußerlich ganz brutalen Menschen vorstellen, ist doch auf dem Bildnis, das die Einbanddecke eines populären Büchleins von J. M. Kennedy, Nietzsche, The Mind that caused the Great War, ziert, der allerdings kräftige Schnurrbart des Philosophen ab-

Digitized by Google

sichtlich oder unter dem Druck der Suggestion ins Struppige und Ungeheuerliche gezerrt und gestreckt worden. Man wollte offenbar einen deutschen Barbaren im Bilde vorführen; denn wer solche Lehren, wie sie Nietzsche und Treitschke verkünden, erfunden hat, ist ein Heide und ein Barbar. Die Oxforder Universitätsprofessoren bemühen sich denn auch in ihrer Schrift: Why we are at War (1914) aufs peinlichste, zu beweisen, daß die deutsche Staatslehre mit ethischem Firnis überzogenes Heidentum und Barbarentum ist. „Die Lehre birgt eine rohe barbarische Einfachheit in sich. Das Empörende daran ist der moralische Firnis: das Geschwätz von einem Krieg, der die Frucht eines politischen Idealismus sein soll, und der Ausdruck „sozialer Organismus", das Geschwätz von historischer Entwicklung, die Rechte wie die belgische Neutralität ungültig macht; vor allem aber das Geschwätz von der Gewalt, die der Träger höchster Kultur sein soll ... Das Ganze ist doch nur eine heidnische Lehre, die Anbetung tierischer Kraft, die sich als Heldentum verkleidet, und tückischer Schlauheit, die den Mantel politischer Moral trägt ... An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Die Früchte des Heldentums sind Löwen, aus deren Asche Rauchsäulen zum Himmel steigen." Englands hohe Aufgabe ist, diese barbarische, heidnische Staatslehre bis aufs Blut zu bekämpfen. Deutschland muß wieder lernen, die Heiligkeit der Verträge zu achten. England kämpft nicht um seinen eignen Vorteil, sondern einzig und allein, um das heilige Versprechen, Belgiens Neutralität zu wahren, einzulösen. Da gibt es für einen Ehrenstaat wie England kein Zurücktreten mehr.

Aber der Leser wird einwenden: Wir kennen schon längst die heuchlerischen Scheingründe der Engländer! Die papageiartig wiederholten Schlagworte Barbarei und Militarismus sind uns nachgerade zum Ekel geworden! Und daß die Engländer immer wieder mit Treitschke und Nietzsche kommen, ist uns bekannt, aber auch gleichgültig. — Gewiß! Aber angesichts der wütenden Entrüstung, mit der die Engländer die deutsche Machtlehre zurückweisen — ob die vorhin vorgetragene Machtlehre wirklich deutsch ist oder nicht, bleibe dahingestellt![1]) — verlohnt es sich, in aller Nüchternheit und mit ruhigem, kühlem Verstande den englischen Staats- und Machtbegriff einen Augenblick unter die Lupe zu nehmen. Da entdecken wir sogleich, daß selbst der edelste und tiefstfühlende Brite des neunzehnten Jahrhunderts, Thomas Carlyle, einer eigentlichen Machtlehre das Wort gesprochen hat. Schulze-Gaevernitz hat ihn den Vater der imperialistischen Gedankenwelt genannt. „Die stärkere Nation hat nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, die schwächeren Völker teils zu beherrschen, teils zu verdrängen. Sie ist in letzter Linie geschickter zu jener Urbarmachung der Welt, welche die Aufgabe des Menschengeschlechts darstellt. — Die stärkere Nation ist vor allem diejenige, welche für ihre Zwecke den

[1]) Da es sich jetzt nur darum handelt, die Engländer mit ihren eignen Argumenten zu schlagen, wollen wir nicht einmal geltend machen, daß Belgien seine Neutralität im geheimen aufgegeben hatte und daß der ganze Krieg dem deutschen Volke in frevelhafter Weise von seinen Feinden aufgezwungen worden ist.

Digitized by Google

stärkeren Staat in Tätigkeit setzt — diejenige, welche staatlicher gesinnt ist. — Von allen Seiten der Staatstätigkeit aber ist die militärische Machtentfaltung die älteste, die geschichtlich weittragendste" (bei Schulze-Gaevernitz, Britischer Imperialismus, S. 80).

Daß diese Machtlehre Carlyles von den Engländern in der neuesten Zeit nicht etwa aufgegeben, sondern erst recht kräftig erfaßt worden ist, braucht kaum betont zu werden. Wie äußerst empfindlich die englische Regierung und das englische Volk sich gerade in der Machtfrage gebärden, hat der Südafrikanische Krieg gezeigt, der Seelenäußerungen ausgelöst hat, die Englands Argumente gegen Deutschland aufs schlagendste widerlegen und in ein lächerliches Licht rücken. Damals brach England sein Wort. Es hatte vorher, im Jahre 1884, durch die Konvention von London auf die Rechte der „Suzeränität" über die beiden Republiken verzichtet. Die Suzeränitätsklausel des alten Vertrages vom Jahre 1881 hatte der damalige Kolonialminister Lord Derby mit der Feder eigenhändig durchgestrichen. Die Freistaaten hatten das Recht, ihre innern Angelegenheiten nach ihrem Gutdünken, ohne den Einspruch Englands befürchten zu müssen, zu ordnen und zu richten. Sie hatten ja Englands Wort. Aber Dr. Jameson, Cecil Rhodes, Sir Alfred Milner und Josef Chamberlain, hinter denen die britische Hochfinanz stand, beschlossen im Interesse des britischen Weltreiches den Untergang der beiden Burenrepubliken. Ueber das ganze Südafrika sollte dereinst die englische Flagge wehen. Das Burenvolk mußte vernichtet werden.

Wie hat damals der Engländer diesen Vertragsbruch und diese Vernichtung begründet? Er hat zunächst die Buren als das gemeinste, schmutzigste, feigste, hinterlistigste, verkommenste Volk hingestellt. Darüber wollen wir jetzt nicht näher sprechen; denn diese Brandmarkung eines braven Feindes, dem der Engländer selbst beim heldenmütigen Widerstand in Paardeberg jegliche Tapferkeit absprach, gehört zu den traurigsten Erscheinungen in jenem für die Engländer so ruhmlosen Kriege. Für uns ist es jetzt wichtiger, die englische Staatslehre, wie sie damals verkündigt wurde, ins Auge zu fassen.

Wenn der Engländer etwas wünscht, dann bildet er sich nach Bernard Shaw ein, er habe die Pflicht, es zu besitzen. So arbeitete auch damals das geistige Uhrenwerk des Engländers. Was die nationale Leidenschaft begehrte, wurde dem Machtbereich eines religiösen Imperativs unterstellt: Gott will, daß die Erde entwickelt werde, und hat uns zu dieser Aufgabe bestimmt. Deshalb ist es nicht recht, daß die Buren uns an dieser Arbeit hindern. Wir sind das Gute, die Hochburg des Christentums. Wer uns widersteht, bekämpft somit das Gute und will das Böse. Gott wird die Buren strafen. Wir sind eine höhere Menschheit, und später werden die Buren uns dafür danken, daß wir sie in uns aufgenommen haben; denn sie werden begreifen, daß ihre jetzige Freiheit wertlos ist im Vergleich zur englischen Freiheit, die sie nachher genießen dürfen. Unabhängig sein heißt ja Engländer sein! — Und die Heiligkeit der Verträge? — Verträge, Versprechungen sind nur ideelle, abstrakte Notwendigkeiten. Die Zeit,

Digitized by Google

die das Recht schafft, hat den Besitz des Transvaals durch die Buren noch nicht heiligen können. „Die beiden Republiken haben ja nicht einmal das Leben eines Geschlechtes hinter sich," sagte damals (im Februar 1900) Cecil Rhodes in Kimberley. — Unser Recht ruht nicht auf bloßen Ideen, sondern auf greifbaren Tatsachen. Die große Tatsache ist, daß 100000 Engländer in Transvaal leben. Demgegenüber hatte die burische Forderung unsrer Nichteinmischung keinen Sinn mehr. Die größte Tatsache der Welt ist England, das mächtigste, älteste, zäheste, lebensfähigste Land, das leben und sich vergrößern will und muß. Wer diese Tatsache verkennen will — sang damals der brutale Kipling, der Dichter des britischen Imperialismus — soll mit Schrot und Korn vernichtet werden.

Unser Recht stützt sich auf die Tatsachen und auf die Gewalt! Darum ist Gott mit uns. Sein Wille ist der Wille Englands, unser Krieg somit ein heiliger Krieg.

Der diesen Aeußerungen als Voraussetzung dienende englische Staats- und Machtbegriff ist damals (1900) in drei Aufsätzen (des 1., 2. und 13. März) der „St. James' Gazette", die jetzt „Evening Standard" heißt, genau umschrieben worden. Wir entnehmen daraus folgende Hauptpunkte:

„Wenn das britische Weltreich ein lebendiger Organismus ist, dann haben wir wahrlich das Recht, ihn zu erhalten. Wer da behauptet, Gewalt sei nicht Recht, vergißt, was das höchste Ideal ist; denn unser Gottesbegriff ist der der unendlichen Macht, und wir können den Begriff der Allweisheit von dem der Allmacht nicht trennen. Es nützt nichts, sich in dem Irrgarten der Sentimentalität zu verlieren oder sich in Träumen geistiger Sanftmut und geistiger Liebe zu wiegen; denn alle Menschenrassen, vom entartetsten Menschenfresser bis zum edelsten Christen, verehren in ihrem Kultus die Macht als eines der Wesensbestandteile der Gottheit. Also ist Gewalt Recht, und in letzter Hinsicht gibt es für den Philosophen kein andres Recht ... Der Erfolg allein schafft Rechtfertigung."

„Diese Ueberlegungen dürften allen unsern Theoretikern und eingeschüchterten Moralpredigern, die die Rechtmäßigkeit unsrer imperialistischen Politik anzweifeln und sich über sie beunruhigen, wieder Mut einflößen. Sie werden doch selber erkennen müssen, daß keine andre Macht seit dem Morgengrauen der Geschichte ihre Nachbarn einem äußern physischen Zwang unter größerer Rücksichtnahme auf rein sittliche Werte und mit geringerer Selbstsucht unterworfen hat. Eine Eroberung durch England ist von jeher eine Eroberung für die Menschheit gewesen."

„Gott hat es nicht zugelassen, daß die Buren uns dazu reizen sollten, das ethische Gesetz zu verletzen. Im Gegenteil! Sie haben unser Bewußtsein dieses Gesetzes erhöht. Unser Sinn für das Gute und das Böse begann sich schon zu schwächen und seine Männlichkeit zu verlieren ... Dann wäre unser Handeln aber gelähmt, und die Macht des Guten wäre zur Macht des Bösen geworden."

Digitized by Google

„Unsre Macht ist der Stiel, dem die Blume des Guten und Rechten prächtig entsprießen wird, wenn wir den gesunden Sinn und Verstand haben, sie zu schützen und lebendig zu erhalten. Denn die Gewalt ist göttlich, und wer uns vorwirft, daß wir sie gebrauchen, vergißt, daß sogar der Gründer der christlichen Religion seine Entrüstung öfters durch körperliche Heftigkeit zum Ausdruck gebracht hat."

Diese Ausführungen sind doch weiter nichts als die von uns eingangs in englischer Gestaltung vorgeführte Lehre von der „deutschen" Gewalt und dem „deutschen" Staate. Nur besteht ein großer Unterschied zwischen der deutschen und der englischen Formulierung. Die Engländer haben die abstrakte Machtlehre ganz einfach in die Sprache der Religion übertragen; denn nur wer in dieser Sprache redet, kann in England auf Erfolg rechnen.

So beruht denn das Recht Englands auf „Tatsachen" und auf der „Gewalt" und findet in der Staatsreligion seine Weihe und Heiligung. Die Tatsachen aber und die Gewalt sind nur das erkämpfte Ziel eines bewußten nationalen Wollens und Begehrens, das im Namen der Religion zur Sittlichkeit, zur nationalen Pflicht und Tugend erhoben wurde. Dieses Volk hat sich somit seine Pflichten und Tugenden selber geschaffen, nach der Weisung Nietzsches, der da sagt: Die tiefsten Gesetze der Erhaltung und des Wachstums verlangen, daß jeder seine eigne Tugend, seine eignen kategorischen Imperative erfinde. Ein Volk geht unter, wenn es seine Pflicht mit dem allgemeinen Begriff der Pflicht verwechselt. — Mit Recht ruft im Jahre 1900 ein für die Engländer begeisterter Franzose aus: „Dieses Volk dürfte eigentlich Nietzsche sehr gefallen!"

England hat also bei seiner Verurteilung des deutschen Machtbegriffes weiter nichts getan, als daß es seine eigne nationale Geisteskrankheit Deutschland zugeschrieben hat. Das ist nicht verwunderlich; denn nie hat der Engländer andre Völker weder verstehen können, noch verstehen wollen. Er ist sich stets das einzige Maß der Dinge. Ein fremdes Volk kann er nur durch sein alles zersetzendes englisches Ich erschauen. Das Ergebnis ist ein ungeheuerliches Zerr- und Trugbild. Jeder fremde Standpunkt ist ihm unfaßbar. Jedes fremde Volk, das noch eine ausgeprägte Nationalpersönlichkeit sein eigen nennt, hat für ihn keine Daseinsberechtigung. Er fühlt und versteht nur sein eignes Ich, das durchzusetzen in dieser Welt seine göttliche Aufgabe ist. — Deutsch sein heißt verstehen und begreifen! Englisch sein heißt nicht verstehen wollen!

Digitized by Google

Die sakrale Rolle des Wassers

Von

Professor Karl B. Hofmann (Graz)

Der Zauber, den das Wasser in seinen mannigfachen Erscheinungsformen als liebliche Quelle, als dahinrauschender Fluß und als Meer — bald einschmeichelnd glatt, bald gewaltig stürmend — auf das Gemüt des Menschen übt, dazu die sich aufdrängende Einsicht seiner Unentbehrlichkeit erklären seine sakrale Bedeutung, die es in der Kultur so vieler Völker hatte und noch hat, und machen es verständlich, warum seine Anwendung verflochten ist mit den wichtigsten Vorgängen des menschlichen Lebens.

„Im Wasser wohnt Wahrheit" — mit dieser Vorstellung im Zusammenhang stehen die Wasserordale und Schwurbrunnen, die Orakelquellen und der Glaube an die begeisternde Kraft mancher Quellen.

Für die fortgeschrittene Rechtspflege der Griechen und Römer hatte in historischer Zeit das Gottesurteil keine Bedeutung, wohl aber auf primitiverer Kulturstufe, und besonders bei Völkern, die von starkem religiösen Empfinden beherrscht waren.

Bei vielen derselben galt das Wasserordal zum Beweis der angezweifelten Keuschheit. Eine merkwürdige Keuschheitsprobe erwähnt Plinius. Die Vestalin Tucia wurde von einem Verleumder verdächtigt, ihr Gelübde gebrochen zu haben. Statt jeder Verteidigung schritt sie, vom Volke begleitet, zum Tiber, schöpfte mit einem Siebe Wasser aus dem Fluß und trug es vor den Pontifex (Oberpriester). Diese Art der Wasserprobe ist darum besonders interessant, weil auch nach indischem Glauben eine reine Jungfrau Wasser im Siebe tragen könne.

Auch sonst spielt das Wasserordal in der Justiz der alten Inder eine bedeutende Rolle. In dem Gesetzbuche, das sie auf den sagenhaften Manu zurückführen, erscheint die Wasserprobe als eine Verschärfung des Eides. „Wen das Wasser nicht auftauchen läßt", ist unschuldig; den Schuldigen nimmt das reine Element in sich nicht auf, der Unschuldige dagegen untersinkt. Dieses Gottesurteil hat sich auch auf Grund derselben Auffassung bei den Germanen erhalten. Der Beklagte wurde an einem Strick gebunden ins Wasser geworfen; begann er zu sinken, so zog man ihn als Unschuldigen rasch heraus. Auch im mittelalterlichen Hexenprozeß galt die Angeklagte für schuldig, wenn sie auf dem Wasser schwamm.

Spätere indische Gesetzgeber schreiben eine andre Art Gottesurteil vor: Der Angeklagte muß, nachdem er laut erklärt: „Ich habe das nicht getan," drei Handvoll Weihwasser (Koša) trinken, in welchem ein bestimmtes Götterbild oder die Waffe eines Gottes gewaschen ward; trifft ihn nach ein bis drei Wochen ein schweres Unglück (dessen Arten einzeln aufgezählt werden), so ist seine Schuld erwiesen.

Digitized by Google

Das Trinken eines bestimmten „Fluchwassers“ als Reinigungseid schrieb auch das hebräische Gesetz vor. Wenn ein Mann eifersüchtig auf seine Frau wird, so soll er sie dem Priester vorführen, welcher sie unter höchst umständlichen Opferzeremonien das „Wasser des bitteren Wehes“ trinken lasse. Der Priester bereitet dieses „Eiferwasser“, indem er vom heiligen Wasser in ein irdenes Gefäß schöpft und darin etwas vom Staube der Wohnung streut. Sie hat unter schwerem Fluch die Frage nach ihrer Unschuld zu beantworten. Die auf einen Zettel geschriebene Fluchformel wasche er in dem Fluchwasser ab und lasse es sie trinken. Ist sie des Ehebruchs schuldig, so „wird ihr Leib schwellen und die Hüfte schwinden“, d. h. sie wird unfruchtbar werden. Ist sie aber schuldlos, so wird sie der Mutterfreuden teilhaftig.

An die Wasserordale schließen sich ihrer Bedeutung nach die Eidquellen an.

Ueberhaupt pflegten die Hellenen häufig bei den Quellen und den sie bewohnenden Nymphen oder bei besonders heiligen Strömen, z. B. bei den Wassern des altehrwürdigen Achelous, zu schwören. In Kreta galten die Nymphen geradezu als Schwurgöttinnen bei Abschluß von Staatsverträgen.

Als besonders heilig galt der Eid bei der „Styx unverletzlichen Wassern“, bei denen selbst die Götter schwuren. Man dachte die Göttin fern von den übrigen Göttern hausend in einem Felsenpalaste mit silbernen, himmelanstrebenden Säulen; von ihm floß das „urehrwürdige“ Wasser abwärts unter die Erde in die tiefe, tiefe Nacht — das äußerste Grauen selbst für Götter, daher ihr Eidschwur:

„Zeuge die Erde mir denn und der räumige Himmel darüber,
Auch die Gewässer der Styx in dem Abgrund, welches der höchste
Schwur und der schrecklichste ist für die Seligen all im Olympos.“

Außer dieser mythischen waren im Altertum die berühmtesten die Eidquellen des Brüderpaares der Paliken — ein Paar intermittierende vulkanische Schwefelthermen. Bei den Paliken legte man, wenn man wegen einer Schuldforderung geklagt, eines Diebstahls oder sonstigen Vergehens bezichtigt war, den feierlichsten Reinigungseid ab. Der Beklagte nahte, ohne vorher Nahrung genossen zu haben, mit einem einzigen Gewande angetan, einen Zweig in der Hand, den Kratern. Ihn begleiteten, außer seinen Bürgen und dem Kläger, die Priester des Heroenpaares. Die Verteidiger lasen von einem Täfelchen vor, was der Schwörende unter Anrufung der beiden Gottheiten, die man sich anwesend dachte, nachzusprechen hatte. War dieser sein Eid falsch, so verschied er augenblicklich an Ort und Stelle. Nach einem andern Berichte warf der Beklagte das Täfelchen in das brodelnde Wasser; entzog es der Wirbel dem Blicke der Anwesenden, so war er des Meineides überwiesen — ihn ereilte Tod oder Blindheit.

Unsre Vorfahren schwuren bei heiligen Wassern, Brunnen und Flüssen; aus der Edda bekannt ist der mythische Strom — die Leiptr —, bei deren klarem Wasser man schwur. Auch heute noch schwört der Inder mit dem Gangeswasser in der Hand. — Die Beerscheba der Hebräer bedeutet „Schwurquelle“.

Digitized by Google

Mit diesem Glauben stand es wesentlich im Einklange, daß man dem Wasser mantische, weissagende Kräfte zuschrieb — teils den Nymphen, die es bewohnen, dann aber auch dem Wasser mancher Quellen selbst. Diese erteilten entweder Orakel in irgendeiner Form, oder empfing der aus ihnen Trinkende die Gabe der Weissagung.

Daß an zahlreichen Quellen Griechenlands Orakelstätten bestanden, kann hier nur angedeutet werden. Nur der berühmtesten sei kurz erwähnt — des Heiligtums zu Delphi. Die Priesterin des Apollo, die Pythia, saß auf einem Dreifuße über der Mündung eines Erdschlundes, in welchem die Quelle Kassotis verschwand, aus der der „begeisternde Hauch" emporstieg, orakelspendend.

Auch für jene Wasser, die unmittelbar die Zukunft offenbarten, können hier nur einzelne Beispiele vorgeführt werden.

Zu Patrai, dem jetzigen Patras, in einem anmutigen Haine am Meeresgestade, stand ein Tempel der Demeter; von ihm führte ein Pfad zu einer Orakelquelle. Der Kranke senkte an einem Faden einen Spiegel in sie hinab, so daß dessen Rand die Wasserfläche berührte, betete sodann zur Göttin und streute ihr Weihrauch. Ein Blick in den Spiegel zeigte dann den Kranken genesen oder als Leiche. „So weit," ruft der abergläubische Pausanias, der antike Baedeker von Griechenland, der uns dies erzählt, aus, „so weit reicht die wahrsagende Kraft dieses Wassers."

Bei Tamaris (jetzt Tambre in Spanien) gab es drei Quellen nebeneinander, die in kurzen Zwischenräumen abwechselnd flossen und versiegten. Hatte jemand den Wunsch, sie fließen zu sehen, und sie blieben aus, so war dies von böser Vorbedeutung. Solches erfuhr unter andern zu Plinius' des Aelteren Zeit der römische Legat Lartius Licinius; bei seinem Besuche flossen sie nicht — acht Tage später war er tot.

Wie noch heute der Schweizer die „Hungerbrunnen" kennt, die nur fließen, wenn Mißwachs und damit Teuerung und Elend bevorsteht, so beobachtete man einst mit ängstlicher Aufmerksamkeit die Quelle Neminie bei dem heutigen Rieti im sabinischen Gebiete, die bald da, bald dort hervorbrach und dadurch eine gute oder schlechte Ernte anzeigte.

Eine besondere Art Orakelquelle waren die Schwefelthermen des Aponus (Abano) am Fuße der Euganeischen Hügel. Um die Zukunft zu erforschen, warf man Würfel in sie; die Zahl der Punkte, die man sah, wurden gedeutet. Niemand Geringerer als Kaiser Tiberius soll, im Begriffe, zu den Legionen nach Illyrien zu ziehen, hier Aufschluß über seine Zukunft gesucht haben. Noch zu Suetons, seines Biographen, Zeit wollten gläubige Gemüter Tiberius' goldenen Würfel in der Tiefe sehen.

Die wahrsagende Kraft mancher Quellen erstreckte sich sogar auf die in ihnen lebenden Fische. Solche beherbergte die Quelle Limyra in Lykien, bei dem heutigen Arakli. Sie wurden durch dreimaliges Pfeifen herbeigelockt. Es galt als unheilvolles Vorzeichen, wenn sie die ihnen zugeworfene Nahrung verschmähten und mit ihren Schwänzen von sich stießen.

Digitized by Google

Auch die germanische Sage berichtet von der weissagenden Kraft von Mimers Quell. Die christliche Kirche führte jahrhundertelang einen hartnäckigen Kampf gegen den bei den deutschen Stämmen tiefgewurzelten Glauben an die zukunftenthüllende Kraft gewisser Quellen. Noch im fünfzehnten Jahrhundert mußte der heilige Bernhard von Siena seine Mitbürger beschwören, eine Quelle zu verschütten, zu welcher zahlreiche Scharen wallfahrteten, um die Zukunft zu erforschen. Endlich bequemte sich die Kirche dem unausrottbaren Volksglauben an. So z. B. warfen, die ihr Schicksal erfahren wollten, Nadeln in eine Quelle der heiligen Eugenia in der Bretagne.

Einem ähnlichen Glauben scheinen die Slawen zugetan gewesen zu sein. Jakob Grimm erwähnt ein anmutiges Wasserorakel: Die Mädchen von Warschau warfen noch im neunzehnten Jahrhundert, am 24. Juni, Kränze von Rosen in die Weichsel und deuteten aus der Art, wie sie vom Strome fortgerissen wurden, die Zukunft — und wonach ihr Herz sich sehnte.

In den späteren Jahrhunderten der römischen Weltherrschaft, nachdem der Glanz der griechischen Kultur verblaßt war, die Tempel der Götter sich geleert hatten, die altberühmten Orakel zum größten Teil verlassen waren, nachdem ein widerliches Gemisch von plumpem römischen und ausschweifendem orientalischen Aberglauben sich eingedrängt hatte, scheinen auch die besonderen Arten von Wasserwahrsagerei aufgekommen zu sein. Man weissagte aus den Ringen, die das Wasser bildet, wenn man Steinchen hineinwirft (Hydromantie), oder aus der Gewalt, mit der das Wasser in ein hineingetauchtes Gefäß einströmt (Peganomantie), oder auch aus den Bildern, die sich auf der Oberfläche einer gefüllten Wasserschüssel zeigten (Lekanomantie).

Wie bei den Ariern, so knüpfte auch bei den Sumeriern und Semiten (Babyloniern) sich an das Wasser die Vorstellung der Weisheit und Fruchtbarkeit. So erteilte der uralte Wassergott Ea, der zugleich als Gott der Weisheit galt, in der heiligen Stadt Eridu in Sinear Orakel durch die Bewegung und das Rauschen des Schilfrohrs, und Ninâ, die sumerische Göttin der Brunnen und Wasserläufe, hieß darum „Herrin des Geschickes".

In vormosaischen Zeiten scheint die Quelle Kadesch, im nördlichen Galiläa, eine heilige Orakelstätte gewesen zu sein.

Nahe verwandt mit den Orakelquellen waren die begeisternden Dichterquellen; galt doch der Dichter — dieser vates interpresque deorum „Seher und Deuter der Götter" als nympholeptos, „von den Nymphen verzückt".

*

Eine zweite, sehr umfassende sakrale Rolle, die das Wasser im Leben der Menschheit spielt, ist die kultliche der Reinigung.

Die körperliche Reinigung ist der erste Anfang der Zivilisation. „Im Reinhalten des Körpers liegt schon ein bedeutendes geistiges Exerzitium," bemerkt Rohde. Sie ist zugleich die Vorstufe für die seelische, sittliche.

Digitized by Google

Man kann zwei Arten der Reinigung unterscheiden — die abwehrende — Hagneia — die Fernhaltung des bösen Zaubers, der Dämonen und der durch sie bewirkten Befleckung bezweckend, und anderseits die eigentliche Katharsis, durch welche die bereits erfolgte Befleckung, wie sie die mancherlei Lagen des Lebens mit sich bringen, getilgt werden sollte. Beide diese Auffassungen fanden indes nicht selten gleichzeitig statt.

Das Wasser reinigt den Körper von sichtbarer Beschmutzung, warum — so fragte der naive Sinn — sollte es nicht auch von unsichtbar anhaftender, dem gefürchteten „Miasma", reinigen? Man wäscht die Gefahr des drohenden, schädigenden Miasma, d. h. „Befleckung", mit Wasser ab. Zu solchen Verunreinigungen gab es verschiedene Anlässe.

Ein besonderer Fall von Katharsis war der nach Blutschuld. Sie wurde durch einen Menschen, an den sich der Täter mit der Bitte wandte, ihn zu reinigen, in mythischer Zeit wohl auch durch einen Gott ausgeführt. Bei Homer wird die Kartharsis nach Totschlag oder Mord noch nicht erwähnt.

Der Reinigungsakt selbst bestand darin, daß der Schuldbeladene seine Hände mit dem Blute eines Opfertiers abrieb, wodurch sich dieses symbolisch mit dem Blute des Erschlagenen, das die Hände ideell befleckte, gleichsam vermischte. Dann trat der Mörder in eine „strömende Furt" und wusch sich mit dem fließenden Wasser (in andern Fällen mit Seewasser), das in der Vorstellung noch anhaftende Blut des Getöteten zugleich mit dem Tierblute ab.

Statt des letzteren konnte auch Erde oder Kleie zur Reinigung dienen. Damit war die Katharsis vollzogen — sie war ganz mechanisch gedacht; sie hatte in den älteren Zeiten mit der Reue über die Tat durchaus nichts zu tun. Diese wurde vom Täter meist gar nicht empfunden; es handelte sich lediglich darum, ihn vor den Manen des Erschlagenen zu schützen. Wie wenig das Moment der Reue dabei von Bedeutung war, beweist die Bestimmung, daß man auch nach unabsichtlichem Totschlag, ja sogar wo der Täter sittlich zur Tat verpflichtet war (Blutrache) der Reinigung bedurfte.

Erst in einer viel späteren Zeit erhielt die Katharsis einen sittlichen Inhalt; dies war wesentlich ein Verdienst der delphischen Priesterschaft. Daß ohne ein reines Gemüt, mit dem man dem Gotte sich nahen soll, die äußere Reinigung bedeutungslos ist, mahnt Pythia mit ernsten Worten:

„Reinen Herzens erschein im Tempel des lauteren Gottes,
Wenn jungfräulicher Quell eben die Glieder benetzt.
Guten genügt ein Tropfen, o Fremdling; aber den Bösen
Wüsche der Okeanos selbst nimmer den Frevel hinweg."

Manche Quellen durften zur Reinigung von Blutschuld nicht gebraucht werden; anderseits galten manche für besonders wirksam. So benutzten die Argiver die Quelle von Lerna. Vor allem aber schrieb man dem Meerwasser wegen seines Salzgehaltes eine besondere kathartische Kraft zu. Iphigenie, wenn sie vorgibt, den Muttermörder Orest entsühnen zu müssen, ehe sie ihn opfert, sagt zu Thoas: „Des Meeres Flut spült alle Schuld den Menschen ab."

Digitized by Google

Die Römer übernahmen die Reinigung, „Lustration", nach Blutschuld erst von den Griechen. Ovid macht die sarkastische Bemerkung: „Oh, ihr Allzugefälligen, die ihr glaubt, das traurige Verbrechen des Mordes mit Flußwasser hinwegzunehmen."

Der Landpfleger Pilatus teilte offenbar diese bequeme Auffassung; er wusch sich die zu begehende Schuld, einen Unschuldigen kreuzigen zu lassen, schon im vorhinein ab.

Auch bei den Indern bestand die Vorstellung von der reinigenden Macht des Wassers. In einem Hymnus des Rigveda heißt es:

„Ihr Wasser nehmt von mir hinweg,
Was immer in mir sündlich ist."

Ebenso dachten die Israeliten. Moses befahl seinem Volke nach den an den Midianiten verübten Schlächtereien, sich selbst und die geplünderten Sachen durch Besprengung mit Wasser zu reinigen. Auch hier keine Spur von Reue; sie dachten vielmehr ein gottgefälliges Werk vollbracht zu haben. Selbst wo für sie gar keine Blutschuld vorlag, wird die Lustration vorgeschrieben, wenn man nämlich einen Erschlagenen auf dem Felde fand. Dann mußten die Priester und Aeltesten jenes Ortes, welcher der Stätte des Verbrechens am nächsten lag, herbeikommen. Nachdem sie in einem unbebauten Talgrunde, durch den ein nie versiegendes Wasser fließt, eine junge Kuh geopfert, sollen alle, zu der Leiche tretend, sich die Hände waschen mit der Eidesbeteuerung: „Unsre Hände haben dies Blut nicht vergossen, so haben es auch unsre Augen nicht gesehen."

Hatte in der alten Zeit die Katharsis den Zweck, nach einer Bluttat die dämonischen Mächte fernzuhalten, so wendete man sie, namentlich in späterer Zeit, auch an, um böse Vorbedeutungen (Omina) oder vielmehr das durch sie angezeigte drohende Unheil abzuwenden. Wenn z. B. die Mutter heiratsfähiger Töchter von einem Adler träumte, so galt dies für deren Verheiratung als ein ungünstiges Zeichen; sie mußte die böse Vorbedeutung durch ein Bad im Meere unwirksam machen. Die Inder suchten böse Omina, z. B. Gähnen, Niesen usw., zu bannen, indem sie den Mund mit Wasser ausspülten oder die Hand hineintauchten mit den Worten: „Niesen (Husten usw.) weise ich meinen Feinden zu."

*

Eine andre Art von Katharsis setzt stillschweigend eine durch die verschiedenen Lebensverhältnisse bedingte Unreinheit, Unwürdigkeit des Menschen voraus; man könnte sie die gottesdienstliche Reinigung nennen.

Allem, was heilig — den Göttern, ihren Tempeln und Altären, ihrer Verehrung —, durfte man nur rein sich nahen. Zunächst galt dies für die Priester und für jene, die im Heiligtum in irgendeiner Weise als Diener beschäftigt waren. Dann aber auch für Laien vor dem Betreten des Tempels, vor der Darbringung von Opfern und bevor sie ihre Gebete an die Götter richteten.

Die griechischen Priester wohl der meisten Tempel nahmen täglich ein rituales Bad.

Digitized by Google

Beim Soma-Opfer der Inder stiegen Mann und Frau vor und nach dem Opfer vom Opferplatze in den Fluß.

Besonders entwickelt war die gottesdienstliche Reinigung bei den Israeliten. Die Waschungen bildeten nicht bloß einen Teil der von Jahwe vorgeschriebenen Feierlichkeiten, unter denen Aaron und seine Nachkommen zu Priestern geweiht werden sollten, sondern sie mußten, so oft sie an gottesdienstliche Funktionen schritten, vorher sich den gleichen Reinigungen unterziehen. „Und Mose und Aaron und seine Söhne wuschen ihre Hände und Füße darin, denn sie müssen sich waschen, wenn sie in die Hütte des Stiftes gehen oder hinzutreten zum Altar, wie ihm (Mose) der Herr geboten hat." Wer ohne diese vorgängige Reinigung sich in den Tempel oder zum Opfer wagte, der sollte ausgerottet werden.

Aehnliche Bestimmungen kennen wir für die altägyptische Priesterschaft. Dem Betreten des Heiligtums und seiner geweihten Räume oder bevor sie in einem heiligen Buche lasen, mußten zahlreiche Reinigungen, darunter auch die Händewaschung (ägyptisch nini genannt) vorhergehen. Der König — halb Gott, halb Oberpriester — nahm täglich ein Ritualbad.

Um ja vor Verunreinigung der heiligen Stätten sicher zu sein, wurden die Tempelräume der hellenischen Götter täglich mit Wasser, bisweilen mit Meerwasser (z. B. in Hierapolis) besprengt. Dasselbe geschah im Tempel der Vesta zu Rom mit dem Weihwasser aus der Egeriaquelle.

Die Laien mußten schon vor dem Betreten des Tempelbezirkes ihre sakrale Reinigung vornehmen. Als der blinde Oedipus in den Hain der Eumeniden eintritt, muß er die darob zürnenden Göttinnen durch eine Libation versöhnen. Um dies tun zu können, muß er vorher seine Hände waschen, ehe er zwei Krüge füllt, aus denen er ein wenig von dem Wasser auf den Boden gießt.

Den Opfern und Gebeten ging gewöhnlich die Händewaschung (chernips) voraus. Manchmal wusch man Hände und Füße, in andern Fällen nahm man ein Vollbad. Diese rituellen Akte bestanden schon im homerischen Zeitalter:

„... und der reisige Nestor
Wusch sich und nahm von der Gerste zuerst, und das Opfer beginnend
Rief er zur Pallas empor."

Telemach reinigt die Hände in der Meerflut, ehe er zur Athene betet. — Um Klytämnestra zu täuschen, gibt Agamemnon vor, es müsse vor Iphigeniens Hochzeit ein Sühnopfer gebracht werden, dazu sei das Reinigungswasser bereit, und sagt dann der ahnungslosen Iphigenie: „Du wirst nächst dem Weihwasser (d. h. am Altare) stehen." Oedipus spricht über den noch nicht bekannten Mörder des Laïos den Fluch aus:

„Von Gottesdiensten, Opferfesten schließt ihn aus,
Und kein geweihtes Wasser netze seine Hand."

Der Priester besprengte den Altar und die Opfernden. Das Wasser dazu wurde geweiht, indem der Priester ein brennendes Scheit vom Altare nahm, es

Digitized by Google

hineintauchte und damit sprengte. — Wie noch heut bei der katholischen Messe der Ministrant beim Offertorium dem Priester aus einer Kanne ein wenig Wasser auf die Finger gießt, so tat es auch bei den Griechen dem Opfernden der bedienende Knabe (rhainon pais).

Beim Betreten des Heiligtums pflegten sich Nahende schon vorher selbst zu besprengen, wie es noch heut bei den Katholiken beim Eintritt in die Kirche Sitte ist. Hier befindet sich nahe am Eingange der „Weihkessel".

Aehnliche Behälter, „Perirrhanterien", hatten die Griechen in mannigfachen Formen. Meist waren es Schalen aus verschiedenem, oft kostbarem Material und seltener, künstlerischer Ausführung. Die freistehenden Becken bestanden aus Marmor, Jaspis usw., bisweilen aus Gold oder Silber, wie z. B. die beiden prächtigen Perirrhanterien, die Krösus nach Delphi gestiftet hatte. Solche Perirrhanterien waren oft am Eingang in den heiligen Bezirk (Témenos) angebracht. Auf der Akropolis stand gleich oberhalb der Propyläen der berühmte Erzguß des Lykos — ein Knabe, der die Weihwasserschale hielt. Außerdem pflegten solche am Eingang in den Tempel sich zu befinden. Aber auch der Opferraum selbst war mit Weihwassergefäßen umstellt. — In andern Fällen reichte man das Weihwasser unter der Menge umher; ja man hatte auch Automaten, aus denen durch Einwerfen einer kleinen Münze in die Kanne etwas Wasser ausfloß.

In Aegypten bestanden für größere sakrale Reinigungen Tempelteiche; als Ersatz dafür dienten große Gefäße. Aehnlich bei den Israeliten. Nach einem in Oxyrhynchos, dem heutigen Behnesa in Aegypten, gefundenen Fragment eines Evangeliums tadelt ein pharisäischer Hohenpriester Jesus, daß er mit seinen Jüngern in den Tempel eingetreten sei, ohne vorher die Füße zu waschen. Er selbst habe sich im Tempelteiche Davids gewaschen, indem er die eine Stiege hinein-, die andre herausgestiegen sei. — Bekannt und berühmt ist das „eherne Meer" im salomonischen Tempel, wohl das gewaltigste Becken, das je aus Erz geformt ward. Es hatte einen Umfang von 16 Metern, eine Tiefe von 2,7 und ruhte auf zwölf Rindergestalten. Es faßte 730 Hektoliter Wasser. Auch die Phönizier hatten dem ehernen Meere entsprechende, wenn auch nicht annähernd so große Behälter. Die erhaltenen (3,2 Meter im Durchmesser und 1,8 Meter hoch) sind aus Kalkstein gefertigt. — Auch in der Hauptstadt des Chetareiches, deren Ausgrabungen durch die Deutsche Orientgesellschaft vorgenommen werden, fand man im Vorhofe eines Tempels Reste eines Wasserbeckens, das mit Löwengestalten geschmückt war.

Nicht bloß einzelne, auch ganze Gemeinden wurden bei den Griechen manchmals lustriert, indem man die versammelte Menge mit einem in Weihwasser getauchten Zweige, meist vom Lorbeer, oder mit einem Weihwedel besprengte. Letztere Art hat sich in der katholischen Kirche erhalten: beim Segnen der anwesenden Gemeinde der Gläubigen durch den Priester.

Das zu sakralen Diensten (Opferhandlungen, Weihegüssen, Besprengungen der Altäre und Reinigung der Tempel) bestimmte Wasser mußte sich durch

Digitized by Google

Reinheit auszeichnen. Stehendes Wasser, z. B. aus Zisternen, war vom griechischen Kult ausgeschlossen. Nur „lebendiges" Wasser der Quellen oder großen Seen mit Zu- und Abfluß und des Meeres durften diesen Zwecken dienen. Es wurde, wo die Tempel nicht ohnehin an einer Quelle errichtet waren, zugeleitet. Manche Quellen erfreuten sich einer besonderen Berühmtheit. So die Kastalia in Delphi. Jon singt:

„Ihr Delphier, Diener Apollons, auf!
Wallt zu den silbernen Wirbeln Kastalias,
Und wenn ihr im Tau der kristallenen Flut
Gebadet, eilt in den Tempel hinein ..."

Und weiter:

„Aus goldenem Gefäße gieß ich jetzt den Erdquell,
Der aus Kastalias sprudelndem Born hervorströmt,
Sprenge das tauige Naß, sündlos und rein von Schuld." —

Zum Tempel des Zeus von Ithome, der hoch gelegen war, mußte das Wasser aus der Klepsydra täglich hinaufgetragen werden. In ihr wurde der Sage nach der Gott als neugeborenes Kind von den Nymphen gebadet.

Die Priesterinnen, die das Tempelwasser zu besorgen hatten — die Hydrophoren — waren häufig Jungfrauen aus vornehmen Familien.

Bei den Römern waren besonders berühmt die sakralen Quellen der Egeria und der Juturna. Täglich stiegen die Vestalinnen mit ihren Krügen hinab in das Tal zwischen dem Aventin und Caelius, um aus der Quelle der Camena Egeria, der Freundin des Numa, das Wasser zu holen, das für die heiligen Verrichtungen der jungfräulichen Priesterinnen nötig war.

Bei den Aegyptern diente das zugeleitete Wasser des Nil zu kultlichen Gebräuchen. Eine solche Leitung ist im Totentempel des Königs Sahurê (3200 v. Chr.) aufgefunden worden.

In der römischen Kaiserzeit spielte das Nilwasser eine wichtige Rolle im Dienste der Isis. Besonders gläubige Damen der vornehmen Welt, die sich diesem nichtsnutzigen Kulte ergeben hatten, reisten bis nach Oberägypten, um es von da zu holen und damit den Isistempel in Rom zu lustrieren. Aehnlich sollen auch jetzt ausnehmend fromme Reiche Wasser aus dem Jordan kommen lassen.

Die Babylonier verwendeten vorzüglich das Wasser des Euphrat, doch bezogen sie manchmal auch Wasser aus recht fernen, für besonders heilig geltenden Gegenden, z. B. aus dem Libanon.

Wie schon erwähnt, galt das Meereswasser als das vorzüglichste für jede Art von Katharsis: „Das Meer reinigt von allem."

Eine reinigende Weihung nahm man auch sonst bei feierlichen, das Gemüt tiefergreifenden Handlungen vor. Alkestis, sich zum Opfertode für ihren Gatten vorbereitend, wäscht sich noch vor dem letzten Gebet, das sie am Hausaltare verrichtet, ihren Leib mit Flußwasser. Sokrates, bevor er den Giftbecher leert, unterzieht sich einem ähnlichen Reinigungsakte.

Digitized by Google

Zu den gottesdienstlichen Reinigungen müssen wir auch die Mysterienweihe rechnen, da ja die Mysterien zu den intimsten Beziehungen, in die der Mensch zur Gottheit treten kann, gehörten.

Die berühmtesten im ganzen Altertum waren die eleusinischen, und einer der wichtigsten Vorgänge bei der Aufnahme der Novizen bestand in ihrem Zuge, der sich auf der „heiligen Straße" nach dem Meere bewegte, um in ihm zu baden. Clemens Alexandrinus, einer der bedeutendsten Kirchenlehrer des zweiten Jahrhunderts, vergleicht mit Recht die Reinigung bei der Aufnahme in die Mysterien mit der Taufe.

Als in der Kaiserzeit der Isisdienst in Rom in die Mode kam, erfolgte die Aufnahme des Neophyten erst, nachdem er zur Vorbereitung zehn Tage vorher vom Isispriester gebadet worden war.

Zu der gottesdienstlichen Verwendung des Wassers, obwohl ihre Bedeutung nicht klar ist, gehört auch das Waschen der Götterbilder, wobei es auffallen muß, daß es nur die Bilder von Göttinnen sind, die gebadet werden. Besonders feierlich geschah es zu Athen am Feste der Plynterien (7. Juni) mit der Bildsäule der Athene. Eigne Priester (Praxiergiden) nahmen den Schmuck ab und hüllten das Bild ganz ein. Dann wurde es in Prozession nach dem Hafen Phaleron getragen und im Meere gebadet. Auch das Obergewand wurde von zwei Mädchen gewaschen. In der Nacht brachte man das Bild nach der Akropolis zurück. In Rom war es das Bild der „Magna Mater", das am 27. März im Almo, vor der heutigen Porta S. Sebastiano, gebadet wurde. An diesem Tage drängte sich das Volk, vor allem die müßige vornehme Welt, um den mit Kühen bespannten Wagen, auf dem das Götterbild fuhr. — In Rom wurde außerdem das Marmorbild der Venus von Mädchen und Frauen gebadet und mit frischen Rosen bekränzt, worauf die Frauen zuletzt selbst ein Bad nahmen.

Einen gleichen Kult, dessen Bedeutung nicht minder rätselhaft ist, finden wir bei den nordgermanischen Stämmen, die das Bild der Mutter Erde (Nerthus) in einem See auf Rügen unter unheimlichen Zeremonien gebadet haben. Selbst der Umstand wiederholt sich, daß das Bild der Nerthus auf einem mit Kühen bespannten Wagen gezogen wurde.

Auch bei den Aegyptern wurden die Standbilder der Götter mit Wasser besprengt.

*

Nach den eigentümlichen Anlagen der verschiedenen Völker entwickelten sich verschiedene Vorstellungen über Verunreinigung, zu der die mannigfachen Lebensbeziehungen und Verrichtungen mehr oder minder reichen Anlaß gaben. Diese Verunreinigungen zu tilgen, dazu drängte nicht bloß die Beziehung des Menschen zur Gottheit, sein geistiger Verkehr mit ihr; auch ohne diese Rücksicht, auch für den Verkehr mit seinesgleichen brauchte er oft eine Karthasis. Kein zweites Volk hat ein so entwickeltes System solcher ideeller Verunreinigungen und ein so strenges Ritual zu ihrer Beseitigung wie das jüdische ausgebildet. Bei dem

Digitized by Google

durchweg religiösen Einschlag in dem ganzen, auch dem privaten Leben dieses Volkes, nimmt auch diese Art Katharsis eine sakrale Wendung an. In der Tat hat das System der „levitischen Reinigungen" einen Umfang, wie er ähnlich nur wieder bei den Anbetern Ahuramazdas, den alten Persern, sich finden dürfte. Die Reinigungsvorschriften des Aveſta für alle nur immer irgendwie denkbaren Vorkommnisse nehmen, wie W. Geiger sagt, „einen solch breiten Raum ein, daß die Unmasse von Formalitäten und Zeremonien den zugrunde liegenden tiefen Sinn notwendig ersticken mußte".

Manche dieser Vorstellungen über Verunreinigung sind indes den meisten antiken Völkern gemeinsam; vor allem solche, die einerseits mit dem Entstehen des Lebens, anderseits mit seinem Aufhören in Beziehung stehen.

Merkwürdigerweise — ein Wasser auf Schopenhauers Mühle — galten alle Funktionen des sexuellen Lebens (z. B. die Katamenien der Frauen, der eheliche Verkehr) bei den Griechen und Indern, bei den Iraniern ebensogut wie bei den Babyloniern, bei den Israeliten und Arabern für verunreinigend. Wie überhaupt die Reinigungsvorschriften bei den Israeliten übermäßige Ausbildung erfahren haben, so sind auch in diesem Falle die Lustrationszeremonien peinlich genau vorgeschrieben; auf ihre Einzelheiten einzugehen, muß ich mir versagen.

Wie durch den Tod wird auch durch die Geburt das Haus nach altarischer Auffassung verunreinigt (Leist). Es galt neun Tage lang als unrein; mit der Namengebung (nāmadheja der Inder) schließt die Zeit der Unreinheit. Ebenso ist die Wöchnerin und die ihr bei der Entbindung beistanden, im rituellen Sinne unrein.

Aber auch das neugeborene Kind bedarf der sakralen Reinigung: es wurde gewaschen. Daß es sich hierbei nicht bloß um körperliche Reinigung handelte, ersieht man aus folgender possierlichen Fiktion. Wenn ein Totgesagter heimkehrte, so galt er doch als tot und somit als nicht rein (hagios). Um es zu werden, mußte er als neugeborenes Kind betrachtet und als solches von Frauen gewaschen werden.

Bei den Indern fand die feierliche Waschung des Kindes am achten Tage statt; bei den Iraniern wurden ihm nur die Hände gewaschen.

Bei den Germanen bestand ein der Taufe ähnlicher Brauch. Das neugeborene Kind wurde, wenn es der Vater annahm, ins Wasser getaucht — davon das Wort „Taufe" — und erhielt seinen Namen. Bei andern deutschen Stämmen legte der Vater es auf seine Knie und besprengte es bei der Namengebung mit Wasser.

Als besonderer Anlaß zu kultlichen Reinigungen erscheint aber die Berührung einer Leiche, selbst schon der Anblick derselben oder das Geleite, ja sogar der bloße Besuch des Trauerhauses, solange der Tote darin lag, oder der Besuch eines Grabes.

Diese Auffassung war im Gegensatz zur historischen Zeit den homerischen Griechen unbekannt. Das Haus, in dem eine Leiche lag, verriet sich durch ein

Digitized by Google

irdenes, mit Wasser gefülltes Gefäß, das vor der Türe aufgestellt war. Es hatte den Zweck, daß die Besucher beim Verlassen des Hauses sich mittels eines dabei befindlichen Lorbeerzweiges besprengen konnten. Dieses Gefäß (ardanion) mußte aus einem andern Hause genommen sein, da ja das Sterbehaus mit allem darin Befindlichen verunreinigt war und daher kein Reinigungswasser liefern konnte.

Selbstverständlich waren auch die Personen, die zum Hause gehörten, mit dem Miasma befleckt. Nach der Bestattung mußten sie ihren ganzen Leib durch Waschungen oder Bäder lustrieren. In gleicher Weise wurde auch das Haus durch Waschen und Besprengen gereinigt. Als das Verunreinigende der Leiche dachte man sich Dämonen, die durch die Katharsis gebannt werden sollten. — Immermann erzählt, daß in Muggendorf in Franken die Sitte bestand, wenn man die Leiche aus dem Hause trug, Wasser nachzugießen.

Die Leiche wurde von den weiblichen Anverwandten gewaschen. Als mythische Beispiele möchte ich anführen, daß Hekuba, um die Leiche ihrer Tochter Polyxene zu waschen, eine alte Dienerin sendet, Wasser aus dem Meere zu holen. Die Leiche des Dichters Hesiod, der im Haine des nemeïschen Zeus ermordet ward, sollen Nymphen gewaschen haben. Es ist interessant, daß die Sitte der Leichenwaschung sich auch noch bei uns erhalten hat. Sie stammt gewiß aus so früher Zeit, daß das Verständnis ihrer Bedeutung verloren gegangen ist. Ohne diese wäre es ganz sinnlos, eine Leiche (abgesehen, daß sie in vielen Fällen gar nicht schmutzig ist), zu waschen, da sie doch in wenigen Tagen eine verwesende, scheußliche Masse bilden wird. Es ist bemerkenswert, daß die Waschung der Leiche auch bei einem Volke ganz andrer Rasse — bei den Japanern — Sitte ist.

Die gleichen Vorstellungen teilten die Römer mit den Griechen. Der Scheiterhaufen und die Umstehenden wurden mit Wasser besprengt; wenn die Leidtragenden nach Hause kamen, wiederholten sie den Akt und überschritten ein Feuer.

Auch andre als die beiden klassischen Völker hielten die Leiche für verunreinigend.

Dem Iranier galten die Leichen selbst guter und frommer Menschen für unrein. Alles, was irgend mit der Leiche in Berührung kam, mußte durch Waschen mit Wasser lustriert werden. So galt es auch bei den Indern, und das gleiche berichtet Strabo von den Babyloniern.

Bei den Israeliten galt die Leiche und das Sterbehaus samt allen darin befindlichen Gefäßen, Geräten usw. durch sieben Tage für unrein. Priester durften nur den Leichen der Eltern und Geschwister sich nahen; der Hohenpriester durfte nicht einmal dies.

Mit diesen Gebräuchen steht in keiner Beziehung die sakrale Bedeutung des Wassers in seiner Verwendung im Totenkult der alten Völker, wovon sich bei den heutigen Völkern Europas nur noch schwache Spuren zeigen.

Die Bürger von Plataiai ehrten jährlich durch ein Fest das Andenken der dort Gefallenen. Sie begaben sich in feierlichem Zuge zur Grabstätte; der

Digitized by Google

Archon der Stadt trug in einer Hand ein Schwert, in der andern einen Krug. In der Nähe der Gräber schöpfte er aus einer Quelle Wasser, wusch damit die Grabstelen und salbte sie mit wohlriechenden Salben; dann erst folgte das eigentliche Totenopfer.

Den Schluß des eleusinischen Festes bildete eine Wasserspende, die man aus einem irdenen Kruge zu Ehren der Toten ausgoß. Ebenso schloß eine Hydrophorie (Darbringung von Wasser) das große Dionysosfest für die in der Sintflut Umgekommenen.

Wasserlibationen (āhuti) gehörten auch zum Totenkultus der Inder. Verschieden davon ist der Brauch, dem Toten nach der Bestattung eine Wasserspende zu bringen, um ihn zu reinigen. Dieser Feier wohnen alle Verwandten desselben Dorfes bei und heißen darum „Genossenschaft der Wasserspender".

Noch einen andern Sinn hatte die Libation bei den Aegyptern und Babyloniern. Hier sollte das dargebrachte Wasser den Toten in der andern Welt laben. Im altbabylonischen Gilgameschepos heißt es: „Wer den Tod des Gerechten gestorben, liegt auf einem Ruhebett, klares Wasser trinkend." — Der größte Fluch, der einen Menschen treffen kann (nächst dem, daß seine Leiche unbestattet bleibt) ist, wenn seine abgeschiedene Seele niemand hat, der Wasser für sie ausgießt, so daß der Tote das trübe Wasser der stauberfüllten Unterwelt trinken muß. Demgegenüber der Segensspruch: „Auf der Erde sei dein Name gesegnet, in der Unterwelt mögen deine Manen klares Wasser trinken."

Auf ägyptischen Grabschriften wird Osiris, der Herr der Unterwelt, angefleht, die Labe der „kühlen Wasser" dem Toten zu gewähren.

Wieder ist es bemerkenswert, daß auch die Japaner den Abgeschiedenen Wasser darbringen. Wenigstens auf den buddhistischen Friedhöfen gibt es im Sockel des Denkmals eingemeißelte Nischen oder eigne Steintröge (mizutame), in denen Wasser von Zeit zu Zeit erneuert wird.

In Vorarlberg sah ich auf verschiedenen Friedhöfen neben den Gräbern kleine kelchartige Steinsäulchen, in denen sich Weihwasser befand.

*

Das Wasser, das lebenerhaltende, befruchtende Element, galt als Symbol des Lebens und der Fruchtbarkeit. Damit hängt zusammen die bei den Aegyptern und Babyloniern, den Hebräern und Indern, sowie bei unsern Vorfahren bestehende religiöse Vorstellung von dem „Wasser des Lebens", auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.

Die Vorstellung, nach welcher bei den arischen Völkern das Wasser zur Fruchtbarkeit in Beziehung gebracht wurde, erklärt seine große Bedeutung im Hochzeitszeremoniell dieser Völker, wie ja die Quellnymphen bei den Griechen oft als Ehegöttinnen erscheinen.

Möge es gestattet sein, diese Bedeutung durch Vorführung einzelner Bestimmungen und Bräuche zu beleuchten.

Bei den Griechen nahmen Braut und Bräutigam vor der Hochzeit das Brautbad. Das Wasser dazu wurde von einem Knaben oder Mädchen ins

Digitized by Google

Haus der Braut und des Bräutigams gebracht. Noch heut wird in manchen Gegenden Griechenlands am Vorabend der Hochzeit dem Bräutigam das Wasser, mit dem er sich den Kopf wäscht, von einem Knaben gebracht, dessen beide Eltern noch leben müssen.

Das Wasser zum Brautbade wurde einer Quelle oder einem Flusse entnommen, der für den jeweiligen Ort von besonderer Bedeutung war. So wurde es in Athen aus der später überhaupt nur sakralen Zwecken dienenden Kallirrhöe, „der Schönfließenden", geholt; in Theben aus dem Ismenos; in den kleinasiatischen Städten scheint die Braut das Bad im heimatlichen Flusse genommen zu haben.

Kurz erwähnt sei noch die Sitte, auf den Gräbern unvermählt Gestorbener eine Mädchengestalt mit einer Kanne aufzustellen. Minderbemittelte setzen nur ein besonders gestaltetes Gefäß auf das Grab.

Indes scheint bei andern Völkern das Wasser bei der Eheschließung nicht so sehr eine symbolische Beziehung auf die Fruchtbarkeit gehabt zu haben.

So bei den Römern. — Wenn am Abende des Hochzeitstages die Braut über die Schwelle ihres künftigen Heims gehoben war, wurde sie von ihrem Manne in die Gemeinschaft des Feuers und Wassers aufgenommen. Gemeinsam mit ihm zündete sie mit einer Fackel von Weißdorn die Flamme des eignen, neubegründeten Herdes an. Dann wurde die Braut mit Wasser besprengt und ihre Füße gewaschen. Das Wasser wurde auch hier von einem Knaben oder Mädchen, deren beide Eltern lebten (puer felicissimus, puella felicissima) gebracht; die Besprengung geschah mit einem vom Herde des Bräutigams genommenen Feuerbrand, den man in das Aquale (Wassergefäß) tauchte. Der erste Teil der Zeremonie bedeutete die Aufnahme der Neuvermählten in die Gemeinschaft des Feuers und des Wassers, d. h. in die Lebensgemeinschaft mit ihrem Manne; die Besprengung dagegen war, wie sonst, ein rein sakraler Akt.

Nach dem alten berühmten Rechtsbuch des mythischen Manu ging bei den Indern der eigentlichen Trauung auch das Brautbad voraus. Der erste eigentliche Trauungsakt ist die Vereinigung der Hände der Brautleute, die mit dem heiligen Grase zusammengebunden wurden, etwa wie bei der katholischen Eheschließung der Priester die vereinigten Hände des Brautpaars mit der Stola umwindet. — Dann goß der Brautvater über ihre Hände geweihtes Wasser. Hierauf bereitete der Bräutigam ein Opfer, wobei ein Freund Wasser um den Altar trug. Nachdem Bräutigam und Braut geopfert hatten, führte dieser die Braut sieben Schritte weit weg; bei dem siebenten ist die Ehe unlöslich. Der Freund tritt an den Altar herzu und besprengt mit Wasser das neuvermählte Paar. Die Besprengung mit dem Hochzeitswasser entspricht genau dem sakralen Brauch der vorher besprochenen feierlichen römischen Ehe — der Konfarreation. — In späterer Zeit waren die Hochzeitszeremonien bei den Indern sehr viel umständlicher; doch spielte auch hier das Wasser eine wichtige Rolle.

Bei den alten Deutschen wurde die ins Haus des künftigen Gatten gebrachte Braut, ein Gefäß mit Wasser tragend, dreimal um den häuslichen Herd geführt.

Digitized by Google

Das Maß der sakralen Bedeutung des Wassers ist nach den Beziehungen zu den verschiedenen Verhältnissen, wie wir gesehen haben, verschieden — bald nur sinnbildlich, bald ein sachliches Eingreifen des wunderbaren Elements darstellend. Durch das ganze Leben — von dem Eintritt ins Dasein bis über sein Ende hinaus (noch die Leiche wird gewaschen!) begleitet den Menschen der sakrale Gebrauch des Wassers. Hoffentlich wird nie die Zeit kommen, wo der Menschheit das Wasser nur noch eine chemische Verbindung von Sauerstoff und Wasserstoff bedeuten wird: zum Stillen des Durstes, zum Treiben von Turbinen und zum Speisen von Dampfkesseln dienlich.

Fürst Karl Anton von Hohenzollern in seiner Politik

Aus Briefen an ihn und von ihm

Mitgeteilt von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

(Schluß)

Am 6. Oktober 1879 schreibt Karl Anton an B.:

„In der Ernennung des Grafen Saint-Vallier zum Großkreuz der Ehrenlegion gelegentlich der Fahnenverteilung an die französische Armee liegt ein ganzes Stück Zeitgeschichte. Die französische Regierung hat dadurch anerkannt, daß, wenn es ihr und ihren Vorgängern gelungen ist, die Armee wieder vollständig zu reorganisieren, bevor Deutschland neue kriegerische Verwicklungen gefunden habe, es dieses unberechenbare Resultat zum großen Teil der Geschicklichkeit und dem Einflusse Saint-Valliers verdankt. Es ist kaum möglich, daß unser Hof die Spitze dieser Manifestation nicht fühle, und eine Frechheit von Saint-Vallier, sich das rote Band nicht einen Monat später bestellt zu haben; denn Fürst Bismarck kann dem Kaiser um die Richtigkeit seiner furchtbaren Voraussicht tatsächlich beweisen, die historische Wahrheit aber ist, daß Manteuffel, ohne es zu wollen, dem Grafen Saint-Vallier die Wege geöffnet hat; denn nur durch die Geltendmachung seines in Nancy erreichten Einflusses auf Manteuffel ist er Botschafter in Berlin geworden. Wer ist nun der wahre Ritter? Der, welcher den Feind vernichten will, während er sich noch nicht wieder hat aufrichten können, oder der, welcher ihn ruhig wieder die Rüstung anlegen läßt und sagt: „Wenn dir später wieder die Haut juckt, werde ich oder mein Sohn abermals mit dir fertig werden."

Moltkes Einwand, daß es dann mehr Menschen kostet, wird durch die immerhin bestehende Möglichkeit einer friedlichen Lösung und der gesteigerten Schmerzhaftigkeit, die eintritt, wenn frische Wunden auf kaum vernarbte kommen, doch nur hinfällig."

Digitized by Google

Wir müssen hier wieder den chronologischen Faden aufnehmen:

„... Ich habe die große Freude gehabt, daß der Kronprinz mit seinem Sohne, dem Prinzen Wilhelm, nach den Tagen von Metz zu mir kamen, drei Tage blieben und zum Geburtstage der Kaiserin nach Baden zurückreisten. Es waren höchst erfrischende und interessante Stunden, die wir zusammen verlebten und zu einem möglichst freimütigen Gedankenaustausch führten, begünstigt durch ein über alle Maßen schlechtes Wetter.

Die Begegnung der beiden Kaiser in Alexandrowo, sowie die Mission Manteuffels nach Warschau inaugurieren den eingetretenen Wechsel in unsrer Politik, die ihren Ausdruck in der hochbedeutsamen Annäherung an Oesterreich gefunden hat. Der Kronprinz ist über diese Wandlung entzückt, denn er liebt keineswegs Rußland und beklagt tief den bisherigen Verlauf unsrer ganzen auswärtigen Leitung. Es würde zu weit führen, wenn ich Ihnen die maßlose Kleinlichkeit, welche von der Presse und der sog. öffentlichen Meinung als staunenswerte Größe geschildert wird, um den Generalgewaltigen auf ein unerreichbares Piedestal zu stellen. Alle alten, bewährten, strammen, preußischen Beamten schütteln die Köpfe und prophezeien ein Ende mit Schrecken. Ich trage diese Auffassung schon lange in meinem Innern, aber ich muß als ehrlicher Mann jetzt noch gestehen, daß mich die eingetretene Wandlung in der deutschen Politik sehr versöhnt hat; sie ist eine der größten und gesundesten Taten Bismarcks.

Ihre Rückwirkung (aber nicht deshalb rühme ich sie) auf Rumänien müßte absolut sein; denn im Hinblick auf Kriegskomplikationen ist die Armee seines Landes ein vollwichtiger Faktor, wie das Land selber ein strategischer Keil. Deutschland, Oesterreich, England ist der große Friedenskern, um den sich die übrigen Mächte kristallisieren können, wenn sie wollen — mit der Spitze gegen Rußland, wenn solches fortfahren sollte, sich über die Verträge und Interessen der andern zu setzen.

Daß Bismarck seinen Sohn in die Umgebung des Marschalls (Manteuffels) zu plazieren wußte, gibt viel zu denken — vielleicht ist es aber auch ein geschickter Zug Manteuffels, wenn er diesen Sohn sich ausgebeten hat ..."

Wiewohl zwischen dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm und dem Fürsten Karl Anton ein Altersunterschied von gerade zwanzig Jahren bestand, herrschte doch zwischen ihnen ein starkes Gefühl der freundschaftlichen Hochachtung. Kronprinz Friedrich Wilhelm ehrte und achtete in Karl Anton den älteren Standesgenossen, vor dessen umfassendem Wissen er viele Achtung hegte. In manchen politischen Anschauungen waren die beiden Männer einig, wie sie auch dieselben Freunde und Vertrauten hatten. Erinnern wir uns nur an den Großherzog Friedrich I. von Baden, Roggenbach und Geffcken. Beide begegneten sich vielfach in der Beurteilung der inneren Politik Bismarcks, für die sich weder der Kronprinz noch Karl Anton begeistern konnte, während keiner von ihnen die hervorragende Persönlichkeit des Fürsten Reichskanzlers unterschätzte; ganz besonders nicht in seiner auswärtigen Politik.

Digitized by Google

Noch bevor Karl Anton nach Berlin ging und als Ministerpräsident längeren Aufenthalt dort nahm, mithin auch dem späteren Kronprinzen näher trat, hatte ihn dieser schon in Düsseldorf aufgesucht. Am 9. April 1858 schrieb Karl Anton an ihn:

„Meine Frau und Stephanie empfehlen sich Deiner freundlichen Erinnerung und mit der Bitte, mich recht herzlichst der Kronprinzessin zu Füßen zu legen, verbleibe ich zeitlebens verehrungsvollst und treuanhänglichst Dein gehorsamster Freund Hohenzollern."

Von diesem Zeitpunkte an gestaltete sich ein freundschaftliches Verhältnis zwischen den beiden Fürsten. Es war ein ganz andres als das, was Karl Anton an Kaiser und König Wilhelm I. fesselte. Zu Kronprinz Friedrich Wilhelm fühlte sich der Fürst von Hohenzollern in fast väterlicher Zuneigung hingezogen, während tiefe, grenzenlose Verehrung und Liebe ihn an den König und Kaiser zeitlebens kettete. Mit Kronprinz Friedrich Wilhelm verband ihn manche gemeinsame Anschauung in einer freieren Richtung. Viele Briefe wechselte Karl Anton im Laufe der Jahre seit 1858, und manchmal holte sich Kronprinz Friedrich Wilhelm Rat und mehr noch als das: Beherrschung bei dem älteren Freunde, dem er rückhaltlos vertraute. So schrieb Karl Anton am 1. Oktober 1879:

„Den Kronprinzen (der damals mit seinem Sohne in Sigmaringen weilte) habe ich frisch und heiter, nach allen Richtungen offen gefunden."

Zahlreiche Schreiben des Fürsten an Friedrich Wilhelm sind (in Abschrift) verbrannt, aber diejenigen, die noch vorhanden sind, und hier an der Stelle, wo sie hingehören, mitgeteilt werden, legen für das gute Verhältnis, das zwischen ihm und Karl Anton bestand, beredtes Zeugnis ab.

Prinz Wilhelm, „der Sohn", von dem Karl Anton spricht, war unser nunmehriger Kaiser und König Wilhelm II. Möglich, daß es damals war, wo der Fürst jenes Urteil fällte über den Prinzen Wilhelm, das er seiner Stiefmutter mitteilte.[1])

Am 21. Februar 1881 schrieb Karl Anton von Sigmaringen aus an den Prinzen, der am 27. Februar die nunmehrige Kaiserin Augusta Viktoria im königlichen Schlosse zu Berlin zum Altare führte:

„Gnädigster Herr Vetter!

Es ist die wärmste anhänglichste Teilnahme, welche am Vorabende des wichtigsten Ereignisses Deines Lebens ich in alter Treue Dir aussprechen möchte. Zu dieser Teilnahme gesellen sich die aufrichtigsten Wünsche für Dein ganzes Zukunftsglück und in der Beglückung, welche Du in der Darreichung Deiner Hand an eine durch alle Vorzüge reich ausgestattete Prinzessin finden wirst. Diese Herzenswünsche nicht persönlich ausdrücken zu dürfen, ist meiner Frau und mir eine durch unsern Gesundheitszustand leider auferlegte schwere Entbehrung. Bei Deiner Taufe anwesend, hätte ich dem feierlichen Akte Deiner

[1]) Zingeler a. a. O., S. 276.

Digitized by Google

Vermählung so sehr gerne beizuwohnen gewünscht, aber es ist nicht jedem Menschen am Abend seines Daseins vergönnt, Zeuge eines neu aufblühenden Lebens sein zu können, deshalb wähle ich den sehr ungenügenden schriftlichen Weg, um wenigstens meine geistige Anwesenheit in aller Ehrerbietung zu konstatieren.

Mein Sohn Fritz wird Dir und Deiner hohen Verlobten ein kleines Zeichen unsrer innigsten Ergebenheit zu Füßen legen in Gestalt eines Landschaftsbildes von Balmoral[1]) zur Erinnerung an den gern bevorzugten Aufenthalt Deiner königlichen Großmutter und ehemals auch Deiner hohen Frau Mutter, zugleich ein bescheidenes Andenken, welches Dir unsre ganze Anhänglichkeit erweisen soll. Der am englischen Hofe bekannte Maler Becker hat das Bild vorerst hingeworfen und bittet sich die Erlaubnis aus, dasselbe später noch vollenden zu dürfen.

Es wäre mehr als zudringlich in diesem Dich vollauf in Anspruch nehmenden Momente mit meinen schlechten Schriftzügen zu belästigen. Wir wünschen nochmals aus tiefstem Herzensgrunde Glück, Heil und Segen immerdar.

In treuer, ehrerbietigster Ergebenheit

Dein
treugehorsamster Diener und Vetter
Karl Anton."

Am 3. März 1881 schreibt Karl Anton an B.:

„Bismarck hatte kurz vorher den Minister des Innern, den Grafen v. Eulenburg, gestürzt, wie der Fürst meint, nicht aus politischen Gründen, sondern nur wegen persönlichen Absichten."

Er fährt dann fort: „Die Hofpartei in Berlin ist ganz außer sich über das Vorgehen des Kanzlers, und noch niemals hat man sich weniger gescheut, ihn anzuklagen und zu verdammen als gerade jetzt. Indessen ist an einen Wechsel nicht zu denken, und wir alle stehen am Vorabende großer Ueberraschungen in der innern Politik."

An B. den 5. Juni 1881.

„... Unser Reichstag liegt in den letzten Zügen, ein trauriges Beispiel, wohin Parteizerrissenheit und anderseits das persönliche Regierungssystem führen. Auf die nächsten Wahlen darf man gespannt sein; es durchweht ein großer Zug innerer Unbefriedigtseins das deutsche Volk nebst einem bedauerlichen Ueberdrusse gegen alles, was in das Gebiet neuer Wahlen fällt. Man kann daher bestimmte Erwartungen weder aussprechen noch irgendein Prognostikon aufstellen.

In der auswärtigen Politik lobt man jetzt über alle Maßen Ignatiew, nicht weil man Hoffnungen an seine Ernennung knüpft, sondern um der russischen Regierung jeden Vorwand zu benehmen, sich gehässig gegen Deutschland zu

[1]) Zu Balmoral in England hatte im Herbst 1855 die Verlobung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, des späteren Kaisers Friedrich III. mit Viktoria, Prinzessin von England, stattgefunden.

Digitized by Google

erweisen. Sie werden in unsrer gouvernementalen Presse diese Absicht herausgefühlt haben.

Was momentan die Gemüter mit Ruhe und Zuversicht erfüllt, das sind die herrlichen Ernteaussichten. Obst, Wein und Cerealien aller Art versprechen die Endschaft der sieben mageren und den Anfang der sieben fetten Jahre.

In der Tat ist diese Hoffnung das wichtigste Abwiegelungsmittel aller politischen Aspirationen und Gegensätze, und eine Regierung, welche in ihren eigensten Prinzipien nicht schwankend ist, könnte jetzt Staatsstreiche jeder Art ausüben ...

Die Kaiserbegegnung in Danzig ist ganz spontan gewesen und das Resultat eines persönlichen Dranges des Kaisers Alexander. Die Begegnung gründet sich nirgends auf Vorausbesprechung, sondern ist nur dem zuzuschreiben, daß unser Kaiser zufällig in Pommern anläßlich der Kavalleriemanöver anwesend war. Jedenfalls ein schicklicheres und würdigeres Alexandrowo, als jenes vor zwei Jahren, welchem wir die österreichische Allianz, ganz aus der Initiative des Kanzlers hervorgehend, verdanken — die größte Tat Bismarcks, äquivalent mit dem Frankfurter Friedensschluß. Der Effekt der Danziger Entrevue schlägt seine Wellenkreise mehr nach außen als nach innen. Der Gedanke eines gemeinschaftlichen Frontmachens gegen die zerstörenden Elemente der staatlichen Gesellschaft ist zu absurd, um ihn ernst zu nehmen. In dieser Beziehung hat Rußland weit größere Aufgaben zu erfüllen, als wir sie haben können."

An G. vom 19. November 1881.

„... Zunächst waren wir durch eine schwere typhose Erkrankung unsres Enkels Wilhelm sehr in Sorgen versetzt — es ist der nunmehrige Fürst von Hohenzollern —; kaum entlastet von qualvoller Beängstigung, warf dieselbe Krankheit den Großherzog von Baden aufs Krankenlager. Es war auch für mich eine abermals schwere Zeit, denn ganz abgesehen von dem unersetzlichen Verluste in der Familie und dem nationalen Unglück für Deutschland im Falle des Ablebens, würde ich persönlich in diesem Fürsten einen meinen bewährtesten und vertrautesten Freund zu betrauern gehabt haben.

Hernach, kaum daß wir wieder freier aufatmen konnten, kam das wüste Wahlgetriebe, und vorgestern die Reichstagseröffnung. Ueber die Wahlergebnisse konnte ich mir eine schadenfrohe Stimmung gewinnen; denn sie sind die Antwort oder das Echo auf ein Gebaren der offiziösen Presse, welches nicht genugsam verurteilt werden kann. Wenn noch ein Fünkchen von Selbstachtung im deutschen Volke vorhanden war, so mußte es so kommen, wie es gekommen ist. Nachdem nun diese Antwort einmal erteilt ist, wollen wir hoffen, daß aus den gesunden Elementen des Reichstags sich eine Partei werde herausbilden lassen, welche ohne politische Voreingenommenheit nur das Sachliche vertreten werde, ohne nach oben oder unten oder nach rechts und links zu schauen. Jetzt, wie die Dinge stehen, kann keine Partei der andern mehr etwas vorwerfen, wenn

Digitized by Google

Konservative und Zentrum für Sozialisten stimmen, um jeden Nationalliberalen zu bekämpfen, so ist ein solches Verfahren unvernünftig.

Ich schreibe soeben diese Zeilen unter dem Eindruck der durch den Kanzler gehaltenen Reichstagseröffnungsrede. In ihrer Skala der Steigerung ist sie äußerst geschickt gemacht und blendet zweifelsohne die Mehrheit der Nichtnachdenkenden, aber ich kann mich mit dem, was dem Kaiser in den Mund gelegt wird, nicht einverstanden erklären. Die Allerhöchste Person tritt viel zu sehr in den Vordergrund. Die Steigerung in der Rede bis zum elegischen Tone in betreff der Hoffnung, die sozialistische Regelung noch zu erleben, auch die Verwirklichung des Tabakmonopols nimmt sich in dem Munde des Kaisers nicht würdig aus, er ist dadurch der Fürsprecher seines Kanzlers. Früher hieß es: Meine Regierung wird Ihnen dieses oder jenes vorlegen, aber niemals identifizierte sich die erhabene Person des Landesherrn mit derlei Vorlagen, deren Natur und Wert überdies noch sehr zweifelhaft sind ..."

Wie hart den Fürsten die schwere Erkrankung des Großherzogs Friedrich von Baden traf, geht auch aus einem Schreiben vom 24. November 1881 an B. hervor. Er spricht über die Erkrankung seines Enkels Wilhelm, die ihm natürlich große Sorge macht und fährt dann fort:

„Sehr ernst und schwer ist der Großherzog von Baden ebenfalls von Typhus befallen worden. Ein paar Tage schwebte er in Todesgefahr. Sie können sich denken, wie angsterfüllt wir jede Nachricht entgegensehen mußten. Die Chancen des Ablebens waren die überwiegenden" usw.

Am 29. Juni 1882 erhielt Karl Anton nachstehenden Brief, dessen Gewichtigkeit um so höher genannt werden muß, als er eine sehr hohe Person zum Verfasser hat ...

„Der Ausdruck Experimentalpolitik, der kürzlich als die Gegenwart bezeichnend, in der Presse gebraucht wurde, scheint richtig; denn die letzten Jahre haben auf dem Gebiete des Deutschen Reiches und seines größten Staates Preußen mehr Versuche als Resultate gebracht und eine Unsicherheit veranlaßt, welche störend einwirkt. Der häufige Personenwechsel mit raschem Verbrauch nützlicher Kräfte, die Anwendung aller Mittel, die zum Ziele führen können, ohne Rücksicht auf bestehende Verhältnisse, endlich die Mißbräuche des Parlamentarismus haben eine gewisse moralische Depression zur Folge, welche den Nimbus des Deutschen Reiches gefährdet und die Auffassung bestätigt, daß die deutsche Nation der Theorie auf Kosten der Praxis zugetan ist. Darauf gründet sich wohl auch mitunter die etwas willkürliche Behandlung der sozialen und materiellen Fragen seitens des leitenden Staatsmannes; der zunehmende Einfluß einer ungeregelten freien Presse trägt wesentlich dazu bei, die Auffassungen zu verwirren und die staatliche Macht zu entkräften. Der Totaleindruck ist daher bei der wachsenden liberalen Richtung, die sich von dem früheren gesunden Liberalismus immer weiter entfernt, wohl berechtigt, für die Zukunft bange Sorge einzuflößen. Bei dieser Sachlage konnte der Erlaß des Kaisers auf der einen

Digitized by Google

Seite ebensowohl mißverstanden, als auf der andern anerkannt werden. Er kennzeichnet richtig die Grenzen zwischen dem monarchischen Prinzip und dem Konstitutionalismus, aber er berührt die ungelöste Frage der politischen Wahlfreiheit in einer nicht unbedenklichen Weise. Die schwierigste Aufgabe bleibt die Lösung der kirchlichen Frage, nachdem der Kulturkampf durch Verblendung beider Parteien zu den traurigsten Folgen geführt hat. Die Vermengung der politischen und kirchlichen Interessen oder vielmehr das Benützen letzterer zum Deckmantel politischer Zwecke hat die Partei des Zentrums zu einer Macht verholfen, der sie nicht mehr entsagen will, während die Regierung ihre Fehler durch die Verlegenheit büßt, zwischen nötigen Konzessionen und Wahrung unveräußerlicher Rechte den geeigneten Mittelweg zur Versöhnung zu finden. Die moralische Basis wurde sowohl früher gegen die Härte der staatlichen Maßregeln als jetzt gegen die Gefahr politischer Kompromisse Schutz gewährt haben können. Trotz allen Schwierigkeiten der Gegenwart bleibt die Anerkennung der deutschen Nation als Mittelpunkt der europäischen Interessen gesichert und ist ihr Einfluß auf die Politik Europas entscheidend. Daß dieser Einfluß zugunsten des Friedens sich erweist, ist ein Ergebnis der großen Kriege, welche zur Wiederherstellung des Reiches führten, und des Bedürfnisses einer ruhigen Entwicklung der inneren Verhältnisse sowie der internationalen Beziehungen. Daß dabei ein reges Zusammenwirken zwischen Deutschland und Oesterreich die Grundbedingung ist, zeigt sich um so mehr, als trotz der nationalen Mannigfaltigkeit und Interessenverschiedenheit Oesterreichs dieses auf die Verständigung mit dem Deutschen Reich in allen wichtigen Fragen der Gegenwart angewiesen ist.

Das frühere Verhältnis Preußens zu Rußland wird auf die Länge durch die Veränderungen leiden müssen, welche daselbst die soziale Zersetzung unter dem Einfluß des Panslawismus hervorbringt. Die traditionellen Fehler früherer Regierungen rächten sich in dem letzten Orientalischen Kriege und durch die traurigen Ereignisse des vorigen Jahres, wobei auf das Friedensbedürfnis Rußlands nicht unbedingt mehr zu rechnen ist.

Man kann den Eindruck des jetzigen England nur mit dem eines alten ehrwürdigen Gebäudes vergleichen, dessen innere und äußere Beschädigung einer Abhilfe bedürftig ist, die man nicht zu geben vermocht hat, noch scheinbar zu geben vermag, zumal unter Leitung eines rücksichtslos handelnden Staatsmannes und unter dem Einfluß einer ernsten sozialen Frage.

Die Einwirkung Frankreichs auf die politische Lage Europas bleibt fühlbar, wie wohl die inneren Zustände dieser mächtigen Nation in ihrem Verfall als Autoritätsbedürfnis sich selbst die jetzige Regierung gefallen lasse. Die republikanischen Einflüsse können auf die Dauer für andre Staaten bedenklich werden bei der radikalen Strömung der Zeit, namentlich in Italien, wo die nationale dynastische Einigung noch nicht gesichert erscheint.

In allen Verwicklungen europäischer Politik bleibt dem Orient die Frage, welche stets wieder zu einer brennenden zu werden droht ..."

Am 27. März 1482 an B.:

Digitized by Google

„Den Kaiser von Rußland erachtet man ganz lahmgelegt, willenlos und vermöge eines ihm anklebenden Mangels an Mut als keinen bestimmenden Faktor. Der Austausch schöner Redensarten und Geburtstagstoaste hat keinen politischen Wert, er ist höchstens die Aussprache eines innern und wahren Gefühls, mit welchem man jedoch nicht rechnen darf. So wird in Berlin die Situation in Rußland beurteilt. An Krieg mit diesem unbeholfenen Koloß ist aber für jetzt nicht zu denken; denn selbst der Panslawismus hat seine Krallen zurückzuziehen begonnen. Wir müssen dem Enfant terrible Skobelew eigentlich ein Monument setzen! Er ist die Veranlassung, daß selbst die „Kreuzzeitung" sich von Rußland abwendet, mit ihr die ganze Partei, welche zu Nikolaus' Zeiten nur von „unserm Kaiser" sprach. Wegen der Brandreden dieses Generals ist nicht eine einzige Note ausgewechselt worden. Die öffentliche Presse hat in dieser Beziehung alle Fühlung und jede Fährte verloren und sich nur von instinktiven Eingebungen leiten lassen."

B. schrieb sodann am 1. November 1882 an den Fürsten u. a.:

„... Wichtiger als diese Personalnachrichten (aus Deutschland) sind die, welche ich über die Stimmung habe, die bei uns Frankreich gegenüber herrscht. Sie gipfelt in der Ansicht, daß es doch wieder zum Kriege mit Frankreich kommen muß. Von dieser Ansicht zu der: wenn also doch, dann je eher, desto besser, ist nur ein Schritt. Das ganze Verhältnis scheint mir mit dem zu Rußland zusammenzuhängen; denn nach gewissen Vorkommnissen dürfte man die Ueberzeugung geheimer Unterhandlungen zwischen Frankreich und Rußland nicht leicht los werden. Im Grunde will es doch viel bedeuten, wenn ein Jemand, der es gesehen haben kann, sagt, er habe das Schreiben des Kaisers von Rußland an unsern Kaiser gesehen, in welchem es heißt, wenn Rußland gewisse Satisfaktionen versagt würden, so müsse zuletzt das Schwert entscheiden. Auch soll es zurzeit mit der Aufstellung russischer Truppen sehr ernst gewesen sein. Gambetta, der eine Zeit lang beseitigt zu sein schien, rückt wieder langsam zur Machtsphäre heran, während unserseits die Schürzung eines Knotens abgewartet werden dürfte."

Am 6. April 1883 an B.

„... Inzwischen hat sich die Physiognomie Europas ganz verändert. Die Kriegsbeklemmungen sind ein überwundener Standpunkt, und Friedensseligkeit beherrscht die Welt. Der Kaiser schrieb mir unlängst. Hier ein Auszug, der die ganze Situation kennzeichnet: „In Politicis ist einige Sicherheit des Friedens, seitdem Kaiser Alexander III. die Initiative über die Anhäufung seiner Truppen an unsrer und der österreichischen Grenze ergriffen hat und seine Friedensprinzipien so entschieden ausgesprochen. Durch die Umreise seines Ministers Giers ist alles so ausführlich und herzlich konstatiert worden, daß in Europa ein schwerer Alp gehoben ist, aber von einer Verminderung der Truppen ist immer noch keine Rede und scheint auch nicht beabsichtigt zu werden, so daß die momentan gezügelte Presse in Rußland wohl bald wieder das alte Lied an-

Digitized by Google

stimmen wird: Rußland müsse immer gerüstet bleiben, um einen Angriff Deutschlands und Oesterreichs zu parieren. Und wer denkt daran wohl bei uns! Und was hätten wir dort zu suchen? ...

Bei uns florieren die Redekünste in den Parlamenten nach wie vor und in ungemessener Weise mit einem Zeitverlust, wodurch die wohltätigsten Arbeiten verschoben, wenn nicht ganz verloren gehen ...

In dieser einfachen Meinungsäußerung ist die Signatur der Gegenwart enthalten, und man kann sie als eine Direktive für die nächste Zukunft betrachten, namentlich im Schlußpassus liegt der Dualismus zwischen Kaiser und Reichskanzler. Letzterer hat endlich sich davon überzeugt, daß eine Teilung der Arbeit vonnöten ist. Seinen Einfluß, selbst wenn er sich den innern preußischen Verhältnissen entzieht, wird er deshalb doch stets zur Geltung zu bringen wissen. Die neu konstruierte sog. freisinnige Partei hat wider ihren Willen und Absicht einen allgemeinen Umschwung in der deutschen öffentlichen Meinung bewirkt, und ich glaube, daß die von den alten Schlacken befreite nationalliberale Partei das törichterweise eingebüßte Terrain bald zurückgewinnen wird."

Am 10. Oktober 1883 bespricht Karl Anton unter verschiedenen andern Punkten, die an geeigneten Stellen angegeben sind, mit B. auch die französische Politik und die Weltlage im allgemeinen:

„Als ein für uns glückliches Ereignis betrachte ich die unqualifizierbare Episode in Paris, aber auch glücklich für die Befestigung der Monarchie in Spanien. Diese französische Ueberstürzung hat mit einem Schlage die Karten aufgedeckt und erleichtert unsrer Regierung die Aufgabe bezüglich des Militärbudgets; denn ohne einen Deus ex machina befinden wir uns offenbar am Vorabende des Weltkrieges. Je früher, desto besser; denn diese über alles Maß hinaufgeschraubte Situation ist kaum länger zu ertragen.

Ich bedaure, wertester Freund, Ihnen keine Fakta mitteilen zu können, die Sie nicht schon selber wüßten, allein privatim erfahre ich nur wenig. Selbst der Kronprinz, dessen Besuch mit Familie ich Mitte des Monats hier erwarte, wird mich nicht aufklären können; er verlangt eher von mir Aufklärung, und so müssen wir beide unsre Unwissenheit gegenseitig bekennen. — Aehnlich erging es mir in diesen Tagen mit dem Großherzog von Sachsen, der gehofft hatte, bei seinem mehrtägigen Besuche hier mancherlei Neues von mir zu erfahren. Er kam direkt von Baden und beklagte sich, daß der Kaiser selber so wenig verlauten lasse oder wisse.

Alle Teilnehmer am Niederwaldfeste sind d'accord, von dieser nationalen Feier überwältigt zu sein."

An B. am 1. Dezember 1883.

„... Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Mitteilungen und Ansichten über die Reise des Kronprinzen. Es ist diese ganze Inszenierung wie ein genialer Blitz aus dem Gehirn des Reichskanzlers hervorgegangen, überall zündend, wohin er geschleudert worden.

Digitized by Google

Die spanische Reise hat ganz unbestritten dem Kronprinzen ein erneutes Relief gegeben; ganz Deutschland sieht im Empfang und in den Ehrenbezeugungen ebenfalls eine der Nation dargebrachte Huldigung und Aufmerksamkeit und fühlt sich deshalb mit der Person des Kronprinzen ebenso vereint, wie es während des Krieges 1870/71 den gemeinsamen Herzschlag geteilt hat.

Wie ich aus den Berichten Bismarcks und Hatzfelds an den Kronprinzen über den Zweck dieser Reise ersehen habe, so galt dieselbe, abgesehen von allen Höflichkeitsrücksichten, zunächst und ausschließlich Frankreich. Es konnte allerdings für dieses Land nichts Demütigenderes geben als die Beleuchtung des grellen Kontrastes in den Empfangsarten. Auf bekannte Vorgänge nicht mehr zurückkommend, verschleiert sich hinter diesem Besuche ein großartiger Staatsgedanke, nicht jenen einer unmöglichen Allianz mit Spanien oder eine Beitrittseinladung zur großen Friedensliga, wofür König Alphonse schon in Hamburg seine Geneigtheit ausgesprochen und dabei alle konstitutionellen Bedenken über Bord geworfen hat.

Auf Grund dieser in Hamburg getanen Aeußerungen will Bismarck das heiße Eisen sofort schmieden, und deshalb diese in jetziger Jahreszeit so ungünstige und unbequeme kronprinzliche Reise, die bis jetzt einen triumphalen Verlauf genommen hat.

Daß schon die hohe politische Wichtigkeit dieser Reise in Italien tief empfunden wird, ist ein merkwürdiges Zeichen der politischen Zustände, und daß Sie, lieber Freund, trotz empfangener Instruktionen der Hof- und nationalen Bewegung keinen Einhalt getan haben, ist ein sehr großes und nicht genug anzuerkennendes Verdienst, welches dem Kronprinzen in seinem Innern sehr wohlgetan hat! . . .

Nach dem Auslande hin, namentlich Frankreich und Rußland gegenüber, kann die Bedeutung des deutschen Kronprinzen nicht genugsam hervorgehoben werden. Hätte in Genua ein Inkognitoempfang stattgefunden, so wäre dieser auch eine manque d'egard gegen Spanien gewesen und würde eine unliebsame Auslegung gefunden haben. Schon die Anwesenheit der deutschen Flotte konnte ein Inkognito nicht gestatten. Wie vortrefflich, daß man im Mittelländischen Meere einmal die deutsche Kriegsflotte zu Gesicht bekommen hat!"

An G. den 24. April 1884.

„. . . Ich bin nicht so glücklich, in Politicis Ihnen Tatsächliches oder Neues berichten zu können. — Dabei aber gärt und kocht es in den inneren Fragen Staatsrat, Niederlegung des Handelsministeriums von Bismarck, erweiterter Wirkungskreis des preußischen Staatsministeriums usw. Alle diese Gerüchte schwirren in der Luft, ohne einer festen Unterlage entsprossen zu sein. Aber ein Körnchen Wahrheit muß in ihnen doch enthalten sein; denn sie können unmöglich erfunden werden. Ob dem Kronprinzen der Vorsitz im Staatsrat willkommen, möchte ich fast bezweifeln. Er identifiziert sich hierdurch zu sehr mit dem gegenwärtigen System und bindet sich für die Zukunft. Ich kann mir nicht

Digitized by Google

vorstellen, welche Bedeutung der Staatsrat heute gewinnen kann. Soll er eine Verstärkung der Bismarckschen Aspirationen sein, so nutzt sich die ganze Einrichtung sofort ab, will er aber selbständig wirken, so wird er als Opposition verlästert und sofort tot gemacht. Aber ein Staatsrat kann niemals die souveräne Machtvollkommenheit ersetzen, und deswegen zweifle ich heute noch an der Bereitwilligkeit des Kronprinzen, sich an die Spitze zu stellen und sich sozusagen einer Majorität unterwerfen zu müssen, gegen welche er kein Mittel zur Geltendmachung seiner eignen Ansicht und Ueberzeugung besitzt."

Der letzte Brief an Bamberg, der uns interessiert, ist vom 21. Mai 1884. Der Fürst schreibt u. a.:

„Es würde einen furchtbaren Widerhall in Deutschland geben, wenn eine deutsch-österreichische Erkältung an die Oberfläche treten würde. Wir würden uns damit in die Zeit vor 1866 zurückversetzt sehen, wo die Parole: „Groß- oder Klein-Deutschland" die Nation in zwei Lager spaltete. In unsern innern Parteiverhältnissen haben sich in neuester Zeit große Wandlungen vollzogen. Die Konstituierung einer neuen nationalliberalen Partei mit aufrichtiger Anschließung an das Gouvernement unter Wahrung vollständigster Unabhängigkeit betrachte ich als ein glückliches und beruhigendes Ereignis, das einzige, das vermögend sein wird, die bisher bestandenen schroffen Gegensätze zwischen Nord- und Süddeutschland zu versöhnen und allgemeinen Frieden herbeizuführen. Man glaubt, daß diese Partei zu einer Regierungspartei sich werde emporschwingen können. — Die Reden von Miquel und Bennigsen sind wahrhafte Meisterstücke. Die Freikonservativen und viele der Reichspartei werden sich der nationalliberalen anschließen . . ."

Es kam dann die goldene Hochzeitsfeier des Fürsten und der Fürstin Josephine am 21. Oktober 1884, an welcher der Deutsche Kaiser teilnahm, und als er wegfuhr, auf der Eisenbahnbrücke traurig sagte: „Es ist das letztemal, daß ich den Fürsten sah . . ." Etwas mehr als sieben Monate später stand Kronprinz Friedrich Wilhelm ergriffen an dem Sarge seines aufrichtigen Freundes Karl Anton von Hohenzollern.

Dorpat-Jurjew

Erinnerungen aus der Studienzeit

Von

Karl Mollenhauer

Das Eindringen deutscher Truppen in Kurland lenkt allerorten die Aufmerksamkeit auf die sog. deutschen Ostseeprovinzen, die zwar verhältnismäßig oft genannt werden, aber in Wahrheit herzlich wenig gekannt sind, und rührt an eine politische Frage, für die eine Meisterlösung zu finden der Staatskunst ungemein schwer fallen wird. Die erregten Erörterungen in der russischen Presse über eine

Digitized by Google

Verlegung der Reichshauptstadt zeugen dafür, daß man bereits mit der nahen Möglichkeit rechnet, es werde diese Lösung in einer Weise gesucht, die sich nicht mit dem Lebenswerke Peters des Großen und dem Gründungsplane Petersburgs vertrage.

Mir rufen die an Hindenburgs strategische Maßnahmen geknüpften Erörterungen liebe Erinnerungen an die ferne Studienzeit wach, deren gute und zugleich wichtigste Hälfte ich mit Gutheißung des preußischen Ministers der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten in Dorpat, dem geistigen Mittelpunkte der baltischen Lande, verlebt habe. Das Schriftstück, das ich mir darüber als gebürtiger Hannoveraner in Rücksicht auf spätere Anstellung auf den Wunsch meiner guten Mutter ausstellen ließ, trägt die Unterschrift des Herrn v. Lucanus, der den Minister damals vertrat. Der Gedanke, in Dorpat zu studieren, lag für mich nicht so weitab; hatte doch ein Bruder meiner Mutter, der bekannte Philosoph Gustav Teichmüller, dort seit Beginn der siebziger Jahre den Lehrstuhl für Philosophie und Pädagogik inne. Dessen Güte wollte mir die Jahre des Studiums erleichtern; er lud mich deshalb, als ich 1879 das Abiturientenexamen bestanden hatte, auf unbeschränkte Zeit zu sich ein. Die in ganz Rußland gültige Einteilung des Studienjahres, wonach der Sommer im wesentlichen frei bleibt, die beiden Semester dagegen vom Spätaugust bis Weihnachten und von Neujahr bis Mitte Mai währen, ließ es freilich nicht zu, daß ich sogleich nach Dorpat ging; ich hörte erst ein Semester Sommerlogik auf der hohen Schule zu Tübingen, um mich dann sogleich nach dem nordischen Musensitze, dessen Aehnlichkeit mit Heidelberg so vielfach gerühmt wurde, auf die Reise zu begeben. Nun war es derzeit nicht so einfach, dorthin zu gelangen. Die Stadt hatte nur eine Eisenbahnverbindung mit dem estländischen Nestchen Taps, von wo aus sich die beiden Linien nach Petersburg und dem alten hansischen Reval entzweiten. Man konnte freilich auch von der großen Straße Eydtkuhnen—Petersburg dorthin gelangen; dann mußte man über Pskow, das damals noch meist Pleskau genannt wurde, den Peipussee und den schiffbaren Embachfluß befahren, an dessen beiden Ufern Dorpat liegt. Ich zog es vor, mein Reiseziel auf den Wegen der alten hansischen Wisbyfahrer von Lübeck aus zu gewinnen. Die Wechselfälle dieser Fahrt, die mich über Helsingfors nach Reval und von dort nach mannigfachen Fährlichkeiten endlich nach Dorpat gelangen ließ, kann ich hier leider nicht schildern; vielleicht habe ich ein andermal Gelegenheit dazu. Genug, eines schönen Sonntags, als mein Oheim gerade die Mitglieder des „pädagogischen Konseils", dessen Vorsitzender er wohl kraft seines Lehramts war, um sich versammelt hatte, war ich in Dorpat. Es fehlte indessen nicht viel, so hätte ich nur gleich die Rückreise wieder antreten können. Denn als ich andern Tages auf das Sekretariat ging, um meine feierliche Immatrikulation zu beantragen, stellte der Beamte fest, daß auf meinen schönen Zeugnissen aus Braunschweig und Tübingen ein Vermerk über genügende Leistungen im Russischen fehle, der zur rechtsgültigen Immatrikulation unerläßlich sei. Was nützte mir nun die Erlaubnis des Herrn v. Lucanus, in Dorpat die Hälfte meiner Studien-

Digitized by Google

zeit zu verbringen! Russisch konnte ich wirklich nicht! Doch mein Oheim wußte Rat zu schaffen; er schickte mich mit einer empfehlenden Visitenkarte zu dem Wirklichen Staatsrate Professor Dr. Paul Wiskowatow; der werde schon helfen. Ich erzähle dies Erlebnis genau, wie es sich zugetragen hat, um die Verhältnisse, wie sie damals noch waren, zu kennzeichnen und ein Beispiel dafür zu geben, daß die russische Weitherzigkeit auch gelegentlich das Richtige treffen konnte. Der Mann war durchaus kein Deutschenfreund; er war als Dozent der russischen Sprache und Literatur dem unendlich überlegenen Alexander Brückner an die Seite gesetzt, um die damals schon leise einsetzende Verrussung der Hochschule — wohl auch als Aufpasser — zu fördern. Es lag ihm also durchaus nicht, in den strengen Bestimmungen, die die recht spärlichen Kenntnisse im Russischen in Liv-, Kur- und Estland zu heben bestimmt waren, für mich eine Lücke zum Durchschlüpfen zu finden. Dennoch schrieb er nach kurzem Besinnen auf einen Zettel, den ich noch heute aufbewahre, folgende Worte: „Der Studierende Karl Mollenhauer aus dem Auslande versteht so viel Russisch, daß er den Vorlesungen an der Universität folgen kann." Da ich nun durchaus keine Sonderstudien in russischer Sprache, Geschichte oder Religion zu betreiben vorhatte, alle sonstigen Vorlesungen aber ausnahmslos in deutscher Sprache abgehalten wurden, so war diese Bekundung ein sprechender Beweis diplomatischer Kleinkunst, in der die Russen bei der widerspruchsvollen Unmenge von Gesetzen und Reglements in allen Schichten der Bevölkerung Meister geworden sind. Sie trug mir am andern Morgen das formlose Einschiebsel in mein ehrliches braunschweigisches Abgangszeugnis: „im Russischen genügend" von der Hand des Sekretärs Tomberg ein und nach einigen Tagen die nach deutscher Weise in feierlichstem Latein abgefaßte Immatrikulationsurkunde. Der unterzeichnende Rektor Maikow, Professor des römischen Rechts, freilich hinterließ im Gegensatze zu deutschen Prorektoren mehr den Eindruck eines russischen Würdenträgers alten Stiles, wie ich sie später mehrfach angetroffen habe; mit ihm habe ich weiter nichts zu tun gehabt. So war ich denn glücklich Dörptscher Student, wie die Einheimischen zu sagen pflegten! Das war schon eine Sache, für den Balten jener Tage eine ganz gewaltige Sache sogar. Nur mir wollte ihre ganze Beträchtlichkeit nicht so voll einleuchten. Ich war eben kein Einheimischer! Und das muß man, wie vielerorten, ganz besonders in baltischen Landen sein. Wenn ich das „Personal der Kaiserlichen Universität Dorpat" durchblättere, finde ich kaum einen darin, der außer mir aus dem Reiche gekommen wäre. Dorpat war eben ausgesprochen Landesuniversität und die Studenten überwiegend Angehörige der Provinzen. Dazu kamen die Söhne von Petersburger Deutschen und von solchen aus Moskau, Beßarabien, den Wolgagegenden und andern Landschaften, wo deutsche Kolonisten nesterweise im russischen Reiche wohnen. Nicht unerheblich war auch die Gruppe der polnischen Studierenden aus Lithauen und den westrussischen Gouvernements. Diese nahmen eine ausgeprägte Sonderstellung unter den Dorpater Burschen ein. Das äußerte sich schon darin, daß sie sich von dem altertümlichen „Du", das sonst allgemein herrschte, ausschlossen und bei

Digitized by Google

vorkommenden Ehrenhändeln nicht auf Schläger, sondern nur auf Pistolen losgingen. Es waren meist ansehnliche junge Leute aus solchen Familien, die für ihre Söhne das deutsche Dorpat den russischen Hochschulen als das kleinere Uebel vorzogen. Eigentliche Russen waren unter den Musensöhnen nur ganz wenige, und wenn es ihnen nicht gelang, Anschluß zu finden, so lag das wohl überwiegend an eigner Minderwertigkeit. Später ist die Hochschule mit solchen zweifelhaften Elementen geradezu planmäßig überschwemmt worden. Nicht unerwähnt darf die Gruppe derjenigen jungen Leute, namentlich in der theologischen und philosophischen Fakultät bleiben, die bäuerlichen estnischen oder lettischen Familien entstammten. Denen unter ihnen, die nur zu gern als Deutsche gegolten hätten und liebend gern unter der Schutzfarbe der Sprach- und Konfessionsgemeinschaft in die sozial höherstehende deutsche Gemeinbürgschaft, wenn ich so sagen soll, aufgenommen wären, wurde meinen Eindrücken nach der Zutritt nicht allzu leicht gemacht. So war es kein Wunder, daß sich eine Gruppe sog. Jung-Esten und Jung-Letten immer fester zusammentaten, die sich zwar die deutsche Bildung aneignen wollten, aber, auf ihr fußend, ihren Nationalitätenstandpunkt immer entschlossener zu betonen willens waren oder wurden. Nun kann man als ein Glück für das baltische Deutschtum bezeichnen, daß die studierenden Esten und Letten wohl eine Strecke zusammengehen konnten, eben soweit sie die gemeinsame Abneigung gegen den deutschen Herrenstandpunkt einander nahe brachte, daß sich darüber hinaus sofort die Rassenverschiedenheit geltend machte und sie unter sich entzweien mußte. Denn die Letten sind Indogermanen, während die Esten dem ugrisch-finnischen Stamme zugehören. Wurde also ernstlich, wie es die Zeit überall in Europa zu fordern schien, der Nationalitätentrumpf ausgespielt und die Frage aufgeworfen, wem denn von Gott und Rechts wegen das Hausrecht oder das Uebergewicht in Livland — hier einmal das Wort im alten umfassenden Sinne gebraucht — gebühre, dem deutschen Eroberer, dem Esten oder schließlich dem zeitigen Besitzer, dem Russen, so mußten sich die Ansprüche der Jung-Esten und Letten, von allen innern Gründen abgesehen, schon wegen ihrer unversöhnlichen Gegensätzlichkeit lahmlegen und aufheben. Der eigentliche Kampf kann nur zwischen den Deutschen und Russen ausgetragen werden. Mich will bedünken, als hätten die Professoren reichsländischer Herkunft dem Bildungsverlangen und dem Begehren nach Aufstieg in die höheren sozialen Möglichkeiten, wie er in den eingeborenen bäuerlichen und kleinbürgerlichen Schichten unzweifelhaft zutage trat, ein unbefangeneres Verständnis und Entgegenkommen bewiesen als die einheimischen. Diese hatten der unbehaglichen Erscheinung gegenüber mit einem Vorurteile zu kämpfen, das sich mit der Kraft von Urgefühlen äußerte, gegen das alle politische Klugheit, alle Christlichkeit und Humanität nichts auszurichten vermochte.

Unter diesen aufstrebenden jungen Leuten gab es Geister aller Grade und Schattierungen; ich glaube, man hätte unschwer alle in das deutsche Interesse ziehen können. In meiner Erinnerung haftet besonders die Gestalt eines gewissen Harry Jansen, der der Sohn des Besitzers der estnischen Zeitung „Eesti

Digitized by Google

Postimees" war und diese mit seinem Vater zusammen redigierte. Der war noch am Setzerkasten und der Handpresse in die Höhe gekommen, während der studierte Sohn bereits die neue Zeit und Richtung vertrat. Er stilisierte sich auf den unverstandenen Schöngeist hinauf; ohne große Mühe hätte er sich mit seinem ganzen Anhange und seinem Einflusse, den er als Zeitungsbesitzer auf die erstarkende jungestnische Bewegung hatte, auf die deutsche Seite ziehen lassen, wohin ihn ohnedies seine Bildungsbedürfnisse und Neigungen lockten. Da sich für ihn kein Platz in den führenden Schichten, denen er sich geistig zugehörig fühlte, finden lassen wollte, verfiel er der Gegenseite. Die jungestnische und junglettische Bewegung war den Kennern unter den russischen Beamten, die mit der Verrussung der baltigen Provinzen betraut wurden, vielleicht an sich nicht lieb oder gar unbedenklich, soweit sie aber darauf ausging, den deutschen Besitzstand und das geistige Uebergewicht der Deutschen zu schädigen, höchlichst willkommen. Sie hätten Toren sein müssen, wenn sie diese schwache Stelle in dem Gefüge des deutschen Uebergewichts nicht herausgefunden hätten. Der feinste Kopf unter den russischen Würdenträgern, die unter dem sonst milden Zepter Alexanders II. mit der russischen Herrschaft Ernst machen wollten, war der Kurator des Dorpater Lehrbezirkes, Ssaburow, der zu Beginn meines Aufenthaltes in Dorpat als Minister der Volksaufklärung nach Petersburg berufen wurde. Dieser verband mit ungemein verbindlichen Formen, durch die er die sonst herkömmliche ablehnende Haltung gegen alles Moskowitertum entwaffnete, das feinste Verständnis für die verwickelten Verhältnisse. Es gab Leute, allerdings nur ganz wenige, die diesen Kurator nicht trotz, sondern gerade wegen seiner Liebenswürdigkeit für den allergefährlichsten Feind der deutschen Selbständigkeit hielten. Und diese Auffassung entbehrte nicht einiger guten Gründe. Einmal gab er sich die Mühe, das schwierige Gebiet seiner Wirksamkeit kennen zu lernen und zu ergründen; sodann trennte er durch seine meisterhafte Behandlung der Personen die Gemüter und schläferte die Sorgen ein. Ich glaube jedoch letzten Endes nicht, daß diese Mißtrauischen, die gerade mit den Vorzügen des Ministers seine besondere Gefährlichkeit begründen wollten, im Rechte gewesen sind. Die deutsche Selbständigkeit, zunächst der Universität, sodann im weiteren Zusammenhange der baltischen Lande, ist andern Strömungen und Mächten zum Opfer gefallen, auf die ein einzelner, weder im guten noch im bösen, entscheidenden Einfluß gar nicht haben konnte.

So viel ist richtig, daß die auf die Verrussung der Lande abzielenden Bestrebungen bei der Universität einsetzen mußten. Denn sie war das stärkste Bollwerk, die Hochburg der deutschen Freiheit und Selbständigkeit in diesem Kolonialtande, das die mittelalterliche Kirche, das ritterliche Schwert der jüngern Söhne und der ehrbare deutsche Kaufmann in diesen fernen Osten vorgeschoben haben. Die Mittel der Herrschaft über die zahlenmäßig weit überlegene eingeborene Bevölkerung waren nach Verlauf vieler mit blutigen Kämpfen ausgefüllter Jahrhunderte im wesentlichen noch die gleichen wie zur Zeit ihrer Begründung, nur daß an die Stelle der katholischen Kirche mit dem weitreichenden Einflusse ihres

Digitized by Google

Welt- und Ordensklerus ein kraftvoller, noch ungebrochener Protestantismus und mit ihm in gutem Einvernehmen die studierten Vertreter der sog. freien Berufsarten, in Livland zusammenfassend Literaten genannt, getreten waren. Diese, die Pastoren, die Barone auf ihren Gütern und in ihren ständischen Aemtern, nicht zuletzt auch die Kaufherren in den alten Hansestädten erkannten in der Alma mater Dorpatensis willig und freudig den Nährboden derjenigen Kräfte, die sie zur Aufrechterhaltung ihrer mannigfach bedrohten Stellungen in den Landen befähigten.

Dorpats Bedeutung für die Provinzen, die mehr waren und mehr sein wollten als bloß Provinzen, hatte bei aller sonstigen Verschiedenheit eine große Aehnlichkeit mit Göttingen im ersten Jahrhundert seines Bestehens und des Aufenthalts der hannoverschen Landesherren als Könige in England. Hier wie dort sammelten sich, mangels einer eigentlichen Residenz, die zur Führung berufenen Männer an der Universität, um hier die Prägung ihres Geistes zu erhalten und von dort aus in ihren beruflichen Verwendungen das empfangene Gut zu verbreiten. Das alte Göttingen des achtzehnten Jahrhunderts und Dorpat, das ich aus eigner Anschauung kenne, sind mir immer als ein paar schöne Beispiele für die Erfahrung erschienen, daß sich der Geist unmittelbar in wägbare politische Kräfte umsetzen kann. Wie man es dem Hannoverlande nachgerühmt hat, daß es auffallend viele politische Köpfe hervorgebracht habe, so sind auch die Balten unstreitig — ob aus angeborener Begabung oder infolge ihrer Lebensverhältnisse, mag unentschieden bleiben — politisch gerichtet. Wie weit das in beiden Fällen noch durch die politische Bedeutung der Landesuniversität gefördert worden ist, wäre ebenso schwierig zu bestreiten wie zu erweisen.

Daß die panslawistischen Hitzköpfe, die das Riesenreich zunächst einmal mit der einfarbigen Tünche der russischen Dienst- und Umgangssprache überziehen wollten, um ihm weiterhin auch die russische Seele einzuhauchen, bei der Beseitigung der Sonderstellung Dorpats unter den russischen Universitäten einsetzten, war von ihrem Standpunkte aus gesehen nur zu begreiflich, das größte Hindernis setzten ihrer Wühlarbeit die unbestritten ausgezeichneten Leistungen der medizinischen Fakultät entgegen, deren Wert für das Reich auf der Hand lag. Zwanzig sog. Kronstudenten, die jährlich 300 Rubel bezogen und bei ihrem Abgange und ihrem Eintritte in den Staats- oder Militärdienst 100 Rubel Equipierungsgelder, ein chirurgisches Taschenbesteck und das Reisegeld bis an ihren manchmal sehr entlegenen Bestimmungsort erhielten, bekundeten jahraus, jahrein durch ihr bloßes Vorhandensein schon den offensichtlichen Nutzen der Hochschule und trugen durch ihre wertvollen Dienste, zu denen sie sechs Jahre verpflichtet waren, zur Verbreitung des Ansehens der deutschen Bildungsstätte bei. Der Stolz der russischen Wissenschaft, der Chirurg Pirogoff, hatte der Dorpater Hochschule einst angehört und konnte mit Grund zu ihren Gunsten ins Feld geführt werden. Ihre schützende Hand hielt wohl auch die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Petersburg über die bedrohte Pflanzstätte der

Digitized by Google

Bildung; vielfache Beziehungen persönlicher und sachlicher Art verbanden beide Institute, die den Zusammenhang mit der deutschen, aber auch der internationalen Wissenschaft aufrecht zu erhalten und die zarte Pflanze westlicher Kultur vor den täppischen und tückischen Zugriffen des sich immer verstiegener gebärdenden Panslawismus zu hüten innerlich verbunden fühlen mußten.

Als stärkster Halt und Schirm der Universität ist meines Erachtens aber der Kaiser Alexander II. selbst anzusehen, der freilich nur mit äußerster Behutsamkeit den Treibern, die die Selbstgenügsamkeit der russischen Seele und die Schädlichkeit westlichen Wesens lehrten, entgegenzutreten vermochte; war er doch im Grunde selbst ein landfremdes und unrussisches Wesen!

Mein Aufenthalt in Rußland fällt in seine allerletzte Regierungszeit. Unvergeßlich ist mir der Eindruck, den die unvermittelte Nachricht von seiner Ermordung am 1. März 1881 auf mich machte. Ich war auf der Heimreise in Riga, wo ich meines Passes wegen Aufenthalt hatte. Als ich abends von einer kleinen Gesellschaft in einer deutschen Familie in mein Gasthaus, die „Stadt Frankfurt am Main", zurückkehrte, fragte der Oberkellner, ob ich denn noch von nichts wisse. Da erfuhr ich von dem schrecklichen Tode des Kaisers, die Einzelheiten waren noch unbekannt. Derzeit war das Gemüt noch empfänglicher für den Eindruck solcher erschütternden Nachrichten; seither hat die lange Kette politischer Morde die Stärke der innerlichen Anteilnahme erheblich abgeschwächt. Der erste amtliche Trauergottesdienst in der Gouvernementskirche zu Riga, der der allgemeinen Gemütsbewegung über das fürchterliche Ende des wohlwollenden Kaisers, des „Zarbefreiers", Ausdruck zu geben bestimmt war, brachte echte, ungekünstelte Empfindungen zur Erscheinung, so fremdartig auch die äußeren Formen dabei waren. Jedermann schien zu fühlen, daß die finsteren Mächte, deren Wühlarbeit schon längst merkbar gewesen war, von nun an die Oberhand haben würden. Ich möchte den Eindruck allgemeiner dumpfer Bestürzung, den das furchtbare Ereignis verbreitete, nachträglich so erklären, als habe man das sichere Gefühl dafür gehabt, daß der Versuch, Rußland in die europäische Staatengemeinschaft einzufügen, nunmehr endgültig gescheitert und die asiatische Hälfte seines Wesens zum Durchbruche gekommen sei. Mir ist immer als ein unterscheidender Zug, der das byzantinisch überprägte Rußland von dem römisch beeinflußten Abendlande trotz der indogermanischen Verwandtschaft grundsätzlich scheidet, der erschienen, daß es an der romantisch-ritterlichen Ideenwelt des Mittelalters nicht teilgenommen hat und so auch dem hier ausgeprägten eigentümlichen Ehrbegriffe im Grunde verständnislos gegenübersteht. Hier liegt meines Erachtens die eigentliche Wurzel der Korruption, an der der Staat und die Gesellschaft, wie es scheint, unheilbar leiden. Peter der Große wollte seinem ungeheuren, buntscheckigen Bauernvolke mit Ueberspringung einer viele Jahrhunderte breiten Kulturkluft einen fix und fertig übernommenen Militär- und Beamtenapparat aufpfropfen; etwas Derartiges mußte wohl geschehen, wenn der in der Ausbildung begriffene östliche Machtstaat den Schein einer Aehnlichkeit oder Vergleichbarkeit mit den übrigen europäischen Staaten gewinnen

Digitized by Google

sollte. Wer daher mit der Europäisierung oder Verwestlichung Rußlands grundsätzlich einverstanden war, mußte Einrichtungen wie die Dorpater Hochschule, ganz abgesehen von ihrer Bedeutung im nationalen Grenzkampfe, hegen und pflegen, wer das Heil von der Verwirklichung der slawischen Idee erwartete, mußte diesen Brückenkopf abendländischer Gedankenwelt sprengen. So ist es nach Alexanders gewaltsamem Tode folgerichtig geschehen. Die letzten guten Jahre Dorpats unter Rußlands letztem abendländisch gerichteten Herrscher gaben einen vortrefflichen Beobachtungsposten für die sich vorbereitende Entwicklung ab.

Die Zusammenhanglosigkeit und Verbindung in der Welt

Von

Dr. Max B. Weinstein

Als ich vor einiger Zeit das Heft dieser Zeitschrift durchsah, in dem mein letzter Aufsatz enthalten ist, kam es mir vor, als hätte ich diesen Aufsatz vor unvordenklichen Zeiten geschrieben. Ringsum in diesem Hefte nur von dem die Rede, was uns jetzt auf das innigste berührt und fast all unser Denken und Trachten ausfüllt, in dem Aufsatz aber nicht ein Wort vom schweren Kampf, in dem wir uns befinden. Er war noch in den Tagen des tiefsten Friedens verfaßt. Wenn dieser Aufsatz in einem der nächsten Hefte erscheint, hoffe ich, wird er nach einem Friedensschluß, der unsers Vaterlandes Ehre und Größe mehrt, der einzige sein, der den Krieg erwähnt. Und wahrlich, die Welt kann sich nichts Besseres wünschen als unsern Sieg, denn nur wenn wir siegen, wird sie auf lange Zeit — wir hoffen ja für immer — sich des reinen Friedens erfreuen können. Andernfalls müßte die Welt Krieg auf Krieg zwischen unsern Gegnern erdulden, die ja nur die unfaßbarste Verblendung zusammengeschmiedet hat, da ihre Interessen nicht nur auseinandergehen, sondern sich sogar entgegenstehen. Das ist mit ein Grund, warum wir von der Weltordnung Sieg in diesem grauenvollen Kampfe erwarten und erhoffen.

Die nachfolgenden Auseinandersetzungen schließen sich an die Mitteilungen in dem vorgenannten Aufsatz über die moderne Atomisierung der Natur an und beziehen sich besonders auch auf das Gebiet des Lebens. Welche Folge hat diese moderne Atomisierung für unsre Auffassung vom Wesen der Natur und des Lebens. Schon die früher auf die Körper beschränkte Atomisierung hat für die Naturauffassung viele Schwierigkeiten. Aber diese Schwierigkeiten sind im Grunde keine andern, als sie bei der Betrachtung überhaupt der Zusammenhänge in der Körperwelt entgegentreten. Wenn man fragt, wie es zu verstehen sei, daß auf sich selbst gestellte Persönlichkeiten, Individuen, etwa die Atome, gleichwohl ausgedehnte Körper zusammensetzen, die sich sogar als neue Einheit-

Digitized by Google

lichkeiten, wie die Kristalle, die lebenden Wesen, aber auch die Körper irgendwelcher Art, verhalten, so war die Antwort eigentlich nicht schwieriger zu erteilen, als bei der Frage: was z. B. die Himmelskörper zusammenhält, daß unter ihnen — wie Kant sich ausdrückt — eine systematische Verfassung herrscht. Der Naturforscher meinte mit der Annahme von Kräften, Anziehungen, Abstoßungen genug zu sagen. Kräfte sollten es sein, die alles zu Einheiten binden, entweder Kräfte zwischen den einzelnen Persönlichkeiten, von Persönlichkeit zu Persönlichkeit wirkend, oder Kräfte außerhalb der Persönlichkeiten, diese gewissermaßen zusammenzwingend, wenn sie nach ihrer Natur oder nach ihrem Zustand zum Auseinanderfahren geneigt sein sollten. Denkbar war auch der Fall, daß das Beieinandersein von Persönlichkeiten nur zufällig bestände; etwa wie Menschen zufällig zu einem Schwarm zusammenkommen und einige Zeit beisammenbleiben, ohne daß einer mit dem andern in Verbindung steht oder zu ihm gesellt wird. Wie unbefriedigend solche Anschauungen sind, erkennt man leicht, und viele haben zu so grobsinnlichen Mitteln gegriffen, wie Häkchen, Ringe usw., mit denen die einzelnen Persönlichkeiten sich aneinander halten sollten.

Bei den lebenden Wesen kommt noch die außerordentliche Schwierigkeit hinzu, daß ihre Teile einander sogar dienen, derart, daß selbst die weitest abstehenden gegenseitig für ihre lebensfähige Erhaltung Sorge tragen und auch vertretungsweise einer des andern Obliegenheiten übernehmen, jeder aber für den geordneten Zusammenhalt aller wirkt. Ja manche verleugnen dabei vollständig ihre Eigenheit und übernehmen ihnen im normalen Zustande ganz fremde Aufgaben, so daß selbst ein Wachstum entsteht, das sonst an der betreffenden Stelle gar nicht stattfindet. Die Biologen sind ja darum gezwungen, anzunehmen, daß in jedem Baustein eines belebten Wesens an sich alle Fähigkeiten vorhanden sind, die allen Bausteinen insgesamt zukommen, so daß an sich jeder sich zu jedem bilden kann und jeder jedes Wirksamkeit durchzuführen vermag, und daß nur aus gewissen Gründen, sei es der Umgebung entstammend, sei es der besonderen Ernährung, vielleicht auch aus der Beeinflussung durch gewisse Zentren, eine Beschränkung in der Betätigung entsteht, die zu einer Arbeitsteilung und damit zu einer stärkeren Ausnutzung der Lebensenergie des einzelnen für bestimmte beschränkte Zwecke führt. Allein gerade dadurch ist der Zusammenhang der Einzelnen auf das schärfste ausgesprochen. Denn wenn jedes das Ganze werden kann und es doch nicht wird, falls es nicht dazu durch besondere Umstände gezwungen ist, wenn jedes alles verrichten kann und doch nur das an seiner Stelle Notwendige tut, und im Gebiete des Ganzen allein tut, immer zum Wohl, außer für sich, auch für jedes andre im Ganzen und so des Ganzen überhaupt, so ist das ohne, man möchte sagen, bewußtes Verhalten jedes Einzelnen als Glied einer Gemeinschaft gar nicht zu verstehen. Indessen bewußt oder nicht bewußt, die Hauptsache ist dieses Verhalten selbst.

Völlig rätselhaft aber ist dieses Verhalten unter der modernen Zerteilung der Natur, die schon nicht allein die Materie, sondern auch die Energie betrifft.

Digitized by Google

Früher konnte wenigstens in der Energie eine Art Band gesehen werden, welches Wandlungen und Geschehen innerhalb einer Persönlichkeitengemeinschaft umfaßte und so die Gemeinschaft als solche hervortreten ließ. Man dachte sich, daß die Energie entweder von den Persönlichkeiten selbst von einer zur andern übertragen würde, oder daß die Uebertragung unter Vermittlung des Aethers erfolge, der ja allen Raum um die Körper und innerhalb der Körper stetig ausfüllen sollte. Die Energie Wärme bietet das bekannteste Beispiel für beide Fälle der Uebertragung: als geleitete Wärme geht sie in Form von Bewegungsenergie der kleinsten Teilchen der Körper bei deren Zusammenstoßen von Teilchen zu Teilchen über, als strahlende Wärme wandert sie von Körper zu Körper vermittelst periodischer Vorgänge (etwa Schwingungen) innerhalb des Aethers. Waren auch hier Unstetigkeiten vorhanden, namentlich in der ersten Art der Uebertragung bei Zusammenstößen der Persönlichkeiten, die naturgemäß ein Unstetiges bieten, so konnte doch wenigstens im Durchschnitt, selbst in kleinsten Räumen und geringsten Zeitabschnitten, eine Art Stetigkeit sich geltend machen, zumal auch unendlicher Wechsel in dem Betrage der übermittelten Energie stattfand. Aber die Plancksche Quantenlehre betrachtet nicht bloß die Uebertragung in der angegebenen Weise als unstetig oder nur durchschnittlich stetig, sondern die Energien selber als ins kleinste unterteilt. So sprechen wir von einer Energie der Bewegung eines Körpers; die Uebertragung dieser Energie auf einen andern Körper kann unstetig, etwa durch Stoß oder Druck geschehen, die Energie selbst jedoch hat man früher als ein ununterbrochenes Ganzes angesehen. Das also soll nicht der Fall sein, diese Energie soll vielmehr aus unzähligen Energieteilchen zusammengesetzt sein, eben von Quanten, die durchaus getrennt voneinander sind und getrennt einander folgen oder nebeneinander bestehen; es ist schwer, eine Vorstellung davon zu geben, ja mit unsern gegenwärtigen Ausdrucksmitteln eigentlich unmöglich.

Was ist aber nun ein lebendes Wesen, dessen ganzes physisches Leben Energieübertragung und Energieumwandlung bedeuten soll, wenn es nicht nur ein Haufe von einzelnen, völlig zusammenhangloſen materiellen Persönlichkeiten darstellt, sondern auch einen solchen von völlig zusammenhangloſen Energiepersönlichkeiten, die sich auch völlig zusammenhanglos folgen und völlig zusammenhanglos wandeln? Und dabei besitzen wir für die Energiepersönlichkeiten noch nicht einmal eine Chemie, wie wir sie wenigstens für die materiellen Persönlichkeiten kennen. So ist die Zusammenhangloſigkeit bei ihnen noch viel tiefgreifender als bei der Materie. Diejenigen, die in monistischer Uebertreibung die innere Welt der äußeren gleichmachen, haben diese absolute Zusammenhangloſigkeit als Plage auch in dieser Welt der inneren Energien — Psychome nennt Haeckel diese Energien. Woher denn der uns so bewußte Zusammenhang unsrer geistigen Tätigkeiten, der so weit geht, daß wir uns trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit dieser Tätigkeit durchaus als Einheit bewußt sind, so sehr bewußt, daß Platon hierauf einen seiner Unsterblichkeitsbeweise gründen konnte? Woher also? Es ist gar nicht möglich, hierauf aus der Welt der Dinge und Geschehnisse allein eine Antwort zu geben; Geschehnisse, die durch Lücken absolut getrennt

Digitized by Google

sind, kann man auf keine Weise durch sie allein in Verbindung bringen und zu einem Ganzen vereinigen. Es wäre ja ein Widersinn, wenn man sagen wollte: „das" sei absolut getrennt von „dem" und stehe doch mit ihm in Verbindung durch sich selbst und durch das andre.

Also fordert gerade die moderne Naturwissenschaft ein Etwas, das den Zusammenhang in Welt und Leben, den sie selbst so vollständig zerrissen hat, daß auch nirgend und zu keiner Zeit auch nur eine Spur davon vorhanden ist, noch auch aus dem Gegebenen irgend sich bilden kann, wieder herstellt. Und das ist es, worauf ich hinaus wollte. Die Welt der modernen Naturwissenschaft ist in sich absolut individuell, stofflich wie nach den Vorgängen; sie besitzt nur Individuen von Stoff und Individuen von Vorgängen, nicht Gemeinschaften von solchen Individuen, die in sich durch sich ein Ganzes bilden. Und so muß man ihr eine Grundlage verleihen, die das Fehlende und doch Vorhandene schafft. Wenn man sagen wollte: es sei nur unsre Einbildung, daß ein Zusammenhang in der Natur bestehe, an sich gebe es einen solchen Zusammenhang nicht — wie das ja oft genug gesagt worden ist und auch bis zu einem gewissen Grade im Sinne des Transzendentalismus liegt. Dann haben wir es eben mit unsrer innern Welt zu tun; will man diese physisch auffassen, so besteht für sie auch kein Zusammenhang. Wenn wir uns aber einen Zusammenhang einbilden können, so muß ein solcher in uns auch vorhanden sein. Wir haben ja auch einen Namen dafür: die Erinnerung. Man kommt also aus den Widersprüchen nicht heraus und mag sich drehen und wenden wie man will: ein weiteres Etwas zur Welt ist nicht zu umgehen. Wer eine Wüste hat und sie zum Garten gestalten will, bedarf der Mittel dazu; die Welt der Physik ist an sich durchaus Wüste in der Grundanschauung, in der modernsten Grundanschauung mehr als je.

Man kann sich anscheinend mit manchem helfen, was schon seit langer Zeit angenommen und verkündet ist. So hat die Lehre vom Zwangsmechanismus der Welt eine große Zahl von Anhängern. Zusammenhang in der Welt ist an sich nicht vorhanden, aber alles verhält sich zueinander, wie es sich verhält, weil die Welt einen bestimmten Zwangsmechanismus darstellt, etwa wie wir also. Offenbar ist hier das erforderliche Etwas der Zwang. Man denke an folgendes Beispiel: Zwei Billardbälle laufen irgendwie, und jeder Ball unabhängig von dem andern in Bewegung versetzt; keiner ist dann von dem andern irgend beeinflußt. Jetzt stoßen sie zusammen; wenn sie auseinander gegangen sind, zeigen sie ganz andre Bewegung, und diese neue Bewegung ist für jeden von ihnen auch durch die des andern bedingt. Was war hier der Zwang? Wir sagen physikalisch die Undurchdringlichkeit der beiden Bälle; die Bälle konnten nicht durcheinander, das zwang sie, ihre Bewegung in bestimmter Weise zu ändern. Wenn die beiden Kugeln selbst letzte Persönlichkeiten wären, so könnte man die als Zwang auftretende Undurchdringlichkeit als den Ausdruck der Persönlichkeit betrachten, obwohl das in sich Geschlossene Undurchdringlichkeit für ein andres an sich noch nicht enthält. Allein die Kugeln sind schon An-

Digitized by Google

sammlungen von Persönlichkeiten, und da bedeutet Undurchdringlichkeit auch den Widerstand dieser Ansammlung gegen eine andre Ansammlung. Und so besagt dieser Zwang nichts weiter, als daß eben Persönlichkeiten zu neuen geschlossenen Persönlichkeiten zusammengetreten sind, was ja gerade erklärt werden soll. Die Sache wird noch schwieriger, wenn auch die Art der Bewegung nach dem Zusammenstoßen in Rücksicht gezogen wird. Dafür liegt der Zwang auch in der Bewegung vor dem Zusammenstoßen, wie das Treffen zweier Menschen, weil jeder von ihnen die Absicht hatte, denselben Ort zur selben Zeit zu durchschreiten, jeder aber für sich. Zwang muß dann jedem für sich die gleiche Absicht eingegeben, und Zwang sie, jeden für sich, so geführt haben. Wie nennen wir diesen Zwang, wenn wir nicht bloß ein Wort haben wollen, sondern auch eine Vorstellung? Vielleicht Eingebung, Wille, Tat bei den Menschen. Wie aber bei den Billardkugeln? Man wird sich bei diesen auf die Spieler berufen und den Zwang bei ihnen wie angegeben nennen. Dann bedarf es wieder eines andern den Spielern gegenüber, und wieder eines andern diesem andern gegenüber usw. ins Unbegrenzte. Wir haben einen Zwang auf Zwang; bald in Form von Verbindung, bald in Form einer Vorsorge, und alles sollen wir als voneinander unabhängig ansehen, indem Zwang ständig wirkt und kein Zwang früher oder später als er eintritt, d. h. als Zwang ihn herbeiführt. Das kann man alles verständlich machen, wenn ein Urzwang vorhanden ist oder vorhanden war, der die ganze Welt leitet oder in bestimmter Weise eingestellt hat. Beides wird von vielen Rechtgläubigen angenommen, göttliche Leitung oder göttliche Prästabilierung; die Mechanisten lehnen beides ab, sie behaupten nur den Zwang.

In den physikalischen Wissenschaften spielt neben dem Zwang eine neue Rolle die Wahrscheinlichkeit. In einer Welt von lauter Persönlichkeiten ist vieles möglich, darunter soll nach den Umständen manches möglicher, wahrscheinlicher sein als anderes. In der Unendlichkeit von Persönlichkeiten nebeneinander und von Verhalten einer Persönlichkeit nacheinander soll nun für das tatsächliche Geschehen die Wahrscheinlichkeit dafür entscheidend sein, nach dem berühmten Gesetze Bernoullis der großen Zahlen, vielleicht dem merkwürdigsten Gesetze, das wir kennen. Und so weit geht das Vertrauen der Physiker, daß sie aus Wahrscheinlichkeiten die Gesetze von wirklichen Vorgängen ableiten, wenn dies früher in der sog. kinetischen Theorie der Materie geschah und neuerdings in der entsprechenden Theorie der Elektrizität und in der Quantenlehre der Energie geschieht. Hier übt die Wahrscheinlichkeit den Zwang, wenn wir nicht sagen wollen, sie sei selbst Zwang. Die Schwierigkeiten dieser Anschauung sind oft und viel besprochen worden, manche sind so weit gegangen, die ganze Wahrscheinlichkeitsrechnung in der Physik für geradezu unsinnig zu erklären. Das ist natürlich weit übers Ziel geschossen; die ganze Versicherungspraxis zeigt ja, wie sicher wir auf Wahrscheinlichkeitsrechnungen bauen können, wenn es sich um Durchschnitte für vieles oder für lange Zeiten handelt. Und unsre Erfahrungen erstrecken sich freilich immer auf große Zahlen von Persönlichkeiten und auf

Digitized by Google

Zeiten, die sehr lang sind im Verhältnis zu der Dauer unveränderten Verhaltens der einzelnen Persönlichkeiten. Das erstere würde für uns schon genügen, da wir es mit einzelnen Persönlichkeiten nie zu tun haben; unsre Wahrnehmung ist selbst unter Benutzung der schärfsten Hilfsmittel für sie viel zu grob, mindestens unser Abscheidungsvermögen. Aber was bestimmt nun die Wahrscheinlichkeit ihrerseits? Die innern und äußern Umstände. So in der Lebensdauer z. B. das Alter, die Lebenshaltung, die Lebensstellung, Menge der Lebensmittel, hygienischer Zustand, Lebensführung usw. Was diese Umstände? Wieder Umstände oder Wahrscheinlichkeiten usw. Auch hier kann man zu einem Anfang nicht kommen. Aber außerdem ist ja Wahrscheinlichkeit überhaupt nur abgestufte Erwartung vor Eintritt des Gemeinten. Wir errechnen sie aus den von uns zu übersehenden Umständen, weil wir den Zwang, der das Gemeinte tatsächlich herbeiführt und der sich mitunter aus außerordentlich Vielem und Kleinem zusammensetzt, nicht fassen können, oder weil dieser unmittelbare Zwang seinerseits aus lauter Möglichkeiten besteht, die noch nicht zur Wirklichkeit geworden sind. Ist das Gemeinte eingetreten, so war dafür, wenigstens in der Welt des Nichtbelebten, eine Notwendigkeit vorhanden, ein Zwang, nicht bloß eine Wahrscheinlichkeit. Und das gilt auch statistisch.

Also ist die zweite Anschauung im Grunde von der ersten nicht verschieden; sie bringt nur ein Abwägungselement hinzu, das der reinen Zwangslehre an sich völlig fehlt. Aber beide lassen das durchaus unerklärt, daß soviel, sich wiederholende oder gar ständige, Ordnung in der Natur herrscht. Warum sollen eigentlich — unter dem Gesichtspunkte dieser Theorien — gleiche Umstände gleiche Folgen im einzelnen oder im Durchschnitt haben? Ueber allem steht doch der Zwang, der, trotz Gleichheit der Umstände, als etwas für sich, andres und andres bewirken kann. Müssen wir auch hier zu der Auskunft Kants greifen, daß die Freiheit in der „Welt an sich" besteht, in der Welt unsrer Auffassung aber die Notwendigkeit? Genug, diese Anschauungen sind schon in der Welt des Nichtbelebten sehr wenig zufriedenstellend, vollends gar in der Welt des Belebten. Und die Schwierigkeiten gegen sie sind gewachsen mit der wachsenden Zertrümmerung und Auflösung der Welt, denn es gilt nunmehr nicht allein das Nacheinander zu erklären, sondern auch das Nebeneinander, trotz der unüberbrückbaren Leeren im Nacheinander und Nebeneinander. Man darf behaupten, daß jene Anschauungen unmittelbar, selbst aus dem Mechanischen, in das Supranaturalistische führen. Denn was ist ein allgemeiner Zwang im Grunde anderes als etwas Supranaturalistisches? Worin unterscheidet er sich denn von dem Weltverstande, dem Nus, dem Logos der alten Philosophen? Etwa in dem blinden Walten? Das Wort „blind" hat ja hier gar keine andre Bedeutung als absolut notwendig, und das kommt dem Nus und Logos gleichermaßen zu. Außerdem beurteilen wir doch das Gesetzmäßige. Und unterliegen wir geistig dem gleichen Zwange, so ist jedes Verfahren des Zwanges für uns notwendig, ein wahlfreies gar nicht denkbar. Der Zwang ist der ständig wirkende Deus ex machina oder vielleicht besser Deus in machina, und er kann

Digitized by Google

nur das sein, nicht etwa ein Deus machina; nach den geschilderten Anschauungen, nach andern könnte das in Frage kommen. Auch die Ewigkeit, die hier nur soviel bedeutet als von jeher, bringt den Zwang nicht ins Irdische, das aus Gegenständen (seien es Stoffe oder Energien oder sonst etwas) und Geschehnissen besteht; der Zwang ist etwas darüber, und er wird nicht irdisch dadurch, daß er immer war. Also, würde man sagen, muß er überhaupt irdisch aufgefaßt werden, wenn man ein Ueberirdisches nicht zugestehen will. Nun, dann besteht aber die Welt aus Gegenständen, Geschehnissen und Zwang, alles real. Ob sich unsre physischen Monisten damit einverstanden erklären werden, scheint mir sehr zweifelhaft. Das führt mich aber zu einer Betrachtung, die dem Pantheismus angehört und eine erhebliche Erweiterung dieser Lehre bedingt, worüber ein weiterer Aufsatz.

Einer der letzten Frühdeutschen

Von

Robert Albert (Klein-Zschachwitz bei Dresden)

Auf dem Wachberge bei Dresden, zwischen den Gärten des Königs und des Justizministers, wohnt ein deutscher Gelehrter, der die täglich neu sich offenbarenden Zeichen deutscher Einigkeit mit ganz besonderem Interesse verfolgt. Er ist einer der letzten Ueberlebenden jener Tätigen, die mit an der Wiege der deutschen Einheit, also an der Wiege von Deutschlands Macht, gestanden haben. Er ist mit seinen sechsundachtzig Jahren, die er mit der Frische eines Sechzigers trägt, wohl der letzte lebende Deutsche, der bei der Gründung des Nationalvereins vor sechsundfünfzig Jahren einen Grundstein legen half zur mächtigen und freiheitlichen Entwicklung jenes Deutschlands, das heute gegen eine ganze Welt von Feinden siegreich sich verteidigt.

Wo und was wären wir, wenn wir die deutsche Einheit und Einigkeit nicht hätten! Wenn nicht durch den Italienischen Krieg von 1859 der Wunsch nach nationaler Einigung in Deutschland mächtig geworden, wenn nicht Bismarck schließlich doch den Weg gegangen wäre, den die deutschen Volkswirte seit 1857 als die einzige Rettung für Deutschland vorgezeichnet hatten! Damals beherrschten Frankreich und England die Welt, konnte höhnisch ein Lord Palmerston von Deutschland als von einem geographischen Begriff sprechen, stand Deutschland in der Tat vor dem Nichts und schaute ängstlich nach Paris und London. „Es war das Glück meines Lebens," schreibt Professor Dr. Viktor Böhmert (denn von ihm ist hier die Rede) in seinem Dankartikel zum achtzigsten Geburtstage 1909, „daß ich gerade in dem bedeutungsvollen Jahrzehnt von 1856 bis 1866 in Bremen eine unabhängige Stellung erhielt, in welcher ich mich zuerst 1857

Digitized by Google

an der Begründung des Volkswirtschaftlichen Kongresses und dann an der Begründung und Entwicklung des Nationalvereins beteiligen und von meinem volkswirtschaftlichen Standpunkte aus die Ansicht vertreten konnte, daß der Zollverein die Wiege des zu erstrebenden Deutschen Reiches sei, daß der preußische Staat die Führung übernehmen müsse und daß der Süden Deutschlands schon durch das materielle Band unlöslich mit dem Norden verbunden sei und schon aus wirtschaftlichen und finanziellen Gründen gar nicht aus dem Zollverein ausscheiden könne."

Damals vollzog sich in deutschen Landen ein gewaltiger Umschwung; man warf sich mit geradezu fanatischer Wucht auf die Förderung der Industrie, und je dichter sich die Hochöfen setzten, je reichlicher sich die Eisenbahnlinien kreuzten, je höher die Ziffern der Ein- und Ausfuhr anschwollen, um so weiter ward auch mit einem Male der Blick der Nation. Böhmert und die andern Männer des volkswirtschaftlichen Kongresses sprachen gar nicht von Politik, aber sie erklärten der Zunftverfassung und mit ihr dem deutschen Kirchturmhorizont den Krieg, sie bewiesen mit Zahlen in der Hand die Notwendigkeit der Freizügigkeit durch ganz Deutschland, sie schärften durch ihre Agitation für Handelsfreiheit den Blick der Nation, den Blick der Massen für die Beobachtung des großen internationalen Marktes. Die Eisenbahnen fuhren die kleinstaatlichen Anschauungen zum Lande hinaus, und die riesige Entwicklung des industriellen Verkehrs entwickelte zugleich an all den zahllosen Schranken der Kleinstaatlerei die Ueberzeugung von der Notwendigkeit auch der staatlichen Voraussetzungen für das volle Gedeihen dieser Industrie — die Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer strafferen nationalen Einigung.

Freilich: Ein Großer kam den Bennigsen, Schulze-Delitzsch, Böhmert, Unruh, Löwe-Calbe, Miquel im Nationalverein zu Hilfe, das war Napoleon. Seine kühne Politik vollendete rasch, was die Erfahrungen der Reaktionszeit in der Anschauung des Volkes angebahnt hatten. Der Beherrscher eines zentralisierten Nachbarreiches, der es kraft der Zentralisation seines Reiches verstanden, zwei für allmächtig und unüberwindlich gehaltene Staatswesen in zwei kurzen Stößen zu Fall zu bringen, mußte mit Naturnotwendigkeit denkenden Deutschen die Frage nahelegen, was wohl im Falle eines Konfliktes mit diesem Napoleon aus den Deutschen werden würde. Die raschen Erfolge Napoleons waren eine Folge der nationalen Einheit Frankreichs, also mußte man, um ebenfalls mächtige Feinde abwehren zu können, gleichfalls diese Einheit herstellen.

„Um ein Mehr oder Minder an Freiheit galt es uns dabei zunächst keineswegs," sagte mir bei einem meiner Besuche Viktor Böhmert, „denn es galt etwas noch Höheres als die Freiheit der Nation, es galt die Erhaltung der Nation als solcher, die Gründung eines wirklichen, ihrem vollen Lebensgehalt genügenden Staates." In diesem Sinne arbeitete Böhmert, förderte er die volkswirtschaftlichen Kongresse, die ihm Stücke der werdenden deutschen Einheit waren, deren Beratungen das gemeinsame Deutschtum stärkten. Indirekt wirkten diese Männer ja auch politisch, indem sie betonten, daß auch die volkswirtschaftlichen

Digitized by Google

Interessen des deutschen Volkes einer parlamentarischen Vertretung bedürften und daß der Zollverein unter Preußens Führung der Vorläufer des künftigen Deutschen Reiches sei. Einmütig wird Geheimrat Böhmert als der eigentliche Begründer des volkswirtschaftlichen Kongresses anerkannt (sein Aufruf im Bremer Handelsblatt vom Mai 1857 gab den ersten Anstoß zur Gründung), deshalb ist es nicht zuviel gesagt, Böhmerts Gründung als wirtschaftliches Vorparlament Deutschlands zu bezeichnen. Hier wurden unter Böhmerts Leitung die liberalen Maßnahmen beraten, die nachher so schnell durchgeführt werden konnten; Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Aufhebung der Ehebeschränkungen, Münz- und Maßeinheit, Reform des Zolltarifs u. a. m. Aus Böhmerts Briefwechsel mit Bennigsen (seinerzeit in der „Deutschen Revue" veröffentlicht) geht hervor, welch großen Anteil an der wirtschaftlichen Befreiung Deutschlands Böhmert hat und wie er in Bremen, wo er lange Jahre Handelskammersyndikus und Redakteur am Handelsblatt war, für die Forderung wirkte, die Reichsverfassung vom März 1849 durchzuführen und an die Forderungen von 1848 anzuknüpfen, um dem Volke einen größeren Anteil am Staatsgeschehen zu geben.

Das war damals nicht leicht. Wie in Italien, wurden auch in Deutschland manche von denen, die für die Einheit kämpften, ins Gefängnis geworfen, mußte gar mancher mit Hutten ausrufen:

Ich hab's gewagt,
Bin nit verzagt,
Und will des Ends erwarten.

Böhmert sah dem offen ins Auge, furchtlos. In einer Versammlung des Nationalvereins, der allerersten, die neben der Generalversammlung im Lande stattfand, am 18. Oktober 1862 in Bremen, als Bennigsen präsidierte und Miquel referierte, sagte Böhmert:

„Es war kein schlechter Gesetzgeber, welcher den Bürgern seines Staates als Pflicht auferlegte, sich in politischen Dingen zu einer Partei zu halten. Es ist unvermeidlich, daß, wenn man das tut, man hier und da Anstoß erregt ... aber es ist immer noch besser, zu irren, sich gegenseitig zu verständigen ... als ein träger Zuschauer des großen nationalen Entwicklungsganges zu sein."

Heute, da wir die nationale Einheit als etwas Selbstverständliches ansehen, hören wir nur mit lächelndem Staunen von den Kämpfen, die um diese Einheit geführt werden mußten, und man kann es dem greisen Gelehrten, der auf dem schönen Wachberge von jahrzehntelanger Arbeit als Volkswirt, als Professor, als Direktor des Königlich Sächsischen Statistischen Amtes, überhäuft mit Orden, Titeln und andern Anerkennungen, ausruht, wohl nachfühlen, daß er heute mit Stolz auf die Wirkung der deutschen Einheit im Weltkriege blickt. Und die Früchte der Kraft deutscher Einigkeit für dauernd zu sichern, ist der Sechsundachtzigjährige unermüdlich bestrebt; im letzten Heft des jahrzehntelang von ihm redigierten „Arbeiterfreund" knüpft er an die Bestrebungen der fünfziger und sechziger Jahre wieder an und ermahnt die geeinigten Volksgenossen, Vertrauen

Digitized by Google

zueinander zu gewinnen und den Geist der Einigkeit, Brüderlichkeit und Gemeinnützigkeit nicht nur während des Krieges, sondern jederzeit im friedlichen Zusammenleben zu betätigen. Einigkeit auch im wirtschaftlichen Kampfe, das ist Böhmerts vornehmstes Ziel. Mit lebendiger Anteilnahme verfolgt er trotz seines hohen Alters die Wirkungen des Krieges auf das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. In seiner „Sozial-Korrespondenz", die er im Nebenamt seit mehr als vierzig Jahren redigiert, wie in seinem „Arbeiterfreund" erklärt er unausgesetzt es für eine der schönsten Aufgaben künftiger Friedensjahre, wenn die deutsche Unternehmerwelt mit der ihr im Kriege nähergetretenen Arbeiterschaft überall versöhnlich zusammenwirke, „um nicht bloß das materielle, sondern auch das geistige und sittliche Wohl aller Volksklassen opferwillig zu fördern". — „Die Hauptarbeit der Zukunft wird u. a. sein, uns im Innern zu einigen ... und die Verpflichtung zu übernehmen, den unbemittelten Klassen in ihrem schweren Kampfe um ihre materielle und bürgerliche Existenz und um die höheren idealen Güter des Daseins treu beizustehen, damit eine schönere Zeit vorbereitet wird, wo aus einer gleichmäßigeren Bildung und günstigeren Lebensstellung der verschiedenen Volksklassen eine Milderung der Gegensätze und sozialer Friede entspringen wird."

Der so spricht, hat die Ueberbrückung der Mainlinie mit herbeigeführt, er hat somit ein Recht auf solche Mahnungen. Nachdem durch Einigkeit und nationale Einheit der große, gewaltige Staat geschaffen ist, nachdem er im Weltkriege seine unüberwindliche Kraft aller Welt offenbart, wirbt der greise Gelehrte in Wachwitz um die Erreichung der sozialen Einigkeit im Innern. Seinen Gratulanten, die ihm zum achtzigsten Geburtstage zahllose Glückwünsche überreichten, erklärte er freimütig mahnend:

„Ich halte es auf Grund meiner Erfahrungen als Achtziger für die Pflicht jedes Volkswirts, in erster Linie für die kleinen Leute, für die schwachen, hilfsbedürftigen und unbemittelten Einwohner, welche mindestens 75 Prozent der Bevölkerung ausmachen, Sorge zu tragen, ihren Lebensunterhalt zu erleichtern und Wohlfahrtseinrichtungen für sie herzustellen. Die gesunden, begabten, höhergebildeten und reichen Leute wissen sich überall schon selbst zu helfen und für ihr Wohl zu sorgen. Der Staat muß durch gerechte Gesetze auch die Unbemittelten zur Selbsthilfe und Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten in Familie, Gemeinde und Staat heranziehen und sie zu höherer Bildung und Gesittung emporheben."

Wir sind recht undankbar geworden. Wenn wir heute in den Berichten der Obersten Heeresleitung lesen, daß Sachsen, Bayern, Badenser, Schwaben, Thüringer und Rheinländer sich da und dort tüchtig geschlagen, den Feind mit vereinter Kraft geworfen haben, halten wir das für ganz selbstverständlich, als wäre es immer so gewesen. Wir sollten uns dieser erhebenden Einmütigkeit weit mehr freuen und dankbar der Männer gedenken, die diese Einmütigkeit in ihren kühnsten Träumen sahen und jahrzehntelang herbeigesehnt haben, indem sie das Dichterwort zur Wahrheit machten:

Digitized by Google

Viel tausend Flammen, eine Glut,
Viel Herzen und ein Schlag,
So harren wir denn frohgemut
Aus bis zum jüngsten Tag,
Bis daß die Eins verschlungen
Die böse Zwei,
Dann Brüder, ist's gelungen
Und Deutschland frei!

Lenaus Geistesumnachtung. Sein Aufenthalt in Winnenthal

Mit unveröffentlichten Briefen des Hofrats Dr. med. Zeller

Von

Dr. Heinr. Schierbaum (Burgsteinfurt)

Da steht der Irre, bleich und stumm, den Blick,
Das bitt're Lächeln auf den Mond gerichtet;
Es prallt das Mondlicht scheu von ihm zurück,
Und scheu der Wind an ihm vorüberflüchtet.

Starrt so des Wahnsinns Auge wild hinauf
Zum stillen, klaren, ewig gleichen Frieden,
Mit dem die Sterne wandeln ihren Lauf:
Ein Anblick ist's der traurigsten hienieden.
Lenau, „Die Waldkapelle".

Wem fielen diese Verse nicht ein, wenn er der Tragik gedenkt, die das Lebensende des unglücklichen österreichischen Lyrikers mit zerrissenen, düstern Schleiern umdunkelt! Wenn man ihn kennt, den Dichter Lenau, wenn man seinen Lebenslauf verfolgt, angefangen von den unglücklichen Tagen, die die ersten seines Lebens waren, bis zu jenem Morgen des 22. August 1850, wo seine Leidensnacht vorüber war, wenn man in einsamen Stunden seine Gestalten, seinen Faust, Mephisto, Ziska, Savonarola und die Albigenser zu neuem Leben erweckt, seine Geige Beethovensche Sonaten durch die Saiten rauschen hört, der Mantel der Melancholie im Herbststurm weht, dann macht einem das traurige Geistesdunkel, das den hohen Adlerschwung seiner Seele lähmte, schaudern vor der Tragik eines solchen Lebens. Ein dunkler Riß zieht sich durchs ganze Leben des unglücklichen Poeten. Durch allzu angespannte Verfolgung der auseinanderfallenden Richtungen seiner Neuzeit und durch Grübeleien verfiel er einem gleichen Unglücksloſe wie der Dichter des „Empedokles" und Freund Diotimas, Friedr. Hölderlin, der in einem Uebermaß von Begeisterung seinen Geist in klassischer, hellenischer Bildung aufzehrte.

Noch immer fehlt uns eine gründliche Arbeit über Lenaus Erkranken. Vielleicht wird sie nie geschrieben werden. Und dafür mögen die Gründe mannigfache sein. Für seine Krankheitsgeschichte, besonders für seinen Aufenthalt

Digitized by Google

in der Heilanstalt Winnenthal bei Stuttgart, die der treffliche Dr. A. Zeller leitete, werden die Briefe dieses Arztes an Lenaus mütterliche Freundin Emilie v. Reinbeck einen gewiß wertvollen Beitrag bilden.

Zur allgemeinen Orientierung schicke ich voraus, daß Lenau unmittelbar vor der Heirat mit Fräulein Marie Behrends aus Frankfurt stand, als die ersten sichtbaren Symptome einer nahenden Geistesumnachtung in die Erscheinung traten. Die Sorge für sein und seiner Braut Fortkommen, Mißtrauen in seine Gesundheit und Heiratsfähigkeit haben sicher wesentlich mit zum Ausbruch des Wahnsinns beigetragen. Am 29. September 1844 hatte er einen schweren Affekt mit Tränen und Klagen. Aehnliche Anwandlungen wiederholten sich. Dann kam jene Schreckensnacht vom 12. auf den 13. Oktober: Die Wahnsinnsnacht breitete ihre düsteren Schleier um den kranken Geist des armen Dichters! Der Hausarzt des Reinbeckschen Hauses, Schelling, ferner die trefflichen Aerzte Ludwig und Köstlin leisteten ausgezeichneten Beistand. Vergebens! Am 21. Oktober kam Dr. Zeller von Winnenthal, untersuchte den Kranken und fand seinen Zustand sehr bedenklich. Nachmittags hielten die Aerzte eine Konferenz, und einstimmig wurde die Ueberführung in eine Heilanstalt als dringend notwendig erachtet.

Am Morgen des 22. Oktober hatte der Dichter einen so starken Anfall, daß man ihm die Zwangsjacke anlegen mußte und eilte, ihn so schnell als möglich nach Winnenthal zu bringen.

Emilie schildert diese traurige Fahrt in ihrem Tagebuche mit folgenden Worten: „Ein Wundarzt und zwei Wärter setzten sich zu Lenau in den Wagen. G. Pfizer, der treue, aufopfernde Freund, der uns in diesen Schreckenstagen ein tröstender Engel war, saß beim Kutscher, und so brachten sie den edeln Dichter fort in die Heilanstalt. Es war der 22. Oktober.

Obgleich der namenlose Schmerz mich ganz an Leib und Seele zerschlagen hatte, raffte ich mich doch zusammen, packte die nötigen Effekten für ihn ein, und fuhr zwei Stunden später dem armen Freund nach, um selbst alles für ihn abzuliefern, Auskunft zu geben, ihn der besonderen Sorgfalt seiner neuen Pfleger zu empfehlen und seinen Aufenthalt kennen zu lernen.

Als ich mich Winnenthal näherte, hatte eben die Sonne den Nebel überwunden und übergoß mit ihrem eigentümlichen Herbstzauber den bunt gefärbten Wald, die frischgrünen Wiesen."

Zeller hatte den Kranken, der auf der stürmischen Hinfahrt wiederholt verlangt hatte, nach Stuttgart zurückgebracht zu werden, in seine Zelle führen lassen, wo nach langer Zeit der erste ruhige Schlummer über den Armen kam.

„Mir hatte die Heilanstalt mit ihrer Lage und Einrichtung einen tröstlichen Eindruck gemacht," fährt Emilie fort. „Zellers anerkannte Vortrefflichkeit und sein besonders warmes geistiges Interesse für Niembsch bürgten mir für die vollkommene Zweckmäßigkeit dieser durch die äußerste Not gebotenen Maßregel.

Als aber nun der letzte Akt meiner Pflege und tätigen Sorge für den geliebten Freund seinem Ende nahte, ich, ohne ihm noch Lebewohl sagen zu

Digitized by Google

dürfen, den edeln Geist, der, obwohl jetzt umnachtet, sich mir doch immer so innig befreundet zeigte, in fremder Obhut zurücklassen — da glaubte ich, mein Herz müsse brechen unter der Last seines Schmerzes." Am 28. Oktober kam auch Lenaus Schwager Schurz aus Wien an und blieb etwa vier Wochen.

Zeller hatte Emilie das Versprechen fleißiger Berichte gegeben, das der wackere Mann auch getreulich gehalten hat.

Ich lasse hier seine Briefe, die zum größten Teil noch nicht publiziert worden, folgen.[1])

Hofrat Dr. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

Win[nenthal] d. 25. Oct. 44.

Verehrteste Frau Hofräthin!

In einem kaum zu bewältigenden Gedränge von Geschäften kann ich Ihnen nur flüchtig die Nachricht geben, daß sich indessen in der Hauptsache bey unserm unglücklichen edlen Kranken noch nichts geändert hat. Ruhige u. unruhige, leichtere u. verwirrtere Stunden u. halbe Tage u. Nächte wechseln miteinander in bunter Unordnung; doch ist im Allgemeinen die Morgenzeit immer die bessere u. nahezu grenzt sein Erwachen dann bis zur vollen Wirklichkeit. Das einmal ist er zufrieden hier zu seyn, wünscht den Winter da zu bleiben, das andere mal glaubt er wie in Stuttgart nur Räuber, Giftmischer u. Mörder um sich zu sehen. Er genießt täglich das Nöthigste, aber auch nicht mehr, am liebsten Suppe und sauere Milch. Seine Todes-Gedanken kommen immer auf's Neue, aber ebenso oft alle möglichen Lebensplane, u. vor allem die große Sendung, die er als Paraklet, als Incarnation des h. Geistes zu vollenden habe. An alle s. Freunde denkt er mit der innigsten rührendsten Liebe und Dankbarkeit besonders an Sie u. Ihr ganzes Haus. Ich mußte ihm öfter versprechen Ihnen zu schreiben, daß Sie im Falle seines Todes für sein vieljähriges Wohnen bey Ihnen 6000 fl. — u. für die vielen sonstigen Auslagen weitere 2000 fl. annehmen möchten. In betreff seines Vertrags mit Cotta stellte er es diesem ganz frei auch seinen Contrakt zu zerreissen, oder ihm einen neuen zuzustellen, wie wohl er wisse, daß alles in den Büchern und in guten Händen stehe. Er glaubte, daß er in seinen Brieftaschen noch etliche östreichische Banknoten im Betrag von etlichen 100 fl. haben müsse. Könnten nicht wohl auch welche mit haben? Er hat mir die innigsten Grüße an alle seine Freunde besonders aber unter einem Strom von Thränen an seine Braut aufgetragen. Ich glaube daß es gut seyn dürfte wenn er von ihr und von Ihnen nur ganz einfach kurtze Versicherungen der Liebe u. Theilnahme und geistigen Ruhe u. die frohe Hoffnung fr glücklichen Wiedergenesung erhielte die Braut könnte ja von Frankfurt datiren.

---

[1]) Das Lesen der Briefe hat wegen ihrer schlechten Niederschrift sehr große Mühe verursacht. Einige Stellen waren auch mit fremder Hilfe nicht textlich zu fixieren. Die Wiedergabe ist textkritisch genau. Die Originale befinden sich auf der Königlichen Landesbibliothek in Stuttgart. Alles in [] Klammern Stehende ist von mir ergänzt bzw. hinzugefügt.

Digitized by Google

Noch ist es mir unmöglich zu sagen, welchen weiteren Gang die Krankheit nehmen wird. Ich hoffe viel, ich fürchte viel, Gott gebe das Beste!

Bald ein Weiteres!

In ergebenster Verehrung u. mit der höflichsten Empfehlung an Ihr ganzes hochgeschätztes Haus

Ihr gehorsamer Diener

Dr. A. Zeller.

*

Dr. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

[Winnenthal 30. Okt. 44.]

Verehrteste Frau Hofräthin!

H[err] R[echnungsrath] Schurz wird Ihnen mitgetheilt haben, wie viel besser es mit unsrem theuren Kranken seit gestern geht. Auch die verflossene Nacht war ganz gut. Er schlief viele Stunden sanft u. erwachte auch klarer und ruhiger als gestern. Er selbst sagte, er fühle sich wie neu geboren. Wir sind alle ganz glücklich. Gott gebe nur einen gesegneten Fortgang zur Genesung! Noch ist vieles zu wünschen; aber wenigstens scheinbar der Hauptsturm vorüber, so daß ich ihm auch diesen Morgen ein Zimmer im 2ten Stock einräumen konnte, was ihn sehr freute. Ihre Zeilen haben ihm sehr wohl gethan. Vielleicht können Sie ihn schon in der nächsten Woche besuchen.

Mit gehorsamsten Empfehlungen an die verehrten Ihrigen

W. d. 30. Oct. 44. ergebenst

Dr. A. Zeller.

*

Dr. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

[Winnenthal 5. Nov. 1844.]

Verehrteste Frau Hofräthin!

Unsere Hoffnungen für unsern theuren Kranken gehen in der Weise in Erfüllung, wie ich es seit 8 Tagen dachte, die Anfälle u. Aufregungen kommen immer seltener, kürzer u. milder u. die lichten Zwischenräume werden immer länger und in sich selbst vollständiger, Appetit und Schlaf stellt sich immer mehr ein u. das Aussehen wird immer gesünder; doch sind die Zeiten der Aufregung noch immer stark genug u. treten oft so urplötzlich auf, daß es gut seyn möchte, wenn Sie Ihren Besuch noch etwas aufschöben. Er selbst fühlt es immer mehr, wie wohl und noth ihm noch Stille u. Einsamkeit thut u. immer seltener werden s. Klagen über sein Hierseyn, immer größer und aufrichtiger sein Dank dafür, daß er hierher kam. In allen guten Stunden u. . . . . (?), sie kommen ja immer häufiger spricht er es aus u. innig leid ist ihm dann jedes Wort des Unmuths in den früheren u. jetzt noch kommen die trauten Stunden. Er ist ein köstlicher lieber edler Mensch. Immer mehr befreunden u. verstehen wir uns. Die Briefe freuten ihn sehr, ich denke in Zeit von 8 Tagen schreibt er Ihnen u. sr Braut. Ich möchte aber fast bitten, daß Sie im nächsten Briefe

Digitized by Google

an ihn das du wieder fallen ließen, aus einzelnen abgerissenen Aeußerungen schien mir das hervorzugehen. Er kann nicht aufhören Ihre und Ihres ganzes Hauses Güte u. Liebe für ihn zu rühmen.

Wenn die Genesung in gleicher Weise wie bis dahin fortgeht, dürfen wir beides dem Himmel danken, daß er sich selbst und der Welt wiedergegeben ist. Es wird zu allen Tagen lichter über ihm u. in ihm u. die treuste Liebe umpfängt ihn, wenn er zurückkommt u. steht ihm schützend zur Seite, während andre genesen so oft in das alte Verderben zurückmüssen.

Mit der ergebensten Zusicherung und der Bitte einer kleinen Sendung guter Cigarren für den theuren Kranken

Ihr gehors. Diener

Win. d. 5. Nov. 1844. Dr. A. Zeller.

*

Dr. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

[Winnenthal d. 10. Dez. 1844.]

Verehrteste Frau Hofräthin!

Die Aussicht Sie diese Woche selbst in St[uttgart] besuchen u. Ihnen über Ihre Fragen, Zweifel u. Sorgen umfassenden Bescheid geben zu können hat mich bis jetzt abgehalten Ihnen zu schreiben. Ich konnte kaum mehr hoffen noch diese Woche abzukommen u. so will ich Ihnen in einer Fluth von Arbeiten einstweilen das Nöthigste mittheilen, da Ihnen H. Schurz nicht so genügend berichtete, wie ich es geglaubt habe. Vor allem möchte ich Sie herzlich bitten mir wie von Anfang an zu vertrauen u. sich durch so manchen Gegenschein, der sich in solchen Verhältnissen so leicht bildet, wenn man nicht unmittelbarer u. stetiger Zeuge aller Vorgänge ist, nicht irre machen zu lassen weder an mir noch an dem trefflichen Kranken, der Ihnen allen mit der rührendsten Liebe u. Dankbarkeit zugethan ist und bleibt. Alle Beweise Ihrer Güte hat er auch in neuster Zeit in allen lichten Augenblicken u. Stunden auf die dankbarste Weise aufgenommen u. wiederholt geäußert, daß er Ihnen schreiben wolle; allein er kam bis jetzt noch nicht dazu aus dem einfachen Grunde, weil er auch in den besten Zeiten noch zu krank dazu war. Es ist zu schwer Jemand ein ganz klares Bild von seinen stets wechselnden Zuständen zu entwerfen. Er ist eigentlich jede Stunde ein andrer u. die letzten 3 Wochen gingen unter so stürmischen Scenen dahin, daß H. Schurz ihn oft seit Tagen nicht sehen konnte. Wie hätte ich da jemand aus der Ferne zu ihm bitten mögen. Selbst H. Dr. Kerner durfte ihn am ersten Tage nicht sehen u. erst der 2ten ſs Hierseyns, das ja zunächst gar nicht H. v Niembsch galt, war so, daß er ihn nicht allein sehen sondern sogar stundenlang bei ihm verweilen konnte. Seit jenem Tage ist keine solche Klarheit wiedergekehrt u. ich selbst mußte die Momente erhaschen, in denen ich mit ihm verkehren konnte, u. harren bis der rechte Augenblick morgens mittags oder spät in der Nacht kam. Wie H. Dr. Kerner bei ihm war, war er so gut,

Digitized by Google

daß es ihn gar nicht fassen (?) konnte, wie nur noch ein andrer Zustand zu glauben seyn könnte, u. kaum hatte er ihn verlassen, so brach der Sturm in der furchtbarsten Heftigkeit los. Ich will nicht behaupten, daß der Besuch ihm geschadet hat, er hat ihm unendlich wohl gethan, aber auch eine solche Fluth von Ideen und Erinnerungen in ihm aufgeregt, daß ich deutlich sah wie noth unserm theuren Kranken auch jetzt noch Stille u. Einsamkeit thut. Er hat sich mit mir sehr innig befreundet, u. wir verstehen uns auf eine Weise, wie ich das, ehe ich ihn sah, nicht für möglich gehalten hätte; allein auch ich muß mir grosse Gewalt [antun] um mich seiner guten Stunden nur mit der größten Enthaltsamkeit zu freuen. Die Zeiten, wo unsrem Freunde die Gegenwart seiner Lieben wohl und noth thut, ist noch nicht gekommen, sie wird aber kommen u. daß Sie davon hören werden, wenn diese himmlischen Tage gekommen sind, daß dürfen [Sie] fest glauben. Mich kann u. wird Nichts in der Welt in Beziehung auf Niembsch bestimmen als was ihm heilsam ist u. ich muß mit allen s. Freunden mich gedulden u. für ihn handeln, bis er u. andre es wieder mit mir u. für ihn thun können. Wie Ihrer Aller gedenkt Niembsch auch sr Braut mit der innigsten Liebe u. der Gedanke quält ihn zuweilen, ob sie ihn auch noch so liebe daß sie sich einzig mit ihm verlieben könne, oder ob nicht seine Gesundheit stark u. fest genug sein werde, einen solchen Bund zu schließen. Ich wünschte schon lange ein Bild sr Braut, aber ein recht gutes u. wollte Sie schon deßhalb ersuchen mit Fln Behrends darüber zu verkehren. Es würde ihm sehr gut thun. Wenn er so weit genesen ist, daß er sie selbst sehen darf, bin ich *sehr* für Ihren Besuch, später für ihre gröfere Nähe. Wir müssen in allen Stücken gar vorsichtig u. langsam mit ihm zu Werke gehen, er ist wie ein vom Staar gerirter, der sich erst wieder ans Licht gewöhnen muß. Seine Natur u. seine Krankheit verlangt es so, bei andern kann ich auch Grosses wagen, wenn ich eines glücklichen Wurfes sicher bin. Die Ledin (?) u. die Durelität (?) eines Kranken kann allein bestimmen, was zu thun u. was zu lassen ist. Das Verhältniß mit F. v. Löwenthal darf Sie nicht sehr beunruhigen. Es war für die Gegenwart u. die Zukunft von Niembsch nothwendig, daß ich klar in dasselbe sehen lernte. Nur so konnte ich mir auch eine gültige Stimme bei ihm selbst erwerben, wenn es einmal um die endliche feste Vereinigung dieser Frage sich handeln wird, u. so duldete ich die Correspondenz, die ihn gerade dahin führt, wohin ich ihn gern geführt sähe, zur vollen Nüchternheit über s. Stellung zu dieser Frau, u. bereits sehe ich, wie s. Geist auch in dieser Beziehung trotz allem bunten Wechsel sr Krankheit zur vollen Klarheit sich durchringt. Solche Bande lösen sich, wenn sie nicht an u. für sich unsittlich sind, nur durch klare Erkenntniß der rechten Schranken u. nicht durch eine gewaltsame Unterbrechung des Verkehrs. Leidenschaftliche Briefe aber des hingleichen verboten u. kommen nicht in s. Hände, nur die Leidenschaftlichkeit, die ihm zuwider werden muß, ohne ihn zu beunruhigen, darf er erfahren. Ich glaube er wird auch noch in Zukunft F[rau] v. L[öwenthal] lieben u. schäzen, aber in der rechten Weise u. in dem rechten Maaß. Wäre er nur erst aus dem Leiden selbst heraus, alles andre wird sich dann finden, dafür ist mir in keiner Weise

Digitized by Google

bange, die wichtigsten Dinge darf man ja eben um des Kranken Heil u. Ruhe willen für jetzt auch nur selten berühren. An s. Namenstag war er sehr unklar erst sehr heftig, aber neben allem dem Traumleben gieng ein stilles inniges Vernehmen aller Grüsse u. Zeichen der fernen Freunde her, daß ich ihn nie heiterer u. befriedigter gesehen habe, als wie ich ihm die mancherlei Liebesgaben zeigte u. die Briefe las, was er den andren Tag selbst nachholte, wie er denn darin überhaupt keinen Unterschied macht u. alles, was an ihn kommt in guter Zeit immer aufs Neue liest. Ihren ersten Brief, den er einmal in einem Anfall zerrissen hatte, hebt er wie ein Heiligthum in lauter kleinen Stückchen auf, so alle sr Braut. Die Blumen freuten ihn zu Thränen, wie er sich früher über Ihre gemalten Briefe besonders die Landschaft gefreut hatte. Nach dem bisherigen Gang der Krankheit, der sich in der ersten Zeit nie sicher bestimmen läst, wird es wohl Februar werden, bis die Sonne erhelend durchbricht, was m. endlichen Hoffnungen für s. Genesung nicht mindert. Er ist in den letzten Tagen immer einige Minuten klar gewesen; allein nie so licht u. übergescheidt wie oft in der 3ten u. 4ten Woche beim Besuche von H. Dr. Kerner u. mir ist es lieber, es ist so als dieser grelle Wechsel von Licht u. Schatten. Die Lösung ist naturgemäß in seinem Falle. Sie werden noch viel zu wissen wünschen, aber m. Zeit ist leider zu kurz zugemessen mehr u. oft zu schreiben. Fast alle freien Minuten, wenn ich von solchen reden kann, gehören ihm, deshalb komme ich auch um so weniger zum Schreiben über ihn, von dem wir nach allen Seiten Bescheid geben sollen. Der Schlaf ist immer noch nicht regelmäßig, aber genügend, der Appetit trefflich. Unsre Küche sagt ihm zu m. Freude sehr gut zu.

Daß es mit Ihrem Befinden wieder besser geht, freut uns innig. Möchten wir recht bald die Freude haben können Sie hier zu sehen. Mit ergebensten Empfehlungen an die verehrten Ihrigen in ausgezeichneter Hochachtung

Ihr gehorsamer Diener

Winnenthal, d. z. Dec. 44. Dr. A. Zeller.

Er bat mich schon öfter um die Exemplare sr Werke, die in Stuttgart seyen u. wünscht sie vollständig bei sich zu haben. H. Schurz versprach schon vor 3 Wochen es zu besorgen, ich weiß nicht ob er es wirklich gethan und Sie darum [gebeten] hat.

*

Dr. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

[Winnenthal, 3. Jan. 1845.]

Verehrteste Frau Hofräthin!

Fln E. Zumsteeg wird Ihnen gesagt haben wie unendlich leid es mir that Sie bei m. letzten Anwesenheit in Stuttgart nicht, wie ich mir fest vorgenommen hatte, besuchen zu können, wichtige Familienangelegenheiten u. die Besorgung vor 40 Commissionen für unser grosses Haus auf die nahen Feste absorbirten meine Zeit dermaßen, daß ich ausser Stande war Ihnen meine Aufwartung zu machen.

Digitized by Google

Ich wollte Ihnen dafür gleich nach den Feiertagen ausführlich schreiben, war aber in Folge der gehäuften Anstrengungen der letzten Zeit mehrere Tage ziemlich unwohl, so daß ich nur das dringendste besorgen konnte, was die Stunde brachte. So traf mich der Brief Ihres Herrn Gemahls als ich gerade mich zum Schreiben an Sie anschicken wollte. Wäre aber irgend etwas Erhebliches indessen in dem Befinden unsres Freundes eingetreten, so hätten Sie es doch alsbald erfahren, wie ich Ihnen das gleich im Anfang aufs Bestimmteste versprochen habe u. wie wir es in allen solchen Fällen halten. Ich habe Ihnen in m. letzten Briefe auseinandergesetzt, daß H. v. N[iembsch] seit Anfang December in eine Periode eingetreten ist, in welcher wegen des Ineinanderfließens der klaren und aufgeregteren Zustände wenig an einzelnen Aeußerungen u. Handlungen zu erzählen ist. In solchen Krankheiten ist übrigens nicht nach Tagen, kaum nach Wochen u. oft nur nach Monathen Zuverlässiges zu berichten, so wie sich das Leiden einmal zu einem nicht blos accessorischen Anfall sondern einer eigentlichen Geisteskrankheit gestaltet hat. Gewiß ist, daß aber die jezige Veränderung nur eine heilsame u. willkommene seyn kann, in dem sie dem überreizten Gehirn u. Nervensystem Zeit zur Erholung läßt, während Lenaus Geist in den freien lichten Zwischenräumen Jedesmal zu rührig u. geschäftig war als daß nicht ein neuer heftiger Sturm hätte nachfolgen sollen. Nach dem bisherigen Krankheitsgange ist nicht zu erwarten, daß wir vor dem Frühjahr eine dauerhafte Genesung eintreten sehen u. wir dürfen sehr zufrieden seyn, wenn sie dann schon erfolgt. Meine Hoffnung für einen guten Ausgang ist darum nicht geringer geworden. Es liegt eben in der Natur der Sache, daß von solchen Perioden an Wenigsten zu sagen ist, in denen die Natur wie im Schlafe an der Ausgleichung der eingetretenen Disharmonien arbeitet. Jede dauerhafte psychische Genesung ruht auf leiblichen Bildungen u. diesen sicheren und soliden Weg scheint es auch bei Lenau zu gehen. Sein Appetit ist trefflich, seine erst so schlaffe u. welke Muskulatur wird wieder prall u. elastisch, seine Wangen füllen sich u. sein Teint wird immer weißer; doch auch ist noch jezt noch der Unterleib nicht ganz in Ordnung, viel Neigung zu Verstopfung, Störung in der Gallesäure (?) u. s. w. Sein Schlaf ist immer noch sehr unregelmäßig, bald gut bald schlecht, bald viel bald wenig, bald bei Tag bald bei Nacht. Alle Ihre Briefe hat er erhalten, wie die von s. Braut, er liest sie, er freut sich, spricht aber selten ein Wort weiter, als daß ihm das Andenken u. die Liebe seiner Freunde innig wohl thue, daß ihnen sein Leben gehöre, daß er es ihnen allen recht zeigen werde, wie dankbar er allen sey. In vielen Wochen sprach er sich nicht näher über s. Braut aus. Nach dem Empfang des lezten Briefes u. des schönen Kissens war er bewegt u. sagte wiederholt, wie gut sie sey, wie unendlich er sie liebe, wie er in ihrem Besitz die Bürgschaft eines neuen glücklichen Lebens und Winters finde. Glauben Sie mir auch mir wird es nicht leicht mit meinen Wünschen für einen Kranken mich zu bescheiden u. zu gedulden. Ich muß auch ausharren in Hoffnung u. zufrieden seyn, wenn da u. dort ein Strahl hellen Lichts aus einer kranken Seele bricht, der den kommenden Morgen verkündet. Die Zeit wird schon noch

Digitized by Google

kommen, wo Sie oft u. viel von unsrem theuren Kranken hören werden u. wenn Sie keine Nachricht haben, dürfen Sie fest überzeugt seyn, daß keine Veränderung irgend bedeutendrer Art bei ihm eingetreten sey. Das Backwerk hat ihm sehr gemundet. Mit den ergebensten verehrungsvollsten Empfehlungen Ihnen allen.

In ausgezeichneter Hochachtung Ihr geh. Diener

Winn. d. 3. Jan. 45. Dr. Zeller.

*

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

Winn[enthal] d. 10. Jan. 45.

Verehrteste Frau Hofräthin!

Vom Verlauf der letzten 8 Tage ist nicht viel Neues zu melden. Nur die Krisis der Krankheit scheint sich allmählich wieder zu einer ... machen zu wollen was mir sehr erwünscht wäre. Troz aller Unruhe bald bei Tag bald bei Nacht stärkt der edle Kranke sich immer mehr u. so lebe ich der Hoffnung, daß die zunehmende Erstarkung auch, wie sie seine Wangen und Glieder mit neuem Leben schwellt, die edelsten Organe u. sein herrliches Haupt mit neuer Kraft durchdringen wird. Vielleicht gelingt es mir am Ende der nächsten Woche nach Stuttgart zu kommen, Sie zu besuchen um Ihnen so viel zu erzählen wie ich selbst weiß.

Mit der innigsten Verehrung

Ihr geh. Diener

Dr. A. Zeller.

*

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

[Winnenthal 22. Jan. 1845.]

Verehrteste Frau Hofräthin.

Von der lezten Zeit kann ich Ihnen nur wenig über unsern theuren Kranken sagen. Zweimal hatte er ruhige Zwischenräume u. zwar längere u. verständigere als seit 6 Wochen; aber die übrige Zeit gieng auch in grosser Aufregung u. Unruhe (?) dahin, so daß sich aus diesen Trübungen nichts weiter berichten läßt als daß Appetit u. Kräfte im Allgemeinen gleich geblieben sind und ihm in beiden Zuständen das schöne Backwerk (?) gleich gut geschmeckt hat für das er Ihnen auch wie für die beiden Briefe vielmals danken läßt. Er war in den beiden Remissionen viel gelassener als sonst, gieng aber wenig auf die Gegenwart ein u. konnte nicht fertig werden mit Schilderungen u. Erzählungen aus den ersten Jahren ſs ... Lebens, dessen Erinnerung er, wie Alles, was ihm einmal theuer war, mit grosser Pietät pflegt. Er sprach auch zum Erstenmal recht ausführlich von seinen Verwandten und der Schurzschen Familie, spielte etwas auf seiner Violine in alter Virtuosität u. erfreute sich aufrichtig des trüben nebligten Winterhimmels unsers stillen waldigen Thals u. äußerte wiederholt, wie ihm hier Alles so wohl gefalle, wie er in allen Maßregeln nur die humanste u. aussichtsvollste Übereinstimmung sehe, auch in allen Mitteln des Ernstes (?)

Digitized by Google

u. der Beschränkung u. das er gern bis zu seiner völligen Wiederherstellung hier bleibe. Die letzten Tage waren dagegen auch sehr unruhig u. von aller dieser Einsicht wenigstens äußerlich nichts wahrnehmbar. So liegt unser Hoffen dermalen unter einer Winterdecke u. ich kann nicht von dem frohen Glauben lassen daß es im Grund geborgen sey.

Vorrigen Freitag war ich auf einige Stunden in dringenden amtlichen Geschäften in Stuttgart u. wollte noch bei Ihnen auf der Heimreise vorfahren; allein durch ein Mißverständniß, das mich bis 7 Uhr abends aufhielt, wurde ich um die Möglichkeit gebracht, da ich wegen eines kranken Kindes nicht länger mehr säumen durfte. Dagegen hoffe ich nächster Woche noch einen ganzen Tag nach Stuttgart zu kommen, da ich noch mehreres dringende unbesorgt lassen mußte.

Unter den nächsten Wünschen habe ich mir die Bitte um Taback (?) anzuführen, von dem noch ein Vorrath bei Ihnen seyn solle.

Mit ergebenster Verehrung

Ihr geh. Diener

Winn d. 22. 1. 45. Dr. A. Zeller.

*

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

[Winnenthal 21. März 1845.]

Verehrteste Frau Hofräthin!

Meinen innigsten Dank für Ihre gütige Theilnahme an m. Unwohlseyn! Es fängt an mir wieder besser zu gehen, so daß ich hoffe in den nächsten Tagen unsern theuren Kranken wieder besuchen zu können.

Seit 8 Tagen regt sich wieder neues lichteres Geistesleben in ihm, wie ich mit der innigsten Freude fast alle Tage vernehme u. wenn es auch erst einzelne sonnige Momente sind, so währt doch die Besserung aufs Neue unter der winterlichen Decke. Der Himmel lasse uns die herrliche Erfüllung unsrer Wünsche u. Hoffnungen erleben, das Bangen u. Fürchten gedenkt dann Niemand als mit Dank u. Freude.

Mit ergebenster Verehrung

Ihr geh. Diener

Winn d. 21/3 45. Dr. A. Zeller.

*

Dr. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

W[innenthal] d. 4/4 45.

Verehrteste Frau!

Meine Zeit ist heute leider zu kurz Ihnen so ausführlich über unsern theuren Kranken zu schreiben als ich gern möchte. Vielleicht gelingt es mir in den nächsten Wochen Sie wieder einmal zu besuchen. Bis dahin sieht man auch schon etwas weiter als jetzt. Ich habe ihn dem Äußern nach sehr zu s.

Digitized by Google

Vortheil verändert gefunden, die grauen Haare sind durch schwarze ersetzt u. selbst wieder schwarz geworden, die ausgefallenen wachsen ganz neu nach. Der ganze Mensch ist kräftiger geworden, die Farbe des Gesichts viel blühender u. männlicher, die Felder aus dem Gesicht sind verschwunden. Der Geist spricht aber meist noch im Traum, doch kommen die lichteren Momente öfter u. gestern hat er zum Erstenmal seit s. Hierseyn wieder etwas Zusammenhängendes gedichtet u. sogar niedergeschrieben; allein leider, ehe der Wärter es mir bringen konnte, wieder zerrissen. Man sieht sein Geist arbeitet unablässig u. ringt nach gesetzmäßigem Schaffen. Das sind gute Zeichen, wenn auch die Erfüllung der Wünsche u. Hoffnungen, die wir alle für ihn hegen, nur langsam kommen mag. Der Besuch der Braut, deren Briefe er scheinbar mit großem Interesse liest, dürfte jedenfalls erst später am Platze seyn, wenn wir Ihnen u. ihr einmal noch Beßeres zu melden haben. Leider muß er noch in der Zelle seyn. Hoffentlich übt das Frühjahr auch auf Sie einen wohlthätigen Einfluß u. stärkt Sie zu neuen Freuden u. nicht zu längern Leiden. In der ersten, da ich Sie rufen lassen kann soll es gewiß geschehen. Ich weiß, was Sie sich beide sind u. daß Niemand innigeren Antheil an der Krankheit des Edlen nehmen kann als Sie. Er ist auch eine seltene Seele.

Meine Frau empfiehlt sich mit mir ergebenst Ihnen u. den geehrten Ihrigen allen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr geh. Diener

Dr. A. Zeller.

*

Dr. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

W[innenthal], d. 2. Mai 1845.

Verehrteste Frau!

Hier das versprochene Buch dr. F[rau] v. Dobenick. Die letzten Tage waren recht stürmisch bei unserm theuren Kranken, wie wir es fast noch nicht erlebten. Möchte nur das Resultat dasselbe seyn wie bei so manchen andern, die wir beobachteten u. auf den Sturm die sanfte Ruhe folgen. Es hat mir sehr wohl gethan, einmal wieder mit Ihnen über den geliebten Kranken ausführlich zu reden. Das Manuskript werde ich durch die Post senden, der Sicherheit wegen.

Mit ergebenster Empfehlung an Ihre ganze Familie

Ihr geh. Diener

Dr. A. Zeller.

*

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

W[innenthal], d. 3 5 45.

Verehrteste Frau Hofräthin!

Die letzten 8 Tage giengen unter grossem Wechsel dahin; doch kamen viel mehr Pausen von Ruhe u. Stille, aber nur selten Momente größerer Klarheit, nie völliger.

Digitized by Google

Der Schlaf ist besser; würde er einmal anhaltend gut, so wäre Vieles gewonnen. Seine Freundlichkeit u. Liebe zu uns ist mir oft wahrhaft rührend. Der Musik denkt er jetzt öfter als seit längerer Zeit. Sein Aussehen ist gleich gut.

Mit ergebenster Verehrung

Ihr geh. Diener

Dr. A. Zeller.

*

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

Winn[enthal], d. 30. Mai 45.

Verehrteste Frau Hofräthin.

Gerade im Begriff Ihnen zu schreiben erhielt ich Ihr Werthes vom 29. d. Gottlob, daß ich Ihnen dießmal etwas Beßeres zu melden habe als seit vielen Wochen. Vor 8 Tagen befiel den theuren Kranken eine starke Diarrhöe, 3 Tage giengen die Speisen unverdaut ab, auch s. Gesicht war etwas gedunsen; die Sache gab sich aber bald wieder gänzlich u. eine größere Ruhe war die Folge. Vorgestern hatte er dann 6 so gute Stunden, wie noch nie in diesem Jahr. Er sprach so ruhig u. gelassen, der Ton sr. Stimme, s. Articulation war eine ganz andere wie sonst. Zufälliger Weise war ein Freund von ihm Prof. Eyth von Schönthal da. Er freute sich sehr ihn zu sehen u. von Kerners zu hören, musicirte in ganz gesunder Weise, Stücke von Beethoven, ungarische u. steyrische Tänze, phantasierte, alles moderato u. vortrefflich. Dann schrieb er scheinbar einige Zeilen an Kerner, spielte wieder auf ließ sich die Geige nicht nehmen bis er zuviel gespielt hatte u. wieder in s. Aufregung kam, die eher (?) auch ohnedieß gekommen wäre. Er sprach in den ruhigen Stunden auch sehr freundl. von Ihnen und wäre gern gleich zu Ihnen geeilt. Die folgende Nacht war sehr unruhig u. so gieng es fort bis gegen Abend, wo er einige gute Stunden hatte. Auch diesen Morgen ist er in einer gesünderen Verfassung. Gienge es so fort, so wäre der Besuch der Fln Behrends in der nächsten Zeit vielleicht thunlich, wenigstens ihre Nachbarschaft in W[innenthal] wünschenswerth. Jedenfalls möchte es ihr eine Erleichterung seyn u. ein Trost einmal hier gewesen zu seyn. Kann ich Sie in den nächsten 14 Tagen besuchen, so komme ich gewiß. Gebe der Himmel in Gnaden, daß der neue helle Schein den endlichen (?) Tag verkündete.

Mit ergebenster Hochachtung

Ihr

(Schluß folgt) Dr. A. Zeller.

Digitized by Google

Buchara

Von

Dr. Maximilian Lewels

Buchara ist ein Land und eine Stadt in Westturkestan. Westturkestan grenzt im Westen an das Kaspische Meer, im Süden an Persien und Afghanistan, im Osten an China und geht im Norden in die Kirgisensteppe über. Westturkestan ist nur im Südosten gebirgig. Den größten Teil des Landes nimmt das turanische Tiefland ein. In diesem Tieflande wechseln ungeheure Kies- und Sandwüsten mit ebenso ungeheuren Salz- und Lehmsteppen ab. Am Rande des Gebirges und längs der Flüsse liegen zahlreiche fruchtbare Lößoasen. Zwei mächtige Ströme durchziehen das Land: der Amudarja und der Syrdarja, der Oxus und der Jaxartes der Alten. Beide ergießen sich in den Aralsee. Fast alle andern turkestanischen Flüsse endigen in Salzseen oder verdursten in der Wüste. Turkestan gehört ja zu den großen Trockengebieten der Erde. Das Klima des Landes ist ausgesprochen binnenländisch. Der Winter ist zwar kurz, aber kalt, selbst in den Oasen des Tieflandes sind 20 Grad Kälte keine Seltenheit. Dabei liegt Turkestan in der Breite von Italien. Im Sommer brütet eine glühende Hitze über dem Lande. Das Thermometer steigt an einigen Orten bis auf 59 Grad im Schatten. Die große Hitze ist nur zu ertragen, weil in Turkestan die Luft im Sommer außerordentlich trocken ist. Die Niederschläge fallen im Frühjahr und Winter. Der Herbst ist die angenehmste Jahreszeit. Er hat linde Tage und kühle Nächte. Als Reisezeit empfiehlt sich vor allem der milde, früchtereiche Herbst, dann der Frühling, in dem der Boden der Steppe für kurze Zeit zum duftenden Blumenteppich wird und die Oasen in ein Meer von Blumen getaucht sind.

Politisch gehört das Land zu Russisch-Zentralasien. Es bildet das Generalgouvernement Turkestan mit der Hauptstadt Taschkent. Jedoch liegen an den Ufern des Amudarja zwei in ihrer innern Verwaltung selbständige Vasallenstaaten Rußlands, das Chanat Chiwa und das Emirat Buchara.

Das Emirat Buchara hat etwa zwei Fünftel von der Größe des Deutschen Reiches. Die Bevölkerung wird auf gut anderthalb Millionen geschätzt. Die Volksdichte beträgt kaum 10 auf den Quadratkilometer, in Deutschland 130. Diese Zahl wird verständlich, wenn wir bedenken, daß der größte Teil des Landes von Gebirgen und Wüsten erfüllt ist.

Man kann Buchara mit der Eisenbahn erreichen. Die Fahrt von Berlin über Moskau, Orenburg, durch die Kirgisensteppe nach Taschkent dauert fast acht Tage. Will man das Land von Westen her betreten, so setzt man von Baku in sechzehn Stunden nach dem turkestanischen Hafenorte Krasnowodsk über. Krasnowodsk ist der Ausgangspunkt der mittelasiatischen Bahn, die über Kisil-

Digitized by Google

Arwat, Askabad, Merw, Tschardschui, Neubuchara und Samarkand nach Taschkent führt.

Bei der Stadt Tschardschui betritt die Bahn bucharisches Gebiet. Die Stadt, die wegen ihrer prachtvollen, spottbilligen Melonen berühmt ist, lag einst am Amudarja. Heute liegt sie 13 Kilometer westlich vom Flusse. So weit hat der Fluß sein Bett nach Osten verlegt.

Der Amudarja bildet im allgemeinen die Süd- und Westgrenze von Buchara. Sein Oberlauf liegt im Gebirge. Beim Eintritt in die Ebene wird der Fluß schiffbar, allerdings nur für flachgehende Fahrzeuge. Indessen ist der Verkehr auf dem Flusse ganz unbedeutend. Die Ufer des Amudarja zeigen im Flachlande verschiedene Bilder. An manchen Stellen tritt die Wüste oder die Steppe unmittelbar an den Fluß heran, an andern Stellen begleiten ihn Schilf und Binsen, wieder andre Strecken sind mit dichtem Gebüsch aus Weiden, Pappeln, Tamarisken, Stechdorn und Kamelkraut bestanden, im dem sich Eber, Wölfe, Antilopen, Fasanen und andre jagdbare Tiere in Mengen finden. Vom Fuße des Gebirges bis über die Bahnlinie hinaus zieht sich eine Reihe von Oasen am Flusse entlang. Die größte von ihnen ist Tschardschui.

Bei Tschardschui ist der Amudarja ein stattlicher Strom. Die Bahn überschreitet ihn auf einer 1600 Meter langen eisernen Brücke. 30 Kilometer weiter östlich erreicht sie die große Serafschanoase. Der Serafschan, dem Samarkand und Buchara ihre Existenz verdanken, versiegt in der Wüste. Die Oase ist auf drei Seiten von einer entsetzlichen Sand- und Salzwüste umgeben. Die Bahn betritt die Oase bei dem Dorfe Karakül, das wegen seiner Lammfelle, Persianer, weltberühmt ist. Einige Stunden später erreicht die Bahn Kagan oder Neubuchara. Kagan ist eine russische Gründung. Es hat etwa 4000 Einwohner und sieht aus wie alle russischen Städte in Turkestan. Eigentümlich sind diesen Städten die riesigen, breiten, baumbepflanzten Straßen, hinter denen die niedrigen Häuser fast verschwinden. Einige Stunden hinter Kagan passiert die Bahn Kermineh, die zweite Residenz des Emirs, und tritt dann wieder auf russisches Gebiet.

Etwa ein Drittel des Emirates ist Tiefland. Es ist zum größten Teile wüstenhaft. Nur an den Grenzen der Oasen und am Amudarja finden sich brauchbare Weideplätze, auf denen nomadische Turkmenen und Usbeken mit ihren Herden von Ziegen, Schafen, Eseln und Kamelen umherziehen. Im übrigen herrscht außerhalb der Oasen die Wüste oder die Wüstensteppe vor. Grauenvoll ist die Dünenwüste, in der Scharen von niedrigen, gelben Dünen bald nach Norden, bald nach Süden vor dem Winde einherwandern; trostlos ist die braungelbe, kahle Lehmwüste, die im Sommer zum steinharten Felde, im Winter und Frühling zum grundlosen, zähflüssigen Sumpfe wird. Weite Gebiete bedeckt die glitzernde Salzsteppe. Weite Gebiete nimmt auch die ebene Sandsteppe ein, die meist nur eine spärliche Vegetation zeigt. Manchmal ist sie mit tief wurzelnden Saxaulbäumen oder niedrigen Tamarisken bestanden, so daß man fast von einem Tamariskenwalde sprechen möchte. In der Nähe des Amudarja schießt im Frühjahr gewaltig hohes Gras empor, das aber bei der ersten Hitze verdorrt.

Digitized by Google

Das Kulturland nimmt in Buchara nur ein Zehntel des Bodens ein. Der Boden des Kulturlandes besteht wie überall in Turkestan aus Löß. Der Lößboden ist ungemein ergiebig. Reis, Weizen, Gerste, Sorghum, Bohnen, Rüben, Luzerne und andre Feldfrüchte gedeihen vorzüglich. Der Ertrag an Obst, vor allem an Trauben und Melonen, ist geradezu fabelhaft. Ganz ausgezeichnet hat sich die Baumwollstaude in Turkestan entwickelt. Die Baumwollkultur hat dort einen solchen Aufschwung genommen, daß Rußland die Hälfte seines Bedarfs an Baumwolle aus den turkestanischen Oasen deckt. In Buchara und im östlichen Turkestan steht auch die Seidenzucht in Blüte. Fruchtbar ist der Lößboden indessen nur bei gehöriger Bewässerung. Da der turkestanische Sommer regenlos ist, so beruht der ganze Feld- und Gartenbau auf künstlicher Bewässerung. Durch eine Unzahl von Kanälen wird das Wasser der Flüsse, die durch die ungeheuren Schneemengen des Gebirgslandes gespeist werden, auf die Aecker und in die Gärten geleitet. Die turkestanischen Bewässerungsanlagen gehören zu den großartigsten Leistungen der Menschheit. Sie erscheinen um so bewunderungswerter, wenn man bedenkt, daß sie von einem Volke ohne technische Kenntnisse, ohne Karten und ohne Vermessungen ausgeführt worden sind.

Die Kulturoasen, deren größte die von Buchara und Karschi sind, sind ungemein dicht bevölkert. Im Durchschnitt kommen etwa 100 Menschen auf den Quadratkilometer bebauten Landes, in den größeren Oasen aber weit mehr. Diese Dichte ist für eine wesentlich ackerbautreibende Bevölkerung erstaunlich. Vergleichsweise hat die preußische Provinz Posen nur eine Dichte von 70 auf den Quadratkilometer. Eine so dichte Bevölkerung kann sich nur deshalb auf so engem Raume ernähren, weil die Leute äußerst genügsam sind — Wer wenig ißt, kann jeden Tag essen, sagt ein sartisches Sprichwort —, und weil der Boden wunderbar ergiebig ist. Weizen gibt den vierzigfachen, Reis den hundert- bis zweihundertfachen, Hirse den drei-, ja vierhundertfachen Ertrag der Aussaat. Buchara führt von seinen Produkten besonders Baumwolle, Seide, Wolle und Häute aus. Es erhält aus Rußland namentlich Kleiderstoffe, Metallwaren, Tee und Zucker.

Das Gebirgsland nimmt mehr als zwei Drittel von Buchara ein. Es erhebt sich im westlichen Pamir und in den Hissarbergen zu gewaltigen Höhen, stellenweise über 7000 Meter. Eine Unzahl von Flüssen und Bächen durchströmt das Gebirge. Die höheren Gebirgsteile sind wildromantisch. Gletscher und ewiger Schnee wechseln mit endlosen Hochwüsten, ungeheure senkrechte Felswände aus Quarz und Glimmerschiefer wechseln mit jähen Gipfeln aus Granit und Gneis, wüste, geröllerfüllte Täler mit grünen Terrassen, auf denen Nomaden ihr Vieh weiden. In den lößerfüllten Talbecken finden sich zahlreiche Dörfer, die idyllisch unter Pappeln, Weiden und Maulbeerbäumen liegen.

Die Bevölkerung von Buchara scheint auf den ersten Blick recht bunt zu sein. Man findet im Emirate: Sarten, Usbeken, Tadschiken, Galtschas, Karakirgisen, Kirgiskaisaken, Turkmenen, Karakalpaken, Afghanen, Inder, Perser, Juden und Russen. Den bei weitem größten Teil der Bevölkerung bilden die

Digitized by Google

Sarten. So wenigstens nennen die Russen die ansässige Bevölkerung östlich vom Amudarja. Um genau zu sein, muß man indessen drei Elemente unterscheiden, die Tadschiken, die Usbeken und die eigentlichen Sarten.

Das Verhältnis der Tadschiken, Usbeken und Sarten zueinander kann man sich am besten auf folgende Weise klarmachen. Bis zum sechzehnten Jahrhundert gab es in Buchara nur Tadschiken. Es waren das die alteingesessenen Einwohner vorwiegend iranischen Stammes und persischer Sprache, die allerdings infolge des Eindringens mazedonischer, griechischer, persischer, arabischer und mongolischer Eroberer bereits eine beträchtliche Blutmischung erfahren hatten. Diese Tadschiken haben sich in den östlichen Landesteilen ziemlich rein erhalten. Die Usbeken, ein türkisches Volk, sind um 1500 als Eroberer in das Land gekommen. Sie haben sich nur in wenigen Geschlechtern, wie in den Herrscherfamilien von Buchara und Chiwa, ganz rein erhalten. Zum größten Teil haben sie sich mehr oder weniger, am meisten in den Städten, mit den unterworfenen Tadschiken vermischt. Das Produkt dieser Vermischung sind die Sarten. Die Usbeken und die Sarten, in denen das usbekische Element durchaus vorwiegt, sind offene, gutmütige, etwas rohe, nicht allzu begabte Menschen. Die Sarten mit vorherrschend tadschikischem Blute dagegen bilden die Intelligenz der Bevölkerung. Ihrem Charakter nach stehen sie indessen weit unter den Usbeken. Der tadschikische Sarte ist faul, feig, unterwürfig, kriechend, mißtrauisch, verlogen, betrügerisch, rachsüchtig, grausam, lüstern und erlaubt sich jede Ausschweifung, deren ein Mensch nur fähig ist, solange er es ungestraft tun kann. Dabei ist er in seinem Auftreten und Benehmen höchst würdevoll und äußerlich ein sehr eifriger Mohammedaner.

An der Kleidung der Sarten, Tadschiken und Usbeken fällt dreierlei auf. An den Füßen tragen die bessergestellten Stadtbewohner glänzende, hohe, weiche Lederstiefel. Auf dem Kopfe tragen sie ein buntes Käppchen und darum einen weißen oder farbigen Turban. Das Hauptbekleidungsstück ist der Chalat, ein langes, schlafrockähnliches Gewand ohne Kragen, aber mit sehr langen, weiten Aermeln. Bei den Usbeken und den Sarten im russischen Gebiete ist der Chalat meist eng gestreift oder einfarbig, die Bucharen dagegen tragen Chalate von allen Farben und allen Mustern. Je nach der Jahreszeit und dem Vermögen trägt man zwei, drei oder auch ein halbes Dutzend Chalate übereinander. Der oberste oder zweitoberste Chalat wird meist durch einen Gürtel zusammengehalten.

Die Sarten sind im allgemeinen sehr genügsam. Reis, Bohnen, Brot und Früchte genügen den meisten zum Unterhalt. Von Fleischgerichten sind Schaschlyk und Ploff am beliebtesten. Schaschlyk besteht aus kleinen Stücken Schaffleisch und Schaffett, die am Spieße geröstet werden. Die etwa walnußgroßen gesalzenen und gepfefferten Fleisch- und Fettstücke werden von den ungewaschenen Garköchen, womöglich auf offener Straße, wechselweise an lange, dünne, runde Spieße gesteckt und über Holzkohlenfeuer geröstet. Der Ploff wird aus Schaffleisch, Schaffett, Reis, gelben Rüben und Rosinen bereitet. Der Ploff ist sehr

Digitized by Google

billig. Für 30 Pfennig kann man sich voll und toll daran essen. Dabei ist er äußerst schmackhaft, und ich muß gestehen, daß ich in mancher bucharischen Garküche mit Wonne und mit den Fingern in ein gemeinschaftliches Ploffgefäß hineingelangt habe.

Die Sarten sind große Kinderfreunde. Ein Haus mit Kindern, heißt es, ist ein Basar, ein Haus ohne Kinder ein Kirchhof.

Den Frauen der Sarten ist dasselbe Los beschieden wie allen Frauen im islamitischen Oriente. Sie sind von der Außenwelt so gut wie abgeschlossen. Auf der Straße erscheinen sie nur verschleiert und verhüllt. Unverschleiert sieht sie fast nur der eigene Mann, höchst selten ein Europäer. Der Sarte hat wenig Achtung vor seiner Frau. Seine Sprichwörter drücken das zur Genüge aus: Der Hund kennt keine Untreue, das Weib keine Treue. Wer zwei Frauen heiratet, dem ruhen die Ohren nicht. Wenn zwei Frauen zusammenkommen, ist der Basar fertig. Der Frosch hat keinen Schweif, die Frau keinen Verstand. Ist dein Weib dumm, so sei deine Peitsche dick.

Das Oberhaupt des Staates ist der Emir. Der Emir ist ein Vasall Rußlands, doch ist er in der inneren Verwaltung seines Landes fast selbständig. Der Emir läßt eigene Münzen schlagen. Die Münzeinheit ist die Tenga, eine pfenniggroße Silbermünze im Werte von 15 Kopeken. Ebenso groß wie die Tenga ist die kleinste Münze, der Pul. Er ist aus Messing und gilt etwas mehr als ein halber Pfennig. Der Doppelpul ist aus Kupfer, er ist gewöhnlich kleiner, aber dicker als ein Pfennig.

In der Verwaltung des Staates herrscht größte Dezentralisation. Verwaltungsbehörden, deren Bezirk sich auf den ganzen Staat erstreckt, gibt es überhaupt nicht. Der Emir oder sein Vertreter, der Kuschbegi, regiert direkt nur in der Oase von Buchara. Die übrigen Oasen des Emirats werden fast selbständig von Gouverneuren verwaltet, die den Namen Bek führen. Die Beks ernennen in ihren Bezirken nach Gutdünken die Beamten und Richter und sammeln die Steuern ein. Nur müssen sie dem Emir jährlich eine bestimmte Summe entrichten. Die Beks sind in ihrem Gebiete auch die obersten Richter. Todesurteile können indessen nur vom Emir ausgesprochen werden.

Die Rechtsprechung beruht in Buchara auf dem Schariat, d. h. dem Koran, der Tradition und den Entscheidungen der ersten Kalifen. Alle Verhandlungen sind mündlich und meist von erfrischender Kürze. Prügelstrafen werden oft an Ort und Stelle vollzogen. So wurden zu meinem Staunen einem Händler die zudiktierten zehn Schläge sofort nach Verkündigung des Urteils mit einem dicken Prügel auf den Rücken verabfolgt. Dann konnte er sich trollen. Das heißt prompte Justiz.

Das bucharische Strafrecht ist dank dem russischen Einflusse in den letzten Jahrzehnten humaner geworden. Früher waren Hängen, Pfählen, Verstümmeln, Verhungernlassen an der Tagesordnung. Als höchste Strafe galt früher das Herabstürzen vom Verbrecherturm, dem Minarett Mir Arab. Heute begnügt

Digitized by Google

man sich damit, dem zum Tode Verurteilten auf öffentlichem Markte mit einem gewöhnlichen Messer die Kehle zu durchschneiden.

Auch die Gefängnisse sind moderner geworden. Die alten Gefängnisse waren gegen 10 Meter tiefe Gruben, die sich nach oben flaschenartig verengten und mit einem Deckel geschlossen wurden. Die Gefängnisse wurden nie gereinigt. Für den Unterhalt der Gefangenen mußten die Verwandten sorgen, sonst verhungerten sie einfach. Das heutige Gefängnis in der Hauptstadt bietet einen fast behaglichen Aufenthalt. Es hat nach einem kleinen Hofe zu zwei vergitterte Türöffnungen, von denen man zu den 1 Meter tiefer liegenden, ziemlich geräumigen Hallen hinabsteigt. Durch die Türöffnungen und die kleineren Oeffnungen in der Decke tritt genügend Licht und Luft ein. Auf dem Boden liegen ziemlich saubere Matten. Die Gefangenen, in dem einen Raume Schuldner, in dem andern Verbrecher, tragen leichte Fußketten. Die Räume sind manchmal unangenehm überfüllt. Ob die Gefangenen hinreichend zu essen bekommen, erscheint trotz aller gegenteiligen Versicherungen der Beamten recht zweifelhaft. Wenigstens greifen sie begierig nach den Brotfladen, die der Besucher mitbringt. Im übrigen werden die Bucharen von der Justiz nicht eben sanft behandelt. Sehr streng wird Diebstahl bestraft. Diebstahl auf dem Basar während des großen Freitagsgebetes kann mit dem Tode bestraft werden. Leute, die entgegen den religiösen Vorschriften Alkohol genießen, erhalten Prügel. Fünfundsiebzig auf den Rücken oder auf den Bauch sind die landesübliche Taxe.

Die Bucharen sind im großen und ganzen fanatische Mohammedaner. Alle Aeußerlichkeiten ihrer Religion, die täglichen Gebete und Waschungen, das Freitagsgebet in der Moschee, das große Fasten im Ramadan beobachten sie mit größter Gewissenhaftigkeit. Das hindert sie aber nicht, ihren Nebenmenschen nach Möglichkeit zu betrügen und sich insgeheim den größten Ausschweifungen hinzugeben. Der religiöse Fanatismus wird besonders von den Mullas genährt. Mulla ist eigentlich jeder, der die Landessprache lesen kann, doch kommt dieser Titel vor allem den studierten Leuten und den Angestellten der Moscheen und der Unterrichtsanstalten zu. Die höchste Stelle nimmt der Kasi-Kalân ein. Er ist sozusagen ein Minister der geistlichen, juristischen und Unterrichtsangelegenheiten. Sehr angesehen und gefürchtet sind die Rais. Sie sind Kirchen- und Schulinspektoren. Sie überwachen den religiösen Unterricht, prüfen gelegentlich die Leute auf öffentlichem Markte über ihre religiösen Kenntnisse und traktieren hartnäckig Unwissende mit Peitschenhieben. Sie pflegen Drückeberger, die sich systematisch dem Besuche der Moscheen entziehen, mit Peitschenhieben zum Gebetsorte hinzutreiben. Natürlich sind sie bestechlich wie alle Beamte, so daß Erpressungen nicht selten sind.

Es gibt in Buchara mehrere religiöse Orden. Von ihnen sitzen die Derwische gewöhnlich, Gebete murmelnd, an den Moscheen und Kirchhöfen, auf Almosen wartend. Am auffallendsten sind die sogenannten Calandars. Sie leben meist gemeinsam. Auf dem Kopfe tragen sie spitze Ledermützen, in den Händen lange Stöcke mit Schellen oder klirrenden Ringen und Kürbisschalen, in denen

Digitized by Google

sie Almosen einsammeln. Singend und bettelnd durchziehen sie die Stadt. Auf dem Basar trifft man oft ganze Scharen von ihnen, die das Publikum furchtbar aussaugen.

In den Händen der Mullas liegt das gesamte Unterrichtswesen. Volksschulen (Mektebs), in denen Lesen gelehrt wird, gibt es in allen bucharischen Dörfern. Auch herrscht ein gewisser Schulzwang, natürlich nur für Knaben. Die Hochschulen, in denen man auch die Kunst des Schreibens erlernt, befinden sich in der Hauptstadt. Das Rechnen ist die schwache Seite der Bucharen. Kein Kaufmann auf dem Basar kann ohne eine Kinderrechenmaschine fertig werden. Die Volksschullehrer sind fast ganz auf die freiwilligen Gaben der Eltern ihrer Schüler angewiesen. Die Hochschullehrer erhalten aus den Stiftungen der Hochschulen ein geringes Gehalt, das zur bescheidensten Lebensführung eben hinreicht. Unterrichtet wird nach der in allen mohammedanischen Ländern beliebten Methode, die man als die kombinierte Brüll- und Silbenstechmethode bezeichnen kann. In der Mekteb herrscht die Brüllmethode vor. Die Schüler sitzen in Schneiderart in einem völlig kahlen Raume, der nur durch die Türöffnung oder ein Mauerloch erhellt wird. Der Fußboden ist von mehreren niedrigen Erhöhungen aus Lehm durchzogen, an denen die Schüler arbeiten können. Schüler von fünf bis sechzehn Jahren sind in demselben Raume, und fast jeder treibt etwas andres. Einer lernt das Alphabet, ein andrer buchstabiert in einer Fibel, ein dritter sagt ein Gebet auf, ein vierter rezitiert den Koran, wieder ein andrer liest in einem persischen Dichter, alle natürlich gleichzeitig. Jeder lernt seine Lektion möglichst laut. Die ganze Gesellschaft schreit, daß man es einen halben Kilometer weit hört. Dabei machen sie mit dem Oberkörper pendelnde Bewegungen. Der Lehrer hockt an der Seite oder in einer Ecke. Er hat mehrere verschieden lange Stöcke zur Hand, mit denen er die Lässigen zu stets erneutem Pendeln und Brüllen antreibt. Von Zeit zu Zeit kauert sich ein Schüler vor dem Mulla nieder, um seine Sache aufzusagen, sich etwas erklären zu lassen oder eine neue Aufgabe zu erhalten. Die Schüler lernen lesen und arbeiten dann eine Anzahl tadschikischer oder usbekischer Bücher durch. Fortgeschrittene lernen auch den arabischen Koran lesen, ohne aber von seinem Inhalte das Mindeste zu verstehen. Ferner lernen die Schüler die vorgeschriebenen Gebete und die religiösen Zeremonien. Den ganzen Kursus machen nur diejenigen durch, die später eine Medresse, eine Hochschule, besuchen wollen.

Die Medressen sind zweistöckige Gebäude von quadratischem Grundrisse, die einen großen Hof umschließen. Lehrer und Studenten wohnen in kleinen Zellen, die nur durch die Türöffnung Licht und Luft erhalten. Der Unterricht findet gewöhnlich auf dem Hofe statt. Die Mullas sitzen vor dem Halbkreise ihrer Schüler und arbeiten das gerade vorliegende Buch Satz für Satz und Wort für Wort erklärend und disputierend mit einer Gründlichkeit und Silbenstecherei ohnegleichen durch. Nach dem Unterrichte wiederholen die Studenten das Gehörte und lernen es, wenn nötig, auswendig, nach der — allerdings gemilderten — Brüllmethode natürlich. Gelehrt wird Logik, Metaphysik, Kosmologie, Theo-

Digitized by Google

logie, Astronomie, Naturwissenschaft, Jurisprudenz sowie arabische und persische Literatur. Das klingt recht großartig. Jedoch muß man bedenken, daß die islamitische Wissenschaft noch auf demselben Standpunkte steht, auf dem sie vor tausend Jahren stand, und daß das Lehren und Lernen fast nur ein getreues Wiederkäuen ererbter Lehrmeinungen ist. Die Schüler studieren, je nach Wissensdrang, dreißig bis hundert Bücher durch, das Studium dauert zehn bis zwanzig Jahre. Die ausgelernten Studenten werden Beamte, Richter oder Lehrer.

Die turkestanischen Städte sehen sich alle sehr ähnlich. Den Kern der Stadt bildet überall der Basar, das Geschäftsviertel, in dessen Mitte sich meist — nicht aber in der Hauptstadt Buchara — ein größerer freier Platz, der Basarplatz, befindet, auf dem Märkte, Volksversammlungen, Exekutionen und andre Volksbelustigungen stattzufinden pflegen. An den Basar schließt sich im Kreise das Wohnungsviertel an, dann die Stadtmauer aus Lehm, und außerhalb der Mauer folgen Kirchhöfe, Gärten und Felder.

Straßen, Häuser und Mauer der Stadt bestehen aus Lehm. Im Sommer bedeckt die Straßen tiefer Staub, im Winter tiefer Schlamm. Eine Wanderung durch die Straßen einer turkestanischen Stadt außerhalb des Basarviertels ist ungemein einförmig, da man nur die kahlen Mauern sieht, hinter denen sich die Wohnhäuser verstecken. Die schreckliche Eintönigkeit der Straßen wird nur hier und da durch eine Moschee oder eine Medresse unterbrochen.

Buchara, die Hauptstadt des Emirates, die 80000 Einwohner zählen mag, erreicht man von Kagan oder Neubuchara aus mit einer Zweigbahn für teures Geld in einer kleinen halben Stunde. Vom Bahnhofe fährt man im Ein- oder Zweispänner in die innere Stadt. Es geht an einem der Kirchhöfe vorbei durch die dicke Lehmmauer der Stadt und anfangs zwischen einförmigen, grauen Lehmwänden, später zwischen Buden eine fürchterlich holperige, löcherreiche Lehmstraße entlang. Wenn es trocken ist, wundert man sich über den unglaublichen Staub, wenn es naß ist, über den fast knietiefen Dreck, jedenfalls aber über den massenhaften Kot, der mit peinlichster Unparteilichkeit über die ganze Länge der Straße und, wie man später zu seiner Freude bemerkt, überhaupt über alle Verkehrswege der Stadt ausgebreitet ist.

Am Wagenhalteplatz bei der Apotheke steigen wir aus, dann nimmt uns das Labyrinth des Basars auf. Zwischen würdevollen Mullas und keuchenden Lastträgern, zwischen Reitern zu Pferd und zu Esel, zwischen hochbepackten Kamelen und quiekenden, hochräderigen Arbas irrt man durch die engen, meist übelriechenden Basarstraßen, in denen die Reihen der Handwerker und Händler ihre Waren verfertigen und zum Kaufe anbieten. Eigentümlich sind dem bucharischen Basar die Buden mit Samtmützen und vielfarbigen Chalaten, ferner die bettelnden Derwische und die Teebuden, in denen ungezuckerter grüner Tee getrunken wird. Den größten Reiz des bucharischen Basars bildet die Farbenpracht des Marktgetriebes, das Gewimmel von weißen und farbigen Turbanen, das Durcheinander von bunten Chalaten in allen Farben und in allen Mustern.

Digitized by Google

Wer die Chalate der Bucharen nicht gesehen hat, der weiß kaum, was bunt ist. Und diese Farbenpracht der Kleidung steht in einem schreienden Gegensatze zu dem eintönigen Grau der Stadt. Die Straßen sind grau, die Häuser sind grau, die ungeschlachte Emirburg ist grau, die Moscheen sind grau, da sie ihren bunten Kachelbelag größtenteils verloren haben, und wenn man auf das Dach einer Moschee steigt, so blickt man auf ein weites, einförmiges, graues Häusermeer.

Buchara hat eine Unzahl von Medressen und Moscheen. Es ist ja das religiöse Zentrum des mohammedanischen Turkestans und ein Hochsitz islamitischer Wissenschaft, ja, wie die Bucharen behaupten, der einzige noch ganz unverfälschte Born islamitischer Gottesgelehrtheit. An Moscheen soll Buchara über dreihundert besitzen, doch werden es, die kleinsten mitgerechnet, wohl kaum hundert sein. Wer die drei großartigen Moscheen der Timuriden am Registan zu Samarkand gesehen hat, die von oben bis unten mit glänzenden, bunten Kacheln belegt sind, wird beim Anblicke der bucharischen Moscheen, die ihren Kachelbelag fast ganz verloren haben, arg enttäuscht sein. Die berühmtesten bucharischen Moscheen sind Kaljan und Divan-Begi. Freitags beim großen Mittagsgebet bietet sich vor der Moschee Divan-Begi ein überwältigendes Schauspiel. Hunderte von Bucharen in ihren bunten Gewändern verrichten im Takte ihr zeremonienreiches Gebet: erheben die Hände, verbeugen sich, werfen sich nieder, alles unter völligem Stillschweigen. Nur der Ruf des Vorbeters und das Geklapper der Störche, die in Scharen auf den bucharischen Moscheen nisten, unterbricht die feierliche Stille.

Die Burg des Emirs schließt sich in erhöhter Lage an den größten Platz der Hauptstadt, den Registan, an. Es ist eine kleine Stadt für sich, mit Straßen und Häusern, die dem Emir und seinem gesamten Hofstaate zur Wohnung dienen. Das Ganze ist von einer gewaltigen Lehmmauer umgeben, durch die ein mächtiges Kielbogenportal in das Innere der Burg führt. Zerlumpte Soldaten hüten den Eingang des Heiligtums.

Durch eine Eigentümlichkeit zeichnet sich Buchara vor andern turkestanischen Städten aus. Eine große Anzahl fast quadratischer Teiche, Ha-us genannt, „schmückt" die Stadt. „Schmückt" ist das richtige Wort. Im Orient gehört zum Schmuck immer etwas Schmutz, wenigstens tut er dem Schmucke und der Schönheit keinen Eintrag. Und an Schmutz fehlt es in diesen Teichen wahrlich nicht. Das Wasser ist schmutziggrau, bei tiefem Wasserstande sumpfgrün. Den Unrat, den diese Teiche enthalten, kann man sich vorstellen, wenn man bedenkt, daß das Wasser vor seinem Einzug in die Teiche die Kanäle der Stadt durchflossen hat, die als Ablagerungsstätte für allen Schmutz des „edlen Buchara" dienen. Einmal jährlich werden Teiche und Kanäle gereinigt; dann erhebt sich in der Hauptstadt ein Gestank, der zum Himmel schreit. Die Bucharen schätzen dieses Wasser. Sie gebrauchen es unbedenklich zu allen Verrichtungen, zum Kochen, zum Waschen, zur Teebereitung, zum Trinken.

Diesem schönen Wasser verdanken die Bucharen auch eine merkwürdige Krankheit, die Rischta, den Fadenwurm (Filaria medinensis), von der fast jeder

Digitized by Google

Buchare ein- oder mehreremal betroffen wird. Mit dem Wasser gelangen im Magen ganz kleiner Krebschen die Weibchen des Rischtawurmes in den menschlichen Körper. Dort wird die Filaria frei. Sie setzt sich an einer ihr zusagenden Stelle, namentlich an den Gliedmaßen, unter der Haut fest und entwickelt sich dort in etwa neun Monaten zu voller Größe. Der ausgewachsene Filariawurm ist 1 bis 2 Millimeter dick, wird aber $^1/_2$ bis 2 Meter lang. Ist er reif, so entsteht an der Haut eine Geschwulst, die man öffnen muß, um den Wurm zu entfernen. Diese Operation wird von den bucharischen Barbieren vorgenommen, die in der Entfernung des Wurmes außerordentlich geschickt sind. Ich habe diesen Künstlern oft mit großem Vergnügen zugesehen. Sie stechen mit einer unsauberen Nadel in die Geschwulst, wühlen unter dem Stöhnen des Patienten in der Wunde herum, bis sie den Kopf des Wurmes gefaßt haben, und ziehen dann unter fortwährendem seitlichen Drücken den langen, milchweißen Wurm mit einer kleinen Zange oder mit den Fingern aus der Wunde heraus. Dann wird ein Stück glühenden Fettes auf die Wunde gelegt. Schließlich wird die Wunde mit Wasser aus dem nahen Teiche abgewaschen und mit einem wenig unsauberen Tuche verbunden. Die bei der Operation gebrauchten blut- und eitergetränkten Lappen und die Filaria selbst werden oft genug in den Teich vor der Barbierbude geworfen, ebenso waschen sich Rischtakranke mit offenen Geschwüren unbekümmert in den Teichen, so daß für den Kreislauf der Fadenwurmkrankheit hinreichend gesorgt ist, solange diese appetitlichen Zustände andauern.

Ekelhaft mag das Wasser der Ha-us also wohl sein, aber deshalb sind die Teiche selbst doch Zierden der Stadt. Besonders der Labi-Ha-us in der Nähe der Apotheke ist ein wahrhaft köstlicher Platz, wo sich das bucharische Leben in seiner ganzen Pracht zeigt. Am Rande des Teiches stehen ehrwürdige, alte Ulmen, und ringsherum sind Buden von Badern, Garköchen und Teewirten. Wenn man am Nachmittage in einer Teebude hockt und um einen herum buntgekleidete Sarten ihren Tee schlürfen, wenn auf den Stufen des Teiches die Wasserträger schöpfen und das Volk mit dem Wasser spielt und schwatzt, wenn hinter einem an der Moschee ein alter Meddah, ein Erzähler, vor einer hundertköpfigen Schar aus einem riesigen Folianten alte Geschichten und Märchen vorträgt, dann hat man ein Bild aus „Tausendundeiner Nacht“, wie sich im weiten Oriente kaum ein zweites finden dürfte.

Digitized by Google

Berichte aus allen Wissenschaften

Geschichte

Die Deutschen in Ungarn

Der gewaltige Völkerkampf im Osten hat auch unsre deutschen Ansiedlungen in Ungarn in Mitleidenschaft gezogen. Im Norden sind alte deutsche Ansiedlungsgebiete von den Russen heimgesucht worden, während in Slawonien blühende schwäbische Orte durch den Serbeneinfall schwer gelitten haben. Schon diese Vorgänge lenken die Aufmerksamkeit wieder einmal auf die Deutschen in Ungarn. Aber noch durch einen andern Umstand wird unser Interesse an diesen Deutschen geweckt. Die deutsche Wirtschafts- und Ansiedlungspolitik hat in den letzten Jahren sich wieder dem Osten zugewendet. Es ist das Schlagwort: Berlin—Wien—Konstantinopel oder sogar Berlin—Konstantinopel—Bagdad ausgegeben worden. Unzweifelhaft bilden auf diesem Wege die deutschen Ansiedlungen in Ungarn wichtige Brückenpfeiler. Ihre Geschichte und ihre Lage erregt daher ein ganz besonderes Interesse.

Die Geschichte der Deutschen in Ungarn geht bis auf Karl den Großen zurück, umfaßt also mehr als 1100 Jahre. Bekanntlich unterwarf Karl um 800 die Avaren und gründete zum Schutze seines Reiches die Ostmark. Diese umfaßte auch die an Niederösterreich und Steiermark angrenzenden Teile Ungarns. Hier in den gesegneten Gebieten des einstigen römischen Pannonien begann nun arbeitsfreudiges deutsches Leben. Zur Stütze ihrer Herrschaft überließen die deutschen Könige ihren Beamten und Kriegern, die sich hier niederließen, ferner den Kirchenfürsten und Klöstern ausgedehnte Gebiete. Von diesen Grundbesitzern wurden zahlreiche Bauern aus der deutschen Heimat herbeigezogen, denen deutsche Handwerker und Kaufleute folgten. So entstanden in den weiten Ländereien Herrenhöfe und Ansiedlungen, zum Teil auf den Trümmern der alten römischen Städte. Damals tauchten die Orte Altenburg, Miesingenburch (Wieselburg), Odinburch (Oedenburg) u. a. auf, deren Namen allein schon von der damaligen deutschen Bevölkerung Zeugnis ablegten.

Ueber dieses aufblühende deutsche Leben fiel wie ein vernichtender Frost in der Frühlingsnacht, der Einbruch der Madjaren.

Aber schon wenige Jahrzehnte später begannen die Fürsten eben dieses Volkes, das noch kurz zuvor nicht nur die deutschen Ansiedlungen in Pannonien, sondern ganz Deutschland mit völliger Vernichtung bedroht hatte, Deutsche anzusiedeln und mit mancherlei Vorrechten zu bestiften. Nach der vernichtenden Lechfeldschlacht (955) erstarkte mit deutscher Hilfe das ungarische Reich unter dem Großherrn Geisa und seinem Sohne Stefan dem Heiligen. Deutsche bringen dahin die Grundlagen des staatlichen Lebens, der materiellen und geistigen Kultur; vom deutschen Kaiser Otto III. gefördert, gestaltete Stefan sein Reich aus und erlangte die Königskrone. Mit einer bayerischen Prinzessin war er vermählt. Deutsche Krieger halfen ihm den Widerstand der nationalheidnischen Partei gegen die christlichdeutsche Kultur und Staatsordnung zu brechen. Deutsche Beamte und deutsche Geistliche unterstützten ihn bei der Neueinrichtung seines Reiches. Deutsche Bauern begannen wieder die Kultivierung des Landes, und deutsche Bürger legten die Grundlagen zum städtischen Leben. Auch spätere Könige förderten die deutsche Ansiedlung. In den Gesetzen der Könige Ladislaus und Koloman werden die „Gäste" erwähnt. Die ungarischen Könige des zwölften Jahrhunderts bedienten sich häufig deutscher Krieger. Den zahlreichen Gästen im Heere Geisas II. wurde die Waffentüchtigkeit Ungarns zugeschrieben; deutsche Krieger bildeten dieses Königs Leibschar. Derselbe König rief die zahlreichen Ansiedler herbei, die sich vor allem in der Zips (Nordungarn) und in Siebenbürgen niederließen.

Digitized by Google

Sie erhielten bestimmte Freiheiten; jene der Siebenbürger „Sachsen" hat sodann König Andreas II. in einem großen Freiheitsbrief zusammengefaßt (1224). Auch sonst hat Andreas II. und seine deutsche Gemahlin die deutsche Ansiedlung gefördert; er hat 1211 den deutschen Ritterorden ins siebenbürgische Burzenland um Kronstadt gerufen. Ueberall blühten damals in Ungarn und Siebenbürgen deutsche Ansiedlungen auf. Pest war ein großes und reiches deutsches Dorf. Mit den deutschen Ansiedlungen fand überall deutsches Recht Verbreitung.

Da brauste über diese hoffnungsvolle Saat der vernichtende Sturm der Mongolen oder Tataren (1241—1242). Alle Karpathenländer wurden von ihnen verwüstet; die bereits bestehenden Deutschansiedlungen erlitten schweren Schaden. Aber gerade dieser Niedergang wurde zu einem Ansporn, neue deutsche Scharen ins Land zu ziehen. König Bela IV. sagt selbst (1268), daß er mittels einer königlichen Urkunde von allen Seiten sowohl Bauern als Ritter zur Wiederbesiedlung des verödeten Landes berufen hatte. Dem Beispiele dieses Königs folgten die letzten Arpaden und die folgenden Könige aus verschiedenen Häusern, die in den deutschen Städten eine Stütze gegen den widerspenstigen Adel suchten und fanden. In den ersten Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts erreichten die deutschen Städte und Siedlungen in Ungarn ihren Höhepunkt. Wie durchaus deutsch damals das Städtewesen in Ungarn war, geht schon aus dem Umstande hervor, daß 1458 allen Städten der Huldigungseid für König Matthias Korvinus deutsch vorgeschrieben wurde.

Seither aber begann die Not und der Verfall des Deutschtums in Ungarn. Entscheidend dafür war die Zeit der schwachen Könige Wladislaus und Ludwig II. Vollendet wurde das Unglück durch die folgenden Türkenkämpfe, die durch zwei Jahrhunderte Ungarn und seine Nebenländer durchtobten, bis die Habsburger diese Gebiete vollständig gewannen. Durch diese Kriege haben alle deutschen Ansiedlungen, die sich während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters über ganz Ungarn, Siebenbürgen, Slawonien und Kroatien ausgedehnt hatten, überaus gelitten. In einzelnen Teilen ist das Deutschtum völlig vernichtet worden. Am besten hat sich wohl das alte Siedlungsgebiet in den an Steiermark und Oesterreich angrenzenden Landesteilen erhalten. Hier bestanden vor allem zahlreiche Ansiedlungen in den Komitaten Wieselburg, Oedenburg und Eisenburg. In den mittleren Landesteilen, die lange Zeit unter türkischer Herrschaft seufzten, war vor allem das einst blühende Deutschtum von Pest und Ofen völlig vernichtet worden. Die Deutschorte im Bergwerksgebiet des nordwestlichen Ungarns, ferner die Ansiedlungen im Zipser Komitat und den angrenzenden Gespanschaften hatten alle Stürme besser überdauert, dagegen waren in den ohnehin spärlicher besiedelten östlichen und südlichen Landesteilen die Deutschen zumeist verschwunden. Ueberaus hatte auch Siebenbürgen gelitten; viele sächsische Orte waren völlig verödet.

Noch hatten die Habsburger die Kämpfe gegen die Türkei nicht beendet, so begannen sie mit der deutschen Kolonisation. Sie wußten, daß ohne diese das verödete Land für die Kultur nicht gewonnen werden könnte; sie siedelten aber auch Deutsche zur Stütze ihrer Herrschaft an. Besonders wurde die Ansiedlung durch Karl VI., Maria Theresia und Josef II. gefördert. Große Scharen von Ansiedlern kamen besonders aus dem südwestlichen Deutschland; sie wurden zumeist im südlichen Teile Ungarns angesiedelt. So erhielt das Banat, ferner die Backa und die sog. schwäbische Türkei (alle in Südungarn) ihren reichen Einschlag von deutschen Bevölkerungselementen („Schwaben"). Aber auch im mittleren und nördlichen Ungarn, ferner in Siebenbürgen ließen sich neue Ansiedler nieder; ebenso griff die Kolonisation nach Slawonien und Kroatien. Zu den freiwilligen Ansiedlern hatten sich aus den katholischen Ländern Altösterreichs verbannte Protestanten gesellt. Später kamen auch Deutschböhmen nach dem Banat. Die Ansiedlung wurde auch im neunzehnten Jahrhundert fortgesetzt. Die Innenkolonisation hat überhaupt nicht aufgehört. Besonders im südlichen Ungarn und in Slawonien kaufen die Deutschen unausgesetzt weitere Gründe an, auf denen neue Ansiedlungen entstehen. Da sie sich überaus stark vermehren, fehlt es nicht

Digitized by Google

an dem nötigen Menschenmaterial, doch würden hier noch viele Ansiedler von auswärts Platz finden. Die Gesamtzahl der Deutschen in Ungarn dürfte gegenwärtig 3 Millionen betragen.

Wie in allen Karpathenländern, haben die Deutschen auch in Ungarn seit den letzten Jahrhunderten des Mittelalters eine überaus segensreiche Kulturarbeit geleistet. Auf allen Gebieten der menschlichen Tätigkeit wurden von ihnen bedeutende Erfolge erzielt und überall die Grundlagen einer höheren Kultur gelegt.

An der Urbarmachung sind die deutschen Ansiedler hervorragend beteiligt. Hunderte ihrer Dörfer sind im Urwald entstanden. Wo die Deutschen sich ansiedelten, dort spielt fortan der Zehent von Feldfrüchten eine bedeutende Rolle; sie erst haben den ausgedehnten ertragreichen Ackerbau eingeführt; ihnen ist auch der Gemüsebau, die bessere Milchwirtschaft usw. zuzuschreiben. Im Zusammenhange mit dem ertragreichen Feldbau ist das Müllergewerbe in allen Karpathenländern erst durch Deutsche eingeführt worden. In Ungarn gab es ein eignes „Müllerrecht", das auf deutschem Recht beruhte. Allen Karpathenländern haben ferner die Deutschen den Weinbau gebracht oder ihn doch verbessert. „Költer" heißt im Ungarischen die Traubenpresse, „mustrol" heißt mosteln (Trauben quetschen), „anslog" der Einschlag beim Schwefeln des Weines. Ueberall, wo sich Deutsche niederließen, ist auch das Bierbrauergewerbe geübt worden. Ebenso wurde die Benützung der Wälder unter deutschem Einfluß begonnen. Auch Brettsägen wurden frühzeitig von Deutschen errichtet. Ganz auf deutscher Grundlage beruhte der Bergbau. Ueberall in Ungarn begegnen uns deutsche Bergbauer. Ebenso lehnte sich die alte Berggesetzgebung in den Karpathenländern an deutsche Vorbilder an, und die Masse der technischen Ausdrücke ist deutschen Ursprunges. So z. B. im Madjarischen perekmester (Bergmeister), hotyman (Hutmann), hever (Häuer), istolly (Stollen). Ganz auf deutscher Grundlage beruhte das Gewerbe. Deutscher Herkunft waren die Zünfte, die sich überall nachweisen lassen. Ganz nach deutschem Muster waren deren „Ordnungen" und „Gesetze" gestaltet; deutsch ist eine Menge der noch jetzt üblichen technischen Ausdrücke für Werkzeuge in der Sprache der Madjaren; deutsche Benennungen führen eine Menge von täglichen Gebrauchsgegenständen, die erst durch die deutschen Ansiedler bekannt und durch das deutsche Handwerk zugänglich geworden sind. Besonders hervorgehoben muß noch werden, daß jene Handwerke, die größere Kunstfertigkeit erfordern, vor allem von Deutschen gepflegt wurden. Auch der Handel wurde besonders durch Deutsche gefördert. Südlich und nördlich der Karpathen fand ein regelrechter Warenaustausch zwischen Okzident und Orient durch die in Ungarn, Siebenbürgen, Galizien, ferner in der Walachei und Moldau ansässigen Kaufleute statt. Kronstadt, Hermannstadt, Bistriz, Pest und Kaschau in Siebenbürgen und Ungarn gehörten zu den bedeutendsten Handelsplätzen.

Wie die materielle Kultur, so wurde auch die geistige in allen Karpathenländern von den Deutschen gefördert. Von deutschen Lehrern und Geistlichen wurden die Grundlagen der Bildung gelegt. Aber auch an der Entwicklung der Wissenschaften haben die Deutschen in diesen Gebieten einen hervorragenden Anteil. Schon seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts haben zahlreiche Deutsche aus Ungarn und Siebenbürgen zunächst an der Wiener, dann auch an der Krakauer, Leipziger und andern deutschen Universitäten studiert. An den Hochschulen Ungarns finden wir deutsche Gelehrte tätig, und unter den Pfarrern und Lehrern in deutsch-ungarischen Orten finden wir viele um die Literatur verdiente Männer. Frühzeitig finden wir in den deutschen Städten auch Büchereien. In Siebenbürgen gab es besonders in Hermannstadt und Kronstadt alte wertvolle Bibliotheken. Die Buchdruckerkunst und den Buchhandel haben in Ungarn zuerst Deutsche ausgeübt. Der am 5. Juni 1473 durch Andreas Heß in Buda beendete Druck der „Ofener Chronik" beweist, daß Ungarn in der Einführung der Buchdruckerkunst selbst England, Spanien und Oesterreich vorangegangen ist. Das älteste Zeitungswesen in Ungarn war deutsch. Vor 1780 gab es hier nur lateinische und deutsche Zeitungen. Das Schauspielwesen geht ebenfalls auf deutsche Grundlagen zurück.

Digitized by Google

Auf die Entwicklung der madjarischen Sprache und Literatur haben deutsche Forschung und Dichtung nachdrücklichen Einfluß geübt.

Die Lage der Deutschen in Ungarn ist in wirtschaftlicher Beziehung eine zufriedenstellende; dagegen lassen ihre politischen Verhältnisse viel zu wünschen übrig. Schon in früheren Jahrhunderten bestand eine scharfe Spannung zwischen Madjaren und Deutschen; schon damals kam es wiederholt zu heftigen Verfolgungen der deutschen Ansiedler. Seitdem durch den infolge der Niederlage von 1866 abgeschlossenen Ausgleich mit Ungarn (1867) der Einfluß der Zentralregierung in Wien aufgehört hat, sind die Deutschen in Ungarn vollständig von dem Willen der madjarischen Mehrheit abhängig. Es begann eine Zurücksetzung der Deutschen auf allen Gebieten, die mitunter geradezu den Charakter einer Verfolgung annahm. Vieles, was seither geschah, gereicht dem ungarischen Staate zu großem Schaden. In letzterer Zeit scheint man daher etwas andern Sinnes geworden zu sein. Im Hinblick darauf können wohl ausführliche Erörterungen der früheren Fehler unterbleiben.[1]) Eine versöhnliche Haltung der Madjaren in Ungarn den andern Nationalitäten gegenüber, insbesondere gegen die Deutschen, kann nur zur Kräftigung und Stärkung des Reiches beitragen, dem die Deutschen Ungarns stets treue Söhne gewesen sind.

Raimund Friedrich Kaindl (Wien).

Literarische Berichte

An die Front zum Deutschen Kronprinzen. Von Rudolf Presber. Elegant kartoniert M. 1.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Rudolf Presber war es durch eine Einladung des Deutschen Kronprinzen vergönnt, erhebende Tage in unmittelbarer Nähe des Kaisersohnes verleben zu dürfen. Was er dort hörte und miterlebte, versetzte ihn in eine so zuversichtliche Stimmung, daß er es für einen Raub angesehen hätte, nicht auch die in der Heimat Gebliebenen an seinen Empfindungen teilnehmen zu lassen. So ist ein Büchlein entstanden, das uns von der Schilderung der Ausfahrt an bis zu den Schlußworten in der gleichen Stimmung hält: ein Loblied deutscher Zuversicht, deutscher Ausdauer und deutscher Güte, wie sie sich in dem Kaisersohn verkörpern. Einen besonderen Reiz bilden die eingestreuten Gedichte, in denen Presber manches Erlebnis und manche im Hauptquartier berichtete soldatische Heldentat besingt.

Die Orientpolitik Metternichs 1829 bis 1833. Von Ernst Molden. Wien, Gölzel.

Diese zu den Veröffentlichungen der Gesellschaft für neuere Geschichte Oesterreichs gehörige Schrift weist nach, daß Metternich den Zaren Nikolaus I., der sich von Oesterreich sehr abgewandt hatte, schließlich zu der alten Allianz mit Preußen und Oesterreich zurückführte. Sie ward 1833 auf der Zusammenkunft der zwei Kaiser in Münchengrätz besiegelt und führte ebenda zu dem Vertrag vom 18. September 1833, durch welchen Rußland und Oesterreich die Unabhängigkeit der Türkei ausdrücklich verbürgten und jede Aenderung der Dynastie verhindern zu wollen sich verpflichteten. Auch in Deutschland und Italien lieh Nikolaus Oesterreich wieder seine Unterstützung. E.

England als Seeräuberstaat. Von Dr. Ernst Schultze. Stuttgart, Ferd. Enke. M. 1.80.

Wie oft hat Schultze seine deutschen Volksgenossen auf die nachahmenswerten Seiten der britischen Kultur hingewiesen! Es spricht für seine strenge Objektivität, daß er jetzt mit demselben Nachdruck die unerträgliche Seewillkür Englands im Spiegel von Geschichte und Völkerrecht zeigt, zum ersten Male unter Heranziehung einer Fülle von Beispielen aus den letzten drei Jahrhunderten zusammenfassend und nach weitesten Gesichtspunkten den Staat unsrer Vettern a. D. als „Seeräuberstaat" brandmarkt. Ob seine Zukunftsprophezeiung sich bewahrheiten wird — wer weiß es? Aber interessant ist die Ver-

[1]) Näheres darüber wie über die Geschichte der Deutschen in Ungarn überhaupt bietet meine „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern", 3 Bände, und „Geschichte der Deutschen in Ungarn". Ein Volksbuch. (Beide Fr. Andr. Perthes, Gotha.)

Digitized by Google

mutung, daß gerade England nach dem Kriege für alle Fortschritte des Seekriegsrechts eintreten werde, auf jeden Fall, und geschickt begründet ist sie auch. H. Z.

Auf bebender Erde. Zeitgedichte von Hermann Kienzel. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottländer. M. 2.—.

Unter der Kriegslyrik unsrer Tage nimmt diese Sammlung des bekannten Dichters eine hervorragende Stelle ein. Der Krieg mit all seinem Elend und Jammer, aber auch mit seiner Begeisterung und Erhebung findet hier beredten Ausdruck. Ihre Bedeutung kennzeichnet auch der Umstand, daß einzelne der Gedichte in italienischen und französisch-schweizerischen Blättern übersetzt wiedergegeben wurden. E. M.

Friedrich Krupp in Briefen und Urkunden. Herausgegeben von Wilhelm Berdrow. Essen a. d. Ruhr, G. D. Baedeker. M. 4.—.

Herausgegeben im Auftrage der Firma Friedrich Krupp, enthält dieses keineswegs bloß familien- oder industriegeschichtliche, sondern zugleich die ganze Zeit der napoleonischen Gewaltherrschaft in den Rheinlanden widerspiegelnde Werk seinem Hauptinhalte nach eine Biographie des Gründers der berühmten Gußstahlfabrik in Briefen von seiner eignen Hand und der Hand seiner Freunde. Der Wert der Veröffentlichung liegt in ihrer Unmittelbarkeit: schlicht und nüchtern, in strenger Sachlichkeit, wie es das Geschäftsleben verlangte, ohne den rhetorischen Schmuck einer abgerundeten geschichtlichen Darstellung, nur durch kurze biographische Einschübe ergänzt und verbunden, sprechen diese Dokumente zu uns, so eindringlich und ergreifend, als ständen wir mitten in der Zeit jener Strebungen und Leiden, und dieser Eindruck wird noch erhöht durch die zahlreichen faksimilierten Briefe und bisher unveröffentlichten Bilder der verschiedenen Wirkungsstätten, an denen Friedrich Krupp sein arbeitsreiches Leben verbrachte. Dr. Hans Zimmer.

Weltgeschichte. Begründet von Hans Helmolt. Herausgegeben von Armin Tille. Leipzig, Bibliographisches Institut. Zweite, neuausgearbeitete und vermehrte Auflage, II. und III. Band.

Da leider durch den Krieg die rasche Vollendung des Werkes unterbrochen zu sein scheint, so soll nach der ausführlichen Würdigung, die der erste Band an dieser Stelle gefunden hat, und die bei Beendigung des Werkes für die gesamten übrigen Bände erneuert werden sollte, wenigstens vorläufig dem zweiten und dritten Band der wertvollen Veröffentlichung eine kurze Anzeige zuteil werden. Die beiden Bände behandeln die Geschichte von Westasien, Afrika, der Pyrenäenhalbinseln und Altgriechenland. Sie weisen all die Vorzüge auf, welche bei Besprechung des ersten Bandes hervorgehoben wurden. Auch in diesen Bänden ist der Grundsatz der örtlichen Einteilung der Darstellung des Stoffes festgehalten. Daneben sind jedoch weltgeschichtliche Erscheinungen von besonderer Bedeutung, wie das Christentum und die Kreuzzüge, durch besondere Aufsätze bedacht worden. Diese Abweichung von dem Grundplane muß als ein Vorzug erscheinen; noch dazu verdient der Aufsatz über das Christentum wegen seiner schönen und leidenschaftslosen Darstellung besonderes Lob. Auch für die vorliegenden Bände sind das reiche Kartenmaterial und die mit großer Sorgfalt ausgesuchten, zum Teil sehr wertvollen bilderischen Beilagen zu rühmen.

A. L.

Die Zukunft Polens. Von George Cleinow. Zweiter Band: Politik. Leipzig, Friedr. Wilh. Grunow. M. 8.—.

Hatte der erste Band dieses ein großes geschichtliches und dabei auch praktisch sehr wichtiges Problem in allumfassender Weite behandelnden Werkes die einschlägigen wirtschaftlichen Fragen zum Gegenstand der Untersuchung gemacht, so wird hier die Politik der Jahre 1864—1883 einer ausgezeichnet sachkundigen und fesselnden Beurteilung unterzogen. Authentisches russisches und polnisches Material ist benutzt, und die entsprechenden Teile der polnischen und russischen Literatur sind herangezogen, um Wesen und Wert der polnischen Politik, Triebfedern und Wirken der einzelnen Parteien erkennen zu lassen. Besonders die zweite Hälfte des Bandes muß uns Deutsche lebhaft interessieren, auch im Verhältnis zu Rußland, und gründlich räumt Cleinow mit den Verdächtigungen auf, die von russischer, ultramontaner und polnischer Seite gegen die preußischen Einflüsse in Russisch-Polen erhoben werden. Das Ganze ist ein sehr ernst zu nehmender Versuch, die Polenfrage in ihrem vollen Umfang und losgelöst von allen Parteimeinungen darzustellen, und es ist kein Zweifel, daß er der deutschen Politik manche wertvolle Anregung für die praktische Behandlung des Problems geben kann.

H. Z.

Ethik als Kritik der Weltgeschichte. Von Albert Görland. Leipzig, B. G. Teubner.

Spinoza beginnt seine Ethica ordine geometrico demonstrata mit einem Grundriß des Weltganzen, redet vom Wesen Gottes, stellt metaphysische Grundsätze auf — und der Leser fragt sich, was hat dies alles mit der Moral zu schaffen? Ein ähnliches Erstaunen ergreift ihn, wenn er dieses Buch

Digitized by Google

durchsieht, das aus dem Geist des gegenwärtigen kritischen Idealismus hervorgegangen ist. Doch in beiden Fällen läßt er sich wohl von der Notwendigkeit einer breiten Grundlegung überzeugen. Es ist nämlich Görlands Behauptung nicht ohne weiteres abzulehnen, daß erst das Sein denkend bewältigt sein muß, ehe man sich dem Seinsollenden zuwenden darf. Mit dem natürlichen Sein als einem Ganzen hat es die Logik zu tun, mit der Gesamtheit der Gemeinschaftswissenschaften (Wirtschaftslehre, Staatsrechtslehre, Erziehungswissenschaft) die Ethik. Das philosophisch Wesentliche ist die Einheit in jeder der beiden Problemgruppen. Für die erste wird Erkenntnis im höchsten Sinne des Wortes erfordert, d. h. umfassende und einheitliche Beziehung zwischen Denken und Sein. (Eine ähnliche Auffassung gegenständlicher Erkenntnis im Unterschied vom Denken findet sich schon in der Kritik der reinen Vernunft.) Für die zweite Gruppe erhebt sich die Idee eines umfassenden und einheitlichen Bezuges von Wille und Gemeinschaft. Diese Idee heißt: Menschheit. — Von solchen Voraussetzungen her betrachtet der Verfasser die Gesellschaft als Wirtschaftsganzes (besonders gut die Bemerkungen über den Kampf zwischen Kapital und Arbeit), den Staat und die Gemeinde; alle seine Ueberlegungen sind durch die Strenge eines systematischen Denkens ausgezeichnet. D.

Standbilder und Denkmünzen 1914. Von Richard Schaukal. Der ehernen Sonette zweite und dritte Reihe. München, Georg Müller.

In diesen Sonetten hat R. Schaukal, der uns schon manches gute Gedicht geschenkt hat, teils den Helden unsers Volks, lebenden wie toten, ein herrliches Denkmal errichtet, teils geißelt er darin unbarmherzig unsre Feinde. Mit tiefem Abscheu verfolgt er ihre Lügen und Heucheleien. Die ganze Sammlung ist ein Ausfluß von glühendem Patriotismus. E. M.

Die Zukunftsschule. Von M. v. Babo. Stuttgart, W. Spemann. M. 2.—.

Der kritische Teil dieses Buches, der Gedanke, daß in der heutigen Schule natürliche vorhandene Kräfte des Kindes ungenutzt bleiben, während vor allem auf sprachlichem Gebiete, aber auch sonst noch, unreife Kräfte zu verfrühter Betätigung gezwungen werden, ist nicht neu, und ebensowenig neu, wenn auch in mancher Beziehung neu und ansprechend begründet, ist die Forderung, daß sich die Zukunftsschule der Natur des Kindes anzupassen und den dreifachen Charakter einer Erfahrungs-, Uebungs- und Lernschule zu tragen habe. Aber neu und recht verdienstlich sind die Vorschläge für die Art und Weise, in welcher sich das künftige Lehr- und Lernverfahren in jedem einzelnen Unterrichtsfache zu gestalten habe, und was für neuartige Lehrmittel dazu herangezogen werden sollten. In diesem praktischen Teil des Buches verrät die Verfasserin, langjährige Leiterin einer höheren Mädchenschule, daß sie ihre reiche Erfahrung umsichtig und klug zu nutzen verstand. Hans Zimmer.

Neue Gedichte. Von Ernst Vowinkel. Leipzig, Fritz Eckardt. M. 3.—.

Eine erfreuliche Erscheinung liegt in diesen Gedichten vor. Das ist wieder einmal ein Dichter, der seinen Namen in Wahrheit verdient. Mit Genuß liest man seine Poesien und freut sich der Kunst, die darin hervortritt. Besonders gelungen sind seine Balladen „Empone", „Der Tod des Domitian", „Der Feldkaplan" u. a. Sicher dürfen wir von Dr. Vowinkel noch mehr Treffliches erwarten. E. M.

Selbsterziehung zum Tod fürs Vaterland. Aus den nachgelassenen Papieren des Kriegsfreiwilligen Professor Udo Kraft. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. M. 1.—.

Im Kriegsjahr 1870 geboren, im Kriegsjahre 1914 am 22. August bei Anloy fürs Vaterland gefallen, ist der Schulmann Udo Kraft ganz gewiß ein begeisterter und begeisternder Anhänger einer bis in den Tod getreuen und opferwilligen Vaterlandsliebe gewesen, deren schlichte unmittelbare Aeußerungen in Tagebüchern, Schulaufsätzen, Kommersreden und Briefen es wohl verdienten, für weitere Kreise zusammengestellt zu werden. Daß die liebevolle Hand des Bruders, die diese Aufgabe übernahm, gelegentlich etwas zu reichlich auswählte, sei ihr nicht weiter verargt. Z.

Alban Stolz und die Schwestern Ringseis. Ein freundschaftlicher Federkrieg. Herausgegeben von A. Stockmann. 2. Auflage. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. Preis geh. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Der als Ergänzungsheft der „Stimmen aus Maria-Laach" veröffentlichte interessante Briefwechsel zwischen Alban Stolz und den Schwestern Ringseis erscheint nun in anderm (Oktav-)Format und ist durch einige weitere Briefe der Schwestern Ringseis erweitert worden. Auch die Bilder der an der literarischen Fehde beteiligten merkwürdigen Personen wurden dem Bande beigegeben. Die interessante Korrespondenz wird den vielen Verehrern Alban Stolz' willkommen sein. —n.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Alten, Georg v., Handbuch für Heer und Flotte. Lieferung 79, 80, 81. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. à M. 2.—.

Bab, Julius, Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. Bd. 7. Berlin, Morawe & Scheffelt. à 50 Pf.

Baden-Powell, Robert, Meine Abenteuer als Spion. Leipzig, Otto Gustav Zehrfeld. M. 1.—.

Bartholdy, A. Mendelssohn, Der Kriegsbegriff des englischen Rechts. Mannheim, J. Bensheimer. M. 3.—.

Bergsträßer, Ludwig, Die diplomatischen Kämpfe vor Kriegsausbruch. München, R. Oldenbourg. Geh. M. 2.—.

Blätter für zwischenstaatliche Organisation der „Friedenswarte". XVII. Jahrgang, Nr. 6. Zürich, Art. Institut Orell & Füßli.

Bordeaux, H., Der Irrweg der Freiheit. Köln, J. P. Bachem. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Deutschland und der Weltkrieg. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. M. 7.—, geb. M. 9.—.

Düsel, Dr. Friedrich, Verdeutschungen. Braunschweig, George Westermann. M. 1.50.

Esbach, Dr. Friedrich Carl, Taxis. Festschrift zur Silberhochzeit des Fürstenpaares von Turn und Taxis. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Geh. M. 1.—.

Feldstein, Herman, Polen und Juden. Wien IX, Alserstr. 50, Carl Herrmann.

Genossenschaftliche Kultur. Heft 4 und 5. Eßlingen, Wilh. Langguth. à 20 Pf.

Goebel, Heinrich, Kriegsnovellen. Berlin, Morawe & Scheffelt.

Graber, Hermann, Deutsche Lieder aus großer Zeit. Mit Titelzeichnung von Hans Thoma. Nrn. 27/28, 29/30 je M. 1.—, 31 50 Pf., 39/40 M. 1.—. Berlin-Lichterfelde, Chr. Friedrich Vieweg, G. m. b. H.

Graß, Otto, Kunst und Geschäft. Auch eine Kriegsbetrachtung. Bremen, Rolandsverlag H. Boesking & Co. 40 Pf.

Großer Bilder-Atlas des Weltkrieges. 1. u. 2. Lieferung. München, F. Bruckmann A.-G. 20 Lieferungen à M. 2.—.

Herbert, M., Verborgenheiten. Köln, J. P. Bachem. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Herbert, M., Mein Kriegsbuch. Köln, J. P. Bachem. Brosch. M. 1.80, geb. M. 2.40.

Hoberg, Dr. Gottfried, Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich und die katholische Religion. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. 50 Pf.

Hutten, M. v., Rufende Weiten. Köln, J. P. Bachem. Brosch. M. 3.60, geb. M. 4.60.

Kämpfer, Friedr., Der Tod und was dann? Berlin SW. 48, Friedrichstr. 242, Selbstverlag. 50 Pf.

Kriegshefte aus dem Industriebezirk. Heft 8: Schrödter, Die Eisenindustrie unter dem Kriege. Heft 9: Brandt, Wirtschaftskultur und deutsche Verwaltung der besetzten Gebiete in Feindesland. Essen, G. D. Baedeker. à 80 Pf.

Les Cruautés Bulgares en Macédoine Orientale et en Thrace 1912—1913. Athen, P. D. Sakellarios.

Loeb, Moritz, Eduards unselige Erben. Augsburg, Haas & Grabherr. M. 1.50.

Meurer, Dr. Christian, Der Lusitania-Fall. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. M. 2.—.

Perthes' Schriften zum Weltkrieg. Scholz, Heinrich, Der Krieg und das Christentum. Gotha, Fr. Andreas Perthes A.-G.

Polen, Wochenschrift für polnische Interessen. Nr. 29, 30, 31, 32, 33. 1. Jahrgang. Wien I, Wipplingerstr. 12, Red. d. „Polen".

Religionsgeschichtliche Volksbücher. Heft 19: Köhler, Der Weltkrieg im Lichte der deutsch-protestantischen Kriegspredigt. Heft 20: Bertholet, Religion und Krieg. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. 50 Pf., geb. 80 Pf.

Schwetschke, Dr. Eugen, Fürst Bismarck und sein Dichterfreund. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke Druck und Verlag G. m. b. H. 50 Pf.

Sengfelder, Bernhard, Starkutar der Schmied. Ein Schauspiel. Berlin, Robert Markiewicz. M. 2.—.

Straszewski, Dr. Moritz, Die polnische Frage. Wien IX, Alserstr. 50, Carl Herrmann. M. 1.20.

Technische Monatshefte. Heft 3 und 4. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. Vierteljährlich M. 1.25.

Thissen, Dr. Otto, Mit Herz und Hand fürs Vaterland. Köln, J. P. Bachem. Brosch. M. 3.60, geb. M. 4.60.

Weltkultur und Weltpolitik. Valentin Veit, Belgien und die große Politik der Neuzeit. Tomaschiwskyi, Stephan, Die weltpolitische Bedeutung Galiziens. München, F. Bruckmann A.-G. à 50 Pf.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

THE CONTINENTAL TIMES

hat

die größte Auflage

aller Zeitungen in englischer Sprache auf dem europäischen Kontinent

Hervorragende amerikanische Mitarbeiter, welche im In- und Auslande wohlbekannt sind, und das unentwegte Eintreten für Wahrheit und Gerechtigkeit machen die Continental Times zu einem geeigneten Organ, um bei dem englisch sprechenden Publikum im neutralen Auslande, namentlich in den U. S. A., zur Aufklärung beizutragen.

Vorzügliches Insertions-Organ.

14tägiges Probe-Abonnement kostenlos.

The Continental Times War-Book

eine Zusammenstellung wichtiger Artikel, die der Feder bedeutender Autoren, namentlich Amerikanern, entstammen.

Preis M. 1.–

The Continental Times Berlin W 50

3mal wöchentlich erscheinend Montag, Mittwoch und Freitag:

Abonnementsgebühr, auch Postabonnement, monatlich M. 2.–

Unentbehrlich sind in heutiger Zeit

ZEITUNGS-NACHRICHTEN

für Großindustrielle, Industrielle jeder Art, Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Verleger und sonstige Interessenten

Diese liefert **über jeden beliebigen Gegenstand** in Original-Ausschnitten sachgemäß ausgewählt und schnell das

Zeitungs-Ausschnitt-Bureau C. Freyer,

Prospekte und Tarife gratis. **BERLIN-Südende.**

Geschäftliche Mitteilung

Großer Bilderatlas des Weltkrieges. Unter diesem Titel beginnt soeben bei der F. Bruckmann A.-G. in München ein Kriegsbilderwerk zu erscheinen, das sich in Anlage und Aufbau von allen bisher veröffentlichten illustrierten Kriegsgeschichten wesentlich unterscheidet. Wie die Werkzeuge des Krieges, so haben sich auch die Mittel, ihn im Bilde darzustellen, zu großer Vollkommenheit entwickelt. Das zeigt sich an diesem Bilderbericht, der, nach den einzelnen Kriegsschauplätzen und innerhalb derselben chronologisch geordnet, in vollendeter Form die gewaltigen Vorgänge so deutlich und so erschöpfend wie möglich vor Augen führt. Der Atlas bringt nur Wirklichkeitsbilder; Phantasiedarstellungen sind ausgeschlossen. Das von Hermann Konsbrück bearbeitete Werk verzichtet mit voller Absicht auf umfangreiche Textbeigaben, die dem Wesen des Bilderwerkes widersprechen würden. Außer den Bildern werden wichtige Urkunden im Faksimile gegeben, die zusammen mit den Seitenüberschriften die zeitliche Folge der Ereignisse ausreichend erläutern. Dem unerhörten Lügenfeldzug unserer Gegner wird die gebührende Beachtung geschenkt; Stimmungsbilder aus dem Lager der Feinde ergänzen in willkommener Weise das Gesamtbild. Der erste Band des Werkes wird bis Weihnachten fertig vorliegen, der zweite erscheint im nächsten Jahr. Wir verweisen im übrigen auf den diesem Hefte beiliegenden illustrierten Prospekt.

Digitized by Google

Zwei wichtige Schriften über den Seekrieg

Soeben wurden ausgegeben:

„Lusitania". Von Hans Steinuth

Geheftet M 1.50

England und der U-Boot-Krieg. Von Hans Steinuth

Geheftet M 1.20

Der Verfasser, ein genauer Kenner der Verhältnisse, weist in der Broschüre „England und der U-Boot-Krieg" schon für die kurze Zeit der Dauer des U-Boot-Krieges nach, daß das deutsche U-Boot erreicht hat, was England in stolzer Unnahbarkeit sich nie träumen ließ: es vernichtete englische Kriegsschiffe, versenkte englische Handelsdampfer, rief Lohn-, Fracht- und Versicherungserhöhungen hervor, schraubte Lebensmittelpreise in die Höhe, warf den ganzen englischen Handel durcheinander usw.; das U-Boot veranlaßte, daß Englands Ansehen bei den Völkern als unumschränkte Beherrscherin der Meere erheblich abzubröckeln begann. Die andere Schrift ist dem „Lusitania"-Fall gewidmet, die neben den historischen Vorgängen (Warnung, Untersuchung usw.) auch die rechtlichen Fragen über Bewaffnung usw., und vor allen Dingen die Folgen eingehend beleuchtet. In beiden Schriften sind die verschiedenen amtlichen Dokumente, die in Sachen des U-Boot-Krieges und im besonderen des „Lusitania"-Falles zwischen den einzelnen Nationen gewechselt wurden, im Wortlaut mitgeteilt. Die immer fesselnde Darstellungsweise wirkt bei den schwierigsten und sprödesten Teilen der Materie niemals ermüdend.

Der Deutsche Krieg

Politische Flugschriften, herausgegeben von **Ernst Jäckh**

Erscheinen in zwanglosen Heften. Preis jedes Heftes 50 Pfennig

Neue Hefte:

55. **Theodor von Sosnosky,** Irredenta-Politik.
56. Prof. Dr. **R. Liefmann,** Bringt uns der Krieg dem Sozialismus näher?
57. **Richard Kiliani,** Der deutsch-englische Wirtschaftsgegensatz.
58. **Theodor Heuß,** Kriegssozialismus.
59. **Moeller van den Bruck,** Belgier und Balten.
60. **Prinz Olgierd Czartoryski,** Müssen Deutsche und Polen sich immer befehden?

Eine Stimme aus dem Kreise der Bezieher der Flugschriften-Sammlung

„Wenn ich die Unmenge von Literatur betrachte, die der gegenwärtige Krieg erzeugt hat, so muß ich offen gestehen, daß die von Jäckh herausgegebenen Flugschriften so ziemlich das Beste und Wertvollste sind, was in dieser Beziehung geschaffen wird. Ich habe sämtliche Bändchen mit größtem Interesse gelesen. Die starke Verbreitung der Flugschriften an Bahnhöfen und wo man sonst hinkommt, freut mich außerordentlich; denn es sind wahre Volksbildungsschriften nicht allein für den sogenannten einfachen Mann — auch für uns. Darum viel Glück den folgenden Heften."

(Dr. Rich. Rahner, Arzt und Schriftsteller in Gaggenau.)

Ein ausführlicher Prospekt über die Flugschriften-Sammlung „Der Deutsche Krieg" ist kostenlos von jeder Buchhandlung zu erhalten, auf Wunsch auch direkt durch die

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Digitized by Google

Digitized by Google

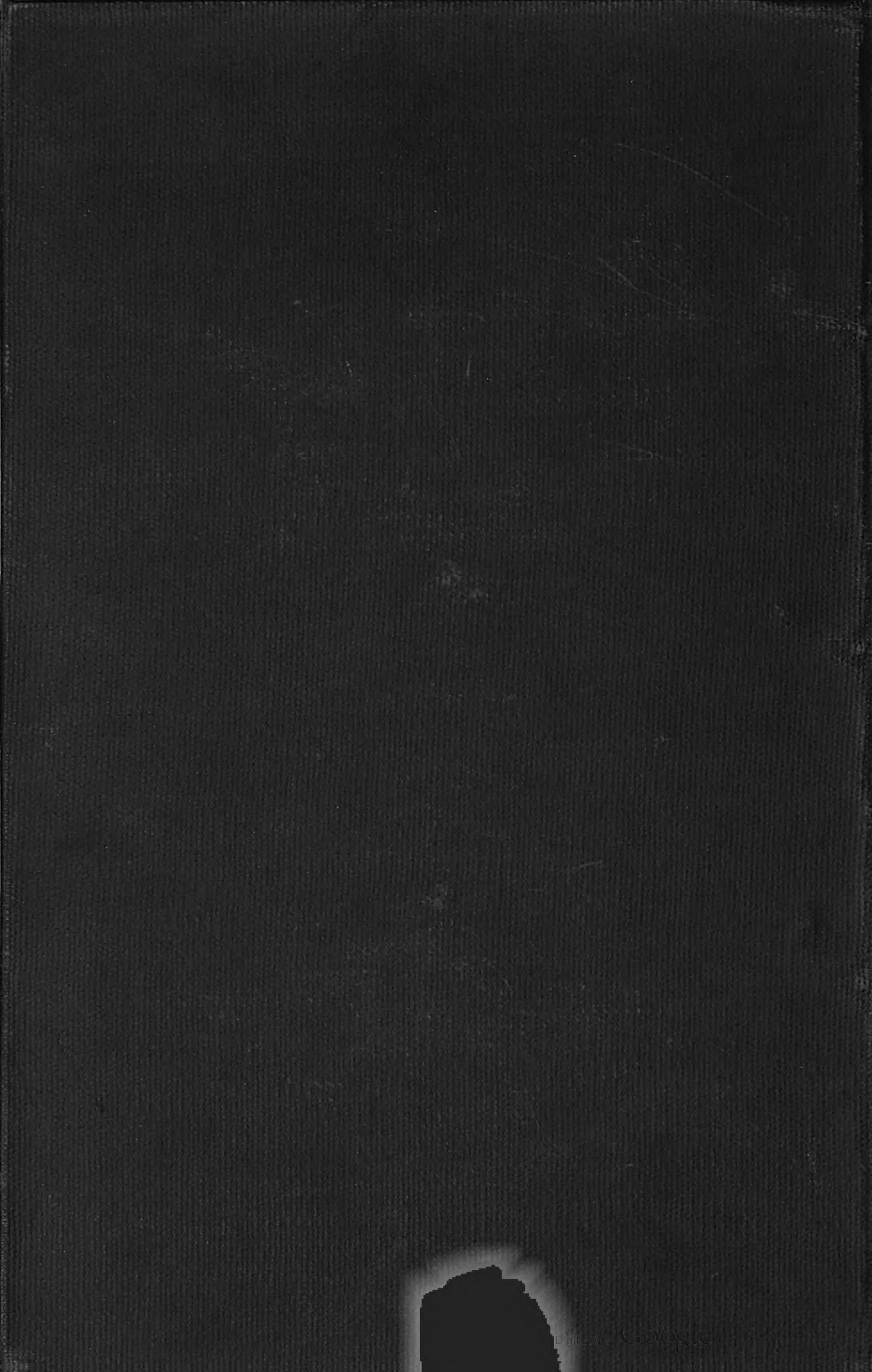
Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE JAN 5 1917

Digitized by Google